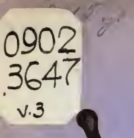
Freya



[redacted]

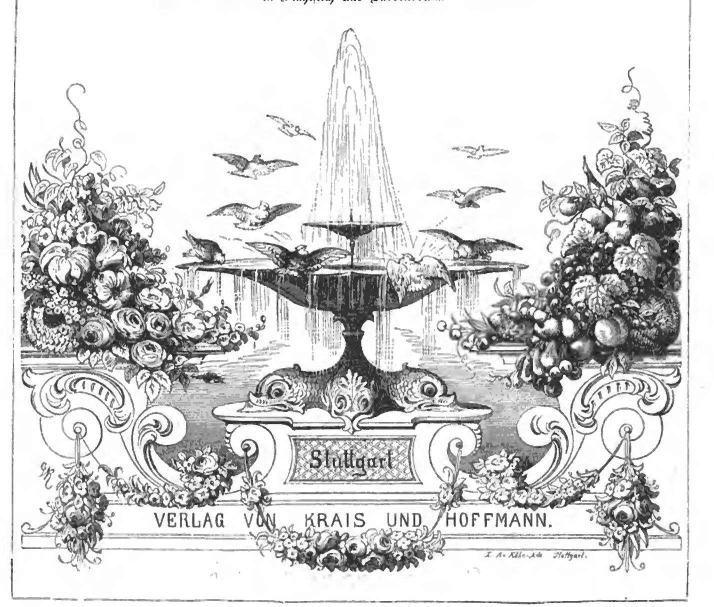
Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Illustrirte Blätter für die gebildete Welt.

Dritter Jahrgang. 1863.

Mit 100 Holzschnitten, 3 Musikbeilagen und 26 Kunstblättern
in Stahlstich und Farbendruck.



(RECAP)
C902
.3617 V.31 (x63)

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Text.

	Seite
Ambras, Schloß in Tyrol. Von Ed. Ille	20. 385
Amor von Rafael Mengs. (Mit Stahlstich)	131
Anekdoten. (Mit Vignette)	64
Arena, die, von Nimes. (Mit Abbildung in Farbendruck)	287
Arm und Reich	192
Arndt, Ernst Moritz. — Ein Charakterbild von Dr. Pressel. (Mit Porträt in Farbendruck)	9. 48
Auf der Alm. (Mit Stahlstich)	96
Auf der Düne. Erzählung von Fanny Lewald	232
Auflösung des Räthsels	96
Aufwartung, eine, beim Sultan	279
Aus dem Leben Haydns, Beethovens, Webers	262
Barometer, das. — Von Ph. Huber. (Mit Abbildungen)	30. 209
Beethoven. Aus seinem Leben	263
Besuch bei den Lappen von Karl Vogt	73
Besuch, ein, in Shakspeare's Geburtsort. (Mit zwei Abbildungen)	108
Betrüger, der, und der ehrliche Mann	259
Bettel-Soldat, der. Gedicht von Schubart	172
Bild, das verhängnißvolle. Erzählung von E. Delisle	198
Blücher, der deutsche Held. (Mit Porträtfigur in Farbendruck und Facsimile)	62. 90
Brach, Nicolaus van der. (Mit Porträt)	125
Briefe aus dem Orient. Von Max Eyth. (Mit Abbildungen)	129. 204. 326.
Carlyle, Thomas, der Vertreter deutscher Literatur in England. Von N. v. Hof. (Mit Porträt)	143
Castelli, Erinnerung an	95
Chiemsee, südwärts vom. Von Ludwig Loose	316
Colibri, die. (Mit Holzschnitt)	391
Delaroche, Paul. Ein Künstlerleben von Moritz Hartmann (Mit 2 Abbildungen)	5. 44. 313.
Dramatische Scenen. (Mit Vignette)	173
Eine Stunde im Leuchtthurm. Erzählung von M. Hartmann	136
Einheit, die, des Menschengeschlechts. Zwei wissenschaftliche Unterhaltungen von Dr. O. Köstlin	146. 308
Empfindlichkeit	396
Erlebtes und Bewährtes. (Mit Vign.)	192. 396
Essig-Ricke, die. (Mit Bild)	346
Fabeln und Parabeln aus dem arabischen Werke Calila wa Dimna. Von Ph. Wolff	257
Fackeln. Episode aus Ifflands Leben in Mannheim. Von E. Diethoff	174. 184
Fische, die drei	259
Freischärler, der. Eine Geschichte aus dem J. 1849	212
Frühreife, die	192
Füllhorn	31
Fußreisen in Südbayern. Von Ludwig Loose	316
Gallerie physiognomischer Originale. Von C. F. A. Kolb. (Mit Abbild.)	52. 346
Geheimnisse, die, des Kalenders. Von O. Fischer. (Mit Abbildungen)	116. 242. 321
Genf, die Umgebungen von. Von Dr. Moritz. (Mit Karte des Genfer-Sees und Abbild.)	276
Genoveva. (Mit Stahlstich)	64
Gespensterhaus, das. Von Eduard Bulwer. (Mit Initiale)	225. 280. 302
Giebelhaus, das alte. Novelle von F. Lewald (Mit Abbildungen)	1. 39. 59. 87. 104. 111
Göttliche Reminiscenz. Von Eduard Mörike. Illustrirt von E. Neureuther. (Mit Abbild.)	145
Gray's, Johanna, Hinrichtung. Von A. Wilhelmi. (Mit einem Bilde nach Paul Delaroche)	248
Größe in der Beschränkung	396
Handel, der stumme	124
Haydn, Joseph	262
Hölderlin, Erinnerung an. Von Eduard Mörike. (Mit Porträt)	337
Jäger, der, aus Kurpfalz. Eine Hofgeschichte von E. Diethoff. (Mit Abbild.)	97
Jedem das Seine. Von Eduard Mörike. Illustrirt von E. Neureuther. (Mit Abbild.)	61
Jungfrau von Orleans, die. (Mit 2 Abbild.)	177
Kalb, Charlotte von, die Freundin Schillers. Eine Lebensbeschreibung von J. C. A. Pfälzer. (Mit Porträt)	33. 83. 152. 185
Kartenlegerin, die. Von C. F. A. Kolb. (M. Bild)	163
Keplers Mutter im Hexenprozeß. Von Dr. Friedr. Pressel	158. 169. 190
Kometen, über die. (Mit Abbild.)	93
Krone, die eiserne, von Italien. (Mit Abbild.)	125
Lilien auf dem Grabe. Von K. L. (Mit Vign.)	124
Löwe, der, und der Hase	258
Löwe, der, und das Kameel	260
Ludwig I. von Bayern. (Mit Porträtfigur in Farbendruck und 4 Abbildungen)	132. 156
Luthers Humor	396
Mädchen, das, aus der Fremde. Humoreske von Theodor Hensel. (Mit Vign.)	220. 252
Maria von Brabant. Historische Erzählung von A. Wilhelmi	120
Marietta. Erzählung einer Französin. (Mit Vign.)	161
Messen, die Leipziger	155
Michelangelo's Leben und Werke. Geschildert von Adolf Stahr. (Mit Portr. und 3 Abbild.)	193. 235
Mord, der, im Schönbuch. Erzähl. v. W. Müller	54
Moses. (Mit Stahlstich nach Paul Delaroche)	16
Nebelmeer, das. Schilderung eines Genfers. (Mit Vignette)	14
Neues aus Pompeji	134
Normannenthurm, ein. (Mit Abbild.)	352
Ohio, der, sonst und jetzt. Von Tr. Bromme. (Mit Abbild.)	36
Peterskirche, die, in Rom. Von Lud. Gantter. (Mit Abbild.)	18
Pflanzenwelt, die	392
Philipp, der alte. (Mit Bild)	52
Pilatus, der. (Mit Ansicht in Farbendruck)	351
Publikum und Honoratioren. Von H. Reuchlin	94
Purpurthiere und Krokodile an der Küste v. Palästina	32
Räthsel. Von K. L. (Mit Vign.)	219
Räthsel von J. J. Rousseau. (Mit Vign.)	58
Recht, das, des Schönen	192
Reiher, der, und der Krebs	258
Reisebilder. Briefe aus dem Orient. Von Max Eyth. (Mit Abbild.)	129
Reliquien deutscher Dichter	288
Richard III. und die Söhne Eduards. (Mit Bild)	124
Rübezahl. Gedicht von Adolf Schöll. (M. Abb.)	256
Sänger, der, im Weißdorn. (Mit Abbild. in Farbendruck)	218
San Salvador	31
Schafe und Böcke	396
Schloß, das schwarze. Nov. v. N. v. Hof	289. 338. 353
Schuß, der Jerusalemer. Von Dr. Moritz. (Mit Vignette)	166

559164

[redacted]

Sohn, der, des Schusters. Eine Dorfgesch. (M. Vign.) 65
Soldatenbegräbniß, ein. Reise-Erinnerung von M. Hartmann. (Mit Vignette) 80
Sonette. Von Feodor Löwe 394
Sprüche von Kant 256
Stimmen, die, der Heimat. Von E. Diethoff . 47
Taube Blüthen. Von Ottilie Wildermuth 8. 42. 76
Tauben, die beiden. (Mit Abbild.) 257
Uhland, ein Stammbuchblatt 224
Unterhaltungen aus der Naturkunde. (Mit Abb.) 30. 209. 392
Völkerschlacht, die, bei Leipzig. Von Wilhelm Müller. (Mit Karte) 265. 297. 328. 370
Vor einer Rose. Gedicht von M. Meyr. (M. Vign.) 172
Vor hundert Jahren. Von C. F. A. Kolb. (Mit Stahlstich) 387
Wasserfall von Jakob Ruysdael. (Mit Abbild.) 131
Weber. Aus seinem Leben 264
Wie verschiedene Leute Angst hatten. Von M. Baumgärtner. (Mit Vign.) 100. 126
Wirthin, die, von Fischbach. Humoristische Erzählung von Ch. v. Gravenreuth 22
Zettel und Titania. Aus Shakspeare's Sommernachtstraum. Von Adolf Schöll. (Mit einer Scene in Farbendruck) 173

Holzschnitte im Text.

	Seite
Alexandrien. Ansicht	205
Almhütte im bayerischen Gebirge bei Marquardstein	317
Amor in einer Rose	172
Ankunft der Rebekka	305
Barometer, vier verschiedene 210.	211
Bei der Mühle	17
Blüchers Facsimile	92
Buchdecke	377
Carlyle, Thomas. Porträt	252
Colibri-Gruppe	389
Delaroche, Paul. Porträt	5
Einsiedler	301
Erzherzog Ferdinand, Gemahl der Philippine Welser	85
Essig-Ricke	349
Frühling	140
Grabstein eines Kindes, Füllung auf dem	376
Hölderlins Porträt	337
Im Salon	324
Initiale: Medusenhaupt	225
„ Mutter mit Kind	1
Jäger aus Kurpfalz	97
Jedem das Seine. Illustration von E. Neureuther	61
Jungfrau von Orleans	177
Kalb, Charlotte von. Porträt	33
Karte der Umgegend von Leipzig	268
Kartenlegerin, die	165
Kenilworth, Ruinen von	109
Komet von 1843	93
Krone, die eiserne, von Italien	125
Landschaft, italienische	373
Leamington, in Warwick. Ansicht	108
Lilien auf dem Grabe	124
Ludwig I. von Bayern. Porträt	132
„ „ „ in ganzer Fig.	156
Ludwigs Reiterstatue in München	133
Marietta	161
Michelangelo. Porträt mit Unterschrift	193
Mondnacht auf dem Ohio	37
Moses-Statue von Michelangelo	197
Mutter des Erlösers. Von P. Delaroche	45
Normannenthurm in Bury St. Edmunds	333
Nußknacker, 2 Vign. 58. 96. 219.	256
Peterskirche in Rom	13
Peterskirche in Rom; Michelangelo's Entwurf	241
Pferde, wilde, in der Ukraine	365
Philipp, der alte	53
Propyläen in München	157
Rathhaus zu Breslau	81
Reisebilder. Allegorie	129
Reminiscenz, göttliche. Illustr. von E. Neureuther	145
Richard III. u. die Söhne Eduards	101
Rübezahl. Illustration von E. Neureuther	229
Scene am Weihnachtsabend	69
Schloß Ambras in Tyrol . 29.	385
Schloß, das schwarze	289
Schüler, der gelehrige	77
See von Llanberis m. d. Snowdon	341
Seltsame Eskorte	189
Sohn, der, des Schusters	65
Sommerzeit	357
Sonne, Größenverhältniß der, und der Planeten	244
Spanischer Blumenhändler	213
Steg, der gefährliche	285
Tauben, die beiden	257
Trachten in Wales (England)	293
Van der Brach. Porträt	113
Vignetten: Anekdoten 64. Bauernhof 320. Bruthenne am Wasser 128. Dramatische Scenen 173. Erlebtes und Bewährtes 192. Füllhorn 31. Geheimnisse des Kalenders. Jan. — März 117. April—Juni 321. Kopf mit Arabesken 231. Lyra mit Eichen- und Lorbeergewinde 220. Pensées und Nelken 151. Ruine am Meer 15. Schiff auf dem Meere 82. Segelnde Schiffe 160. Stab mit Blumenguirlande 217. Teich mit Lotosblumen 168. Unterhaltungen aus der Naturkunde 30. 209. Weintraube am Thyrsusstab 307. Weintrauben 171.	
Vision der Jungfrau von Orleans	181
Vittoria Colonna, die Freundin Michelangelo's	237
Vollmond, von der Erde aus gesehen	245
Wasserfall. Von Ruysdael	149
Welser, Philippine. Porträt	21
Zigeuner in Ungarn	261
Zusammenfluß von Arve und Rhone	277

Stahlstiche, Ton- und Farbendrücke.

1. Moses, nach P. Delaroche. Stahlstich.
2. Blücher. Farbendruck.
3. Genoveva, nach G. Wappers. Stahlstich.
4. E. M. Arndt. Farbendruck.
5. Die Vertrauten. Tondruck.
6. Auf der Alm, nach A. Braith. Stahlstich.
7. Der Steifbettler. Tondruck.
8. Der Kirchgang, nach Rothbart. Stahlstich.
9. Ein Fruchtstück, nach Prof. M. Tettelbach. Farbendruck.
10. Amor, nach R. Mengs. Stahlstich.
11. Ludwig I. von Bayern, nach Kellerhofers Oelgemälde. Farbendruck.
12. Der blinde Spielmann, nach K. Browne. Stahlstich.
13. Ein Sommernachtstraum. Tondr.
14. Die kleine Näscherin, nach A. Braith. Stahlstich.
15. Der Sänger im Weißdorn. Farbendruck.
16. Die Cypressen des Michelangelo. Farbendruck.
17. Johanna Gray's Hinrichtung. Tondruck.
18. Schusters Erdenwallen, nach A. Fraser. Stahlstich.
19. Karte des Genfersees. Farbendruck.
20. Die Arena in Nimes. Farbendruck.
21. Der Edelknabe. Stahlstich nach J. David.
22. Freie Kunst. Farbendruck.
23. Grablegung Christi. Stahlstich nach Jalabert.
24. Ansicht des Pilatus, und Hergiswyl. Farbendruck.
25. Vor hundert Jahren. Stahlstich.
26. Im Hochgebirg. Farbendruck.

Musik.

Pastorale für das Klavier von Otto Scherzer.
Mädchenlieder von Emanuel Geibel. Komponirt für eine Mezzo-Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte von August Walter.
Canzonetta für das Pianoforte. Komponirt von Wilhelm Speidel.

Das alte Giebelhaus.

Novelle von **Fanny Lewald.**

Wer einmal in unserer Stadt gewesen ist, der kennt auch das Haus an der rechten Seite des Marktes, das die Ecke der schmalen Straße bildet, und das jetzt noch das einzige alte Giebelhaus auf dem ganzen Platze ist. Es hat nach dem Markte hin, an seiner Frontseite, freilich nur drei Fenster, aber dafür ist es sieben Stockwerke hoch und verläuft sich mit seinen Böden und kleinen Bodenfenstern in einen vielgezackten spitzen Giebel. Auf dem Giebel ist eine Windrose und über der Windrose erhebt sich noch eine schöne, hohe Wetterfahne, und über der Wetterfahne der Blitzableiter mit seiner goldenen Spitze, so daß es aussieht, als wolle das Haus gar kein Ende nehmen. Dafür aber, daß es oben so gar spitz zuläuft, ist es unten um so tüchtiger und massiver gebaut. Das schwere Fundament, das steinerne Portal mit seinen Arabesken und Figuren, die breiten, ebenfalls steinernen Fenstereinfassungen, die weit vorspringenden eisernen Gitter vor dem untern Geschosse, sind recht für die Dauer geschaffen und nebenbei auch reich verziert; ja selbst der große Thürklopfer von Messing hat einen Greifenkopf und Flügel, und man kann es ihm und der ausgetretenen Thürschwelle ansehen, daß seiner Zeit viel Verkehr in dem Hause gewesen ist.

Das muß aber lange her sein, denn seit das Haus unter dem Namen des alten Hauses bekannt ist, das heißt seit der Zeit, in welcher die andern Häuser am Markte allmälig modernisirt und umgebaut wurden, sind seine Bewohner auch wunderliche Leute gewesen bis auf die jetzige Generation herab, und es bliebe schwer zu sagen, ob die Eltern und Großeltern des gegenwärtigen Besitzers das Haus nicht umbauen ließen, weil sie sonderbare Menschen waren, oder ob sie so absonderlich wurden, weil sie in dem alten, vieltreppigen und winkligen Hause lebten.

Zu Anfang des Jahrhunderts gehörte nämlich das Haus noch der Senatorin, einer wahren Kernfrau, die recht eigentlich Herrin in ihren vier Pfählen war. Sie hatte mit ihrem Manne, obschon er außer dem Hause seine eigenen Wege ging, ein ganz exemplarisches Leben geführt und ihm und ihrem Sohne und ihrer Tochter im Hause nichts durchgehen lassen, was nicht ganz und gar nach ihrem Sinne war. Man erstaunte ordentlich, als der Senator sich eines Tages die Freiheit nahm, in seinem Hause mit Tod abzugehen, da er doch wußte, daß seine Frau darüber traurig sein würde, und es schien auch beinahe, als hätte sie ihm das übel genommen, denn sie tröstete sich leichter und vergaß ihn schneller, als man es irgend für möglich gehalten hatte. Die Ordnung des Nachlasses und die Sorge für ihre Kinder, sagte sie, ließen ihr nicht viel Zeit zum Trauern, es müßte doch Einer da sein, der den Kopf auf dem rechten Flecke behalte und die Zügel in die Hand nehme.

Die hatte sie nun freilich immer in Händen gehabt, und es war also in dieser Beziehung bei dem Tode ihres

Mannes gar nichts Neues vorzunehmen, aber die Senatorin wollte die Zügel wo möglich doch noch ein bischen kürzer fassen, damit Sohn und Tochter, die jetzt zu Vermögen gelangt waren, nicht etwa auf den Einfall kommen könnten, ihrer Herrschaft zu entwischen. Indeß eine solche Absicht lag den Beiden wirklich fern, sie hatten die Tyrannei der Mutter von Jugend auf ertragen und sich darein, Jedes auf seine Weise und nach seiner Natur, gefügt. Mamsell Philippine, ganz so herrschsüchtig und ganz so kräftig, wie die Mutter, hatte sich in ihrer ersten Jugend schwer darein gefunden, keinen eigenen Willen haben zu dürfen. Als ihr Vater starb, war sie es aber schon seit einer Reihe von Jahren gewohnt, neunundzwanzig Jahre alt zu sein und mit ihrem wie in Holz geschnittenen Lächeln den Leuten zu versichern, daß sie nur für ihre Mutter lebe und sich niemals von ihr trennen werde. Das mußte abschreckend wirken, wenn ja einmal ein Mann den Gedanken faßte, Mamsell Philippine zu seiner Gattin zu erwählen. Denn eine energische Frau zu nehmen, wenn er daneben noch eine energische Schwiegermutter in den Kauf bekommt, dazu hat nicht jeder Mann den Muth. Philippine wurde also in dem Leben für ihre Mutter nicht gestört, und auch der Sohn, der Prokurator, war, wie er immer sagte, ebenfalls nur für seine Mutter da, was ihn freilich gar nicht abhielt, auch, wie sein Vater es gethan, recht heiter für sich selbst zu leben, wenn er nicht zu Hause war. Und ein Prokurator hat doch Geschäfte und kann nicht immerdar in seiner Wohnung und neben seiner Mutter sitzen.

Die Senatorin ließ das ruhig gehen. Sie war ganz zufrieden, wenn der Sohn, der viel gefügiger war, als ihre Tochter, nur bei ihren Mahlzeiten nicht fehlte, wenn er sie und seine Schwester sonntäglich in der alten Karosse zur Kirche begleitete, wo sie den großen Stand gerade über von der Kanzel hatten, und wenn er gar nicht daran zu denken schien, daß es jemals anders werden oder daß überhaupt irgend Etwas anders sein könne, als es eben war. Sie wußte zu sehen, zu hören und zu schweigen, wie's ihr eben paßte, und scharfblickend oder kurzsichtig zu sein, je nach Bedarf; vorausgesetzt, daß äußerlich nur Alles respektabel herging, denn die Respektabilität der Familie ging ihr über Alles, und was nicht respektabel war, das fand vor ihrem Urtheil kein Erbarmen, obschon sie sonst nicht allzustreng war. „Man muß der Jugend Etwas nachsehen!“ sagte sie dem alten Diener, dem es nicht bequem war, spät zu wachen, wenn der Prokurator lange ausblieb; aber Mamsell Philippine durfte von der Nachsicht ihrer Mutter für den Bruder nichts erfahren. Sie sollte es nicht lernen, daß man in gewissen Fällen nachgeben und schweigen muß, wo man herrschen und das Wort behalten will.

Man lebte auf solche Weise äußerst ruhig im Hause der Senatorin. Es war alles Liebe, alles Rücksicht und gute Form und Sitte, und so blieb es auch, als sie endlich starb. Bruder und Schwester blieben beisammen, als ob sich das von selbst verstände, nur daß Jedes von ihnen sich etwas mehr herausnahm, als zu Lebzeiten ihrer Mutter. Das kam Mamsell Philippinen am meisten zu Gute. Sie hatte neben dem Charakter der Senatorin eine gewisse gefühlvolle Ader von dem Vater geerbt, welche die Mutter streng niederzuhalten gewußt. Weil aber der Mensch doch auch Etwas für sich selber sein und ein wenig Freiheit, wenn auch nur in seinen Träumen, haben will, so hatte Mamsell Philippine sich gewöhnt, bei Allem, was sie that, sich in eine besondere Rolle zu versetzen, und sich in dieser vor sich selber aufzuputzen, wie der Anlaß sich ihr eben darbot. So lange die Hand der Senatorin auf ihr gelegen, hatte sie sich mit selbstgefälliger Emphase, bei den einfachsten Leistungen, in die Rolle der guten Tochter geworfen. Jetzt verwandelte sie sich augenblicklich in die gute, selbstvergessene Schwester, und dieser Rollenwechsel kostete nicht eben große Mühe, denn der Prokurator verlangte gar nichts weiter, als die alte Ordnung in seinem Hause zu finden, und so viel außerhalb desselben leben zu können, als es ihm gut dünkte. Mamsell Philippine hatte also keine wesentlichen Metamorphosen mit sich vorzunehmen. Sie setzte sich von dem Mittelfenster, an dem sie immer ihren Platz gehabt, nun an das Eckfenster, an welchem die Senatorin bisher gesessen hatte, weil man von diesem aus am besten sehen konnte, wenn der Prokurator das Haus verließ und wenn er wiederkehrte; sie schwieg und ließ ihn seiner Wege gehen, wie die Mutter das gethan hatte; der alte Diener berichtete jetzt auch gar nichts mehr, denn der Prokurator war sein Herr geworden, und im Uebrigen blieb Alles wie zuvor. Der Bruder war ganz damit einverstanden, wenn Mamsell Philippine ihre guten Bekannten zu einem Partiechen und zum Kaffee einlud, und sie fand es in der Ordnung, wenn der Bruder Abends zu seinem Spielchen ausging. Es störte sie auch nicht, daß er in der Regel lange fortblieb; er war Herr, Alles zu thun und zu lassen, wie's ihm gut däuchte, sie legten einander beide nicht das Geringste in den Weg. Der Geist der Mutter, der Geist der innigsten Familienliebe und der strengsten Respektabilität schwebte über ihnen und über ihrem Hause, und es wäre wahrscheinlich so ruhig und so friedlich fortgegangen bis an ihr Lebensende, wenn die Kriegsjahre nicht die ganze Welt in Aufruhr versetzt und damit auch in das Haus der Senatorin, denn so nannte man es noch immer, Unruhe und Verwirrung gebracht hätten.

Alles kam in Unordnung. Die besten Zimmer, das ganze erste Stockwerk mußte der Einquartierung preisgegeben werden; auf den stillen Treppen klapperten die Schleppsäbel; heute hörte man französisch sprechen und morgen italienisch reden oder deutsch von fremden Zungen radebrechen, und als dann gar die französische Retirade durch die Stadt ging, und Russen und Preußen ihnen folgten, daß man vor Freude und vor Sorge und Mühe kaum zum Bewußtsein kam, da war das ganze Leben der Menschen so zu sagen völlig außer Athem gekommen. Man mußte, als die Siegesglocken läuteten und die Dankgebete für den wiedergewonnenen Frieden gesungen wurden, stehen bleiben und sich besinnen und Luft schöpfen, ehe man wieder in das alte Geleise gelangen konnte, in das Mancher sich gar nicht mehr hineinzufinden wußte.

Die Menschen hatten sich so sehr an einen fortdauernden Wechsel der Dinge und an Hast und Unruhe gewöhnt, daß sie sich ordentlich wunderten, als Mamsell Philippine mit einem Male wieder anfing, auf dem Platze der Senatorin an dem Fenster zu sitzen, aus dem inzwischen der französische General mit seiner schönen Geliebten, und dann

Graf York mit seinen klugen Augen und zuletzt der tolle russische Kosaken-Obrist herausgesehen hatte, der einen Kalmucken und einen Tataren zu Bedienten gehabt. Die Leute blickten ganz erstaunt zu Mamsell Philippine hinauf, und wie sie so da saß, merkten sie erst, daß Mamsell Philippine sich ganz verwandelt hatte. Sie trug nicht mehr die steife Frisur, die seit ihrer ersten Jugend nicht geändert worden war, sie sah auch lange nicht mehr so ernst und regelrecht aus, wie zu Zeiten ihrer Mutter. Von den Seiten ihres Kopfes fielen lange Schmachtlocken auf ihren Busen hernieder, sie hatte die silberne Alliance-Kette mit den kleinen Erinnerungsmedaillen an die Siege der Alliirten um den Hals gehängt, ein sanftes, wehmüthiges Lächeln schwebte immer auf ihren schmalen Lippen, und ihre Augen suchten in wundersamem Aufschlag jenseits der Wolken ein Etwas, das sie auf der Erde nicht gefunden zu haben schienen.

Der und Jener fragten sich, was ihr wohl geschehen sein möge? Eine und die Andere besann sich, daß Mamsell Philippine sich viel mit einem alten Artilleriehauptmann zu schaffen gemacht habe, der in dem Hause im Quartier gelegen hatte, und es konnte nach der allgemeinen Meinung ihrer Bekannten nur auf diesen gehen, wenn Philippine seufzend von den Opfern des Krieges sprach, und von der unheilbaren Wunde, welche ihrem Herzen durch den Krieg geschlagen worden sei. Da sie aber im Grunde nichts zu erzählen hatte und immer sehr verwirrt und verletzt schien, wenn man sie fragte, was ihr denn begegnet sei und wen sie eigentlich so besonders betraure, so wurde man es bald müde, sich um sie zu kümmern, und ließ es bei dem Glauben bewenden, daß sie sich nach ihrer alten unwahren Weise eine unglückliche Liebesgeschichte zum Zeitvertreib erfunden habe. Es gab damals so viele unglückliche Bräute, so viele trostlose Frauen und Mütter, die dem Grame um wirkliche Verluste erlagen, daß man sich um eingebildete Liebesleiden nicht bekümmerte, und der Herzensgram hatte im Ganzen keinen schlimmen Einfluß auf die gute Philippine. Im Gegentheil, sie befand sich wohl dabei, denn sie hatte damit eine neue bestimmte Haltung für sich gefunden; sie war nicht mehr die alte Jungfer, sie war eine untröstliche Braut, so gut wie viele andere, sie war eine deutsche Jungfrau, die ihren Geliebten in dem Kampfe für das Vaterland verloren hatte, und es war eine Ehrensache für sie, ihren Erinnerungen als deutsches Mädchen bis an ihr Lebensende treu zu bleiben.

Niemand widersprach ihr, und es mochte von ihrer Seite auch wohl irgend eine stille Liebe für einen ihrer Einquartierten obgewaltet haben, denn sie war in der That viel weicher und umgänglicher geworden, als sie je gewesen war, aber der Schein der Lächerlichkeit haftete von früher her an ihr und ein solcher Anstrich verwischt sich nicht leicht. Sie hielt übrigens dem Prokurator das Haus nach wie vor in Ordnung, ließ ihn seine Wege gehen, that den armen aus dem Kriege heimgekehrten Invaliden manches Gute, kaufte viele Liebeslieder und lyrische Gedichte, und daß sie immer einen Kranz von Vergißmeinnicht auf ihrem Fensterbrette stehen hatte, daß sie in ihren Jahren noch Unterricht im Guitarrespielen zu nehmen begann, um schöne, gefühlvolle Lieder im Mondenscheine am offenen Fenster singen zu können, das störte im Grunde Niemand. Der Prokurator war um diese Zeit nicht zu Hause, und bis auf die Straße hinunter war Philippinens Stimme nicht zu vernehmen. Kurzum, sie hatte sich in der deutschen Jungfrau ganz gemüthlich eingerichtet, und es war nicht abzusehen, daß Jemand sie in derselben stören sollte.

Indeß, es gibt für den kurzlebigen Menschen nirgends ein dauerndes Glück, und sein Schicksal weiß ihn oft von einer Seite zu verwunden, von der er es am wenigsten vermuthet. Mamsell Philippine saß eines Abends still vergnügt mit ihrem Liebesleid am Fenster. Vor ihr standen der unverwelkliche Vergißmeinnichtkranz und der Myrthenstock, der nur einmal geblüht hatte und seitdem nicht wieder blühen wollte, sie hatte das blaßblaue Band ihrer Guitarre um den Nacken geschlungen und fing an das Präludium zu ihrem Lieblingsliede „Thekla eine Geisterstimme“ zu spielen, als ganz unerwartet die Thüre sich öffnete, und nicht ein verklärter, seliger Geist, sondern der Prokurator in ihr Zimmer trat.

Das war um diese Zeit etwas ganz Unerhörtes, auch mußte etwas Besonderes geschehen sein, denn er ging nicht, wie er sonst immer that, gerades Weges auf das Sopha zu, sondern er holte sich einen Stuhl, stellte ihn unten neben den Fenstertritt hin, auf welchem Philippine ihren Platz hatte, und setzte sich nieder. Der Mond schien in die Stube hinein, sie konnten einander erkennen und sehen wie am hellen Tage. Das war dem Prokurator ungelegen. Er rückte seitwärts, und wie er sich dann mehr im Schatten befand, sprach er: „Sage mir um Gotteswillen, Schwester, was soll das mit Dir werden! Ich sehe nun seit Jahr und Tag Dein Thun und Treiben ruhig an, indeß jedes Ding muß einen Grund und auch ein Ende haben. Was ist Dir geschehen, und um wen klagst und seufzest Du denn immer?“

Mamsell Philippine wollte auffahren, denn es war Blut vom Blute ihrer Mutter in ihr, aber sie besann sich, daß Dulden und Schweigen das Loos des Weibes sei, und mit einer Selbstbeherrschung, in der sie sich sehr erhaben erschien, sprach sie: „Laß mir mein still Geheimniß, Gabriel; wage ich doch niemals, Deine Seele anzutasten.“ — Sie seufzte dabei wieder, sah gen Himmel, und sie hatte sich eigentlich bei der Hindeutung auf ihren Bruder nicht das Mindeste gedacht.

Ihm aber kam diese Redewendung sehr gelegen, denn als guter Advokat schnell bei der Hand, sich den Vortheil zu Nutzen zu machen, der ihm dargeboten wurde, sagte er: „Du weißt es also?“

„Was denn?“ fragte Mamsell Philippine.

„Weßhalb ich zu Dir komme und was ich Dir mitzutheilen habe?“

„Du mir? Wie sollte ich?“ entgegnete die Schwester und legte, halb neugierig und halb von einer unheimlichen Ahnung überschlichen, ihre Guitarre aus der Hand.

„Ich wollte Dich ersuchen, vom nächsten Monat ab wieder die Zimmer im obern Stocke zu beziehen, die Du zu Zeiten unserer Mutter inne gehabt hast“, bedeutete sie der Prokurator. „Diese vorderen Zimmer im ersten Stockwerk brauche ich.“ — Er war hastig in seiner Rede und bediente sich nicht der ihm sonst zur Gewohnheit gewordenen höflichen Wendungen. Das mußte Etwas bedeuten,

denn ein Mann in den Vierzigen läßt nicht leicht von seiner Weise; und die Schwester legte sich die Sache auch sehr schnell zurecht. Er mußte Etwas vorhaben, wobei er ihren Widerstand erwarten konnte, und deßhalb wollte er gleich mit fester Entschiedenheit beginnen, damit er nachher seinen Ton nicht erst umzustimmen brauchte. Er dachte auch wirklich: die beste Deckung sei der Hieb. Aber er kannte anscheinend jene Taktik der Frauen noch nicht, die dem Hiebe auszuweichen und damit die männliche Kraftanstrengung zu einem lächerlichen Schlag in's Blaue umzuwandeln weiß.

Kampfgerüstet saß der Prokurator da, wider sein Vermuthen tönte ihm jedoch nur ein sanftes: „Wie Du es wünschest, lieber Gabriel" entgegen, und um ihm ihre Ergebung und die Härte seines Tones noch deutlicher zu machen, setzte Philippine demüthig hinzu: „Das Haus ist Dein, ich bin ja seit der Mutter Tode nur ein Gast in Deinem Hause."

Der Prokurator schlug sich ärgerlich mit der Hand auf das Knie. „Verfluchte Sanftmuth!" brummte er leise, denn nun hatte er die Mühe des Anfangens noch einmal. Er überlegte, wie er das zu machen habe, und Mamsell Philippine hätte nichts Klügeres thun können, als sich ganz abwartend zu verhalten; aber die Neugier brannte sie wie mit Nesseln, daß sie nicht ruhen und nicht rasten konnte. Die Sekunden des Schweigens regten sie auf, daß das Herz ihr klopfte und es ihr in den Fingern zuckte, bis sie, die Pein zu enden, sich mit der Frage hervorwagte: „Du denkst doch nicht daran, Dein Bureau in die Stube zu verlegen, in der unsere Mutter selig sich aufgehalten hat?"

„Gott bewahre!" rief der Prokurator, und einen Anlauf nehmend, wie Einer, der über einen Graben wegzusetzen hat, sprach er schnell und laut: „Das stille Leben hier im Hause ist mir widerwärtig, ich will heirathen!"

Es war ihm wohl, daß er es ausgesprochen hatte. Er knüpfte sich die Weste auf, fächelte das Jabot hin und her, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und erhob sich dann, um mit munteren Schritten hin und wieder zu gehen, als wäre nichts Außerordentliches vorgefallen.

Mamsell Philippine konnte keine Fassung, keine Worte finden. „Bruder! Gabriel! Prokurator!" rief sie endlich aus, und der Ton ihrer Stimme hätte ein weniger festes Herz, als das des Angeredeten, erschüttern müssen. „Du? Du könntest so Etwas thun?"

Der Prokurator zuckte verdrießlich mit den Schultern. Er mochte von der Schwester nicht ertragen, was er von der Mutter hingenommen hatte. „Du solltest froh sein," meinte er, „daß ich endlich an mich denke und mir das Leben angenehm zu machen wünsche. Aber urtheile darüber, wie Dein Herz Dir's eingibt; so viel steht fest, morgen werde ich in der Kirche aufgeboten, und heute in vier Wochen sitzt hier meine Frau am Fenster, die zu lieben oder nicht zu lieben, die gut oder übel zu empfangen ganz und gar in Deiner Macht steht, wie es denn in meiner Macht liegt, je nach Deiner Weise meine Maßregeln zu nehmen."

Mamsell Philippine erkannte den Bruder in dieser Stimmung, in dieser herrischen, heroischen Haltung gar nicht wieder. Er mußte eine sonderbare Wahl getroffen haben, weil er sich im Voraus anschickte, sie zu vertheidigen, und bebend vor Besorgniß und vor Zorn fragte sie: „Wer ist's? Wer ist es denn?"

„Du kennst sie! Ich heirathe unsere Nachbarin!" — Er nannte ihren Namen nicht.

„Herr Gott im Himmel!" rief Mamsell Philippine aus, „die Französin? die Feindin unseres Vaterlandes? die Konditorin?"

„Höre, Philippine, bringe mich nicht in Harnisch!" sagte der Prokurator. „Marion ist jung, ist schön, hat sich, seit ihr Mann hier während des Krieges starb, anständig ernährt, ich habe sie seit drei Jahren alltäglich und an jedem Abende besucht —"

„O, das weiß ich!" rief die Schwester.

„Nun, so kann Dich's doch nicht wundern! Und kurz und gut, heute in vier Wochen ist Marion meine Frau und Herrin dieses Hauses. Das Uebrige mache mit Dir selber ab."

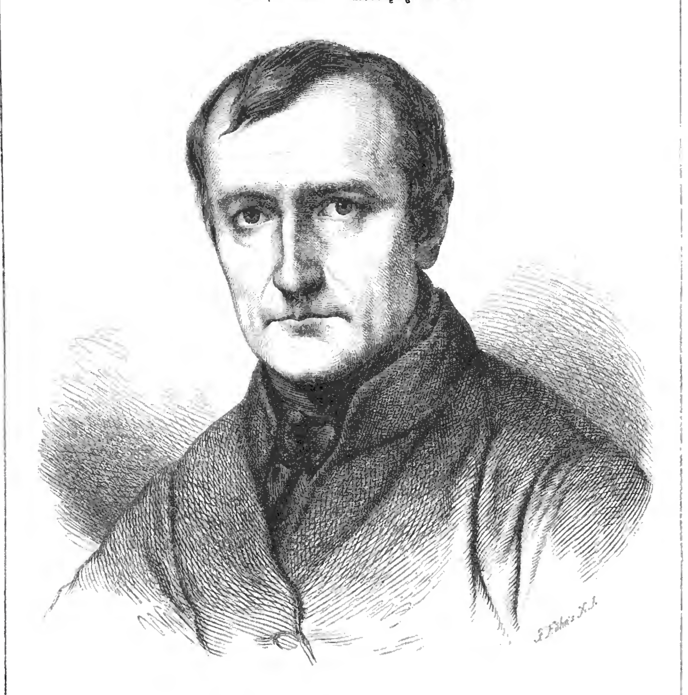
Er ging hinaus, pfiff die Melodie des Liedes: „Bei Männern, welche Liebe fühlen," vor sich hin, und Philippine saß im Mondenschein allein, um, wie der Bruder sie geheißen hatte, das Uebrige mit sich selber abzumachen.

Verwundert war sie ganz und gar nicht, sie hatte das lange kommen sehen, alle Welt hatte auch längst davon gesprochen, aber Philippine hatte nur keine andere Art und Weise gewußt, ihrem Bruder ihren Zorn zu zeigen, als durch ein erheucheltes Erstaunen, obschon zu diesem eigentlich gar kein Anlaß aufzufinden war. Denn der Prokurator besaß Vermögen genug, um eine unbemittelte Frau heirathen zu können, und es lebte Niemand in der Stadt, welcher der kleinen Französin hätte Böses nachsagen können. Ihr Mann war während des Krieges als Regimentszahlmeister mit den Kaisergarden nach Rußland gezogen, war dort umgekommen, und da der Wittwe das Geld zur Heimkehr nach Frankreich mangelte, hatte sie angefangen, Früchte zu kandiren, und mit der Rührigkeit, welche den Frauen ihres Volkes eigen ist, so fleißig gearbeitet und ihre Geschäfte so geschickt geleitet daß sie eine kleine Konditorei eröffnen konnte, in welcher die Männer gern verkehrten, weil die Heiterkeit und die guten Manieren von Madame Marion, wie man sie nannte, Jedermann angenehm unterhielten. Reich war sie dabei in den paar Jahren natürlich nicht geworden, indeß sie hatte zu leben gehabt, hatte sich und ihre Gäste munter und bei guter Laune erhalten, und es darüber allmälig zu vergessen gesucht, daß sie einst bessere Tage gekannt hatte und daß man es ihr in Paris nicht an der Wiege vorgesungen, auf welche Weise sie einst in dem fernen Deutschland ihr Brod erwerben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Delaroche.

Ein Künstlerleben von **Moritz Hartmann.**



Die Restaurationszeit gilt den Franzosen für eine Epoche der Schmach, und mit Recht. Mit den fremden Heeren brachte sie eine Dynastie wieder auf den Thron, die der Nation fremd geworden war, und mit dieser Dynastie kam ein gewaltiger Haufe adeliger Schmarotzer zurück, welche Frankreich für die Treue, die sie dem König erwiesen und für den Verrath, welchen sie am Vaterlande geübt, mit gewaltigen Summen bezahlen mußte, während Hunderte von Millionen als Kriegsentschädigung in's Ausland wanderten. Diese

heimgekehrten Emigranten, in Verbindung mit einigen Verräthern, die sich rechtzeitig den Fremden und den Bourbonen anzuschließen wußten, und noch enger verbündet mit den „Congregationen", d. i. den jesuitischen Gesellschaften, nahmen die Zügel der Regierung in die Hand, und es begann der sogenannte „weiße Schrecken" la terreur blanche, die offiziellen Morde, die Prevotalgerichtshöfe, die Verfolgungen und Massacres der Protestanten, und es folgten Ministerien, wie Decazes, Villèle, Polignac ꝛc. Das ganze Streben ging dahin, eine Geschichte von dreißig Jahren ungeschehen zu machen, eine Geschichte, die zur Hälfte glorreich für die ganze Nation, ja für die Menschheit, zur Hälfte ruhmvoll für die Franzosen gewesen, und Grundsätze aus der Welt verschwinden zu machen, die, mit ungeheuren Opfern erkauft, in Fleisch und Blut übergegangen waren. Die Nation, die vor fünfundzwanzig Jahren der Welt erhabene Gesetzestafeln entgegengehalten und sie die Verwirklichung der menschlichsten Philosophie hoffen ließ, die noch vorgestern diese selbe Welt mit ihren Waffen beherrschte und ein Reich gegründet hatte, das größer war, als das Karls des Großen, diese Nation fühlte sich auf's tiefste gedemüthigt. Aber diese Zeit der Demüthigung war, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, das Mistbeet, in dem die Keime Kraft schöpften, um sich später in der Julisonne als glänzende Blüthen zu entfalten.

Der dritte Stand, und mit ihm der Gedanke, den er vertrat, sollten wieder so viel als möglich in den Hintergrund gedrängt werden; beide aber beharrten in der Empörung, die sie vor zwei Menschenaltern begonnen. Die edelsten Geister suchten den verlorenen Ruhm ihrer Nation wieder zu gewinnen, und da Schlachtfeld, Tribüne, Gesetzgebung verbotene Gebiete waren, suchte man Felder der Thätigkeit, die eine solche Regierung nicht einhegen und unzugänglich machen konnte. Es erwachte ein Wetteifer, eine geistige Strebsamkeit in Künsten und Wissenschaften, die uns heute, wenn wir zurückblicken und das Ganze überschauen, beinahe fieberisch erscheinen, und die uns um so besser gefallen, als sie sich auf friedlichen Gebieten, nicht, wie die gloire de l'empire, auf Kosten anderer Nationen geltend machten, ja zum Nutzen und Schmuck, nicht nur Frankreichs, sondern der ganzen civilisirten Welt gereichten. Abgesehen von den vielen großen politischen Charakteren, die diese böse Zeit härtete und stählte, von der Journalistik, die eine Würde und Tiefe erreichte, wie in Frankreich nie zuvor und nie wieder nachher, von den Naturwissenschaften, die damals die Hauptbasen legten, auf denen sich später das heute so erstaunlich ausgedehnte Gebäude erhebt, zeitigte diese Epoche gründliche Geschichtschreiber und Forscher, wie sie Frankreich nie besessen. Wir nennen nur Augustin Thierry, Fauriel, Mignet, Ozanam, ihrer kleineren Kollegen, wie Salvandy, Guizot, Thiers, Villemain ꝛc. nicht zu gedenken. Unter den Dichtern stand Beranger in der höchsten Blüthe; Lamartine schuf damals, was vielleicht allein von ihm übrig bleiben wird; Balzac, Casimir Delavigne, Charles Nodier waren fertige Erscheinungen vor Ausbruch der Julirevolution; Victor Hugo hatte seine romantische Revolution bereits begonnen und beinahe schon so weit durchgeführt, als sie durchzuführen war; selbst Georges Sand steht mit ihren Wurzeln in dieser Zeit. David d'Angers, Rude, Barge, die größten Bildhauer des modernen Frankreichs, gehören mit Blüthe oder Frucht dieser Epoche an; ebenso Ingres, der Maler, den wenigstens die Franzosen für eine Größe halten, Horace Vernet, Delacroix, der Victor Hugo der Malerei, der große Revolutionär und Vernichter der aus Louis Davids Zeit stammenden, sogenannten klassischen Schule und Tradition. So könnten wir noch viele der berühmtesten Namen aufzählen; wir begnügen uns mit der Hinweisung, daß die ruhmvollsten und bedeutendsten Menschen, auf die Frankreich noch heute stolz ist und mit Recht stolz ist, und an deren Namen das Empire keine neuen, gleichgewichtigen anreihte, aus jener Zeit der Restauration stammen, die vielmehr eine Restauration des Geistes als des Bourbonismus war, und die so die ganze Weisheit des Wiener Congresses zunichte machte.

Zu den aus jener Zeit datirenden bedeutendsten Persönlichkeiten zählt Paul Delaroche, denn in jene angeregte Zeit fällt seine eigentliche Schule, obwohl er sein Leben lang nicht zu lernen und sich umzuformen aufgehört hat. Aber sagen wir es gleich von vorne herein, daß wir es hier mit einem sehr ehrenwerthen Manne, mit einem höchst gewissenhaften Künstler, mit einer der größten Berühmtheiten unserer Zeit zu thun haben, nicht aber, trotz dieser großen Berühmtheit, mit einem überwältigenden Genie, überhaupt nicht mit einem Genie. Wenn die verschiedenen Definitionen, die man in Frankreich, mehr oder weniger ernsthaft gemeint, vom Genie gegeben, wie z. B. die Geduld ist das Genie, der Fleiß ist das Genie, der Wille ist das Genie, die Gewissenhaftigkeit ist das Genie — wenn diese Definitionen wahr wären, dann allerdings wäre auch Paul Delaroche ein Genie, denn er vereinigte vom Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn mit einem großen Talente Geduld, Fleiß, Willen und Gewissenhaftigkeit, und zwar besaß er alle diese Eigenschaften bis zu einem erstaunlich hohen Grade, verdankte ihnen auch seinen Ruhm und hie und da den Aberglauben, daß er ein Genie sei. Aber wie der Ruhm oft wahrhaft genialen Naturen während ihrer Lebenszeit fehlt, weil den Zeitgenossen das Verständniß derselben abgeht, und sich erst nach dem Tode zu ihren Namen gesellt, ebenso geht oft glänzende Berühmtheit großen Talenten, die aller Welt verständlich sind, bei Lebzeiten zur Seite, um sie nach dem Tode, oft sobald sich das Grab über ihnen geschlossen, zu verlassen. Letzteres ist, wenigstens theilweise, mit Paul Delaroche der Fall. Die Ausstellung seiner beinahe sämmtlichen Werke, so weit man sie zusammenbringen konnte, welche der Kunsthändler Goupil im Saale der Akademie nach dem Tode des Künstlers veranstaltete, war ein dem Andenken des Abgeschiedenen schlecht geleisteter Dienst, ein ungünstiges Todtengericht, und von Herrn Goupil, der mit den Reproduktionen Delaroche's so glänzende Geschäfte gemacht und das Andenken desselben in neuem Glanze auffrischen wollte, eine verfehlte Spekulation. Es ist wahr, man bekam

bei dieser Gelegenheit einige wahrhafte Meisterwerke zu sehen, aber im Ganzen mußte man sich gestehen, daß, wenn diese Ausstellung die ganze Frucht eines langen und ruhmvollen Künstlerlebens sein solle, diese Frucht doch eine ärmliche sei, besonders, wenn man diese Hinterlassenschaft mit den Produkten anderer großer Künstlerleben verglich. Es kamen bei dieser Gelegenheit wieder Werke zum Vorschein, die in Tradition und Erinnerung als Meisterwerke galten und fortlebten, seitdem sie aus Atelier und Salon in Privatsammlungen verschwunden waren, die aber jetzt, da sie aus jahrelanger Verborgenheit wieder an's Tageslicht der Oeffentlichkeit gezogen wurden, schnell veraltet und als von der Zeit und den Fortschritten der modernen Malerei erstaunlich rasch überflügelt erschienen. Dieß war z. B. mit der „Hinrichtung der Johanna Grey" und mit der „Ermordung des Präsidenten Duranti" der Fall. Leute, die von diesen Werken mit Bewunderung zu sprechen gewohnt waren, indem sie den Eindruck festhielten, den sie beim ersten Erscheinen derselben vor dreißig Jahren empfangen, waren beim Wiedersehen auf's schmerzlichste enttäuscht. Aehnlich ging es aller Welt mit den Bildern „Richelieu auf der Barke" und „Mazarins Todesstunde". Man liebte und bewunderte diese Bilder, die man im Kupferstiche kannte; da man sie in Farben sah, war die einheitliche Atmosphäre dahin, welche die Phantasie den Kupferstichen, nicht aber der unvollendeten Colorirung Paul Delaroche's leihen konnte. Und so ging es mit vielen Bildern, die man in den Kupferstichen (besonders Henriquet Duponts) lieb gewonnen hatte. Dieser Umstand schon verräth einen der Mängel dieses großen Talentes.

Doch wir wollen weniger kritisiren, als die Geschichte Paul Delaroche's und seiner Werke erzählen.

Paul (eigentlich Hyppolit), geboren im Juli 1797, war der jüngere Sohn des geschwornen Taxators von Kunstsachen am Pariser Versatzamt, also eines Mannes, der ein anerkannter Kunstkenner sein mußte, und der Neffe des Herrn Joly, Vorstehers der Kupferstichsammlung an der großen Bibliothek. Kunstkennerschaft und Beschäftigung mit der Kunst waren also in der Familie heimisch. Kein Wunder, daß sich die Söhne des Taxators, Jules und Paul, frühzeitig mit ihrem Dichten und Trachten der Kunst zuwandten, und dieß um so ausschließlicher, als der Anblick von Kunstwerken — Paul verbrachte den größten Theil seiner Jugendzeit bei seinem Oheim im Kupferstichkabinet — und Gespräche über Kunst beinahe die ganze Grundlage ihrer geistigen Erziehung bildeten, da der Vater zu unbemittelt war, ihnen eine andere zu geben oder geben zu lassen, die Geld gekostet hätte. Jules, der ältere Sohn, trat bald als Schüler in das Atelier des in der Kaiser- und Restaurationszeit berühmten Malers, Baron Gros, um sich für die Historienmalerei auszubilden; Paul, um nicht mit seinem Bruder zu rivalisiren, wählte die Landschaft und die Schule des Landschaftsmalers Watelet. Aber Jules Delaroche überzeugte sich bald, daß er keinen Beruf zum Künstler habe und verließ, nachdem er ohne Erfolg eine allegorische Figur ausgestellt, eine Laufbahn, auf der ihm keine Lorbeeren blühten, um das Geschäft seines Vaters zu übernehmen und es mit der Zeit bis zum Direktor des großen Mont-de-piété zu bringen. Paul, der immer mehr Neigung zur Historienmalerei hatte, hätte nun, da der Bruder das Feld verließ, und nicht mehr zu fürchten war, daß Nebenbuhlerschaft der brüderlichen Liebe Eintrag thue, in die Lücke eintreten können, aber er war einmal in der Landschaftsmalerei und so beharrte er noch eine Zeit lang in den Studien, die er vorzugsweise nach den holländischen Malern begonnen hatte. Auch war der Moment nicht der Art, um ein freies Verfolgen natürlicher Neigung zu begünstigen. Der Vater starb, die Familie wollte ernährt sein und Paul Delaroche verfertigte Zeichnungen und Vorbilder für Handel und Industrie. Erst im Jahre 1816 nahm er im Atelier Gros den verlassenen Platz des Bruders ein und machte sich, nach dem Rathe des Meisters, an biblische Studien. Die damaligen Maler kannten noch keine anderen Stoffe, als biblische, griechische und römische; selbst Porträts mußten so viel als möglich romanisirt und gräcisirt werden. Es war das eine Nachwirkung der sogenannten klassischen Tragödie der Franzosen, des römischen Republikanismus, den die Revolution, und des zweiten Römerthums, welches das Empire in Mode gebracht. Louis David, der Maler der „Horatier", der treue Republikaner und das Haupt dieser klassischen Schule, lebte zwar unter den Bourbonen im Exil, aber die heimische Schule blieb noch eine Zeit lang von seiner Regel und seiner Tradition beherrscht.

Doch «les absents ont toujours tort» sagen die Franzosen. Während seiner Abwesenheit wurden die Fundamente seiner Schule doch langsam untergraben und endlich stürzte diese selbst, unter dem Jubelgeschrei der neuen Generation, zusammen. Goethe, Walter Scott, Lord Byron zeigten den Franzosen, daß es noch eine andere Anschauungsweise und andere Formen gebe, als die von Boileau und den Klassikern erlaubten, und hatten einen unermeßlichen Einfluß. Lord Byron wurde vielfach nachgeahmt, Lamartine suchte sogar ihn fortzusetzen; ebenso suchte man Goethe in Versen und in Prosa nachzuahmen, und Delacroix war der erste, wenn auch barocke, doch höchst eigenthümliche Illustrator des Faust; über einen neuen Roman von Walter Scott schrieben Männer wie Augustin Thierry ausführliche Abhandlungen. Die neuerwachte Geschichtschreibung warf ebenfalls die altklassischen Fesseln ab, zwang ihren Gegenstand nicht mehr in Taciteische oder Sallustische Formen, sondern schuf sich selbst die ihrem Gegenstand angemessene Form, suchte neue Wege in die Vergangenheit und achtete, nach dem Vorgange Fauriel's und Thierry's, auch Volksdichtung, Sitte, Sage ꝛc. als historische Quellen oder Wegweiser. Der neuen Weltanschauung bot sie neue Stoffe, und man warf sich mit Eifer auf diese, da sie der neuen Anschauung eben so angemessen waren, als man der alten griechischen, römischen und biblischen Stoffe müde war. Die Revolution war in den bildenden Künsten eben so tief greifend und eben so aufregend, wie in der Litera-

tur; das Feldgeschrei „klassisch und romantisch" widerhallte dort wie hier in zwei Lagern. Gericault war der erste Revolutionär gegen die sogenannte Klassicität, und als sein Nachfolger Eugène Delacroix im Jahr 1822 sein „Dante und Virgil auf der Höllenbarke" (jetzt im Luxemburg) ausstellte, kam es im „Salon" und in der Malerwelt zu ähnlichen Auftritten und wahrhaften Emeuten und Kämpfen, wie im Theater und in der Schriftstellerwelt bei Aufführungen Victor Hugo'scher Stücke.

(Fortsetzung folgt.)

Taube Blüthen.

Von **Ottilie Wildermuth.**

Taube Blüthen nennen wir am Baume die kleinen, verkommenen Blümchen, die nie zur rechten Entfaltung ihres Blüthenlebens kommen, die abfallen, ohne den Keim zur Frucht zurück zu lassen, die vergebens entstanden und vergangen sind.

Auch das Menschenleben hat seine tauben Blüthen, Räthsel, welche schwachen oder grübelnden Gemüthern leicht zum Stein des Anstoßes, zum Grund des Zweifels werden können.

„Wir begreifen," — so hören wir sagen — „daß die liebliche Blüthe abfallen muß, um der Frucht Raum zu geben, wir begreifen auch die Blumen, die nie Früchte tragen oder Nutzen bringen: ihr Lebenszweck ist die Schönheit, sie haben Herzen und Augen erfreut durch Duft oder Farbe, selbst das unscheinbare Blümchen am Rain, das Kinderhand im Spiel gepflückt, hat Vergnügen gemacht, die Blume der Wildniß noch, die kein Menschenauge erblickt, sie hat Honig gegeben für das Bienchen draußen, ein Ruheplätzchen für den irren Schmetterling, und sie selbst hat geblüht und sich gelabt in Sonnenschein und Morgenduft, — die alle haben nicht vergebens gelebt. Aber Blüthen in der Natur und im Menschenleben, die kein Herz beglücken, kein Auge ergötzen konnten, deren Dasein für sie selbst nie Genuß und Freude war, die nie Etwas thun oder wirken konnten für Andere, — wozu waren die erschaffen? Wenn es einen allweisen, alliebenden Vater gibt: warum hat er einen so matten Funken seiner allbelebenden Kraft auf diese armen Wesen fallen lassen, zu wenig zum Leben, zu viel zu der glücklichen Unbewußtheit der Pflanze oder des Steins, die uns wenigstens nicht weh thun, auch wenn wir keinen Zweck ihres Daseins erkennen?"

Das gläubige Gemüth ist gewiß, daß der Herr einst Antwort geben wird auf diese Frage, oder daß vielmehr Freunden und Feinden dereinst die wunderbare Harmonie all seines Thuns so klar erscheinen wird, daß sie hinfort nicht mehr fragen. — Einige solcher tauben Blüthen habe ich am Wege aufgelesen, und ich möchte zeigen, wie weit mir auch hier schon die Bedeutung ihres farblosen Daseins klar geworden.

1.

Es war eine schwache Knospe, die abgefallen ist, ehe sie geblüht, aber sie schien in ihrem ersten Aufkeimen zu lauter Lust und Herzensfreude geschaffen. — Das erste Kind einer glücklichen Verbindung, mit Sehnsucht erwartet, mit Thränen des Dankes und der Freude begrüßt.

Wie wunderbar und wie lieblich kam das kleine Wesen den Eltern vor, wie schienen ihnen die Aeuglein schon so klug und die Familienähnlichkeit so ausgeprägt! Vater und Mutter waren gesund, glücklich begabt an Geist und Körper, verbunden in herzlicher Liebe, in einträchtigem Glauben und Streben, in innigem Verstehen, da mußte ja dieser erste Sprosse ein halbes Wunder werden an Verstand und Liebenswürdigkeit!

Und sie saßen an der Wiege und wurden nicht müde, das schlafende Gesichtchen zu studiren, in dem andere Leute eben nur ein sehr gewöhnliches Menschenkind erblickten, und machten im Scherz glänzende Plane, wie lieblich dieß Mägdlein erblühen werde und wie es dereinst alle Herzen gewinnen müsse. Es ging sehr langsam mit dem Erblühen. Das erste Lächeln, auf das die Mütter so sehnlich hoffen, das sie oft so wunderbar bald schon erblicken, wollte nicht recht kommen, das Kind spielte nicht mit den Händchen, wie andere, das Krägeln, jene lieblichen halbbewußten Töne, das der Sprache vorangeht, so süß dem Mutterohr, — sie ließen sich nicht hören, das Kind gab kaum ein Zeichen, daß es die Mutter kannte.

Fremden fiel das bald auf, sie bemerkten den todten Blick, die ausdruckslosen Züge des langsam wachsenden Kindleins, die Mutter wollte es nicht sehen, sie wollte nicht, daß ihr Kind nicht sein sollte, wie andere Kinder, sie wollte ja gern verzichten auf Schönheit und glänzende Gaben für den Liebling, es sollte sich nur entfalten wie das gewöhnlichste Kindlein, nur lernen und leben, und sich seines jungen Lebens freuen! „Es ist nur etwas langsam in seiner Entwicklung, weil es körperlich so viel zu leiden hat," vertröstete sie sich.

Ach, und sie wußte es doch wohl! Das Mutterauge sieht schärfer und tiefer, als ein fremdes, und was uns Mutterblindheit scheint, ist oft nur ein Vorhang, den die besorgte Liebe sich selbst vor eine Wahrheit zieht, die ihr allzu weh thun würde. Sie sah es wohl, daß dieß Kind nicht war wie andere, und ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen, wenn sie Kinder sah, um Monate jünger und doch blühender, lebensvoller und geistig

Gem. v. P. Delaroche   Druck von A. Schuler   Gest. v. Dris

MOSES.

Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart

aufgeweckter, als ihr armes Mägdlein, das vom Schlummer nur erwachte zu unruhigem Aechzen.

Sie sah es und sie wollte lange nicht, daß es so sei, ihr Herz erhob sich in heißer Bitte, in ungeduldiger Klage, aber zum Murren wurde die Klage nicht, sie fragte nicht: Herr, warum hast du uns das gethan? sie lernte ihre Seele stillen vor Gott. Wenn die dankbare Freude, einem angesehenen, geachteten, geistig begabten Geschlechte anzugehören, sich zu verzeihlichem Stolze gesteigert hatte, so ward ihr Herz jetzt allmälig gar stille und demüthig, sie fühlte erst recht, wie so gar nichts unser eigen, wie wir alles, alles von Gott empfangen haben, und es ward ihr gegeben, mit neidlosem Herzen auf andere Kinder zu sehen, die glücklich und fröhlich heranwuchsen.

Die Freude an dem Kinde war zu Leid geworden. Die unaussprechliche Freude, mit der Eltern jeden Tag eine neue Entdeckung machen, einen neuen Faden finden zu dem Bande, das das Kind an's Leben knüpft und an's Elternherz, die Hoffnung, daß das gebundene Leben doch noch sich befreien, noch erwachen werde in der kranken Hülle, schwand mehr und mehr, nur das Leid war geblieben um das getäuschte Hoffen, nur Sorge und mühevolle Pflege bei Tag und Nacht, denn das arme kleine Geschöpf wurde mehr und mehr kränklich und leidend, und — die Liebe war geblieben: geduldige, selbstvergessene, hingebende Liebe, der nicht eine Freude, nicht ein Dank, nicht ein Lächeln zum Lohne wird, und die doch unermüdet bleibt in zarter Sorge, innig und klagelos, Liebe, die allein aus dem reinsten Quell der Gottesliebe stammt.

„Und wenn es ein armes Kindlein bleibt, schwach am Körper und arm am Geiste, übersehen, gemieden von den Frohen, Blühenden und Lebensvollen, es soll doch reich sein in unserer Liebe, und was seinem armen Leben werden kann, das wollen wir ihm geben!" Zu diesem Gelübde gaben sich die Eltern die treue Hand, in diesem Vorsatz fanden sie Frieden.

Das arme Kind sollte nicht lange dieser Liebe genießen, die es doch wohl unbewußt empfand, wie ein krankes Vögelein das Sonnenlicht; die trüben Aeuglein schlossen sich für immer, die Mutter, die es nie hatte schmücken dürfen für ein fröhliches Maienfest, hüllte es in sein weißes Sterbekleidlein, und es that ihr wohl, die stillen Züge unter den lieblichen Blumen zu sehen, die ihr Kindlein im Tode schmückten, das im Leben sich keiner Blüthe hatten freuen dürfen.

„In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen," da mag es auch noch mildere Himmelsstriche geben, wo geschlossene Knospen, die keine Erdensonne entfalten konnte, sich öffnen dürfen in Licht und Freude. Andere fröhliche, gesunde und glücklich begabte Kinder sind in dem Hause aufgeblüht, aus dem man jenen kleinen Sarg getragen, heiteres Lachen und Scherzen füllt seine Räume, mit inniger Freude sehen die Eltern, wie junges frisches Leben um sie aufblüht, wie neue geistige Elemente die traute Heimat beleben und sie selbst jung erhalten und heiter. Das kleine Grab draußen liegt stille und Niemand weiß mehr, wen es deckt.

Niemand? — Doch ja, ein Vater- und ein Mutterherz weilen in stiller Wehmuth an der vergessenen Stätte, sie kommen nicht oft dazu, den kleinen Hügel zu besuchen und zu bepflanzen, das Leben macht so viele Ansprüche an sie. Aber wenn sie mit tiefem, demüthigem Danke Kinder erblühen sehen, gesund an Geist und Körper, wenn sie gelernt haben, jede kleine Freude unmittelbar aus Gottes Händen zu nehmen, wenn sie streben, sich immer fester, immer inniger zu gründen im Glauben an die ewige Liebe, in deren unermeßlichem Reiche nichts verloren geht und nichts vergeblich ist; wenn so alle ihre Freude gehoben und geheiligt worden ist durch frühes Leid mit Gott getragen: — so sind das alles Blumen von jenem kleinen Hügel, in dem das Kindlein liegt, das vor Menschenaugen abgefallen ist als eine taube Blüthe.

Ernst Moriz Arndt.

Ein Charakterbild von **Dr. Pressel**.

(Mit Porträtfigur in Farbendruck.)

In heißen Tagen steigt man gern in ein erfrischendes Bad. Wenn uns das Ringen von Hoffnungen und Befürchtungen, von Strebungen und Lähmungen wie Gewitterschwüle bedrückt, dann suchen wir instinktartig einen Felsen, aus dem helles, kühles Wasser springt. Ein solcher Fels ist Arndt, ein Sänger und ein Held zugleich.

Seine Lebensgeschichte kennen wir längst: wir haben ein gutes Stück davon miterlebt und es wurde dafür gesorgt, daß ihr Inhalt in sehr markirten, leichtbehältlichen Umrissen zum Vorschein kam. Wie es aber ein Kennzeichen von einem ächten Kunstgebilde ist, daß es dem Beschauer immer neue Seiten darbietet und neue Theilnahme abgewinnt, so geht es auch mit einer so naturwüchsigen Gestalt. Je mehr wir sie betrachten, um so mehr bekommen wir von ihr. Das ist leicht zu erklären. Ein originaler Mensch ist immer mehr als eine Einzelngestalt; er spiegelt eine ganze Gattung von Menschen, seine Geschichte eine ganze Partie der allgemeinen Geschichte in sich ab, und so haben wir die

deutschen Patrioten, mit ihren Gedanken, Versuchen und Leiden seit fünfzig Jahren, in Arndt gleichsam konzentrirt.

Dem patriotischen Gepräge, das die Erscheinung Arndts an sich trägt, sollte auch der Stempel eines ungewöhnlich hohen Alters nicht fehlen. Er wurde 1769 auf der Insel Rügen geboren und starb in Bonn 1860: thut 91 Jahre. Daß der Faden dieses Lebens so lange hielt, kann wohl in Erstaunen setzen. Nicht um der Leiden willen, die daran nagten, denn leibliche Krankheiten versuchten sich ohnehin stets nur vorübergehend an diesem untersetzten, gedrungenen Bau, dessen Gliedmaßen durch allerlei Turnübungen und eine exemplarische sittliche Zucht beinahe athletische Kraft und Gewandtheit gewonnen hatten. Aber auch das politische Märtyrerthum, von dem gewöhnlich ein groß Geschrei gemacht wird, war durchaus nicht so aufreibender Art. Die schnöde Reaktion, welche nach den Befreiungskriegen den Sieg des Volkes über den fremden Zwingherrn zu einer Niederlage des Volkes gegenüber von seinen heimischen Regierungen karrikirte, konnte nicht anders, als nach einem Manne die Hand ausstrecken, der, nachdem er den Nationalgeist zur Erhebung so gewaltig aufgerufen hatte, nicht gewillt war, die Ernte der blutigen Saaten in die Scheunen selbstsüchtiger Dynastien gelangen zu lassen. So brach eine Verfolgung über ihm aus; er wurde in ein peinliches Verhör genommen und seiner Professur an der Bonner Hochschule beraubt, obgleich kein „Schuldig" erkannt werden konnte. Eine solche Mißhandlung thut freilich weh und sie ging sehr tief. Aber im Vergleich mit Andern konnte Arndt noch von Glück sagen. Er blieb stets auf freiem Fuß und genoß fortwährend seine Besoldung. Endlich wurde im Jahre 1840 das Unrecht wieder gut gemacht, so daß er noch volle zwanzig Jahre nach Herzenslust dociren durfte. — Aehnlich verhält es sich auch mit den Heimsuchungen, welche Arndts Familienleben betrafen. Er verlor die erste Frau, das Weib seiner Jugend, gegen den Gewinn eines Sohns, nachdem er sich in Greifswalde habilitirt hatte. Etliche Jahrzehnte später ertrank ihm das jüngste Söhnchen zweiter Ehe in den Fluthen des Rheins. Und er hatte noch manche bittere Tropfen zu kosten. Aber der freundlichen Loose wußte er selbst doch weit mehrere zu rühmen: „Ein braves Weib, gesunde, wohlgeborene Kinder und viele herzige treue Freunde haben mich aufrecht erhalten und meine Schwächen und Gebrechen durch Freundlichkeit und Liebe getragen und übertragen." Rechnen wir dazu jenen unverwüstlichen Humor, der auf den dunkelsten Folien zu spielen verstand, so dürfen wir Arndts Leben sogar ein selten glückliches nennen.

Also um der Leiden willen, welche an Arndts Kraft etwa nagten, staunen wir nicht über seines Daseins lange Dauer. Wenn aber einen Menschen fortwährendes Fieber rasch herunterbringt und zuletzt verzehrt: wie konnte sich Arndt so lange und trefflich conserviren, er, dessen Leidenschaft, Begeisterung, Pathos nie außer Athem kam? Dieß scheint uns in der That ein psychologisches Räthsel. Oder könnte man zu der Auskunft greifen, der Agitationseifer sei nun einmal die Rolle gewesen, in welche sich dieser Patriot hineinstudirt und hineingelebt; seine lodernde Sprache sei nun einmal sein stehender Stil geworden, so daß er innerlich dabei so ruhig bleiben konnte, wie der Feuerwerker, der die Brandraketen steigen, die Schwärmerkästen züngeln läßt? Wer so dächte, hätte von Arndt nie einen ernstlichen Eindruck erhalten, ihn nie persönlich kennen gelernt, noch seine Schriften ordentlich gelesen. Er war ein Mensch, bei dem die Adern immer hoch angeschwollen zu sehen waren, bei dem ein fieberhafter Herzschlag durch jede Zeile hindurch vernehmlich schlägt. Vom künstlerischen Standpunkt aus müssen wir diesen anhaltenden Sturm und Drang in den Arndt'schen Werken entschieden verwerfen, denn von hier aus gilt ein für alle Mal: halte Maß! Aber naturgeschichtlich angesehen, bleibt ein solcher Busch in Flammen, der doch nicht verbrennt, eine großartige Erscheinung, für welche wir kein begleitendes Wort wissen, als jenen Anfang eines Arndt'schen Liedes: „Aus Feuer ward der Geist geschaffen."

Die ganze Brenn- und Leuchtkraft dieses Geistes galt Einem Ziel: dem deutschen Vaterland. Brauchten wir Beweise, daß letzteres kein bloßer Begriff, kein hohles Phantasiegebild sei, wir flüchteten uns vor Arndts massives Charakterbild. Nicht anders, als wie die Propheten mitten im tiefsten Verfall an der hohen Zukunft ihres Volkes festhielten und für deren Anbahnung das Leben einsetzten, nicht anders lebte, arbeitete und duldete in Arndt der Glaube an unsere Bestimmung, einen staatlichen Organismus auf Grundlage der Freiheit zu bilden. Aus seiner Thätigkeit für Erreichung dieses Ziels ist besonders jene Beihilfe bekannt, die er dem großen Stein während dessen Aufenthalt am Petersburger Hofe leistete. Arndt entzifferte und zifferte Briefe und Depeschen, schürte den Haß gegen Napoleon durch geharnischte Flugschriften, betrieb die Formirung einer deutschen Legion. Der Soldatenkatechismus, den er damals ausgehen ließ, verdiente heute wieder aufgelegt und verbreitet zu werden. Einige Proben mögen es beweisen.

„Sechstes Kapitel: Von dem großen Tyrannen. — Und es ist ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Gräuel aufgestanden. Und heißt sein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waisen, ein Name, bei dem sie künftig Zeter schreien werden, wenn arme Sünder zum Richtplatz gehen. — Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, so heißt Bonaparte Satans ältester Sohn. — Doch haben Viele ihn angebetet und zum Götzen ihrer Herzen und Gedanken gemacht, und haben ihn genannt Heiland und Retter und Befreier und den Mann, der da kömmt im Namen des Herrn, daß er die Welt erlöse. — Und doch kenne ich ihn nicht, spricht Gott, und habe ihn verworfen, und ist kein Heil und keine Rettung und Freiheit in ihm, und hat er kein Zeichen, daß man ihn nenne nach Gott. — Sondern durch Lügen ist er gewaltig geworden, und durch Mord und Verrath hat er seinen Stuhl gebaut. Und ist ein Zeichen der Zeit, wie sündlich die Menschen sind und wie die Menschenkinder ferne wandeln vom richtigen

Pfade, daß sie die Knechtschaft haben Errettung genannt und die Verruchtheit gepriesen als Tugend des Königs. — Und ich rufe es aus mit starker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen sind; ich rufe es aus zu den Völkern über dem Meere und zu denen, die in fernen Landen wohnen: Auf, ihr Völker, diesen erschlaget, denn er ist verfluchet von mir; diesen vertilget, denn er ist ein Vertilger der Freiheit und des Rechts!"

Im elften Kapitel „von der Soldatenehre" heißt es: „Ich will euch lehren, was die rechte Soldatenehre ist. — Ein wackerer Soldat und Kriegsmann soll für seinen löblichen und gerechten König und Herrn und für dessen Reich und Ruhm streiten und aushalten bis in den Tod. — Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über Alles lieben und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wenn das liebe Vaterland in Gefahr steht. — Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief in's Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun. — Ein wackerer Soldat soll die Gerechtigkeit und Freiheit über Alles lieben und für diese freudig das Schwert ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einst von jedem Tropfen unschuldig vergossenen Blutes Rechenschaft fordern wird. — Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußeren Ehre, noch sich mit Eitelkeit blähen, sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre sein und sein stiller Muth seine höchste Zierde. Verflucht aber wird die Ehre des Mannes, der gegen sein Vaterland streitet und für den hinterlistigen Tyrannen gegen die Freiheit in den Krieg zieht. Wehe ihm, der sich solches unterfängt: Gott im Himmel wird ihn strafen, sei er Fürst oder Knecht!"

Im zwölften Kapitel „von Freiheit und Vaterland" lesen wir: „Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

„Vaterland und Freiheit leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menschen wohl geht, da ist sein Vaterland; wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.

„Diese sind, wie die dummen Thiere, nur auf den Bauch und seine Gelüste gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wesen des himmlischen Geistes. — Sie grasen, wie das Vieh, nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, däucht ihnen das Einziggewisse. Darum heckt Lüge in ihrem eiteln Geschwätz und die Strafe der Lügen brütet aus ihren Lehren. — Auch ein Thier liebt; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen. — Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod, von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden. — Das kann kein Thier, weil es leicht vergißt, und kein thierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt. — Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wornach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet. — Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten, und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. — Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christenthums in's Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. — Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armuth und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen. — Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn; sondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest. — Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt, wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst, wo dich beglückt, was schon deine Ureltern beglückte; wo keine fremde Henker über dich gebieten und keine fremde Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt. — Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. — Auf denn, redlicher Deutscher, bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Muth. — Daß keine Liebe dir heiliger sei, als die Liebe des Vaterlandes, und keine Freude dir süßer, als die Freude der Freiheit. — Damit du wieder gewinnest, um was die Verräther dich betrogen, und mit Blut erwerbest, was Thoren versäumten. Denn der Sklave ist ein listiges und geiziges Thier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von Allen." —

Nachdem Napoleons Glücksstern in Moskau's Flammen zu zerschmelzen angefangen, ging Arndt mit Stein nach Königsberg, und was er dort betrieb, besagt uns die Schrift: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" Da gerade jetzt wieder Volksbewaffnung ein weitschallendes Losungswort ist, so mag ein Echo jener Predigt am Platze sein. „Volkskrieg ist jetzt da für alle Deutsche; nur durch allgemeinen Aufstand gegen den Feind, nur durch eine brüderliche und treue Vereinigung aller deutschen Kräfte kann Europa und das Vaterland gerettet und die scheußliche Gewalt niedergerissen werden, welche die Freiheit und das Glück der Welt bedrohte. Bonaparte ist geschlagen und beschimpft, Bonaparte wird fallen; aber in seinem Tode ist für Deutschland noch keine Rettung und Sicherheit. Wollen deutsche Männer künftig in Ehren leben, so müssen die uralten deutschen Grenzen, so weit Gott in deutscher Zunge angebetet wird, wieder erobert werden, der Rhein und die schönen deutschen Landschaften jenseits des Rheins müssen wieder gewonnen werden. Bleibt der Rhein französisch, so steht das treulose und räuberische Volk immer noch, nicht nur auf Deutschlands, sondern auf Europa's Nacken. In dem Besitz des Rheins liegen zwei Trittel von Deutschland ihm offen:

bis an die Elbe, bis an den Lech, bis an den Böhmerwald darf er ungestraft laufen; an dem Rhein hängt auch die Herrschaft über die Schweiz und Oberitalien. Frankreich bleibt der gebietende Staat in Europa, wenn es den Rhein behält, und jeder Tropfen deutschen Bluts wird vergeblich vergossen werden, wenn seine Wiedereroberung nicht das große allgemeine Ziel des Krieges wird. — Also Volkskrieg muß sein, Landwehr und Landsturm muß aufgeboten werden. Die Franzosen, welche immer vor unsern Voreltern zitterten, müssen vor uns auch zittern lernen. So muß die Schande gelöst werden, die sie über uns brachten, so muß die deutsche Liebe und Treue und Streitbarkeit, wovon alle alten Geschichten klingen, und welche in Elendigkeit und Weichlichkeit fast verloschen waren, wieder geboren werden. Der Beamte, welcher in solchem Volkskriege von dem Volke absteht und dem Feind beispringt, welcher aus Geiz und Feigheit oder gar aus Schelmerei und Verrätherei ihm dient und die Seinigen verläßt; der Priester und Gelehrte, der für ihn redet und schreibt und verkündigt; jeder endlich, der ihm Etwas zum Nutzen und nicht Alles zum Schaden thut; jeder, der mit seinem Volke nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, ist nicht werth, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube und Weichling aus ihm ausgestoßen oder vertilgt werden. Alle endlich, denen Gott irdische oder himmlische Güter, Wissenschaft oder Verstand, Muth oder Klugheit gegeben hat, sollen in dieser großen Zeit nur das Eine fühlen, daß das liebe Vaterland gerettet werden muß; alle Eifersuchten, alle Zwiste, alle Unterschiede der verschiedenen Stände sollen sich in dem Einen Gefühl aufheben und darin untergehen, daß nur einmüthige Liebe und Begeisterung den Kampf siegreich machen kann, und daß derjenige vor Gott und Menschen der Würdigste und Glücklichste sein wird, der zum hohen Dienste des Vaterlandes der Demüthigste und Freundlichste ist; denn in solchem Kriege ist der kleinste Mann so wohlgefällig und ehrwürdig, als der größte. — Deutsche Landsleute! Ihr habt das Beispiel. Spanien und Rußland gingen euch im Volkskriege voran, sie brauchten alle Kräfte gegen die tückischen Feinde; sie sind nicht besiegt, sie rühmen sich unsterblicher Thaten. Deutsche Landsleute! Die Tyroler gingen Euch voran, Männer Eures Volkes, deutsche Brüder; sie gingen Euch in einem herrlichen Kampfe voran, trostreich für Euch, unglücklich für sie; sie bewiesen, was ein kleiner Haufe vermag, der Gott fürchtet und sein Vaterland liebt. Auf denn Alle! Auf in Einmüthigkeit, Sanftmuth, Verläugnung und Demuth! Auf, ihr Herren und Edle, ihr Freie und Bürger, ihr Landleute und Bauern! Auf jeder deutsche Mann, dem ein deutsches Herz in der Brust schlägt, dem in dem Verstande oder in der Faust, in der Wissenschaft oder in der That eine lebendige Kraft lebt. Auf Alle, helfet, rathet, redet, handelt, wollet das Rechte und das Freie, wollet lieber ehrlich sterben, als schändlich dienen! Und Gott, der Schirm der Freiheit und Gerechtigkeit, wird mit Euch sein!" —

Vergleichen wir Arndts Publizistik mit der Methode der heutigen Journalistik, soweit letztere ein agitatorisches Gepräge trägt, so begegnet uns eine bedeutsame Verschiedenheit in den beiden Ausdrucksweisen. Jene donnert, diese bellt; jene wendet sich mehr an die Völker, diese mehr an die Regierungen; jene wurzelt ganz in einer sittlich-religiösen, diese vorherrschend in einer politischen und nationalökonomischen Weltanschauung; jene sucht an die Geschichte anzuknüpfen und auf ihr fortzubauen, diese neue Geschichte zu machen; jene schafft mit dem Gemüth, diese mit dem Verstand. Arndt war nicht dazu angethan, seine Ideen zu einem wohlgegliederten System zu verarbeiten. Es gelang ihm dieß auch nicht in seinem zusammenhängendsten Werke, dem „Geist der Zeit". Der Mann hatte Etwas von Luther, welcher von sich sagte: „Mein Geist, darum daß er unerfahren ist in seinen Künsten und unpolirt, thut nichts, denn daß er einen großen Wald und Haufen der Worte ausspeit; so hat er auch das Schicksal, daß er rumorisch und stürmisch ist." Doch laufen durch alle seine Ergüsse gewisse Hauptadern, welche keinen Zweifel über den Grundstock seiner Ansichten lassen. Von diesen ist besonders auszuheben, daß Arndt durch und durch Monarchist, oder, nach seiner deutschthümelnden Sprechweise, ein Königischer war. Keine Verfolgung vermochte ihn jemals über dieses Geleise hinauszurücken. Auch von einem idealen Republikanismus, mit welchem hölzernen Schüreisen sich eine nahe Zeit vergnügte, findet sich keine Spur. Als Ideal schwebte ihm vielmehr ein deutscher Kaiserthron vor, auf dessen Schemel die angestammten Fürsten Raum fänden, dessen Wächter und Arm ein Volksheer, dessen Rath und Gehilfe ein Reichstag wäre. Er glaubte, die Krone sei mit möglichst großer Macht auszurüsten, damit möglichst alle Interessen unter ihr Schutz und Förderung finden könnten. Demgemäß wählte Arndt im Frankfurter Parlamente seinen Sitz auf den Bänken des rechten Centrums; demgemäß schied er aus dem Parlamente, als die Hoffnung auf einen geordneten Austrag der Dinge verschwunden war. Im klaren Bewußtsein der historischen Berechtigung seines nationalen Strebens und Webens konnte er damals, als ihn allgemeiner Zuruf auf die Tribüne hob, sprechen: „Geschmeichelt fühle ich mich nicht, aber gerührt durch diese Anerkennung der Vertreter und Darsteller eines großen und ehrwürdigen Volkes, in dessen Gefühle und Gedächtnisse ich wenigstens von Jugend an gelebt und gewirkt habe. Was der Einzelne verdient und gewirkt, ist eine Kleinigkeit: er geht in der Million der Gedanken und der Gefühle, in der geistigen Entwickelung eines großen Volkes so mit, wie ein kleines Tröpfchen im Ocean. Daß ich hier stehe, ein Greis, jenseits der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl, als ich hier erschien — gleichsam wie ein gutes altes Gewissen — dessen ich mir bewußt bin, daß ich erscheinen durfte unter vielen Männern, unter manchen Jünglingen, die ich das Glück gehabt habe, zu kennen; auch das ist ein gutes altes deutsches Gewissen, wer an die Ewigkeit seines Volkes glaubt."

(Schluß folgt.)

Peterskirche in Rom.

Das Nebelmeer.

Schilderung eines Genfers.

An einem der ersten Dezembertage kam ich in die große Rödiger'sche Knabenerziehungsanstalt bei Genf. Ich fand das Haus ungewöhnlich stille und ich erfuhr, daß Lehrer und Zöglinge ausgezogen waren, um den Salève zu besteigen. — Mein Staunen war groß. Im Dezember eine Land- und Bergpartie und zwar an einem Tage, wie er Genf und Umgegend oft traurig macht, an einem jener feuchten und grauen Nebeltage, da sämmtliche Schönheiten dieser schönen Welt unsichtbar, wie von einem Leichentuche bedeckt sind. Ich lachte laut auf. Konnte ich doch kaum den großen Kastanienbaum vor dem Fenster erspähen, und diese Schaar besuchte einen Aussichtspunkt. Lache nicht, sagte man, es soll an solchen Tagen da oben sehr hübsch sein und die dreistündige Wanderung lohnen! — Spät Abends kamen die Wanderer zurück und siehe da, Lehrer und Zöglinge waren von der erlebten Herrlichkeit wahrhaft berauscht; Jeder fing an zu erzählen, zu beschreiben, und Jeder unterbrach sich: Das muß man selbst gesehen haben! Man bekam nur Ausrufe, wie: zauberisch! feenhaft! wunderschön! zu hören. „Aber bei diesem Nebel?" — Eben darum; die Nebel sind ja die Hauptsache. — „Bei dem schlechten Wetter?" — Oben haben wir uns im Grase gesonnt, wie im schönsten Frühling! — Wo sechzig Zeugen, jugendliche und ältere nüchterne, mit gleicher Begeisterung auftreten, war kein Zweifel erlaubt und schon am nächsten Morgen machte sich eine neue, aus fünf Personen bestehende Karawane auf, um das gerühmte Schauspiel ebenfalls zu genießen.

Wir fuhren über Savoyisches Gebiet, über die Brücke der Arve, um den kleinen Salève herum, vom besten Wetter begünstigt, d. i. in diesem Falle, von einem dichten, grauen Nebel eingehüllt; und wie man sonst bei Landpartien die Sonne beobachtet, ob sie nicht ein drohendes Wölkchen verschleiert, so beobachteten wir im Gegentheil jetzt die Nebel, ob sie nicht dort oder da einen Sonnenstrahl durchließen, denn darauf kam Alles an, davon hing Gelingen oder Mißlingen unserer Fahrt ab. Unser Zweck war es ja eben, die Nebel unter uns zu sehen, während wir oben, über ihnen, in der Sonne standen, daher sich mit jener Sorge noch die andere verband, ob die Nebel heute nicht des Guten zu viel thun und sich vielleicht bis über die Spitze des Salève erheben, woher wir sie unter uns, zu unsern Füßen, bewundern wollten. So besorgt fuhren wir auf dem gewundenen Wege nach dem Dorfe Morney, das im Sommer von Kurgästen bewohnt ist und jetzt öde dalag, und weiter in das Dorf Monthié, das in der hochgelegenen Schlucht zwischen den beiden Bergen, dem sogenannten großen und kleinen Salève, liegt. Bis dahin hatten uns die Nebel treu begleitet und nicht die geringste Aussicht gestattet, wofür wir ihnen auch dankbar waren; nun aber, da wir die höchste Spitze des kleinen Salève zu besteigen anfingen, wünschten wir bald aus ihrer Haube herauszukommen.

Dieß geschah, nachdem wir kaum hundert Fuß hinangestiegen waren; schon waren wir in einer ganz dünnen, durchsichtigen Nebelschicht und das Dorf, das hinter und unter uns in dichtem Nebel lag, war mit Häusern, Kirchthurm und Bäumen gänzlich verschwunden. Noch fünfzig Fuß und wir waren im Sonnenschein. Aber noch nahmen wir uns zusammen, bändigten wir unsere Neugierde, um nicht auf und abseits zu blicken, und um das Schauspiel auf der höchsten Spitze auf einmal und in seiner Ganzheit zu genießen. Da waren wir endlich und wir genoßen in der That eines wunderbaren Schauspiels, eines Schauspiels, das ich beschreiben will, das aber unbeschreiblich ist.

Es war ungefähr Mittag, wir standen in voller Sonnenhelle, aber wohin wir sahen, überall eine neue Welt, überall, wo wir sonst eine wohlbekannte, befreundete zu begrüßen pflegten. Von jener Spitze des Salève aus streift sonst der Blick über das herrliche Leman-Becken, über die Stadt, die schöne Stadt zu seinen Füßen, mit den unzähligen Landhäusern, mit all den Dörfern und Städtchen, die sich im See spiegeln, oder, wie aus einem Strauße, aus der üppigen Pflanzenwelt hervorblicken, auf der gewellten Ebene zwischen Leman und Jura, oder an den hohen Ufern der gewundenen Rhone. Lieblich, idyllisch breiten sich die untersten Abhänge der Gebirge aus, und selbst in den tiefen Thälern hinter uns, in den Klüften und Schlüften, die zum Montblanc führen, wohnt lächelnde Schönheit. Wo war diese ganze, zauberische, vielbesungene Welt, die jeden Sommer hindurch hier auf diesem Punkt von Tausenden und aber Tausenden bewundert und mit Preishymnen begrüßt wird? Sie war verschwunden, sie war weggewischt aus der Schöpfung: eine andere Welt nahm ihre Stelle ein.

So weit das Auge sah, ein einziges Meer, ein Ozean von weißen Wolken, dessen letzte Wellen zu unseren Füßen spielten; nur gegen Westen schien er nicht uferlos, denn dort ragte der höchste Kamm des langgezogenen Jura wie ein Ufer hervor — sonst war er endlos. Aber auch der Jura konnte ihm nicht überall Grenzen setzen, denn dort, wo die Rhone sonst nach Frankreich fließt, am letzten Ausläufer des Jura vorbei, dort lief auch ein Meerarm des Nebels in Fernen, dahin ihm das Auge nicht folgen konnte. Der kleine Salève, auf dem wir standen, war nur wie eine Klippe, auf die sich Schiffbrüchige gerettet. Aber das Nebelmeer vor uns war ruhig, eben, kein Lüftchen bewegte es; hie und da nur öffnete sich eine kleine Spalte und man sah wie in ein weißes Wellengrab, oder es hob sich eine kleine Säule, um sich sofort aufzulösen. So ungefähr mußte sich Byron die Wolken gedacht haben, über die er seinen Kain hinwandern läßt. Je länger wir hinsahen, desto größer und öder wurde die Wüste, und man sehnte sich, daß über die gewaltige Fläche ein Wanderer herüber kommen oder ein Kahn hinsegeln möchte, denn sie schien fest und flüssig zugleich, ganz wie gemacht, um darüber hinzuschreiten und darüber hinzusegeln. Anders aber war es hinter uns; da erhoben sich die unzähligen savoyischen Berghäupter, der Möle, die Spitzen der Verfluchten Berge, des Dent du Midi, der ganzen Kette des Montblanc wie

ein gewaltiger Archipel, und zerrissen das Nebelmeer, das sich in schmalen und breiten Rändern labyrinthisch durch die Inseln wand und hier kleine Golfe, dort große Buchten bildete. Aber hier war es nicht so ruhevoll und eben, wie in dem großen Nebelmeer vor uns. In den Schluchten des Montblanc und der Verfluchten Berge schien die unerschöpfliche Quelle zu sein, die das Meer mit Nebeln nährte, denn von dorther strömte es mit rasender Schnelligkeit und mit hohen Wellen, die aufrecht, manchmal wie Mauern, auseinander folgten, ihre Häupter in die Sonne tauchten, hier wie goldene Säulen, dort wie Amethiste glänzten. Am breitesten und wildesten war der Strom über dem breiten Thale von Sixte; auf seinem Wege nahm er kleinere Bäche auf, die von den Verfluchten Bergen kamen und sich wie Katarakte in ihn ergossen. Wo sie an Felsenvorsprünge stießen und mit Sonnenstrahlen in Berührung kamen, bildeten sich Regenbogen oder nur Stücke eines Regenbogens, die auf- und niederbebten, oder auch mit majestätischer Ruhe über der fluthenden Welt schwebten. Aber sobald der Nebelstrom an dem großen Nebelmeer ankam, verschwand er in seiner Ruhe, selber beruhigt, ohne eine Welle aufzuwühlen. Durch die Schlucht zwischen den beiden Salève aber, aus der wir eben aufgestiegen waren, strömte es aus dem Nebelmeere zurück in den Archipel der Verfluchten Berge und des Montblanc, doch nicht glanzvoll und in allen Farben spielend, wie dort, denn die Schlucht lag im Schatten des großen Salève, sondern weiß und grau, geisterhaft, gespenstisch. Hier waren die Nebel wie Leintücher, die durchsichtige Gerippe nachschleppen. So eilten sie, von einer unsichtbaren Macht getrieben, den Verfluchten Bergen, diesen unwirthbaren schwarzen Felsen, wie der Hölle zu; aber auf halbem Wege von jenem großen Strome und den vielen Katarakten ergriffen, wirbelten sie auf, drehten sich wie verzweifelt im Kreise und verschwanden endlich, fortgerissen, verschlungen, vernichtet. Dieser Gegensatz von Ruhe hier über dem Lemanbecken, und von Sturm, Wirbel und Strömung dort zwischen den Berghäuptern, war an diesem wunderbaren Schauspiel das Wunderbarste — wenn es nicht der andere Gegensatz war von grauer, düsterer Undurchdringlichkeit da unten und der sonnigen, lenzigen Klarheit da oben. Standen wir nicht da, wie selige Geister, die aus lichten Gefilden trübem Treiben trauriger Regionen zusehen? Und wenn sich hie und da eine Nebelgestalt ringend von der Masse loslöste und sich aufhob, um sich einen Augenblick lang von der Sonne verklären zu lassen — war es nicht wie eine Seele, die aus den untern Dünsten nach Klarheit und Verklärung strebt?

Wie groß dieses Schauspiel war, so traurig und komisch zugleich war der Gedanke, daß diese schöne Stadt da unten, dieser ganze schöne Erdwinkel, von dem nicht die geringste Spur sichtbar war, in der That noch glaubte in der Welt zu sein, daß diese hunderttausend Seelen da unten so fortlebten, hin und her liefen, ihr Treiben nach wie vor fortsetzten, als ob sie nicht tief begraben wären. Wo ist es, dieses schöne Genf mit seinen Brücken, seinen Quai's, seinem See, seinen Schiffen? Es erschien uns, wie eine jener versunkenen Städte Keris, Vineta, Julin, Savoren, Rhoda, in denen die Einwohner auch durch die Straßen laufen, deren Glocken noch läuten und über die doch längst und unermeßlich hoch die Wellen des Meeres hingegangen. Eine fromme weibliche Seele in unserer Gesellschaft aber sagte: So muß es nach dem Tode sein, wenn man über diesen Dünsten lebt und sich noch erinnert, wie es unter ihnen ist. Die unten wissen gar nicht, in welche Dünste sie eingehüllt sind, und von der Sonne über diesen Dünsten haben sie keine Ahnung.

Es schien auch, als sollte es ewig so bleiben, denn die weiße, undurchdringliche Decke lag in ewiger Ruhe da. Ein Vogel tauchte unter und war verschwunden, wie ein Wasserhuhn, ein anderer aber ließ sein Gezwitscher über der Fläche erschallen und der Ton des kleinen Thieres war in dieser Wüste gewaltig stark und doch wieder so öde, da er erst auf die furchtbare Stille, auf die Stummheit dieser Wellen, dieser Strömungen und Brandungen aufmerksam machte. Das eigene Wort, der eigene Laut, der Hall des Schrittes kam Einem da faßbar, verkörpert, gehärtet vor. Erst Nachmittags fing das riesige Nebelmeer an, leise hin und her zu wogen, aber ohne sich zu öffnen, ohne einen Blick in die untere Welt zu gestatten. Bei diesem Hin- und Herwogen hob sich manchmal ein kleines, feines Wölkchen in die Höhe, glitzerte einen Augenblick in der Sonne und verflüchtigte sich dann in nichts.

Dieses Leichentuch der Welt schien unzerreißbar und ewig. In den unnahbaren Schluchten des Montblanc und der Verfluchten Berge saßen die gewaltigen Parzen, die unermüdlich daran woben und dann die Geister ausschickten, die Decke auf Decke warfen. Wir konnten nicht warten, bis auf diese weißen Tücher die Nacht noch ihr schwarzes warf und wir eilten hinab, um uns mit unsern Brüdern in dieselbe Decke bergen zu lassen.

Der hat die Schweiz nicht gesehen, der sie nur an schönen Sommertagen durchstreift: man muß sie auch im Winter sehen, wo ihre unheimlichen Mächte wirken.

Moses.

(Mit Stahlstich.)

Die vorliegende Abbildung nach Paul Delaroche zeigt das Moseskind in einem Rohrschiffchen am Nilufer, wie es von der ägyptischen Prinzessin Thermuthis in seiner Verborgenheit aufgefunden wird, und führt uns zu einer der merkwürdigsten Gedenkstätten der Weltgeschichte. Wir werden hier an die mehrfach bestätigte Wahrheit gemahnt, daß in den frühesten Lebensumständen außerordentlicher Werkzeuge der göttlichen Vorsehung, namentlich in deren wunderbarer Errettung aus augenscheinlichen Todesgefahren ihrer Kindheit, eine weissagende Andeutung ihrer künftigen Mannesgröße enthalten sei. Da liegt vor uns ein hilfloses Kind, einem geknechteten, mit Untergang bedrohten Volke angehörig. Und aus diesem Kinde sollte durch eine Reihe göttlicher Schickungen der gewaltige Moses hervorgehen, welcher bestimmt war, der Führer und Retter, der Erleuchter und Gesetzgeber Israels zu werden. Einsicht und Umsicht, Muth und Ausdauer in innerer und äußerer Noth, feurige Volksliebe und kindliches Gottvertrauen, machten ihn zu einem Helden von unberechenbarem Einfluß nicht nur auf Schicksal und Bildung einer einzelnen Nation, sondern auch auf die Entwicklung der ganzen Menschheit im Laufe folgender Jahrtausende. Denn der von Moses geleitete Heereszug seiner Stammesgenossen aus Aegypten durch die westarabische Halbinsel nach dem Ost-Jordanlande war die Bedingung ihres Aufstrebens zur Freiheit, ihrer Verpflanzung in ein gesegnetes Land, ihrer Ausstattung mit einer merkwürdigen Verfassung. Durch ihn an die verkehrsgünstige Grenzmark zweier Welttheile versetzt, und doch zugleich auf der neuen Wohnstätte durch Meere, Wüsten und Gebirge, als eben so viele Burgen nach außen geschirmt, konnte Israel seine weltgeschichtliche Bestimmung erfüllen, Erhalter und Verbreiter der im vorchristlichen Alterthum vollkommensten Religion zu werden.

Die Idee des erhabenen Weltschöpfers und dabei doch seinem Volke fühlbar nahen Nationalgottes, welchem, als dem Einen, auch das Herz seiner Menschenkinder, zugleich der Bürger seines Gottesstaates, in ungetheilter Hingebung angehören müsse, diese Idee bildete zunächst in Mosis eigenem Geiste und Gemüthe, und dann in der von ihm gestifteten Gesetzgebung und Staatsverfassung die sichere Grundlage, auf welcher das ganze Gebäude seiner Glaubens-, Sitten- und Rechtslehre sich erhob, umgeben von einem geweihten Kreise inhaltsschwerer Stammesüberlieferungen und sinnvoller Kultuseinrichtungen, welche, der Bildungsstufe des Volkes angemessen, in Opfern, in Wochen- und Jahresfesten ihren Mittelpunkt hatten. Die Opfer sollten der sinnbildliche Ausdruck der religiösen Anschauungen von Abhängigkeit und Verschuldung sein, die Feste aber waren als geheiligte Zeitabschnitte ausgeschieden für Sammlung der Familie und Gemeinde, für Lobpreisung von Jehova's Größe und Güte in seinen Werken und Wegen. Und mit dieser religiösen Grundlage innerlich verbunden war das zweitgrößte mosaische Sittengebot: „du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst", wodurch die Selbstliebe als sicher leitendes Vorbild der Nächstenliebe, und hinwiederum diese als heilsame Schranke jener beigeordnet wurde, während eine innige Gottesliebe diese zwei anderen Hauptäußerungen menschlicher Empfindung und Thätigkeit nach Mosis Absicht im Innern der von ihm gegründeten Volksgemeinde beleben und heiligen sollte, gleichwie sie bei ihm selbst und bei allen ächten Gottesmännern nach ihm die bewegende und läuternde Triebkraft ihres Denkens und Thuns gewesen ist.

Die biblische Charakteristik unseres Helden, welche mit gedankenreicher Kürze in die Worte, „er war mächtig in Worten und Werken" zusammengefaßt ist, macht uns endlich noch auf eine andere Seite seiner unsterblichen Verdienste um Israel aufmerksam, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, nämlich seinen großartigen und maßgebenden Einfluß auf die Literatur seines Volkes. Müssen wir es auch auf der einen Seite als unbestreitbares Ergebniß der gründlichsten wissenschaftlichen Forschung unserer Neuzeit anerkennen, daß weitaus nicht Alles, was in den Rahmen der sogenannten fünf Bücher Mosis zusammengefaßt ist, seinem Griffel entstammt sei: so wird sich doch auf der andern Seite eben so wenig läugnen lassen, daß diese Bücher köstliche Reste enthalten, welche, von seiner Hand herrührend, zur geschichtlichen, gesetzgeberischen und dichterischen Literatur seiner Nation den Grund gelegt haben. Ließ er doch als der Sänger seines Volkes die Töne frommer, patriotischer Begeisterung unter demselben anklingen, und diese Töne haben nach ihm, im Zeitalter Davids und Salomo's, in den Psalmen und Weisheitssprüchen, in den Orakelworten der edlen Seher fortgeklungen. So wurde Moses mit Recht von der dankbaren Nachwelt bis in die christlichen Zeiten herein als der Mann Gottes, den Jehova seine Wege wissen ließ, als Vorbild und Vorläufer jener Kämpfer gepriesen, welche dem langverheißenen Lehrer der vollkommnsten Religion, dem Stifter einer alle Völker umschließenden Weltgemeinde den Weg bereiten sollten.

Nachdem Moses, 120 Jahre alt, vom Nebo, dem Gipfel des Jericho gegenüberliegenden Pisgagebirges, die zukünftige Wohnstätte seines Volkes zwischen Jordan und Mittelmeer noch überschaut hatte, starb er, wie die sinnvolle hebräische Sage lautet, am Munde Gottes, und Gott selbst begrub ihn, aber keinem Menschen wurde sein Grab bekannt. Gut für ihn, daß er das Ende der langen, von ihm bis dahin geleiteten Wanderung nicht mehr erlebt hat! Denn nicht mit Blut der Kanaaniter durften die Hände befleckt werden, welche den Stab über das rothe Meer streckten, in der Wolke das Gesetz empfingen und das Heiligthum Gottes bauten, wozu ihm der Herr, von des Himmels Klarheit und feuerstrahlender Herrlichkeit umgeben, selbst das Vorbild gezeigt haben soll. Wir aber scheiden hier von dem großen Manne mit dem Eindruck, als hätten wir über seinem geheimnißvollen Grabe die sein bedeutungsvolles Leben trefflich zeichnende Inschrift gelesen: Der Kleinste wird zu Tausend und der Geringste zu mächtigem Volke; ich Jehova vollbring' es schnell zu seiner Zeit.

Dr. Cleß.

Bei der Mühle.

Die Peterskirche zu Rom.

Von **Ludwig Gantter.**

(Mit Abbildung auf S. 13.)

Kein Fremder, der zum erstenmal der ewigen Stadt entgegenfährt, kann den Moment vergessen, wenn der Vetturin, in einer Entfernung von zwanzig Miglien, plötzlich die Zügel seiner Pferde einzieht, und mit der Peitsche nach dem Horizonte deutend, ausruft: Ecco San Pietro — sehen Sie, dort ist die St. Peterskirche! Mit dem ersten Anblick der riesigen Kuppel, welche sich so klar am Himmel abzeichnet, sieht der Fremde seinen heiß ersehnten Wunsch erfüllt — Rom liegt vor ihm. Aber wie diese Kuppel die Verkünderin Roms ist, so bleibt sie auch eine stete Begleiterin des Fremden während seines Aufenthaltes in der Stadt. Sie verleiht Rom den Charakter der heiligen Erhabenheit, wie ihn kein anderes Gebäude hervorzubringen vermöchte. Hoch thronend auf dem vatikanischen Hügel, zu einer Höhe aufgebaut, die kein anderes vorhandenes Menschenwerk erreicht, ist sie das Symbol der ewigen Stadt der Cäsaren und der Päpste. Ihr Anblick ruft stets den Eindruck der Stadt selbst zurück und gibt ihm jene Weihe und Idealisirung, jene Einheit und Dauer, ohne welche die ungeheure Mannigfaltigkeit von Ruinen, Monumenten, Kirchen und Kunstschätzen, vermischt mit den historischen Erinnerungen und dem Getreibe der heutigen Stadt, den Geist des Fremden überwältigen würde, so daß statt eines harmonischen Gesammtbildes nur ein wirres Zerrbild übrig bliebe. Die St. Peterskirche mit ihrer den Geist stets anlockenden Kuppel bleibt deßwegen auch der heiligste und erhabenste Wallfahrtsort der Erinnerung eines Reisenden.

Und doch ist der erste Eindruck, den die St. Peterskirche in der Nähe hervorbringt, der Erwartung kaum entsprechend. Schon der Zugang zu ihr wirkt dämpfend auf das hochpulsirende Herz. Lady Morgan übertreibt nicht, wenn sie sagt: „Jedes enge Gäßchen, das hinführt, zeigt ein gedrücktes, körperlich und geistig elendes Volk. Jede finstere und wackelnde Wohnung steckt voll Miether, die in der Nähe eines Tempels, in welchem Hoheit, Macht, Ruhm, Kraft und Schönheit einander verdrängen, sich nicht finden sollten. Hier sind die schmutzigsten Straßen der schmutzigsten Stadt in Europa. Hier erscheinen Gesichter, auf welche Amor sein Siegel drückte, durch Unreinlichkeit und unanständigen Putz verunstaltet. Hier setzt sich eine junge, schöne Plebejerin auf die Schwelle eines zerstörten Gebäudes, zieht die Nadel aus ihren Flechten, die sie von einer alten Magd durchsuchen läßt, unbekümmert ob es auch Jemand sehe. Die Straßen, die nach der Peterskirche führen, können von Ort zu Ort verwüstete Paläste aufweisen, zwischen welche unedle Häuser sich einschieben; aber die Marmorfaçade ist von ausgehängter Wäsche entstellt, ein starker Seifengeruch zieht aus den Fenstern der Wäscherinnen in die Straße heraus. Erst wenn diese widerwärtigen Zugänge zurückgelegt sind, erscheint der Petersplatz vor den Blicken des Wanderers."

Von der Engelsburg führen drei Straßen zur Kirche hinauf — der Borgo vecchio in der Mitte, der Borgo nuovo rechts und der Borgo S. Spirito links. Papst Pius VII. hatte die Idee, die Häuser des Borgo vecchio niederzureißen und von der Engelsburg an eine Straße zu bauen, so breit als der Eingang der Kolonnade, welche den St. Petersplatz umfaßt. Dann wäre ein würdiger Aufstieg zum ersten Tempel der Christenheit hergestellt worden.

Tritt man aus den Borgo's heraus, so wird der Blick zunächst nicht von der Kirche oder Kuppel selbst gefesselt, sondern von der prachtvollen Kolonnade, welche in Form einer Ellipse in vier Säulenreihen den 804 Fuß breiten Vorhof einfaßt und abschließt von dem Anblick der nahestehenden elenden Häuser. Diese Säulengalerie, welche mit ihren Balustraden und Statuen eine Höhe von 70 Fuß erreicht, ist von Bernini erbaut worden, und steht im schönsten Verhältnisse zur Kirche selbst; sie macht einen solchen überraschenden Eindruck, daß man der Façade der Peterskirche kaum achtet, zumal da noch zwei herrliche, von Michel Angelo modellirte Springbrunnen, mit ihren gewaltigen porphyrenen Schalen, und der 130 Fuß hohe egyptische Obelisk das Auge beschäftigen.

Hat man seine Blicke an der herrlichen Piazza gesättigt, so sucht das Auge neue Nahrung — aber es wird getäuscht. Die 500 Fuß hohe Kuppel, welche höher als die Pyramiden sich erhebt, und gleich beim Eintritt auf den Platz den Geist von allen umgebenden Schönheiten abziehen und auf sich allein lenken sollte, ist durch die zu weit vorgestreckte Hauptfaçade so sehr zurückgedrängt worden, daß das Auge ihrem Aufbau nicht folgen kann, und somit jeden Maßstab zu ihrer Messung verliert. So hatte es Michel Angelo, der den Entwurf zu dieser gigantischen Kuppel gemacht hat, nicht gemeint. Er hatte die Peterskirche in Form eines griechischen Kreuzes ausbauen wollen, so daß die Kuppel das Centrum von vier gleich langen Armen geworden wäre; und da diese Arme nicht zu lang waren, um die Kuppel auf irgend einer Seite zu maskiren, sondern nur als das Piedestal zu derselben erschienen wären, so hätte sich die Kuppel unmittelbar von der Piazza aus zu ihrer unerreichten Höhe aufschwingen können und der Eindruck hätte ihrer Erhabenheit entsprochen. Aber Papst Paul V. (1605) beschloß, von dem Plane Michel Angelo's abzuweichen, und statt des griechischen Kreuzes das lateinische als Grundriß anzunehmen. Der nach Osten gerichtete Arm des Kreuzes sollte um 223 Palmi verlängert werden, wodurch sowohl die bis dahin noch stehen gebliebene Façade der alten Kirche — ein schöner Säulenportico aus Konstantins Zeit — als auch ein Theil des Vatikans abgebrochen wurde, und der Totaleindruck der Kuppel — welche durch die Dimensionen ihrer schön geschwungenen Form eben doch den her-

vorragendsten Theil des ganzen Gebäudes bildet — verloren ging. Aber nicht genug, die Façade selbst wurde von einem Architekten aus Como, Namens Carlo Maderno, in einem ganz unwürdigen, ja häßlichen Style erbaut. Korinthische Pilaster ziehen sich an der in zwei Stockwerke getrennten Schauseite hinauf, deren Fenster und Nischen, größere und kleinere Thüren, den Eindruck der Säulenordnung ganz beeinträchtigen. Ein mageres Fries schneidet mit einer glatten Linie die reichen korinthischen Kapitäle von einem schwerfälligen Oberbau ab, der mit seinen gedrückten, überbreiten Fenstern eine neue, von einer Balustrade und 13 kolossalen Bildsäulen gekrönte Etage bildet, so daß die Façade nicht einmal durch ihre absolute Höhe von 180 Fuß die einheitliche Wirkung eines Tempels machen kann, sondern eher wie die Schauseite eines Palastes aussieht.

Dieß alles macht, daß trotz der herrlichen dreifachen Marmortreppenflucht, welche die 400 Fuß breite Façade mit der Kolonnade und der Piazza in Einheit bringt, der Eindruck der St. Peterskirche weit demjenigen nachsteht, den z. B. die Paulskirche zu London in ihrem Aeußern hervorbringt, besonders wenn man an der Seite zu ihrer 404 Fuß hohen Kuppel hinaufblickt.

Aber auch wenn man das Innere zum erstenmal betritt, macht die Peterskirche nicht den erwarteten Eindruck. Während das Innere des Mailänder oder des Kölner Domes beim ersten Besuche einen heiligen Schauer verursacht, beherrscht uns im Innern der St. Peterskirche zuerst nur die Idee der Neugierde. Das Vestibule mit seinen fünf kolossalen Portalen, das nach seinen Dimensionen (400′ lang, 70′ hoch und 50′ breit) allein schon eine imposante Kirche bilden würde, fesselt uns mehr durch seinen prachtvollen Marmorboden, sein reich vergoldetes Gewölbe und die Reiterstatuen Konstantins und Karls des Großen, als durch die Erhabenheit, welche der Vorhof eines solchen Tempels erwarten läßt. Tritt man in das Innere — in die größte Halle, die je von menschlicher Kunst errichtet worden ist — so findet das Auge nur vier Pfeiler, auf denen es ruhen kann, und durchläuft den ungeheuern Raum zu schnell, um seine volle Ausdehnung begreifen zu können. Selbst der Aufblick verliert seinen Maßstab, da die kolossalen Bildsäulen, die an den 150 Fuß hohen Pfeilern stehen, fast zur natürlichen Größe zusammenschrumpfen, und erst, wenn man unter die Kuppel und die mit 32 korinthischen Pilastern geschmückte Trommel, die Vermittlerin zwischen der Höhe der Kuppel und der Höhe des Hauptschiffes tritt, wird das Auge gewahr, in welchem unermeßlichen Raum es sich verloren habe.

Die Schilderung des getäuschten Eindruckes, den die Peterskirche zuerst macht, ist nicht eine blos subjektive Ansicht der flüchtigen Touristen, sondern sie ist von den gediegensten Kennern und Künstlern gewährleistet. So lautet z. B. das Urtheil in Platners und Bunsens Beschreibung der Stadt Rom folgendermaßen:

„Die heilige Peterskirche ist in Hinsicht der Größe und Pracht, wenn unter der letzteren nur Aufwand von kostbaren Stoffen und Zierathen verstanden wird, das erste Gebäude in der Welt, und insofern allerdings sehr merkwürdig. Aber den Ruf, auch das vorzüglichste Werk der neuern Baukunst hinsichtlich des Styls und der Schönheit zu sein, konnte sie nur dem verderbten Geschmacke der beiden letztverflossenen Jahrhunderte verdanken. Sie bringt bei ihrer ungeheuern Größe nichts weniger als einen großen Eindruck auf das Gemüth hervor; und merkwürdig genug, daß man diesen Mangel, welcher hinreichend ist, sie zu einem verfehlten Kunstwerke zu machen, für einen Vorzug angesehen hat, indem man bewunderte, daß ihre Größe nicht durch den Totaleindruck des Ganzen den Anschauer ergreift, sondern erst nach und nach durch Betrachtung der einzelnen Theile bemerklich wird, und daß demnach dieselbe sich nur vermittelst des combinirenden Verstandes offenbart.“ —

Soll die Peterskirche den ihren Dimensionen entsprechenden Eindruck hervorbringen, so muß man sie am Osterfeste besuchen, wenn ein einziges Kreuz von Lampen das Innere erleuchtet — von diesem Focus des Glanzes ziehen sich dann alle Abstufungen von Licht und Schatten durch den ganzen Tempel hindurch, in den fantastischen Bewegungen des Helldunkels beleben sich die Statuen, die festen oder schwebenden Schatten zeigen die Massenhaftigkeit der Hauptpfeiler, und die Menschenmenge, welche um den Papst herumkniet, die Gruppen, die aus den Seitenschiffen hervortauchen, der Maßstab, den die Menschheit selbst dem Beobachter gibt, dieß Alles bringt einen Eindruck hervor, den kein Mailänder und kein Kölner Dom — selbst bei gleicher Beleuchtung — zu machen vermöchte; und will man die äußeren Dimensionen des größten Tempels verstehen lernen, so betrachte man ihn am St. Peterstage, wenn seine Umrisse von der Façade bis zur Kuppellaterne durch Hunderttausende von Lampen gezeichnet sind, wenn alles Nebenwerk, alle Zierathen verschwinden und der Tempel in seiner eigenen Konstruktionspracht erglüht.

Aber wenn die Peterskirche in der Nähe und im Innern nicht den erwarteten Eindruck hervorbringt, so bietet sie doch von der Ferne stets das schönste Bild der Erhabenheit der menschlichen Baukunst dar. Ihre Kuppel, ein gen Himmel geschwungenes Pantheon, ist eben doch das Kühnste und Schönste, was die christliche Baukunst hervorgebracht hat, und erst, wenn die Kölner Thürme ihre Höhe von 500 Fuß erreicht haben werden und das Auge an ihnen von der Sohle bis zur Kreuzblume als an einem ununterbrochen, organisch entwickelten Ganzen hinaufstaunen kann, erst dann wird die Peterskirche einen Rivalen haben, der sie vielleicht an Erhabenheit als Bauwerk übertreffen wird, obschon er keinen Vatikanischen Hügel, keine Berninische Kolonnade, keine dreifache Treppenflucht zum Aufwurf hat.

Ob aber für die Landschaft gothische Thürme so malerisch wirken können, wie eine kühngeschwungene Kuppel, das möchten wir bezweifeln, selbst wenn sie von einem Hügel über eine Stadt herunterschauen. Jedenfalls ist das Bild, das die Peterskirche dem Scheidenden in der Erinnerung zurückläßt, nicht allein das der Erhabenheit, sondern auch der vollendeten Schönheit.

Schloß Ambras in Tyrol.

Von **Eduard Ille.**

Eine kleine Stunde von Innsbruck, der schönen Hauptstadt des Alpenlandes Tyrol, erhebt sich auf sanftem Hügelgelände über dem freundlichen Dorfe Ambras das gleichnamige Schloß, von dessen luftigen Zinnen sich vor dem überraschten Blicke des Wanderers das herrliche Innthal mit seinen Städten und Dörfern, seinen Kirchen und Kapellen, Feldern und Auen lachend eröffnet, durch welche der grüne Innstrom fröhlich dahinbraust. Majestätisch ragen hoch über dem reichbebauten Mittelgebirge die vielgezackten Riesenhäupter der gewaltigen Bergeskette empor, und umkränzen sich die granitene Stirn mit den Rosen des schimmernden Morgenlichts, oder umstehen in mondheller Nacht wie hehre Geistergestalten in weitem Ringe das schlummernde Thal. Die Gründung des Schlosses verliert sich in das sagenhafte Dunkel der Vorzeit; am wahrscheinlichsten ist jedoch, daß schon die Römer auf ihren weltbezwingenden Kriegszügen an dieser Stelle ein festes Castell erbaut hatten, wie sie gewöhnlich Höhepunkte in der Nähe ihrer Ansiedlungen (hier nächst bei Veldidena, dem jetzigen Wiltau) befestigten, und wie selbst des Schlosses Name, Ambras, noch auf das lateinische »ad umbras« (am Waldesschatten) hinzuweisen scheint. Auf den Trümmern dieses Castells wohl erbaut, ragte schon im zehnten Jahrhundert die stolze Burg der mächtigen bayerischen Gaugrafen von Andechs, welche, zu Anfang des elften Jahrhunderts an die Linie der Andechs-Wolfertshausen überkommen, in der heftigen Fehde der Brüder Otto und Heinrich mit dem Bayernherzog Heinrich dem Stolzen im Jahre 1136 berannt, niedergeworfen und ausgebrannt ward, sich aber rasch wiederum zu neuem, größerem Glanze erhob, und nach dem wechselnden Besitze der Grafen Görz und der Erzherzogin Margaretha Maultasch endlich um das Jahr 1563 von Kaiser Ferdinand I. eingelöst wurde, der sie seinem Sohne Ferdinand II., als Landesfürsten von Tyrol, zu freiem Eigenthum schenkte. Dieser aber übergab schon im folgenden Jahre Schloß und Herrschaft Ambras mit allen Einkünften und Rechten urkundlich seiner edlen Gemahlin, der von Mit- und Nachwelt viel geehrten und gefeierten Philippine Welser als Geschenk. Wie diese, durch Tugend, Geist und Schönheit gleich ausgezeichnete Frau, die Tochter des Augsburger Patriziers Franz Welser und der Anna Adler, Freiin von Zinnenberg, als achtzehnjährige Jungfrau den zum Reichstag in ihrer Vaterstadt einreitenden neunzehnjährigen Erzherzog, an der Seite seines kaiserlichen Ohms, Karls V. und aller Großen des Reichs (im Jahre 1548) zum erstenmal in stiller Liebe geschaut; wie sie, im unbesiegbaren Herzenstausche, trotz Vaters Zorn und Kaisers Ungnade, alsbald sein liebendes Weib geworden; wie sie, nach endlich erlangter Versöhnung des kaiserlichen Schwiegervaters und der Legitimationserklärung ihrer beiden Söhne, im Jahre 1557 zum zweiten Mal ehelich eingesegnet, noch zehn Jahre lang auf Schloß Bürglitz in Böhmen in verborgenster Einsamkeit leben mußte, mit der eidlichen Verpflichtung, ihre Ehe keinem Menschen zu offenbaren, außer denen, die schon vorher darum wußten und mit des Kaisers Erlaubniß davon unterrichtet wurden, bis sie erst im Januar des Jahres 1567 mit ihrem Gemahl und ihren Söhnen in feierlicher Pracht ihren Einzug in Innsbruck gehalten, und drei Jahre später endlich den Titel einer „durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Markgräfin von Burgau, Landgräfin von Nellenburg, Gräfin von Ober- und Niederhohenberg" erhielt, und am 24. April des Jahres 1580, als Mutter aller Armen allgemein betrauert, auf Schloß Ambras das Zeitliche gesegnet, — alle diese, an schwergeprüftem Liebes-Opfermuth so reichen Erlebnisse, Freuden und Leiden eines edlen deutschen Frauenherzens sind uns von gleichzeitigen Chronisten, Malern und Dichtern bis herab auf die neueste Zeit (in dem Drama Oskars v. Redwitz) so würdig und treu überliefert worden, daß die Kürze unserer flüchtigen Andeutungen wohl als gerechtfertigt erscheinen darf. Wir kehren darum zu den ferneren Schicksalen des Schlosses selbst zurück, dessen eigentliche Glanzepoche erst nach der Rückkehr des Erzherzogs aus dem türkischen Feldzuge (1557) begann. Dieser kunstsinnige, prachtliebende Fürst erwählte sich Ambras zu seinem und seiner Gattin bleibendem Sommersitze, und verlieh dem Schlosse sofort eine völlig neue und glänzende Gestalt, als deren weltberühmter Mittelpunkt eine aus kostbaren alten Handschriften, Büchern, Münzen, Gemälden, Waffen und Rüstungen berühmter Kriegshelden bestehende Sammlung zu betrachten ist. An seinem Hofe, einem der prächtigsten in ganz Europa, wirkten Gelehrte und Dichter, wie Kaspar Ursinus, Severus, Georg Thannstetter, Gerard v. Roo, Peter Collatinus u. A., und Stephan Vinandus Pighius weiß in seiner Reisebeschreibung (vom Jahr 1574) nicht genug zu erzählen von des Schlosses wundersamer Pracht und Herrlichkeit, von seinen mit Statuen und Bildwerken geschmückten Sälen und Hallen, von den zauberhaften Lustgärten mit ihren kühlen Grotten, Quellen und Wasserkünsten, von den gondelreichen Teichen und Seen, von den wimmelnden Thiergärten, Gehegen und Vogelherden, von den stattlichen Kampfplätzen für die ritterliche Jugend, von den gleißenden Schatztruhen und schimmernden Rüstkammern, voll der seltensten, kostbarsten Waffen aller Art. Besorgt für die Erhaltung dieser seiner Schöpfung, bestimmte der sterbende Erzherzog, seit dem Jahr 1582 in zweiter, kinderloser Ehe mit Anna Katharina, Prinzessin von Mantua, seinen erstgeborenen Sohn Karl, Markgrafen von Burgau, zum Erben des Schlosses und aller seiner Schätze, mit der ausdrücklichen Bedingung, den Glanz desselben für alle Zeiten zu erhalten und zu bewahren. Aber bald nach seines Vaters Verscheiden (1595) trat dieser Ambras gegen einen Kaufschilling von 170,000 Gulden dem Kaiser Rudolph II. ab, und das Schloß erlebte unter seinem neuen

Herrn und unter den folgenden Regierungen des Deutschmeisters Erzherzog Maximilian und des Erzherzogs Leopold mit seiner geistreichen Gemahlin, Claudia von Medicis, noch glänzende, fröhliche Tage, würdig seiner alten Pracht und Herrlichkeit. Nach dem Tode des letzten tyrolischen Erzherzogs Sigismund aber (im Jahr 1665) ward es durch Kaiser Leopold I. schon mehr und mehr seiner Schätze beraubt, bis es durch den kriegerischen Einfall des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern (1703) und die französischen Invasionen des Jahres 1796 gänzlich verarmte und in Verfall gerieth. Nach der Vereinigung Tyrols mit Bayern (1806) wurde die Ambraser-Sammlung, schon vielfach gelichtet, auf Befehl des Kaisers Franz nach Wien übertragen und in den unteren Räumen des Belvedere abgesondert aufgestellt. Das verödete Schloß Ambras aber wurde als Militärspital und Kaserne verwendet, und ging jetzt unaufhaltsam seinem Verderben entgegen. Durch einen Besuch Kaisers Ferdinand I. im Jahre 1838 diesem Loose entrissen, traf man im Jahr 1842 Anstalt, es nach Möglichkeit wieder herzustellen und was

Philippine Welser. Nach dem Orginal in der Ambraser Sammlung.

noch an Gemälden, Waffen und anderen Merkwürdigkeiten zerstreut zu finden war, zu sammeln und zu ordnen. Den projektirten Umbau des Schlosses aber, durch die Stürme des Jahres 1848 gewaltsam unterbrochen, setzte erst Erzherzog Karl Ludwig, ein Bruder des regierenden Kaisers Franz Joseph, in's Werk, nachdem er im Oktober 1855 als kaiserlicher Statthalter des Landes Tyrol seinen Einzug im festlich geschmückten, freudenreichen Innsbruck gehalten. Gleich jenem kunstfreundlichen Ferdinand und seiner schönen Gemahlin, hatte auch er sich dieß stattliche Schloß zum bleibenden Wohnsitz ersehen, und hoffte, an der Seite seiner jugendschönen Gemahlin, Margaretha von Sachsen, gleich jenem glücklichen Paare, in ihm wohl viele beglückende und beglückte Jahre zu verleben. Schon wurde rings im Lande die freudige Rede wieder laut von der lange versprochenen Rückkehr der vielgeschätzten Ambraser-Sammlung in ihre altersgeheiligten Räume; schon regte und dehnte es sich werkthätig in dem alten Gemäuer zu neuem, frisch grünendem Leben; schon ragten Zinnen und Thürme frisch blinkend empor in den heiteren blauen Himmel, als der heitere Lebenshimmel des fürstlichen Herrscherpaares durch eine schwere Schicksalswolke

plötzlich getrübt und verdüstert ward, und Klage und Trauer, statt des gehofften freudigen Liebesglücks, ihren verödenden Einzug hielten in dem neu erstandenen Schlosse. Seine gütige, junge Herrin, Erzherzogin Margaretha, war im September des Jahres 1858 zu Monza in den Armen ihres Gatten nach kurzer Krankheit verschieden, gleich der schönen Philippine Welser als liebreiche Mutter der Armen vom ganzen Lande Tyrol beweint und betrauert. Im folgenden Jahre sah das Land, um viele schöne Hoffnungen wieder verarmt, auch den Erzherzog aus den Mauern seiner Hauptstadt scheiden, und Schloß Ambras harrt, abermals verödet, eines freundlichen Burgherrn.

Die Wirthin von Fischbach.

Humoristische Erzählung von **Ch. v. Gravenreuth.**

Der Hof hatte sich in dem lieblichen Schlosse zu Nymphenburg für die Sommermonate niedergelassen.

Der gute Vater Max, wie die Bayern ihren ersten König wegen seiner Herzensgüte und seines blühenden Familienlebens nannten, war ein großer Freund der Natur und alles Natürlichen. Er durchwanderte jeden Morgen mit raschen Schritten die reizenden Partien des Schloßgartens; denn die Leibärzte, welche dem Anwachsen des königlichen Embonpoints begegnen sollten, wußten ihrem gesunden Patienten, der sich von dem reichlichen Genusse der Tafelfreuden nicht abhalten ließ, keinen andern Rath zu geben, als daß er sich häufige und lebhafte Bewegung in freier Luft mache.

Es war vier Uhr geworden, und man ging zur Tafel. Graf Seefeld, ein alter, sehr bevorzugter Freund des Königs, Truchseß und Ceremonienmeister, war heute zur Tafel geladen worden, und der König freute sich schon auf die pikanten Neuigkeiten, welche der Graf gewöhnlich mitzubringen und bei Tische preiszugeben pflegte. — Nachdem er manche Geschichten erzählt, die zum Theil für den lachlustigen Monarchen komponirt sein mochten, kam das Gespräch auf des Grafen letzte Abwesenheit von München, und der König fragte, ob er die Zeit auf seinen Gütern zugebracht habe?

Zum Theil, Majestät! erwiderte der Graf, einige Wochen lang aber durchstöberte ich mit meinen beiden Söhnen das bayerische Hochgebirge, und wir ließen es uns gut gehen in Niederandorf bei dem Prälaten, da wir im dortigen Kloster unser Absteigequartier genommen hatten, und fast jeden Abend wieder dahin zurückkehrten.

Die geistlichen Herren zu Niederandorf, meinte General Graf Haller, der mit an der Tafel speiste, haben vortrefflichen alten Wein und eine ausgesuchte Küche.

Doch wohl nur für Besuchende, fügte der Erzbischof Baron Gebsattel bei, der ein häufiger Gast zu Nymphenburg war — denn für ihren eigenen Tisch haben sie Mäßigkeit und Einfachheit gelobt, und ich glaube —

Nun, was dieß betrifft, fiel der General lachend ein, so muß ich Eminenz widersprechen, denn ich vermuthe, daß die geistlichen Herrn wohl so vernünftig sind, die vortrefflichen Gottesgaben, die ihnen dort wachsen und gedeihen und gleichsam in den Mund hinein hängen, nicht ungenossen zu lassen — im Gegentheil halte ich sie für geübte Feinschmecker und tapfere Weinvertilger.

Die Königin, welche jetzt fürchtete, daß die Herren das für den Erzbischof peinliche und am Ende ihrer eigenen Würde unzuträgliche Gespräch noch steigern möchten, um so mehr, als der König selbst ein Wohlgefallen an ausschweifenden Späßen hatte, stieß ihren Gemahl leise mit dem Ellbogen an, worauf dieser, solchen Winken stets gehorsam, die Unterhaltung rasch auf ein anderes Gebiet lenkte. Er fragte den Grafen Seefeld, was er denn für Ausbeute von seiner Reise mitgebracht habe?

Für die Wissenschaft, Majestät, nichts von Interesse, erwiderte der Graf. Unsere Reise galt nur dem Vergnügen; unsere Naturforscher, Entomologen, Mineralogen und wie sie alle heißen, die gelehrten Forscher und Grübler, haben ja das Innere unserer Berge schon genugsam durchwühlt und anderen ehrlichen Christenkindern keine Entdeckungen mehr zu machen übrig gelassen. Aber *eine* Merkwürdigkeit haben wir dennoch —

Entdeckt? fragte der König mit etwas sarkastischer Miene, denn er mochte seinem Ceremonienmeister keine sonderlichen Entdeckungsgaben zutrauen.

Nein, Majestät! sagte dieser etwas pikirt, ich gebe mich nicht mit Entdeckungen ab, man kommt dabei oft auf gar verdrießliche Dinge. Was ich Eurer Majestät als eine Merkwürdigkeit bezeichne, ist etwas in dortiger Gegend sehr Bekanntes, für uns aber ein Phänomen, nämlich: die gröbste Frau im ganzen Königreiche Bayern, vielleicht in ganz Deutschland.

Parbleu! rief Graf Haller, die Person muß grob, kolossal grob sein, um solches Prädikat zu rechtfertigen, denn an groben Leuten ist unser gesegnetes Heimatland wahrlich nicht arm.

Und wer ist denn dieses wenig anziehende Weib? fragte die Königin.

Sie ist die Wirthin zu Fischbach, erwiderte Graf Seefeld, einem hübschen, am Fuße der Hochgebirge gelegenen Kirchdorfe.

O ich kenne den Ort, versetzte der Erzbischof. Er liegt gegenüber Windshausen, der Inn zieht sein Silberband durch das liebliche Thal.

Ganz recht, bestätigte Seefeld, und eben aus dem Inn bezieht die Wirthin von Fischbach die delikaten Hechte und Karpfen, in deren Zubereitung sie eine so große Virtuosität besitzt, daß man von weit und breit herbeikommt,

um ein seltenes Fischgericht, gewürzt mit den orginellen Grobheiten der Wirthin, zu genießen.

Und haben Sie selbst Proben von dieser sonst unschmackhaften Zuthat erhalten? fragte die Königin.

Allerdings, Majestät, und die Grobheiten waren so ursprünglicher Natur —

Erzählen Sie, rief man von mehreren Seiten.

Ich muß bedauern, erwiderte Seefeld, in Gegenwart Ihrer Majestät und der Damen überhaupt, nicht mit den Einzelnheiten meiner gemachten Erfahrungen dienen zu können — die Ausdrücke dieser Frau sind lakonisch aber unzweideutig gewesen, und jedenfalls derber, als ich deren je gehört.

Abscheulich! murmelten die Damen.

Das Weib muß ich kennen lernen, versicherte General Haller.

Uebrigens, fuhr Seefeld fort, soll sie Tage haben, an denen sie weniger wortkarg, sogar gesprächig, aber darum nicht minder grob ist. Ihre Antworten sind oft geistreich, schlagend und voll Salz.

Prächtig! rief der König, diese Frau interessirt mich. Ich will eine Probe ihrer berühmten Grobheit haben. Schon längst bitten mich die Geistlichen von Kloster-Audorf um einen Besuch, der Prälat hat sogar mein Versprechen.

Dann müssen Majestät auch Wort halten, drängte der General.

So ist's, und ich werde daher in den nächsten Tagen eine Exkursion nach Kloster-Audorf machen, und in Fischbach Hechte essen —

Und uns Grobheiten holen! ergänzte der General; denn Eure Majestät werden wohl erlauben, daß ich im Gefolge sei?

Natürlich! lachte der König, und ich hoffe, daß die Wirthin an meinem Haudegen ihren Mann findet.

Soll sich in Acht nehmen! drohte der General.

Aber, lieber Max, warf die Königin ein, Du wirst doch nicht im Ernste —

Nach Fischbach reisen und mir Grobheiten holen, meinst Du, liebe Caroline? Gewiß, ich brenne darnach, dieses merkwürdige Exemplar von einer Wirthin zu sehen!

Aber doch jedenfalls wirst Du die Reise incognito machen?

Wo läge dann die Pointe? Nein, liebe Caroline, die Frau muß wissen, wer ich bin, und gerade dann wird es sich zeigen, ob ihre grobe Laune naturwüchsig ist, oder nur ein angenommenes Wesen, vielleicht Spekulation, um Neugierige anzuziehen.

Urweltlich, Majestät! rief Seefeld. Vorsündfluthlich! und ich wette Hab und Gut, daß sie zwischen Eurer Majestät und dem ersten besten Gaste, der ein Glas Bier verlangt, nicht den geringsten Unterschied zu machen Belieben tragen wird.

Desto besser, erwiderte König Max; dann ist's seine Originalität, und solche interessirt mich, wo ich sie immer finde. — Es bleibt dabei, meine Herren, ich reise nach Kloster-Audorf und mache einen Halt in Fischbach.

Ein leichtes Achselzucken der Königin zeigte, daß sie das Vorhaben ihres Gatten mißbillige; sie hoffte jedoch, ihn unter vier Augen andern Sinnes machen zu können. Aber dießmal gelang es ihr nicht, wie sonst — die beschlossene Reise wurde ausgeführt.

Eine prächtige Julisonne vergoldete die Gipfel der Berge und senkte in das Thal, dem der Inn Leben und Abwechslung gibt, einen glühenden Strahl, der die Kelche der Blumen öffnete und die Gewürze der Bäume und Kräuter vertrocknete und aufsaugte. Das Dörfchen Fischbach lag freundlich und still in dem Thale zwischen himmelhohen Bergen, und die Aufmerksamkeit der wenigen Bewohner, welche nicht unter des Tages Mühen und Lasten auswärts beschäftigt waren, versammelte sich vor einigen höchst eleganten Equipagen, welche eben am Wirthshause Halt gemacht hatten.

Eine Stunde vorher war ein Kurier an eben dem Wirthshause angekommen und hatte dem Wirthe die Meldung gebracht, daß Seine Majestät der König alsbald, durch Fischbach kommend, nach Kloster-Audorf reise, daß aber Seine Majestät, angelockt durch den Ruf ganz vortrefflicher Fischebereitung, dessen die Wirthin zu Fischbach weit und breit genieße, entschlossen sei, einen kurzen Halt zu machen, und die Wirthin sich daher vorbereiten möge, um Seiner Majestät eine Probe ihrer Kochkunst vorzulegen.

Der König bei uns? rief der ehrliche, bis in das Mark erschrockene Wirth. Mein Gott, Weib, was sagst Du dazu?

Die Wirthin hatte mit stoischem Gleichmuthe die Nachricht empfangen, die ihr der Kurier in der Küche verkündet hatte. Sie stand eben am Butterfasse und regierte den Stößer, um die Metamorphose der Milch in Butter, die schon im Werden begriffen war, zu vollenden. Ohne sich auch nur im Mindesten stören zu lassen, fuhr sie in ihrem Geschäfte fort.

Nun? rief ihr Mann, bist Du denn taub? Hörst Du denn nicht, Lisel, was für vornehme Gäste wir bekommen, daß Du Fische zurichten sollst, und —

Hab' keine Zeit, erwiderte die Frau, tüchtig fortbutternd; eh' nicht meine Butter fertig ist, kann ich nichts Anderes thun.

Aber du mein himmlischer Vater! Weib, Du wirst doch eine Ausnahme machen, wenn der König kommt?

Warum denn? Macht mir der König die Butter fertig? — Warum hat er nicht früher geschickt, eh' das Gesinde in's Heu ging — jetzt kann er warten!

Barmherziger Gott! rief der Mann händeringend, Du bist im Stande, mit dem König eben so grob zu sein, wie mit allen andern Christenkindern.

Ja warum denn nicht! Ist denn der König etwas Besseres?

Freilich; eben weil er der König und ein Gesalbter des Herrn und unser Landesvater ist, für den wir in der Kirche beten.

Ist dumm genug; wenn er bei dem lieben Gott ohnedem um so viel höher angeschrieben steht, als unsereins, so braucht er unser Beten nicht. Aber sei Du ganz ohne Sorge, ich werd' schon mit dem König fertig werden, denn ich weiß auch, was man seinem Landesherrn schuldig ist; aber das Hofgesinde, was da mitkommen wird, die

Faullenzer und Schranzen, die unserm Herrgott den Tag abstehlen, die sind mir in den Tod zuwider und die sollen meine gute Meinung über sie erfahren.

Lisel! ich bitte Dich um Alles, mäßige Dich nur heute!

Spar' die Worte, Sepp! und nimm lieber dort die Schlüssel. Gib frische Tischtücher heraus, leg' sie auf die Tische, damit es blank und rein aussieht in der Stube, schick' den Hans auf die Wiese und laß das Midei*) heim holen, daß sie mir hilft, und Du geh zum Fischhalter und hole herauf, was Gutes drunten ist, unterdessen wird meine Butter fertig und der Herr König hat frische, mandelsüße Butter gleich zum Willkomm.

Und zu dem Kurier gewendet, der diese häusliche Scene lächelnd mit ansah, fragte die Wirthin:

Wie viel Mitesser kommen denn mit dem König?

Mitesser?

Oder Hofschranzen, wenn Ihm der Titel besser gefällt.

Ah! die Frau Wirthin meint wohl, wie viel Herren im Gefolge Seiner Majestät sich befinden?

Ja, so beiläufig kommt's auf Eins heraus.

Mit den Lakaien — neun Personen.

Lakaien? das sind wohl die Brettlhupfer?

Brettlhupfer? Liebe Frau, Sie scheint für Alles Ihre eigenen Benennungen zu haben.

Hab' ich auch. Brettlhupfer sind die Tagdiebe, die hinten auf die Wägen springen oder hupfen wie die Flöh', wenn der Wagenschlag zugemacht ist, und sich ein Ansehen geben, als wären sie was Rechtes.

Dieß sind die Jäger und Lakaien.

Meinetwegen kann Er sie tituliren, wie Er will, für mich sind es Tagdiebe, Brettlhupfer, mit Borden und Knöpfen aufgeputzte Affen, die schlechter sind, als des Müllers Esel, denn der muß sich sein Futter mühsam verdienen, während diese Schlingel den rührsamen Leuten im Wege stehen. — So, nun geh Er in die Stube und laß Er sich was einschenken und gaff Er mich nicht an, wie die Kuh 's neue Thor — ich kann's nicht leiden. Hab' die Nase mitten im Gesicht, wie jeder andere Mensch, und Arm und Beine, wo sie hin gehören.

Alle Welt, das Weib ist grob! rief der so gescholtene Mann und lief aus der Küche in die Gaststube, wo er den Wirth in voller Thätigkeit traf, die weißen aber hausgesponnenen Tücher und Gedecke auf die eichenen, von langjährigem Gebrauche farblos und holperig gewordenen Tische zu breiten.

Wenige Minuten später kam Midei, der Wirthin hübsches Töchterchen, mit dem Rechen auf der Schulter, den spitzen Filzhut mit Goldverbrämung und Quaste keck auf der linken Kopfseite tragend. Die von der Arbeit und der schnellen Heimkehr hochgerötheten Wangen des Mädchens kontrastirten angenehm mit der etwas bräunlichen Haut des Gesichtes, während die Stirne, stets von dem breitkrämpigen Hute beschattet, rein und weiß wie Alabaster geblieben war. Die sinnigen blauen Augen mit den schön gewölbten braunen Bogen schauten recht treuherzig drein, und die reichen Haare fielen in zwei mächtigen Zöpfen unter dem Hute hervor in den Nacken. Die jugendlich elastische Gestalt zeigte Kraft und Gesundheit, und eine anmuthige Frische war über die ganze Erscheinung gegossen.

Als Midei erfuhr, welcher Besuch zu erwarten war, da ging sie auf den Vater zu und sprach leise zu ihm: Ach wie wirds mit der Mutter werden? Bangt Euch nicht Vater, daß sie —

Grob sein wird wie immer, meinst Du? Ja, Gott verzeih mir's, ich fürcht', sie treibt es heute wie alle Tage, und des Königs Majestät wird gar keinen Unterschied erleben.

So muß halt der Vater mit der Mutter ein ernstliches Wort reden und sie — schön bitten, wenn die Vorstellungen nichts helfen sollten.

Reden? mit der Mutter reden über das, was sie thun soll? Midei! wann hätt' denn das schon einmal g'holfen?

Na! was steckt's denn die Köpf' z'samm', wie die Schaaf', wenn's donnert? rief die Mutter, unter der Thür erscheinend — denkst wohl, ich hab' Dich vom Heu hereinrufen lassen, um zu plauschen? — Was gibt's denn?

Mutter! rief Midei auf sie zufliegend — weiß die Mutter, was ein Majestätsverbrechen ist?

Herrgott im Himmel! was fällt dem Mädel ein?

Ja, der Herr Pfarrer hat's einmal aus der Zeitung vorgelesen, daß Einer, der den König g'schimpft und beleidiget hat, auf viele Jahr' als Majestätsbeleidiger auf die Festung ist gesperrt worden, und da denk' ich halt —

Daß ich fein höflich sein soll mit dem König und katzenbucklerisch — damit ich nicht Zeitlebens auf die Festung komm'? So soll's wohl heißen, Jungfer Siebeng'scheit? Na, wir werden schon wissen, was der Brauch ist.

Mutter! lieb's Mutterle, sagte das Mädchen liebkosend — sei nur heut lieb und gut, wie Du ja oft sein kannst, wenn wir allein sind — mach Deinem Kind' die Freud', nimm ihm die Angst von der Seel'! Schau, so vornehme Leut' sind ja net wie Unsereins, die schau'n ja net in's Herz hinein, wie's da drin g'meint ist, die halten sich an's Wort, und bist Du grob mit dem König, so sind wir alle unglücklich!

Ein recht herzenswarmer Blick flog aus den dunklen Augen der Wirthin über die Wohlgestalt der Tochter, und sie sprach ausweichend:

Geh nur in die Kuchel und hilf mir arbeiten, das Uebrige wird sich finden. Angst brauchst Du keine zu haben, denn ich fürcht' mich nicht vor König und Kaiser, und alle Festungen der Welt könnten mich nicht anders machen, als mir's eben um's Herz sein wird.

Jetzt kam Hans mit den schnalzenden Fischen im Netze, und Midei eilte in den Garten, um in sinnigem Ehrfurchtsgefühle vor der Majestät, die ihr armes Haus beehren wollte, diesem wenigstens die Zierde zu geben, die ihr zu Gebote stand. Erbarmungslos schnitt sie die schönsten Blüthen und Blumen ab, versah sich mit einem Büschel grüner Blätter, streute Laub und Blüthen rings im Zimmer umher und steckte die duftendsten Blumen in Gläser, die sie auf die Tische umher stellte.

So sah die Stube schnell freundlich und sonnig aus, und verrieth die weibliche schmückende Hand. Stumm lächelte die Mutter bei dem Treiben der Tochter, sie schalt nicht einmal: Beweis genug, daß ihr die stille, der Majestät dargebrachte Huldigung behagte, daß sie ihr wenig-

*) Im Gebirge gebräuchlich für Marie.

Blücher

Digitized by Google

stens in Bezug auf ihr Kind, welches so sinnig empfand, nicht mißfiel. Aber nun galt es, den Fischen den Garaus zu machen, denn schon war die Stunde verstrichen, nach welcher der König ankommen sollte.

Midei hatte in weiblicher Eitelkeit den Arbeitsanzug rasch mit dem Sonntagsgewande vertauscht — und die Mutter that, als merke sie die kleine Veränderung nicht.

Auch der Vater hatte seinen Sonntagsrock angezogen und die guten Stiefel und die Kirchenweste und stand am Fenster, auf jeden Laut horchend, der von der Gasse herkam. Da schmetterte ein Posthorn, und dann ein zweites sein frohes Willkommlied zwischen die Berge hin und weckte ein zehnfaches Echo. Sie kommen! schrie der Wirth mit solcher Heftigkeit in die Küche hinaus, daß die Frauen entsetzt fallen ließen, was sie eben in den Händen hatten. Dann rannte er nach der Hausthür und machte schon Bücklinge, ehe er noch eines Wagens ansichtig ward. Midei flog zu ihrem Vater und stellte sich hochklopfenden Herzens an seine Seite. Hans, der Kleinknecht, drückte sich in die Ecke und riß die Augen weit auf, damit ihm ja nichts entgehen möge von den Herrlichkeiten, die nach seiner Idee nun kommen mußten; denn er dachte sich den König, wie den Schellen- oder Herzkönig, mit Scepter, Krone und Reichsapfel, und der Thron, meinte er, dürfe auch nicht fehlen, der werde schon im Wagen stehen, mit Gold und Brillanten reich verziert und oben drüber eine ungeheure Krone.

Gegenüber dem Hause hatten sich müßige, neugierige Gaffer aufgestellt, und aus jeder Hütte blickte ein altes, bei der Arbeit nicht mehr brauchbares Mütterchen oder ein Greis, die man daheim gelassen, um die Kinder zu hüten. Die Leute wußten nicht, daß es ihr Landesherr sei, der da vorüberfuhr, denn der Wirth hatte in seiner Todesangst gar nicht daran gedacht, die durch den Kurier erhaltene Nachricht Jemand mitzutheilen; sie sahen nur die eleganten Equipagen, und dieß genügte, um sie Augen und Mund aufsperren zu machen.

Die Wagen hielten vor dem ländlichen Wirthshause.

Der König, welcher mit seinem Flügeladjutanten und dem Grafen Haller im ersten Wagen fuhr, neigte sich zu diesem und sprach: Wenn dieß die Wirthin ist, so verräth ihre hübsche, freundliche Miene nichts weniger als die von Seefeld gerühmte Derbheit.

Gott bewahre, erwiderte der General, das läßt sich auf den ersten Blick erkennen, daß es die Tochter jenes Mannes ist, der sich den Schwindel holen wird, wenn wir ihn noch lange seine Bücklinge fortmachen lassen.

Lachend stieg der König aus dem Wagen, klopfte dem Wirthe auf die Schulter, kneipte das hübsche Mädchen in die Wange und erschrak beinahe vor dem entsetzlichen Stoßseufzer, welchen der in die Ecke gedrängte Hans aus seinem Innersten hervorpreßte, als die Herren so nah bei ihm vorüber gingen und ihn hinderten, die Ankunft des Königs zu sehen, der, wie er meinte, im zweiten Wagen sitzen müsse, weil im ersten nur ganz gewöhnliche Menschenkinder, ohne Krone und Reichsapfel, zu sehen gewesen waren. Der reich beborbete Leibjäger des Königs galt ihm, des Goldes wegen, welches er an sich trug, endlich für den König, der auf der Reise, wie Hans meinte, wahrscheinlich die Krone und sonstigen Utensilien königlicher Würde abgelegt hatte.

Die Herren waren in die Stube getreten.

In fieberhafter Aufregung machte Midei einen Knix um den andern, und konnte sich nicht genug wundern, daß der Monarch ihres Landes ein so einfacher, leutseliger Mann war und so gar kein königliches, sondern ein ganz harmloses, freundliches Gesicht mache, wie jeder andere Mensch.

General Haller und der Adjutant, welch' letzterer in ehrfurchtsvoller Rücksicht für den König sich mit ernster Zurückhaltung benahm, schienen ihr viel eher der König sein zu können, als der lachende, dicke Mann mit dem blauen Fracke und blanken Knöpfen und der weißen Halsbinde.

Nun laß Er einmal sein Bekomplimentiren, sprach der König, zum Wirthe gewendet, ich liebe dieß nicht. Wo sind die bestellten Fische?

Sie werden sogleich ihre unterthänigste Aufwartung machen, stammelte der ganz verwirrt gewordene Mann, dem der Gedanke, mit seinem Landesherrn sprechen zu sollen, den Athem und das klare Bewußtsein nahm. Ein volles Gelächter, von General Haller kommend, machte den Unglücklichen vollends ganz perplex.

Bin begierig, die Fische aufwarten zu sehen, sagte der General lachend.

Midei hatte sich schneller von ihrem Schrecken erholt, als der Vater, und es kränkte sie, diesen zum Gelächter werden zu sehen. Mit anmuthigem Knixe trat sie jetzt vor und sprach:

Mein Vater weiß wohl, daß gebratene Fische keine Aufwartung machen können, nicht einmal unsere lebendigen sind so gut abgerichtet, er meinte nur, **wir** würden dem Herrn König sogleich damit aufwarten.

Sapperlot, Mädel! rief der General, Du hast Courage, wie ich merke; schade, daß Du kein Junge bist, gäbest einen hübschen Soldaten.

Muß gehorsamst danken, erwiderte das Mädchen, ist mir schon so lieber, wie's der liebe Gott einmal eingerichtet hat; aber wär' ich ein Bube, so denk ich wohl, daß ich auch ein tüchtiger Soldat werden könnte, denn es muß gerade nichts gar schweres sein um den Soldatenstand.

Bravo, mein Kind, sprach der König, Du bist ein wackeres Mädchen, und willst Du in die Stadt, so —

O ich danke, Herr König! ich bleibe schon hier bei Vater und Mutter, bei meinen Kühen und Geißen, bei unsern Bergen, und —

Nun, und? — was stockst Du denn? — denkst wohl an Deinen Herzliebsten?

Nein, Herr König! einen Herzliebsten hab' ich nicht, aber einen Schatz — den Jäger-Toni von Nußdorf, und der wird mein Mann und Keiner sonst auf Erden!

Hocherröthend über ihre eigene Offenheit den fremden Männern gegenüber, wollte Midei das Zimmer verlassen, als der König ihr zurief: Weßhalb willst Du uns verlassen, gutes Kind?

Um die Mutter zu fragen, ob ich Milch oder Bier für die Herren bringen soll.

Bringe von beidem, meine Tochter, wir werden dann wählen, was uns am besten dünkt.

Midei eilte hinaus.

Aber wo bleibt Eure Frau? fragte nun der König den Wirth, der in der unbehaglichsten Gemüthsverfassung am Ofen stand.

Sie ist in der Küche beschäftigt, stotterte er verlegen.

So geht und sagt ihr, sprach General Haller, daß es Sitte ist, seinen Monarchen zu begrüßen, ihm die gebührende Ehrfurcht zu erweisen, wenn er in unser Haus tritt.

Glückselig, einen Vorwand erreicht zu haben, um sich entfernen zu können, drückte sich der Mann hinaus zu seiner Frau in die Küche.

Daß dieses Weib sich bei der Ankunft Eurer Majestät nicht sehen ließ, ist schon der erste Beweis ihrer Grobheit, meinte General Haller.

Wer weiß, erwiderte der König, vielleicht zieht sie sich festlich an, oder sie hat noch viel zu thun.

So etwas wird wohl der Grund ihres Ausbleibens sein, bemerkte der Adjutant, denn so weit wird ja das Weib die Respektswidrigkeit nicht treiben, daß sie absichtlich vermiede, sich zu zeigen, wenn —

Nun, der Schilderung Seefelds zufolge bin ich auf viel gefaßt, sagte der König.

Jetzt kam Midei mit einem zinnernen Präsentirteller zurück, auf welchem sie ein Glas Milch und ein Glas Bier trug und es vor den König hinstellte. Dieser nippte an der Milch und fand sie frisch und gut.

Der General trank von dem Bier und meinte, es lasse sich überwinden.

Aber wo bleibt Deine Mutter? fragte der König — ich sandte Deinen Vater, sie zu holen, aber auch er bleibt verschwunden. Geh Du, mein Kind, und sage Deiner Mutter, daß ich sie zu sehen wünsche.

Ach gnädigster Herr König, sprach das Mädchen ängstlich, die Mutter hat zu thun. Niemand darf die Fische anrühren, als sie, man macht ihr nichts recht, es versteht's auch Niemand so wie sie, und da läßt sie sich denn auch von Niemand stören.

Selbst nicht, wenn der König befiehlt? fragte der Adjutant.

Ich weiß nicht, Herr Offizier, erwiderte das Mädchen halb scheu, halb kühn, ich glaube, es gibt Niemand auf Erden, von dem sich die Mutter was befehlen läßt, aber ich will's der Mutter ausrichten, daß sie hereinkommen soll.

So ging sie hinaus und es ließen sich mehrere Minuten lang weder Vater, Tochter, noch Mutter blicken. Der König ward endlich ernstlich ungeduldig, und meinte, daß ihm der Spaß denn doch zu lange ausbleibe. Gehen Sie in die Küche, lieber Freund, bat er den Adjutanten, und sagen Sie der Frau, es werde mir die Zeit lange, ich wünsche sie und die Fische endlich vor Augen zu sehen.

Der Adjutant, wenig erbaut von der Kommission, und doch neugierig genug, begab sich in die Küche und fand dort die Tochter mit flehender Geberde neben dem Herde stehen, und den Vater, als gänzlich mit seiner Mission verunglückt, in einem Winkel, ängstlich an den Nägeln kauend. Wo ist die Wirthin? rief der junge Offizier befehlshaberisch zur Thüre hinein.

Hier ist sie, was soll's mit ihr? entgegnete die Frau, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, die im Salzen und Bestreuen der Fische bestand, während auf dem Feuer das heiße Schmalz brodelte.

Seine Majestät der König verlangen nach den bestellten Fischen und nach der Wirthin, die es noch nicht der Mühe werth gefunden, ihrem Monarchen den schuldigen Respekt zu erweisen.

Wenn der König Hunger hat, so soll er unterdessen was anderes essen, die Fische lassen sich nicht fertig hexen, erwiderte die Frau, und auf dem Lande gehts nicht wie in der Hofküche, wo hundert Nichtsthuer herumstehen. Ich hab' mehr zu thun gehabt, als die einfältigen Fische herzurichten, und hat sie der König gleich beim Ankommen fertig haben wollen, so hätt' er früher schicken müssen. Geh hinein, Midei, in die Stube und plauder' dem König etwas vor; kannst's ja so schön, wie die Leute sagen, wird wohl für die Stadtherren auch gut genug sein.

Aber der König verlangt nach **Ihrem** Erscheinen, Frau —

Ich aber hab' kein Verlangen darnach, eher hinein zu gehen, als bis meine Fische fertig sind.

Erzürne Sie den König nicht, Frau! er ist der König und hat zu befehlen und wir haben zu gehorchen!

Das mag Er thun, Herr Lakai oder was er ist — aber ich —

Ich bin Flügeladjutant des Königs.

Ob Er Flügel hat oder nicht, ist mir egal! Sei er, wer er wolle, aber das rath' ich Ihm, daß er mir nicht in meinem eigenen Hause Grobheiten sagt. Hier laß ich mir von Niemand befehlen!

Also auch nicht von dem Könige?

Nein, wenn er was Unvernünftiges von mir verlangt; und wenn er Fische bestellen läßt, und verlangen kann, ich solle davon weglaufen, wenn sie eben auf's Feuer sollen und das Schmalz schon heiß ist, so ist das was Dummes und das thu ich nicht, denn dann gehen sie zu Grund und meine Reputation als beste Fischköchin obendrein und die ist mir um keinen Preis feil. — So, das sag' Er seinem Herrn, und nun laß Er mich in Ruhe, sonst verbrennen meine Hechte.

Der Adjutant ging mit seiner Meldung in die Stube zurück.

Der König lachte herzlich und meinte, der Anfang sei vielversprechend.

Und ist das Weib häßlich? fragte der König.

Nichts weniger! sie mag einst ganz wie ihre hübsche Tochter ausgesehen haben.

Hol mich der Kukuk! rief der General, ich glaube, die Frau parirte selbst mir nicht.

Versuchen Sie es, lieber Haller, sagte der König, bringen Sie ihr den bestimmten **Befehl**, vor mir zu erscheinen.

Eure Majestät, wagte der Adjutant achselzuckend zu bemerken, ich fürchte —

Lassen Sie! ich will es darauf ankommen lassen. Gehen Sie, General, Sie haben ja schon gefährlichere Befehle von mir ausgeführt, versuchen Sie Ihr Glück.

Nun, Majestät, wenn ich einmal gehe, so versteht sich's von selbst, daß ich das Weib hereinbringe.

Aber — fügte der König bei — nur durch die Gewalt der Worte.

Der General ging. Höhnisch lächelnd sah ihm der Adjutant nach. Er hatte einen Vorgeschmack dessen bekommen, was diese Frau im Stande war, er konnte sich vorstellen, was den General erwartete.

Midei trat in diesem Moment in's Zimmer und brachte frische Butter, Schinken, Brod und was das Haus vermochte. Die Zurichtung all' dieser Dinge hatte der Wirthin so viel zu schaffen gemacht, daß sie erst jetzt an die Bereitung der Fische hatte gehen können. Der General aber nahm sich auf dem Wege nach der Küche vor, die Frau soldatisch zu überrumpeln, und ihr nicht Zeit zu lassen, zu opponiren. Im Auftrage Seiner Majestät des Königs habe ich der Frau dieses Hauses zu befehlen, daß sie sich allsogleich in die Stube zu verfügen hat! kommandirte er mit fester Stimme.

Ein weitschallendes Gelächter beantwortete dieses Machtwort.

Was lacht Sie? rief der General erbost.

Da müßte Einer von Holz sein, wenn er über solche Faxen nicht lachen sollte. Glaubt Er denn, ich sei so dumm, nicht zu merken, daß dieß Alles nur Scherz ist? Der König will sich einen Spaß machen, oder vielleicht nur Er, Herr Offizier, und der andere junge Soldat, der ein Ad—Ad—junkt des Königs ist, wie er sagt.

Adjutant, Lisel! verbesserte der Wirth, der noch am Herde lehnte, Adjutant heißt es.

Meinetwegen, häng Du in Gottesnamen an den Adjunkt eine Anten an — mir ist's recht.

Die Frau irrt sich, es ist voller Ernst, dem König wird die Zeit lang, polterte der General: Sie soll hinein kommen, Seine Majestät will mit Ihr sprechen.

Nun! wenn's der König nicht erwarten kann, bis ich Zeit hab', zu ihm zu kommen, so soll er halt zu mir heraus kommen in die Kuchel.

Was? schrie der General, der König soll zu Ihr in die Küche heraus kommen?

Ja, warum denn nicht? fragte die Frau erstaunt: der Weg von der Stube heraus ist nicht um einen Schritt weiter, als von der Kuchel in die Stube hinein.

Und Sie denkt, das sei Alles einerlei, ob Sie zum König hinein oder der König zu Ihr heraus gehe?

Versteht sich! Das denk ich so. Der König ist der König und ich bin die Wirthin von Fischbach. Ich zahl' meine Steuern und Abgaben auf die Minute, lebe recht und scheue Niemand, achte die Gesetze und den lieben Gott, und scheere mich im Uebrigen nichts um die ganze Welt.

Aber die Frau ist ja —

Grob wie Sackleinwand, wollen Sie wohl sagen, Herr Korporal.

General, Frau! rief todtenbleich der Mann, siehst Du denn die Orden nicht?

Ist mir alles eins, erwiderte die Frau, immer heftiger werdend, kümmere mich den Kukuk drum, ob er ein General oder ein Korporal ist. Mag manchen Korporal geben, der mehr Pulver gerochen hat, als hundert Generale, und mancher brave Soldat hätt' solche Kreuzeln und Sterneln verdient, und kann nichts erlangen, weil die Großen alles wegschnappen, die an der Raufe sitzen und's Futter zuerst kriegen.

Tausend Sapperment! rief der General, nun wird mir's zu viel — denkt das Weib, man läßt sich insultiren von ihr? — Vorwärts! marsch! hinein in die Stube! Der König soll Ihr sagen, Frau, ob General Haller Pulver gerochen, ob er seine Orden mit Recht trägt und sie verdient hat. — Dabei wollte der General die Frau beim Arme fassen. Aber Frau Lisel war ein entschlossenes, unerschrockenes Weib. Mit einer raschen Schwenkung entzog sie sich dem General, hob ihren Scepter, den Kochlöffel, hoch empor und rief mit funkelnden Augen und fester Stimme: Rühr' Er mich nicht mehr an, Er alter Krippenreiter, sonst soll er meinen Säbel schmecken! Vorwärts! marsch! hinaus zur Küche! hier bin ich Herr! und wer nicht meinen Kochlöffel um den Kopf will sausen hören, der macht sich aus dem Staube!

Lisel! Frau! ich bitte Dich bei allen Heiligen! flehte der Mann.

Auch Du? hinaus auch mit Dir! rief die Frau. Ich will allein sein, ich befehle es. In fünf Minuten bin ich bei dem König und werde meine Beschwerden anbringen, wenn er nicht früher zu mir heraus kommt.

Und auf die Männer mit hochgehobenem Kochlöffel zuschreitend, drängte sie beide hinaus und warf die Thüre hinter ihnen zu, daß es dröhnte.

Das Weib hat den Teufel im Leibe! schrie der General und eilte in die Stube, dem König in Wuth und Zorn die Scene schildernd.

Der Adjutant lachte in sich hinein, er gönnte dem Grimmbarte die Lektion. Der König aber, so geneigt er auch war, Alles von der humoristischen Seite zu nehmen, wollte es doch ein bischen gar zu stark finden, daß die Frau ihn zu sich in die Küche bescheiden ließ. Als aber der General in seiner Schilderung bis zu seiner Vertreibung mittelst Kochlöffels gekommen war, da überwog das komische Element und der Monarch fing herzlich zu lachen an.

Ist gar nichts zu lachen, Majestät, meinte der General, die Frau muß bestraft werden.

O gnädigster Herr König! flehte Midei, welche den Hergang mit wechselnden Empfindungen angesehen hatte.

Nur still, mein Kind, tröstete der König, es wird Deiner Mutter Leben nicht kosten.

Aber auf die Festung wird sie der Herr General schicken, nicht wahr? O Herr General thun Sie's nicht; die Mutter meint es so böse nicht!

In diesem Momente riß Hans die Thüre auf und glotzte neugierig herein. Ihm folgte, einen großen Präsentirteller auf beiden kräftigen Armen tragend, die viel verlangte und erwartete Wirthin, mit den schönsten, goldgelb gebackenen Hechten und Karpfen, die sie auf dem Tische absetzte.

Midei hatte vorher schon den Tisch nach Möglichkeit bedient. Frau Lisel erschien mit schneeweißer Schürze, frischgewaschenen Händen und Armen, die Aermel emporgestülpt, das Mieder festgezogen und daran die silbernen Ketten und Schaustücke glänzend und spielend. Der spitze Hut saß fest und gerade auf dem dunkeln Haare und die braunen Augen schauten keck und treuherzig drein.

Der Eindruck, den die Frau machte, war ein recht angenehmer. Der König hatte eine alte Megäre erwartet, jetzt stand ihm ein frisches kräftiges Weib gegenüber.

Grüß Gott, Herr König Majestät! sagte Frau Lisel, und reichte dem König die derbe Rechte hin, in welche einzuschlagen er sich unwillkürlich angezogen fühlte. Willkommen in meinem Hause!

Sie bringt mir Ihren Willkomm ziemlich spät, liebe Frau.

Besser spät, als gar nicht, Herr König. Wär' ich gleich herein gekommen, so hätt' ich den Herrn König im Herzen weiß nicht wohin gewünscht, weil Niemand draußen gewesen wäre, der meine Arbeit gethan hätte; die ist nun gemacht und nun kann ich mit aufrichtigem, frohem Herzen willkommen sagen und meinen Herrn König selber bedienen. Nun setz' sich die gnädige Majestät aber auch nieder und lasse sich meine delikaten Fische schmecken — der Herr König kriegt in seinem Leben keine besseren mehr.

Und mit sanfter Gewalt drückte die Frau den König in den Großvaterstuhl, den Midei herbeigezogen und mit einem bunten Tuche überdeckt hatte.

Der König ließ mit sich gewähren, und schon legte ihm die rührige Frau das beste Stück aus der Schüssel vor, als der General, dem der König, wie auch dem Adjutanten, einen Wink gegeben, sich gleichfalls zu setzen, plötzlich mit barscher Stimme ausrief: Nicht eher berühre ich das Essen, als bis diese Frau mir die Beleidigungen abgebeten, die sie mir angethan hat!

Dann verhungert Er, Herr General, erwiderte lachend die Frau, denn ich bitte niemals etwas ab und wenn mir's das Leben kostete. Da hätte doch der gnädige Herr König eher Ursach', auf mich bös zu sein, denn ein König ist doch noch was anderes, als ein General, denk' ich, und ich hab' dem König sagen lassen, er soll zu mir in die Kuchel kommen. Aber sieht Er, Herr General, der König ist nicht nur mehr als Er, er ist auch tausendmal einsichtiger als Er, denn der König weiß, daß eine Frau, wenn sie frisch von der Leber weg redet, nicht beleidigt, und der Herr König denkt sich: was ist denn Schlimmes daran, wenn die Frau mir sagen läßt, ich solle zu ihr in die Kuchel kommen?

Denkt Sie? lachte der König.

Freilich. Wenn aber Er, Herr General glaubt, Er dürfe die Frauen behandeln, wie seine Rekruten, da irrt Er sich, und da wehrt sich Jede mit der Waffe, die sie eben zur Hand hat. Dank' Er Gott, daß ich nur den Kochlöffel hatte und nicht die Feuerzange, als Er mich beim Arme packte und mich hereinschleppen wollte.

Wie? fragte der König, Sie haben Gewalt brauchen wollen?

Ach was da! ich wollte die Frau mitnehmen —

Ja! da sind die rothen Flecke noch, die er mir hinterlassen, sprach Frau Lisel, und zeigte ihren runden Arm; diese Flecken verdienen Ihm keine neuen Sterneln und Kreuzeln zu denen, die Er da schon hängen hat. Aber laß Er uns Frieden machen — ich verzeih ihm die Flecken, Er mir den Kochlöffel, und jetzt setz' Er sich hübsch daher und laß Er sich die Fische schmecken! — Mit diesen Worten drückte die Frau den General nieder auf den Sessel, und fast unwillkürlich strich sie ihm, so ganz nahe gekommen, das Ende seines mächtigen grauen Schnurrbartes und sagte halblaut: Prächtiger Bart, das!

Nun hatte Frau Lisel des alten Soldaten Herz mit Sturm erobert, denn sein Schnurrbart war seine schwache Seite. Kochlöffel und Opposition, Korporal und die Flucht, in welche er zum ersten Male in seinem Leben gejagt worden war, verflogen in nichts, und die Wirthin erschien ihm plötzlich als eine angenehme, vernünftige Frau.

Auch der Adjutant saß bereits, durch Midei dazu bewogen, am Tische, und das Mahl schmeckte den drei Herren so außerordentlich, daß man der reich beladenen Schüssel bald auf den Grund sah.

Mit unermüdlicher Aufmerksamkeit sorgten Mutter und Tochter für ihre Gäste, und der Vater stand seitwärts und konnte sich nicht genug wundern über die Art und Weise, wie Frau und Tochter mit den vornehmen Herren umzugehen verstanden, deren Anwesenheit schon genügte, ihn zu Allem unfähig zu machen.

Aber wo sind denn unsere Diener? fragte der König; diesen sollte doch auch eine Erfrischung zu Theil werden. Sorgt für sie, Wirth.

Ist alles besorgt, Majestät Herr König! nahm die Frau das Wort; sie sitzen drüben in der Gesindestube und haben eine zweimal größere Schüssel voll Fische vor sich als diese, und Bier und Brod und Schinken und was eben das Haus vermag. Der Hans sorgt für sie. Denkt denn der Herr König, ich wäre umsonst so lange ausgeblieben? Aber zwanzig Fische die wollen geschuppt und zubereitet sein, das geht nicht im Handumdrehen.

Ich sehe wohl, ich werde die Frau noch um Verzeihung bitten müssen, daß ich so unvernünftig auf ihrem Erscheinen bestand, sagte der König scherzend und gab das Zeichen zum Aufbruche. Dann reichte er der Wirthin die Hand und sagte: Adieu, Frau, Eure Fische haben mir vorzüglich geschmeckt, und Eure derbe Aufrichtigkeit war eine erfreuliche Zuthat.

Danke schönstens, Herr König, versetzte die Frau. Ich weiß schon, daß man mich die grobe Wirthin von Fischbach nennt und daß die Majestät jetzt eigentlich auch meinten, meine Grobheit sei eine schmackhafte Zuthat gewesen, aber das ist mir einerlei. So wie ich bin, muß ich nun einmal verbraucht werden, und wer meine Manier nicht vertragen kann, der kann ja draußen bleiben. — Wenn's aber dem Herrn König einmal drum zu thun ist, ein ehrliches, aufrichtiges Wort zu hören, und die Wahrheit, wie's den Unterthanen um's Herz ist, so komm der Herr König zu mir, ich sag's ihm offen und ohne Scheu, und ich denk' mir, wenn sich ein König von Gottes Gnaden nennen läßt, so soll er auch so handeln, daß er seinen Unterthanen wie eine Gnade von Gott erscheint. Na! b'hüt Gott, Herr König; mein schönstes Kompliment an die Frau Liebste, soll gar stolz sein und ein Bißl hochmüthig, aber dabei wohlthätig und gut, und so mag's schon gehn, 's ist ja eine Königin, und da wird's halt so sein müssen. Und die Jungfern Prinzessinnen laß ich und mein Midei schön grüßen, und wenn's gute Fisch essen und gute Milch trinken wollen, so sollen's willkommen sein. Leben's wohl, Herr General, und Sie, Herr Adjunkt! nix für ungut!

Und Allen ungenirt die Hände drückend, geleitete sie die hohen Gäste zur Thüre.

Da stieß Midei die Mutter an und deutete auf eine kleine Rolle Dukaten, welche neben des Königs Teller lag. Frau Lisel flog zum Tische, holte das Gold, drückte es dem Adjutanten, der ihr am nächsten stand, in die Hand und sagte: Die Wirthsleute von Fischbach lassen sich nicht bezahlen, wenn sie die Ehre haben, ihren König zu bewirthen. Das macht uns noch nicht arm!

Aber, liebe Frau, sprach der König, Sie wird doch

Schloß Ambras in Tyrol. (Zu S. 20.)

nicht meinen, daß ich umsonst Ihre Fische essen und Ihr Bier trinken soll?

Und warum denn nicht? entgegnete die Frau — ißt denn der König nicht Jahr aus Jahr ein von unserem Fleiße, von —

Herr des Himmels! rief der König; machen wir daß wir fortkommen, da bekämen wir noch hübsche Dinge zu hören. Adieu, Frau! Nimmt Sie das Geld nicht, so mag es Ihre Midei zum Hochzeitsgeschenk behalten, das darf Sie nicht abschlagen. Und wenn das liebe Kind für ihren

Schatz eine Anstellung zu suchen nach München kommt, so soll sie nicht vergeblich bitten.

Wird sich hüten, in die Stadt zu kommen, Herr König! Werd' mein Kind nicht in Euer Sodom und Gomorrah hinein schicken —

Zugefahren! rief der König lachend. Adieu, hübsches Kind! Adieu Alle! nickte er dann noch leutselig aus dem Wagen heraus, der bald auf der Straße nach Audorf verschwunden war.

Als der zweite Wagen auch weggefahren war, wurde der Platz vor dem Hause allmälig leer, und bald ging Alles wieder im gewohnten Geleise; nur Hans konnte sich von seiner Ueberraschung, einen König ohne Krone und Scepter gesehen zu haben, noch lange nicht erholen, deßgleichen der Wirth von seinem Erstaunen über den Muth seiner Frau und Tochter.

Midei zählte mit leuchtenden Augen die erhaltenen Dukaten, denn sie wurden das Mittel, ihres Toni Lehrzeit abzukürzen und ihm die Aussicht auf eine baldige Anstellung zu eröffnen. — Die Wirthin von Fischbach aber rechtfertigte nach wie vor den Ruf ihrer Fische und ihrer Grobheit.

1. Das Barometer.

Von **Ph. Huber.**

So feinstoffig auch die unsere Erde umgebende Luft und die übrigen zahlreichen Gase sind, so theilen sie doch mit allen Körpern die Eigenschaft, daß sie einen Raum einnehmen und schwer sind. Wir bewegen uns zwar ungehindert in der Luft und fühlen gewöhnlich dabei nicht den geringsten Widerstand, weil die leichten und leichtverschiebbaren Lufttheilchen auf die Seite gedrängt werden; wenn aber die Luft einmal in stark bewegten Zustand geräth, wie bei Wind und Sturm der Fall ist, so empfinden wir ihre Wirkung sogleich, und diese ist oft so stark, daß sie ganze Eisenbahnzüge in ihrem Weiterkommen hindert, ja, schwere Massen in die Höhe hebt und ansehnliche Strecken weit fortträgt.

Noch mehr überzeugen wir uns durch einfache Versuche von der Körperlichkeit der Luft, von ihrer Eigenschaft, den eingenommenen Raum zu behaupten, welche die Physiker Undurchdringlichkeit nennen. In ein umgekehrtes, eingetauchtes Trinkglas dringt z. B. kein Wasser ein; ebensowenig füllt sich die Taucherglocke, wenn man sich mit ihr auch auf den Grund des Meeres begibt. Oder kittet man einen Trichter in die Mündung einer Flasche luftdicht ein, so fließt das Wasser, mit dem man den Trichter anfüllt, nicht in die Flasche. In allen drei Fällen macht die Luft einfach ihr Recht als Körper geltend, nämlich, daß sie Raum braucht. Soll dieser Raum durch einen andern Körper, z. B. durch Wasser angefüllt werden, so muß die Luft zuerst entweichen können.

Diese Thatsache war längst bekannt und man sollte glauben, es wäre leicht gewesen, daraus abzuleiten, daß die Luft ein Gewicht habe, in Folge dessen sie einen Druck, wie jeder andere schwere Körper, ausüben müsse. Und doch ist erst seit etwas über 200 Jahren festgestellt, daß die Luft schwer ist und einen Druck ausübt. Freilich wußte man schon früher, daß, wenn man die Luft aus einer Röhre aussaugte oder auspumpte, eine Flüssigkeit, z. B. Wasser, in der eingetauchten, unten offenen Röhre in die Höhe stieg; allein man half sich über die Erklärung mit dem Gemeinplatze weg, daß die Natur einen „Abscheu vor dem leeren Raume“ — einen »horror vacui« — habe und darum diesen Raum wieder ausfülle.

Seitdem man jedoch so feine Wagen zu konstruiren versteht, daß man noch viel leichtere Gase, als die Luft ist, abwägen kann, ist das Gewicht der Luft, also auch ihre Fähigkeit, einen Druck hervorzubringen, nachgewiesen.

Am einfachsten aber sehen wir überall und alle Tage den Druck der gesammten Atmosphäre oder der die Erde umschließenden Lufthülle durch ein Instrument nachgewiesen, das man, abgesehen davon, daß es ein nothwendiger Bestandtheil auch des unbedeutendsten physikalischen Kabinets ist, beinahe in jeder bürgerlichen Wohnung antrifft.

Dieses Instrument ist das Barometer, von dessen Bedeutung wir unsere Leser unterhalten wollen.

Wir nannten es oben eine längst bekannte Thatsache,

daß Wasser vermittelst Pumpen, z. B. bei Brunnen, in die Höhe gesaugt oder gepumpt werden könne, allein man wußte sich den Hergang nicht zu erklären. Da traf es sich, daß gegen Ende der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Florenz ein Pumpbrunnen errichtet wurde, der aber das Wasser zum Erstaunen der Pumpenmacher nicht zu Tage förderte, sondern in dem Saugrohre der Pumpe beharrlich nur bis zu einer Höhe von etwa 30 Fuß brachte.

Der Vorfall wurde dem damals noch lebenden großen Galiläi († 1642) mitgetheilt. Diesem, durch seine Lehre über die Bewegung der Erde (»E pur si muove!« „Und doch bewegt sie sich!") Epoche machenden Gelehrten mußte die Theorie vom „Abscheu der Natur" längst als eine Thorheit erscheinen. Dieß war jetzt um so mehr der Fall, als der genannte „Abscheu" nun plötzlich eine räumliche Begrenzung zeigen sollte, und Galiläi kam nun sogleich auf den Gedanken, daß hier die Luft, d. h. der von ihr ausgeübte Druck, wirksam sein müsse. Diese Annahme schien ihm um so gerechtfertigter, als er die Schwere der Luft bereits erkannt hatte, und viele andere Erscheinungen nur durch einen beständig stattfindenden Druck der Atmosphäre erklärt werden konnten.

Galiläi's Schüler und Nachfolger im Lehramte an der Universität zu Florenz, Toricelli († 1647), verfolgte die Sache nun weiter und bemühte sich, entscheidende Beweise über das Vorhandensein des Luftdruckes aufzustellen. Er kalkulirte zu diesem Behufe auf folgende Weise:

Da die Luft schwer ist, so muß sie einen Druck auf die Körper ausüben, und da ferner der Weltraum leer ist — was bei der bereits erkannten regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper ebenfalls schon eingesehen war — so daß also die Erde nur auf eine gewisse Höhe mit Luft umhüllt ist, so muß dieser Druck ein bestimmter sein, d. h. er muß seine Grenzen haben. Wenn es also der Luftdruck ist, der das Wasser in einer leeren Röhre, wie z. B. in den luftverdünnten Pumpenröhren, aufwärts treibt, so kann er das Wasser nur auf eine bestimmte Höhe heben, ja es wird der Luftdruck eine schwerere Flüssigkeit, z. B. Quecksilber, nicht einmal so hoch heben, sondern nur auf eine Höhe bringen, die so vielmal geringer ist, als das Quecksilber schwerer ist, als Wasser. Toricelli nahm also eine, an dem einen Ende geschlossene Glasröhre von etwa drei Fuß Länge und füllte sie mit Quecksilber. Diese Röhre stellte er dann aufrecht und zwar so, daß das offene, mit dem Finger zugehaltene Ende unten zu liegen kam und in eine mit Quecksilber gefüllte Schale eintauchte. Und siehe da — seine Vermuthung war bestätigt. Es floß nämlich von dem Quecksilber wohl etwas aus der Röhre, allein eine Flüssigkeitssäule von nahezu $2^1/_2$ Fuß Länge blieb in der Röhre zurück. Sobald man aber am obern Ende Luft zutreten ließ, so entleerte sich die Röhre vollständig.

Damit war nun nicht nur das Vorhandensein des Luftdruckes, sondern auch die Größe desselben unwiderlegbar bewiesen.

Toricelli konnte jetzt den Florentiner Pumpenmachern mit aller Zuversicht sagen, daß der atmosphärische Druck es ist, der das Wasser in dem Pumpenrohr in die Höhe treibt, und daß, da dieser Druck das Quecksilber in einer leergemachten Röhre immer nur auf eine bestimmte Höhe, die im Mittel 28 pariser Zoll beträgt, zu heben vermag, er in einer vollständig luftleeren Röhre, was die Pumpenröhren nie ganz sind, das Wasser niemals höher bringen kann, als im Mittel auf $13^3/_5$mal 28 Zoll, d. i. nahezu 32 pariser Fuß, weil nämlich das Wasser $13^3/_5$mal leichter als Quecksilber ist. Die Behauptung Toricelli's über die Wirkung des Luftdruckes erhielt durch die Versuche mit der durch Otto v. Guerike († 1650) erfundenen Luftpumpe ihre weitere Begründung. Wenn nämlich ein Barometer, oder auch eine kürzere, einerseits geschlossene, andrerseits aber offene und mit Quecksilber angefüllte Röhre in einen Raum gebracht wird, den man vermittelst der Luftpumpe leer macht, so nimmt man wahr, daß das Quecksilber in der Röhre zu sinken anfängt und vollständig ausfließt, wenn der Raum nahezu luftleer ist. Die vollste Bestätigung aber wurde der neuaufgestellten Theorie durch die auf Veranlassung des Franzosen Pascal auf dem Puy de Dome in der Auvergne gemachten Beobachtungen, nach welchen das Quecksilber in der Toricelli'schen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Fuß hohen Berges in derselben Zeit um mehr als drei pariser Zolle niedriger stand, als am Fuße des Berges.

(Schluß folgt.)

San Salvador. — Von dieser Hauptstadt des westafrikanischen Königreichs Congo wußten uns die Portugiesen des 16. Jahrhunderts zu melden, daß sie nach europäischer Art gebaut sei, zwölf steinerne Kathedralen, zahlreiche Klöster und Seminare besitze. Nachdem Ruy de Souza im Jahre 1491 die Stadt besucht, den König von Congo als Dom Joao I. getauft, die Kathedrale Santa Cruz gegründet, und der Stadt den Namen des Heilandes beigelegt hatte, breitete sich das Christenthum im Reiche Congo schnell aus. Unter der Standarte des heiligen Kreuzes

besiegten die Congesen die feindlichen Nachbarstämme, zahlreiche portugiesische Händler und Schwärme von Dominikanern siedelten sich in der Hauptstadt an, die im Jahre 1532 ihren eigenen Bischof erhielt, europäische Sitten griffen in der schwarzen Gesellschaft Platz und die Negerhäuptlinge verwandelten sich in Grafen und Herzoge. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aber erlag das christliche Reich dem Andrange der wilden Jagas; die Kirchen und Klöster sanken in Trümmer. Der Handel zog sich von Salvador nach Loando, und konnte auch, nachdem das Joch der fremden Herrschaft gebrochen war, nicht mehr in die alten Bahnen zurückgelenkt werden. Seitdem war der regelmäßige Verkehr zwischen der Küste und den binnenländischen Theilen des Reiches unterbrochen. Salvador selbst gerieth in Vergessenheit; jetzt ist es sogar an der zunächst gelegenen Küste nicht mehr möglich, zuverläßige Kunde über die einst berühmte Hauptstadt einzuziehen, und die geschichtlichen Nachrichten erscheinen heute wie längst verschollene wunderbare Märchen. Um so mehr wird es für unsere Leser von Interesse sein, den gegenwärtigen Zustand von San Salvador nach den neuesten Reiseberichten kennen zu lernen.

Die Stadt liegt auf der Fläche einer Hochebene, welche ziemlich steil zu den Schluchten abfällt, wodurch sie ringsum von den benachbarten, in der üppigsten Vegetation prangenden Bergen getrennt wird. Die frische Gebirgsluft äußert selbst auf den, der in den sumpfigen Niederungen vom Fieber ergriffen ist, bald ihre wohlthuende Wirkung; auch an kristallklarem Quellwasser — einer unschätzbaren Gabe in einem Lande, wo die Bäche entweder trocken liegen oder, von gewaltigen Regengüssen angeschwollen, unglaubliche Massen von vegetabilischen und erdigen Stoffen mit sich führen — fehlt es hier nicht. San Salvador besteht jetzt aus einer Anzahl verworren gruppirter Gehöfte, die hinter dem mannshohen Grase versteckt liegen, welche von Ricinushecken eingefaßt und zuweilen von hohen Laubhölzern umschattet sind, über welche hin und wieder Gruppen schlanker Palmen hervorragen. Die äußern Stadtbezirke sind zu Mais- und Kornfeldern, hauptsächlich aber zu Gemüsegärten benützt, in welchen ein in ganz Congo berühmter Kohl, wie auch Erbsen und Bohnen gebaut werden — eine Nachwirkung der früheren landwirthschaftlichen Thätigkeit der christlichen Mönche. Von den steinernen Kirchen sind nur spärliche Ueberreste noch vorhanden, und die Lage der alten Klöster erkennt man nur an den weit sich hinstreckenden Mauerfundamenten. Wenn ein König von Congo stirbt, so tritt eine zwölfmonatliche Zwischenregierung ein, während welcher Frist der Leichnam des Königs über der Erde bleibt. Ein Reisender, dem es gelang, die Mumie des letztverstorbenen Königs zu sehen, macht folgende Beschreibung. Sie befand sich in dem Gehöfte des Verstorbenen, einem für die dortigen Verhältnisse ansehnlichen Holzgebäude. In der Veraudah stand der Thron, ein mit Schnitzereien bedeckter Lehnsessel, mit einem Baldachin bedeckt. Das größte der drei Zimmer des Innern enthielt außer einigen vermoderten Möbeln und breiten Tronuneln verschiedene Rüstungen und Waffen. In der Ecke des Zimmers standen drei fast mannshohe Holzfiguren in Kapuzinertracht, die vom Volke an Festtagen unter Tänzen und Gesängen zu den verschiedenen Kirchenruinen umhergeführt wurden: eine verblaßte Erinnerung an die früheren kirchlichen Feste, denn im Uebrigen ist das Volk religiös indifferent. Dem Wohnhause gegenüber befand sich die Grabhütte, durch deren niedrige Thüre man nur gebückt eintreten konnte. In ihrem Innern stand der große hölzerne Sarkophag, von kleinen brennenden Lampen umgeben. Die Mumie war bis zum Kopf ganz mit Tüchern umwickelt. Sobald ein Herrscher von Congo gestorben ist, werden ihm Arme und Schienbeine zerbrochen, und der Leichnam wird durch adstringirende Pflanzensäfte und Strohfeuer in eine Mumie umgewandelt. Diese wird sodann mit rother Lehmerde überzogen, in ein seidenes Gewand mit silbernen Franzen gehüllt und in den Sarg gelegt. In der Folgezeit werden die Umwicklungen vermehrt; Jeder, der in der Hütte beten will, bringt mehrere Ellen Tuch mit, die zu diesem Zwecke verwendet werden; dadurch nimmt der Umfang des Leichnams oft so zu, daß über dem Sarge eine größere Hütte errichtet werden muß. Nach zwölf Monaten erfolgt die Beerdigung im Fußboden der Hütte. Stürzt die letztere zusammen, so trägt man den Leichnam nach einer der Begräbnißkirchen über, wobei es die Sitte will, daß der Trauerzug nicht von der geraden Linie abweiche; die entgegenstehenden Hindernisse, Häuser u. dgl. müssen niedergerissen werden. Erst am Begräbnißtage tritt der Thronfolger die Regierung an, obgleich er bald nach dem Tode des Königs aus dessen Familie dazu gewählt worden ist.

Purpurthiere und Krokodile an der Küste von Palästina. — In der ersten Sitzung der literarischen Gesellschaft von Jerusalem hielt vor einigen Jahren Professor Dr. Roth einen interessanten Vortrag über seine neuesten Nachforschungen und deren Ergebnisse in Bezug auf die Auffindung des wahren Färbestoffs für den tyrischen Purpur. Bei seinem Eintritt in Palästina fand Roth zu Jaffa die Purpura patula, eine Schnecke, welche den eingeborenen Christen während der Fastenzeit zur Nahrung dient. Wenn man diese aufsticht, so gibt sie einen grünlichen Saft von sich, der im Sonnenschein eine Purpurfarbe annimmt, die durch Waschen noch lebhafter wird. Vergleicht man dieses mit den Berichten der Alten, so ist dieß offenbar ihr blauer Purpur; denn sie hatten einen blauen, dunkeln und rothen Purpur. Zwischen Sur und Scuda (Tyrus und Sidon) findet sich Murex trunculus in großer Menge, dessen Farbe lebhafter als die der vorigen ist. Ein einziges dieser Thiere ist hinreichend, einen Quadratzoll Zeug zu färben, während dazu fünf Thiere der zuvor genannten Schnecke erforderlich sein würden. Wolle nimmt die Farbe am besten an und hält sie am längsten; Seide ist dazu am wenigsten geeignet. Bei allen diesen Thieren ist der färbende Saft zuerst schmutzig weiß, dann olivengrün, dann purpurn; die Veränderung wird durch das Licht, nicht durch die Luft hervorgebracht. Im Sommer geben diese Thiere die geringste Menge solcher Flüssigkeit von sich; im Juni und Juli legen sie ihre Eier, welche in großen Bündeln an Felsen hängen und ebenfalls purpurfarbig sind. Dr. Roth fand in Sur Ueberbleibsel der alten Glasöfen und Steine, welche durch intensive Wärme calcinirt waren, mit Stücken unreinen Glases in ihrer Nähe, von grüner, rother und blauer Farbe. Dieser Fund ist insofern interessant, als es bis jetzt unbekannt war, welche Oxyde die Alten zum Färben des Glases gebrauchten. — Dr. Roth erwähnte auch seine Nachforschungen nach Krokodilen in den zwei kleinen Flüssen Zerka und Diffleh zwischen Jaffa und Cäsarea, von denen Plinius meldet, daß sie solche Thiere enthalten, und welche noch jetzt auf ausführlichen Karten dieses Landes nach denselben genannt werden. Nach fünftägigem Suchen fand er einen deutlichen Abdruck eines Krokodils im Sande, sechs Fuß lang. Die Eingeborenen gaben an, daß sie oft deren fänden und tödteten, weil sie ihre Ziegen und Schafe verzehrten. Zum preußischen Viceconsul in Caiffa (wohl Haipha unweit der Mündung des Kison in die Bucht von Acco) wurden bisweilen Exemplare dieser Krokodile gebracht. Diese Nachweisung der Existenz des Krokodils in Palästina durch Dr. Roth ist an und für sich eine Entdeckung vom größten Interesse. Muß man doch selbst am Nil viele Meilen hinaufgehen, ehe man ein Krokodil antreffen kann, und hier in Palästina findet es Dr. Roth auf einmal über 100 deutsche Meilen weiter im Norden! Wahrscheinlich erreicht es im Zerka die größte Polhöhe seines Verbreitungsbezirkes in der ganzen alten Welt.

Charlotte von Kalb,

die Freundin Schillers.

Eine Lebensbeschreibung von **J. C. A. Pfälzer.**

Kindheit und Jugend. — Zwei Jahre in Mannheim. — Am Musenhofe zu Weimar. Die kleine Zelle.

1. Kindheit und Jugend.

Die Familie, welcher Charlotte Marschall von Ostheim entstammte, gehörte zur fränkischen reichsunmittelbaren Ritterschaft; sie besaß im Kanton Rhön und Werra die Güter Dankenfeld, Trabelsdorf, Marisfeld und Waltershausen. Zu Waltershausen im Grabfelde wurde Charlotte am 25. Juli 1761 geboren. Von zwei älteren Brüdern war der eine noch in der Wiege gestorben, zwei Schwestern wurden erst später den Eltern geschenkt. Charlotte selbst wurde bei ihrem Eintritt in die Welt nicht freudig begrüßt. Die Großmutter hatte statt ihrer aber-

mals einen Knaben erwartet und empfing das unwillkommene Mädchen mit dem Ausrufe: Du solltest nicht da sein! Dieß verhängnißvolle Wort senkte sich tief in die Seele Charlottens, als man ihr später davon erzählte; wie ein dunkler Schicksalsspruch tönte die Verwünschung in ihrem Innern wieder, als sie heimatlos durch die Welt ging.

Gemeinsam mit ihrem Bruder Fritz, der mit zärtlicher Liebe an der Schwester hing, wuchs Charlotte im elterlichen Hause auf. Eine Französin leitete, wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte, ihren ersten Unterricht; aber es fehlte ihr dabei nicht an Gelegenheit, viel in der Natur zu leben, für deren Eindrücke ihr Gemüth eine hohe Empfänglichkeit zeigte. Die waldbewachsenen Höhen, die moosigen Thäler und duftenden Wiesengründe, welche die Garten- und Parkanlagen ihres Wohnsitzes umgaben, lockten sie häufig hinaus in's Freie; sie suchte mit ihrem Bruder Blumen und Kräuter, aus denen die Mutter Heilsäfte für die Bewohner des Dorfes bereitete; sie freute sich des Rauschens der klaren Bäche und horchte auf, wenn sich die Wipfel der Bäume flüsternd bewegten. Mit Begierde lauschte sie den Sagen der Heimat, den Märchen und Geschichten, welche ihr der Volksmund zu verkünden wußte. Vor Allem wurde sie tief ergriffen, als ihr der alte Förster des Gutes eines Tages von dem Tode ihres Großvaters erzählte. Herr von Ostheim war auf der Jagd bei dem Herrn von Stein, vom Schlage getroffen, plötzlich gestorben. Schon Tags zuvor hatte er die Vesperglocke für das Ausläuten einer Leiche gehalten. Schweigend hatte er sein Käpplein abgenommen, die Hände gefaltet und in stillem Gebete sich seinem Herrn befohlen. Und andern Tages brachte man seine Leiche in's Dorf um dieselbe Stunde, da er gestern gesagt: man läutet ja zu einem Begräbniß.

Im Hause der Eltern fehlte es indessen nicht an vielfacher geistiger Anregung und erlesenem geselligem Genuß. Die Mutter, eine Freiin von Stein, war eine für die damalige Zeit ungewöhnlich gebildete Frau: sie besaß Sprachkenntnisse und eine ausgebreitete Belesenheit in historischen und religiösen Schriften. Durch sie begünstigt, entwickelte sich in der Familie ein belebter geistiger und geselliger Verkehr. Unter den Gästen des Hauses prägte sich vor allen die edle Erscheinung eines Herrn von Stein in Charlottens Gemüth. Mitglied des Deutschherrenordens, gab er, obgleich im Besitz einer reichen Kommende, und geschmückt mit allen Vorzügen männlicher Schönheit, ein ernstes Vorbild freiwilliger Armuth und Entsagung. Wie ein apostolischer Mann erschien er Charlotten; was man von ihm erzählte, sagt sie, befestigte uns zu dem Glauben: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Ueberhaupt war Charlotte für religiöse Eindrücke sehr empfänglich. Sie besuchte nach der frommen Sitte des Hauses häufig die Kirche und vermochte frühzeitig den Inhalt der Predigt zu fassen. Als einst ein junger Kandidat von dem Teufel predigte, „der umhergeht wie ein brüllender Löwe“, da erfaßte sie ein unsäglicher Schrecken, sie fürchtete sich, allein zu sein und ohne die Begleitung ihres Bruders zur Mutter zurückzukehren. Aber auch die Freude konnte dem so reizbaren Kinde leicht Thränen entlocken. Eines Tages legte der Vater, neben dem Charlotte bei Tische saß, ihr liebevoll die Hand auf's Haupt. Sie schauerte unter der sanften Berührung und Thränen der Freude verklärten ihr Auge. »C'est une bénédiction, mon père,« sagte sie zu dem verwunderten Vater.

Die Sommerzeit bot manche Gelegenheit zu geselligen Vergnügungen; insbesondere gab die Ankunft der Schwester des Vaters, die gewöhnlich mit dem Beginn der schönen Jahreszeit erfolgte, Veranlassung zu Lustbarkeiten. Da wurden durch sein dressirte Windspiele, welche, Briefchen in kleinen Kapseln am Halse tragend, von Schloß zu Schloß jagten, die Familien der benachbarten Gutsbesitzer eingeladen, Theil zu nehmen an den festlichen Mahlen, den Fischereien, den heiteren Jagdzügen, die man veranstaltete.

In ihrem achten Jahre begleitete Charlotte die Tante auf ihre Besitzungen im Itzthale. Im Begriffe, zur katholischen Kirche überzutreten, begab sich dann die Tante mit ihr nach Bamberg, wo sie in ganz katholische Umgebung gerieth. Ein Jesuit wurde ihr zum Lehrer, dessen eifrig gläubige Schwester zur Pflegerin gegeben. Anhaltende religiöse Uebungen nahmen ihre Phantasie gefangen; sie glaubte sich Versuchungen ausgesetzt und schaute im Traume ihren geliebten Vater als Leiche. Mit Entsetzen vernahm sie bald darauf die Nachricht, daß ihr Traumgesicht sich erfüllt habe, und kaum nach Waltershausen zu der vereinsamten Mutter zurückgekehrt, verlor sie auch diese.

Mit dem Tode der Eltern war für Charlotte das Glück der Kindheit unwiderbringlich dahin: sie hatte von nun an kein Vaterhaus, keine Heimat mehr. Eine Zeit lang lebte sie bei Verwandten, dann kam sie mit ihren Schwestern in das v. Türk'sche Haus nach Meiningen. Dort empfing sie den ersten zusammenhängenden wissenschaftlichen Unterricht und trat in Verkehr mit den Prinzessinnen von Hildburghausen, aus deren Bibliothek sie manche Kinderschrift erhielt. Die Sonntage brachte sie gerne bei der ihr verwandten Familie des geheimen Legationsraths v. Wolzogen zu, mit dessen Kindern sie Sprichwörterspiele und improvisirte Komödien aufführte, bis die Söhne nach dem bald erfolgten Tode des Vaters auf die Karlsschule nach Stuttgart kamen.

Indeß lastete bei allen geselligen Erheiterungen, bei allem lebendigen Interesse für wissenschaftliche Beschäftigung das Gefühl der Heimatlosigkeit schwer auf ihrem Gemüthe. Unjugendlich sonderte sie sich von geräuschvoller Fröhlichkeit ab, und der ungewöhnliche Ernst, in den sich ihr Wesen hüllte, erschien Andern wohl als abstoßende, störrige Verschlossenheit. Was sie aber still und ernst machte, war ein glühendes Regen ihres inneren Lebens, eine tief religiöse Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Gott, die vorzüglich um die Zeit ihrer Konfirmation sich mächtig in ihrer Seele kund gab. Sie las eifrig die Bibel und andere Schriften religiösen Inhalts, auch mystische Bekehrungsgeschichten kamen ihr in die Hand und beherrschten ihre reizbare Phantasie. Ein lebhaftes Interesse erregte ihr das geheimnißvolle Ordenswesen, welches die damalige Zeit bewegte; Mitglieder der Freimaurerei, der Herzog Ferdinand von Braunschweig und Prinz Karl von Hessen, „das geheimnißreiche Wesen“, gingen an ihr vorüber; der Tempelherr von Hundt, dessen wohlthätigem Wirken auch Meiningen die Errichtung von Schulen und Seminarien verdankte, und andere Personen, die für das Logenwesen thätig waren, wurden ihr bekannt.

Einige Zeit nach ihrer Konfirmation traf sie ein neuer schmerzlicher Verlust: Frau von Türk, ihre mütterliche Pflegerin, starb nach langen Leiden in ihren Armen. So sah sie sich abermals verlassen und verwaist; denn das geräuschvolle Haus ihres Oheims, des Herrn von Stein auf Nordheim, in dem sie nun eine Zeit lang lebte, konnte ihrem ernsten Sinne nicht zur Heimat werden. Im Jahre 1780 kam sie zu der ihr verwandten Frau von Seckendorf in Meiningen, bei welcher sie, engbefreundet mit deren Tochter Mathilde, fast ein Jahr zubrachte. „Ich muß damals," meint sie, „einer lebhaften Erregung, die in Anderen Anschauung erweckt, fähig gewesen sein. Aeltere Frauen besonders näherten sich mir mit Herzlichkeit.". Mit der Seckendorf'schen Familie besuchte sie Kulmbach, wo sie die Reliquien der Gräfin Orlamünde sah, darauf Baireuth und Erlangen, wo ihr zu einem herrlichen Jüngling herangeblühter Bruder Fritz von Ostheim sich als Studirender aufhielt. Mancherlei geistige Anregungen, neue Bekanntschaften und neue Beobachtungen waren die Frucht dieser Reise. Nach Meiningen zurückgekehrt, trat Charlotte, stets der religiösen Erhebung vorzüglich bedürftig, in engeren Verkehr mit dem würdigen Geistlichen Pfranger, dem Verfasser des damals viel gelesenen „Mönches auf Libanon", einer Fortsetzung von Nathan dem Weisen. Aber auch die Gesangstunden, welche sie bei dem Italiener Galliazzi, einem seltsam excentrischen Manne, der auch auf die nüchternsten Fragen nur in erhöhtem Ausdrucke zu antworten wußte, in Gemeinschaft mit der Prinzessin von Meiningen nahm, gewährten ihr einen eigenthümlichen Reiz.

Im Frühling 1782 wurde Charlotte durch ihre Freundin, Frau v. Wolzogen, die in der Nähe von Meiningen ihr Gut Bauerbach bezogen hatte, zuerst mit Schillers Räubern bekannt. „Ich las das Trauerspiel," sagt sie, „doch Manches konnte ich nicht erfassen. Einzelnes war mir von höchster Bedeutung; besonders hat mich folgende Stelle ergriffen: ‚Wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind, da würde ich die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des Elends zu zergliedern. Werden wir so den Abend des Lebens beschließen — ist also das erkennende Bewußtsein?' — ‚Weissagende Rede, Macht der Dichtung, du nährst dich aus der Quelle des tiefsten Leids!' Es ist kein Zweifel, daß die Lektüre eines Stückes, das sie so bewegte, ihre besondere Theilnahme für den Dichter erweckte, ohne daß sie doch noch ahnen konnte, wie nahe sie diesem nach wenigen Jahren treten sollte.

Die nächste Zeit war für sie wieder reich an den herbsten Schicksalsschlägen. Ihre jüngere Schwester Wilhelmine, an einen Grafen Waldner im Elsaß vermählt, schied, eben als ihr das erste Kind geschenkt war, aus dem Leben; ihr liebenswürdiger Bruder Fritz, der letzte männliche Sproß des Hauses, starb zu Göttingen an den Folgen eines Zweikampfes, den sein ritterlicher Sinn ihm zugezogen hatte. Beider Geliebten Tod hatte Charlottens ahnungsvolle Seele vorhergeschaut, wie ihr einst der sterbende Vater im Traumgesicht erschienen war.

Seit diesen Verlusten kehrte dauernde Fröhlichkeit nicht wieder in ihre Brust zurück. „Es gibt Zustände," sagt sie, „in denen wir beharren sollen, weil jede Zerstreuung Untreue gegen uns selbst ist. Hat der Schmerz die äußerste Gewalt geübt, so können wir nie mehr völlige Heiterkeit gewinnen, denn plötzlich ist früheres Hoffen und Wünschen uns entrückt." Und noch ein anderer Verlust betraf sie jetzt. Ihre einzige noch lebende Schwester, die kaum dem Kindesalter entwachsene holde Leonore, wurde gegen ihren Willen durch ihren Oheim und Vormund, den Freiherrn von Stein auf Nordheim, an den weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb verheirathet, denselben, von dem Goethe an Knebel schreibt: er hat sich als Geschäftsmann mittelmäßig, als Politiker schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt. Nach dem Tode des Bruders schien diese Verbindung den Verwandten ersprießlich, damit die Allodialherrschaft in einer geschäftskundigen Hand eine geordnete Verwaltung erhalte. Das junge blühende Mädchen war das Opfer der schändlichsten Berechnung.

Um diese Zeit hatte Schiller zu Bauerbach im Hause der Frau von Wolzogen, deren Söhnen er auf der Karlsschule bekannt geworden war, gastliche Aufnahme gefunden. Die Freundin erzählte dem Dichter die traurigen Ereignisse, welche die Ostheim'sche Familie betroffen hatten; er selbst sah aus der Entfernung Charlotten mit ihrer Schwester in Trauergewändern bei Frau von Wolzogen und deren Tochter Lotte. Da schrieb er über den Eindruck, den ihr Anblick auf ihn gemacht, einige Zeilen nieder, die Charlotten von Frau von Wolzogen mitgetheilt wurden. „O ich sehe sie," ruft er aus, „die Trauernden — ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien, — drei sind es ja — und Eine noch — wie nenne ich sie? — Psyche! von ihnen so ersehnt. — Heut hab' ich ja im Wieland erst gelesen, wie Psyche, von den drei Grazien erfleht, nun fürder wandeln will in ihren Reihen."

Die nächsten Monate (es war im Sommer 1783) verlebte Charlotte in stiller Zurückgezogenheit auf dem Familiengute Dankenfeld im Steigerwald. Die tiefe Einsamkeit der waldbedeckten Berge, die sie rings umfing, ungestörte Spaziergänge im Freien, zuweilen ein Besuch bei den Benediktinern im nahgelegenen Kloster Ebrach — das Alles wirkte mild lösend auf ihr schmerzerfülltes Gemüth. Sie ahnte nicht, wie nahe sie einem Wendepunkte ihres Schicksals stehe, der entscheidend werden sollte für ihr ganzes künftiges Leben.

Im September 1783 kam Heinrich von Kalb, des Präsidenten Bruder, der mit französischen Truppen als Offizier des Regimentes Royal deux ponts am amerikanischen Freiheitskampfe Theil genommen hatte, nach abgeschlossenem Frieden in die Heimat zurück. Er hatte den Ruf eines braven Offiziers und wußte mit Bedeutsamkeit von seinen Erlebnissen zu erzählen. In einem späteren Briefe Schillers heißt es von ihm: „Herr von Kalb kann nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz der Zweite in der Armee und eine sehr wichtige Person werden, ohne daß er seine französischen Dienste dabei aufzugeben hat, wo er in 8—10 Jahren Brigadier sein muß. Er ist der Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerst empfohlen, und der Königin von Frankreich bekannt, welche sich gewundert hat, daß er sich nicht schon in Paris gemeldet." Der Präsident von Kalb wünschte, um die Verwaltung der Ostheim'schen Güter ganz in

seine Hand zu bringen, eine ehliche Verbindung zwischen seinem Bruder und Charlotten, und durch heftiges Andrängen gelang es ihm auch, seinen Willen durchzusetzen. Charlotte, alleinstehend, willenlos, fügte sich in dumpfer Resignation den Verhältnissen. Daß das Bündniß, wenn auch ohne gegenseitige Neigung, von ihrer Seite so ganz ohne Rücksicht auf irdischen Vortheil eingegangen wurde, erschien ihr als die Lichtseite desselben. Schon am 24. Oktober wurde zu Dankenfeld die Trauung vollzogen und nach einem längeren Aufenthalt zu Baireuth kam das junge Ehepaar in den ersten Tagen des neuen Jahres nach Waltershausen.

Es war ein einsamer, trüber Winter, den Charlotte dort verbrachte. Ihrem in der Welt gereiften, lebenserfahrenen Gatten gegenüber fühlte sie sich unfrei und gedrückt: ein inniges Verhältniß zwischen beiden vermochte sich nicht zu entwickeln. So wandte sie sich zu den Büchern: sie las französische Memoiren und Hume's Geschichte von England. Unterdessen ging der Urlaub des Herrn von Kalb zu Ende. Er reiste daher, um sich zu seinem Regimente zu begeben, beim Beginne des Frühlings in Begleitung seiner Gemahlin nach dem Elsaß ab. In Frankfurt verbrachte Charlotte einen Nachmittag bei einem Freunde, einem Meister vom Stuhl, den sie in Begleitung des Prinzen Karl von Hessen in Meiningen kennen gelernt hatte. Dieser vermißte schon mit Schmerz den gewohnten Freimuth an ihr, und als er sie in den Garten führte, um ihr seinen Aurikelflor zu zeigen, und in einem vertrauten Augenblick ihr diese Bemerkung aussprach, erwiderte sie bewegt: „Ich fühle mich heimatlos, vermag nicht, mich Andern zu verständigen; uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen.“ Er tröstete, die Heimat werde sich wieder finden, und ermahnte scheidend: „Bleibe Dir selbst getreu!“

Von Frankfurt ging die Reise über Darmstadt nach Mannheim, wo das Paar am 8. Mai 1784 spät Abends anlangte. „Reinwald und Frau v. Wolzogen,“ so schreibt Charlotte, „hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst.“ Diese Begegnung machte Epoche im Leben Charlottens.

Der Ohio sonst und jetzt.

Von **Traugott Bromme.**

Zu den herrlichsten Flüssen der Westwelt gehört der Ohio, der „schöne Strom“ der Indianer, der die meiste Aehnlichkeit mit dem deutschen Rheine hat, wenn auch keine Burgen und Schlösser die Gipfel seiner Uferhöhen krönen. Vor einem halben Jahrhunderte war er die einzige Straße, die den „fernen Westen“ durchzog, die das ungeheure Mississippithal der Kultur und Civilisation aufschloß, während jetzt vier Staaten an seinen Ufern entstanden sind, in denen fast zwei Millionen europäischer Auswanderer eine neue Heimat gefunden haben, und immer noch ist er eine Hauptverkehrsader der Union, obwohl Hunderte von Eisenbahnen sein Gebiet durchziehen.

Es sind nun mehr als vierzig Jahre, daß ich zum ersten Male den Windungen des Ohio von Pittsburg bis zu seiner Vereinigung mit dem Mississippi folgte, und weiterhin manche kleinere Tour mit meinen Ansiedlungsgefährten ausführte. Damals durchfurchten noch keine Dampfschiffe seine Fluthen: Pittsburg, jetzt das Birmingham des Westens, mit 120,000 Einwohnern, zählte damals 8000 Seelen, und Cincinnati, die Metropolis von Ohio, jetzt mit mehr als hundert Kirchen und nahe an 200,000 Bewohnern, umfaßte zu jener Zeit kaum so viele Menschen, als jetzt Häuser. Und doch war es eine schöne Zeit, die alte nun längst entschwundene, und der Ohio in seiner Urnatur, welche die Art des Ansiedlers kaum berührt hatte, war überreich an romantischen Reizen.

Es war im Oktober, als ich mich unterhalb Cincinnati einschiffte. Die Ufer des Flusses waren in herbstliche Tinten getaucht; fast von allen Bäumen hingen lange Festons mit den verschiedenartigsten wilden, aber genießbaren Trauben herab, andere waren mit Früchten beladen, deren glänzender Karmin sich mit dem schon vorherrschenden Gelb der Blätter mischte, zwischen dem noch hie und da weniges Grün hervorblickte, und von der Spiegelfläche des Stromes strahlte eine Farbenpracht wieder, die kein Landschaftsmaler darstellen kann. Die Tage waren noch warm, die Sonne hatte jene goldglühende Farbe angenommen, die zu dieser Jahreszeit die eigenthümliche Erscheinung hervorbringt, welche hier als „indianischer Sommer“ bezeichnet wird, und der Mond hatte nur wenig über die Hälfte seiner Scheibe gefüllt. Wir glitten den Fluß hinab, auf dem keine anderen Wellen zu bemerken waren, als die der Schlag unserer Ruder hervorbrachte. Hie und da erschien ein großer Katzfisch auf der Oberfläche des Wassers, der ein Rudel kleiner Fische verfolgte, die, mit ihm zugleich emportauchend, gleich silbernen Pfeilen dahinschossen und von ihrem Verfolger erhascht wurden, der nun mit einem Schlage seines Schwanzes unsern Blicken entschwand. Andere Fische machten ein dumpfes Geräusch unter unserem Boote; dieß rührte, wie wir später fanden, von dem weißen Barsch her, der im Ohio so häufig ist; denn als wir unser Netz auswarfen, um einen Imbiß zu erlangen, und mehrere Fische dieser Gattung gefangen hatten, war längere Zeit Ruhe.

Die Natur scheint diesen Theil des Westlandes mit besonderer Vorliebe bedacht zu haben: man mag

den Ohio auf- oder abwärts befahren, so sieht man fast längs der ganzen Ausdehnung des Flusses die eine Uferseite abwechselnd von hohen Hügeln und einer wellenförmigen Oberfläche, und die andere, so weit das Auge reicht, von ausgebreiteten Ebenen des herrlichsten Alluviallandes begrenzt; oberhalb Cincinnati aber, bis Pittsburg aufwärts, sind meist beide Ufer mit lieblichen, dicht bewaldeten Höhen eingefaßt. Inseln von verschiedener Größe und Gestalt entsteigen dem Schooße des Wassers, und die Krümmungen des Stromes führen oft an Stellen, wo man sich nicht auf einem Flusse, sondern auf einem Landsee zu befinden meint. Einige dieser Inseln sind von ansehnlicher Ausdehnung und Breite, andere hingegen so klein und unbedeutend, daß sie nur um des Kontrastes willen und um das Interessante der Scenerie zu erhöhen, da zu sein scheinen. Diese kleinen Inseln werden bei den jährlichen Anschwellungen des Flusses meist unter Wasser gesetzt, wo dann häufig ungeheure Massen von Treibholz auf ihnen zurückbleiben, zwischen denen sich losgeschwemmtes Erdreich fest lagert und die Inseln mit jedem Jahre vergrößert.

Als die Nacht einbrach und wir an den breiten Stellen des Flusses die jenseitigen Ufer nicht mehr unterscheiden konnten, wurden wir vorsichtiger und suchten in die Mitte der Strömung zu gelangen. Das

Mondnacht auf dem Ohio.

Klingen verschiedener Glocken vom Ufer her zeigte uns an, daß die verzettelten Ansiedler ihre spärlichen Heerden zusammenlockten; nur hie und da verkündete ein Feuerschein die Nähe einer menschlichen Wohnung. Tiefe Ruhe bedeckte den Strom, auf dessen Wellen das Mondlicht malerisch glitzerte; das Geschrei der großen Eule, das dumpfe Rauschen ihres Flügelschlages, als sie gemächlich über den Strom flog, sowie die Töne des Signalhorns, das unser Bootsmann, wie alle Ohiobootführer zu thun pflegten, von Zeit zu Zeit erklingen ließ, und die das Echo immer leiser und leiser zurückgab: alles dieß war von eigenthümlicher Wirkung. In unsere Decken gehüllt, verbrachten wir den größten Theil der Nacht schlaflos; erst gegen Morgen forderte die Natur ihr Recht. Mit Anbruch des Tages erhoben die Sänger des Waldes ihre Stimmen; Spottvögel und Kardinäle schienen aber die einzigen, deren widerhallende Töne das Ohr sanft berührten; hie und da bemerkten wir die einsame Hütte eines Ansiedlers, die das Beginnen der Civilisation bezeichnete, und noch seltener trieben wir an ganzen Häusergruppen vorüber, die, nach dem Strome zu mit einfachen Landungsbrücken versehen, auf den Karten des Landes schon als Städte mit stolzklingenden Namen figurirten. Ein Hirsch, der durch den Strom schwamm, auf den wir aber vergeblich Jagd machten, war nach den Angaben unseres Bootführers ein Anzeichen, daß diese Hügel bald mit Schnee bedeckt sein würden. Wir überholten mehrere

langsam fahrende Boote, die, theils mit Landesprodukten beladen, dem Mississippi zutrieben, um nach mehrwöchentlicher Fahrt in Neu-Orleans einen lohnenden Markt zu finden, theils mit Auswanderern gefüllt waren, welche, von Pittsburg und Wheeling kommend, dem Illinoisgebiete zusteuerten, um dort eine neue Heimat zu suchen. Die Ufer waren in dieser Jahreszeit mit Wild bedeckt: virginische Hirsche brachen rudelweise aus dem Dickicht und betrachteten uns neugierig ohne Scheu, wenn wir vorüber fuhren, verschwanden aber augenblicklich, sobald wir nach unsern Waffen griffen; einen wilden Truthahn, ein Haselhuhn oder eine blaugeflügelte Ente konnten wir uns jeden Augenblick verschaffen, ebenso Eichhörnchen, die in Menge die dichten Hickory- und Pekangruppen am Ufer belebten, und so landeten wir, so oft es uns beliebte, machten Feuer an, sotten und brieten, so oft Hunger oder Laune uns zum Ufer trieb, und hielten, wenn uns das Glück günstig war, oft gute Mahlzeiten. So vergingen von Cincinnati aus zwölf glückliche Tage, und wir näherten uns immer mehr der Mündung des Wabash, dem Orte unserer Bestimmung, als wir eines Abends, nicht weit vom Pigeon Creek (Taubenbache), einem kleinen Strome, der aus Indiana in den Ohio mündet, ein lautes und seltsames Getöse hörten, das dem Kriegsgeschrei der Indianer so sehr glich, daß wir unsere Ruder in Bewegung setzten, um so schnell und still als möglich nach dem entgegengesetzten Ufer zu kommen. Das Geschrei wurde immer stärker, und da wir in Erfahrung gebracht hatten, daß bereits mehrere Ueberfälle durch Streifpartien mißvergnügter Indianerhorden im Lande verübt worden waren, fühlten wir uns eine Zeit lang nicht in der behaglichsten Stimmung. Wir wurden indeß gar bald beruhigt, da wir gewahrten, daß jenes sonderbare Geschrei von einer großen Zahl enthusiastischer Methodisten herrührte, die unfern des Ufers am Rande eines hochstämmigen Buchenwaldes sich vereinigt hatten, um eine ihrer jährlichen, mehrere Tage dauernden Zusammenkünfte (Camp-meetings) unter freiem Himmel zu halten. Ungefährdet von blutdürstigen Indianern und ohne weitere Unterbrechung erreichten wir endlich die Mündung des Wabash, die zu Wasser gegen 450 englische Meilen von Cincinnati entfernt ist.

Wie theuer ist die Sicherheit der Schifffahrt auf diesem Strome und die des Lebens und Eigenthums seiner jetzigen Anwohner mit dem Blute so vieler braven Virginier erkauft worden, die als Vorläufer der Civilisation die Alleghani's überstiegen! Heute sind hier keine Urbewohner des Landes mehr zu sehen, wie sie einst in mächtigen Stämmen dem Pfluge und der Axt den Eingang verwehrten; der reiche Wildstand, der einst mit den Indianern das Land theilte, jene Heerden von Elenns, Hirschen und Bisons, die auf diesen Hügeln und in diesen Thälern weideten und die zahlreichen Salzquellen in großen Zügen besuchten, existiren jetzt nicht mehr; dieser große Theil der Union ist wie durch Zaubermacht aus seinem Naturzustande getreten und Hunderte von Städten und Dörfern und zahllose Farmen spiegeln sich in den Wogen des Stromes; die Wälder, die einst beide Ufer wie mit einem Walle begrenzten, sind vor der Axt und der Gewalt des Feuers fast gänzlich verschwunden; die Bevölkerung des reichen Landstrichs, den der Ohio bewässert, hat sich von noch nicht ganz 300,000 Einwohnern auf fast vier Millionen gehoben, Handel und Wohlstand haben sich überall verbreitet, das Geräusch der Hämmer und Maschinen ertönt Tag und Nacht, Hunderte von Dampfbooten fahren täglich den Strom auf und ab, und zu diesen außerordentlichen Veränderungen bedurfte es nicht voller fünfzig Jahre!

Die Canoes, Piroguen und Kentucky-Boote, die einst den Ohio belebten, sind sämmtlich verschwunden und haben dem Dampfer das Feld überlassen, der von Pittsburg aus in vier bis sechs Tagen die Strecke nach St. Louis zurücklegt, die zu überwinden ein Flachboot früher an sechs Wochen bedurfte, und die Dampfer selbst übertreffen an Größe und Schönheit bei weitem unsere Rheindampfboote, wenn sie auch nicht die gleiche Sicherheit wie diese bieten, da deren Kapitäne zu wagehalsig und zu eifersüchtig auf die Leistungsfähigkeit ihrer Dampfer sind, um nicht Leib und Leben ihrer Passagiere an ein Wettrennen zu setzen. Eine Flachbootfahrt auf dem Ohio vor vierzig Jahren, bei welcher der Reisende selbst mit Hand anlegen mußte, und zur Gewinnung seines Unterhalts auf seine Büchse, sein Fischernetz und die eigene Kochkunst angewiesen war, galt als eine Begebenheit, deren Schilderung durch alle Zeitungen ging; eine Dampfboottour nach St. Louis oder Neu-Orleans, die jetzt täglich von Tausenden unternommen wird, ist eine Kleinigkeit, die keine Besprechung verdient, denn mit Ausnahme der Möglichkeit und Gefahr, bei lebendigem Leibe abgebrüht oder in die Luft gesprengt zu werden, ist sie nichts weiter, als der Aufenthalt in einem beweglichen Hotel, und bietet alle Genüsse, die ein solches zu gewähren vermag, ja oft sogar noch mehr, denn auf den meisten der Ohio-Dampfer ziehen Geistliche frommer Secten Strom auf, Strom ab, um Seelen zu erbauen oder um Gläubige zu gewinnen. Man läßt bei Tage die herrlichsten Scenerien ohne besondere Theilnahme, wie die Bilder eines Panorama's, an sich vorüber ziehen; man hört aus Gewohnheit, oder um nicht zu stören, mechanisch dem oft langen Gebete des Geistlichen zu, der, sein Publikum kennend, stets auf dessen geistige Zerknirschung zu wirken trachtet, ja man verwundert sich nicht, wenn eben so plötzlich, als sie entstanden war, die Scene sich ändert, und der Tempel des Herrn, in welchem die Zuhörer in Andacht zerschmolzen, sich in einen häuslichen Sprechsaal umwandelt, in welchem nun die Ladies zu einem gnädig-höhnischen Smile sich herablassen, die Gentlemen aber das Händeschütteln nie vergessen. Erst von jetzt an beginnt allmälig eine allgemeine Konversation, bei welcher zur Unterhaltung der Damen die schönsten und galantesten Worte, die gesteigertsten Phrasen über die gleichgiltigsten Dinge hervorgesucht werden, im Allgemeinen aber Geld, Geschäfte und Wetter die wichtigsten Kapitel bilden. Nur kleine Spaziergänge auf dem Verdeck, und drei sich täglich wiederholende Stürme auf den Frühstücks-, Mittags- und Abendtisch,

die mit einer wahren Eßschlacht enden, unterbrechen jetzt das ewige Einerlei einer Dampferfahrt auf dem Ohio. Ueberall nur Salonleben, keine Natur; besonders wenn, wie es häufig geschieht, Damen die Hälfte der Reisegesellschaft ausmachen. Glücklich daher der Ohiofahrer heut zu Tage, den der Zufall auf einem Dampfer mit Hinterwäldlern, Missourijägern, Trappers oder Farmern von jenseits des Mississippi zusammenführt; diese kräftigen, wenn auch oft rohen Naturen wissen den majestätischen Strom zu schätzen, und Wonne ist's, mit solchen Passagieren in heller Mondnacht bei einem Glase Grog auf Deck zu weilen und die zauberischen Uferlandschaften an sich vorübergleiten zu lassen, bis der aufsteigende, sich immer mehr verdichtende Nebel Alle zwingt, Schutz und Ruhe in den Berths der Kajüten zu suchen.

Das alte Giebelhaus.

Novelle von **Fanny Lewald.**

(Fortsetzung von S. 4.)

Ob sie gerade eine große Zuneigung für den Prokurator fühlte, darüber wußte man nichts zu sagen. Aber er war ein angesehener Mann, das Haus an der Ecke des Marktes war sehr in's Auge fallend, Mamsell Philippine saß äußerst bequem am Fenster und fuhr sehr gemächlich spazieren, während Madame Marion hinter ihrem Ladenfenster stand; und die kluge, hübsche Frau mochte denken, daß die Kutsche weit besser aussehen würde, wenn eine junge artige Französin neben dem Prokurator in derselben säße. Die Heirath mit dem Prokurator wurde von Madame Marion mit derselben Entschlossenheit ergriffen, mit welcher sie einst ihren kleinen Handel unternommen hatte. Es war eine Verbesserung ihrer Umstände, welche nicht von der Hand zu weisen war; aber wie alle ehrenhaften und guten Naturen, dachte sie rechtschaffen zu bezahlen, was sie empfing, und treu und ordentlich zu erfüllen, was sie zu leisten versprach. Sie war eine tüchtige Kaffeewirthin, sie wollte also auch eine tüchtige Frau für den Prokurator werden, und da sie ihr kleines Kaffeehaus aus einer elenden Spelunke in einen hübschen, zierlichen Raum verwandelt hatte, zweifelte sie nicht daran, daß es ihr auch gelingen werde, den etwas altmodischen Prokurator auf ihre Weise umzustutzen und aus dem pedantisch gewordenen Junggesellen einen ganz angenehmen und zufriedenen Ehemann zu machen. Hatte er doch bereits mit allen Bedenken über das Urtheil der Leute gebrochen, da er, der Prokurator, der Sohn der Senatorin, der Bruder von Mamsell Philippine, sich zu der Ehe mit einer Konditorin entschloß. Darauf ließen sich gute Aussichten bauen, und die kluge, muntere Frau versprach sich, sie auf das Beste zu benützen.

Während sich der Prokurator zu seiner Auserwählten begab und in deren Hinterstübchen eine angenehme Stunde genoß, befand sich Mamsell Philippine in der schlimmsten Lage, in der man sich befinden kann: sie wußte nicht, was sie thun sollte. Einer deutschen Jungfrau wurde es zugemuthet, eine Französin Schwester zu nennen; ihr keusches Herz sollte sich darein finden, ihren Bruder mit einer Frau vor den Altar treten zu sehen, die schon das Weib eines Andern gewesen war: die Patrizierstochter sollte eine Konditorin als ihresgleichen anerkennen, in das reiche Haus sollte eine Mittellose eingeführt werden, und dieser sollte Philippine das ganze erste Stockwerk und den Stuhl am Mittelfenster überlassen — das war mehr, als sie ertragen konnte, mehr, als der Himmel ein Recht hatte ihr aufzuerlegen. Einsam mit sich und ihrem Zorne, blieb ihr nichts übrig, als sich alle ihre Leiden, all ihr bevorstehendes Unglück laut und pathetisch vorzuhalten, um sie zu den bittern Thränen und zu der Herzzerrissenheit zu steigern, die sie in dieser Stunde nothwendig vergessen haben mußte, wollte sie vor sich und vor den Freundinnen bestehen, die am nächsten Morgen, wenn die Verlobung des Prokurators bekannt gemacht wurde, unausbleiblich zum Besuche kommen würden. Sich selbst zu Thränen zu rühren, wo sie sich vernünftig zusammennehmen müßten, ist ein Vergnügen, das die Frauen sich gar zu gerne gewähren.

Indeß Zorn und Erbitterung sind eine scharfe Luft, welche den Thau der Thränen bald verzehren, und es ist daneben etwas sehr Unangenehmes, wenn man vor sich selber die Rolle nicht aufrecht erhalten kann, in der man sich gefällt. Alle Sanftmuth, alle Entsagung, alle Nachsicht der Schwesterliebe, alle Unterwürfigkeit unter den geliebten Bruder, hielten nicht vor gegen die Empörung und den Ingrimm, den Mamsell Philippine in sich brennen fühlte, und mit dem Ausruf: „Keine Stunde bleibe ich unter diesem Dache, wenn Madame Marion in das Haus kommt!“ erhob sie sich von ihrem Sitze.

Dem lauten Ausruf antwortete aber eine Stimme in Mamsell Philippinens Innerem: Das wird dem Prokurator und der Frau Prokuratorin wahrscheinlich sehr willkommen sein! — und Philippine beschloß zu bleiben, zu bleiben — und, wie sie sich sagte, darauf zu wachen, daß Zucht und Ehrbarkeit nicht ganz aus diesem Hause schwinden; zu bleiben, damit ihr armer, verführter und betrogener Bruder nicht einsam und verlassen dastände in der Welt, wenn die Binde einmal von seinen Augen fiele und er es gewahr würde, wie er umgarnt worden sei und was er gethan habe.

Es schläft sich gut, wenn man einen Entschluß gefaßt hat, der recht aus der eigenen Natur kommt und also ihr auch in der Folge zu entsprechen verheißt. Mamsell Phi-

lippine erwachte am Morgen ganz munter und gestärkt, und noch während ihre Freundinnen und Bekannte an ihren verschiedenen Frühstückstischen die Nachricht von der Verlobung des Prokurators in der Zeitung lasen, besorgte sie ihren Auszug aus dem ersten in das zweite Stockwerk. Sie wollte einerseits es ihrem Bruder zeigen, daß sie seinem Glücke nicht im Wege stehe, und wie sehr sie ihm gehorsam und fügsam sei; andererseits sollten die Besuche, welche nothwendig am Morgen kommen mußten, um sich mit ihr über die wirklich sehr auffallende Verlobung des Prokurators auszusprechen, es doch gleich erkennen, welche Folge dieselbe für die Tochter der Senatorin, für ein so ächt weibliches und deutsches Gemüth, bereits nach sich gezogen habe.

Auch hatte man niemals besser von Philippine gesprochen, als an diesem Tage. Ihre Resignation, ihr rücksichtsvolles Schweigen, waren ein Gegenstand der Bewunderung für alle Frauen und Mädchen ihrer Bekanntschaft, und je weniger sie sich über die bevorstehende Heirath ihres Bruders und über ihr Mißfallen an derselben aussprach, um so lebhafter thaten die Frauen es für sie. Es half gar nichts, daß verständige Männer ihnen in Erinnerung brachten, daß Madame Marion von sehr guter Herkunft, daß ihre Familie unter dem Beil der Guillotine gestorben sei, und daß die immer noch junge und hübsche Frau sich mit der anerkennenswerthesten Entschlossenheit und Tüchtigkeit durch das Leben geholfen habe. Es nützte auch nicht, daß man es den eifrigsten Hausfrauen vorhielt, welch eine vortreffliche Hausfrau sie sei, und daß eine Frau, die Geld erwerben könne, auch sicher verstehen werde, es zusammenzuhalten. Wo das Herkömmliche als das höchste Gesetz geschätzt wird, ist das Ungewöhnliche an und für sich ein Unrecht, und die Frauen, welche sich für vornehm halten, weil erst der Vater und dann der Gatte ihnen ein sorgenfreies und leidlich müßiges Dasein bereiteten, sehen natürlich mit Geringschätzung auf diejenigen herab, die sich selbst ihren Pfad zu suchen und für sich selbst um des Lebens Nothdurft zu kämpfen haben.

Es stand also noch an demselben Tage, an welchem die Verlobung des Prokurators publizirt worden war, in dem ganzen Gesellschaftskreise von Mamsell Philippine fest, daß ihr Bruder ein ganz unverantwortliches Verbrechen gegen die Gesellschaft begehe, indem er eine Frau nach seiner Neigung nehme, und diejenigen, die selbst gern in dem Eckhause als Frau Prokuratorin am Fenster gesessen und ihre gute Freundin Philippine nicht nur in das obere Zimmer, sondern zum Hause hinaus gewünscht haben würden, waren am eifrigsten bei der Hand, das schwere Schicksal derselben zu beklagen, und Madame Marion als das Unglück der bisher so respektabeln Familie zu betrachten und zu verdammen.

Diesen Hauptsatz einmal festgestellt, verstand das Uebrige sich ganz von selbst. Die erhabensten und strengsten Tugenden, die im Grunde doch am wenigsten für sich fürchten durften, erkannten die Ausschließung der künftigen Prokuratorin als eine Nothwendigkeit für die Erhaltung der Sitte und der Gesellschaft an; und kaum war man in der Verdammung des Prokurators und seiner Auserwählten einig, so begann man Philippinen immer eifriger zu beklagen, bis man sie, die bis dahin, wie gesagt, der Gegenstand eines gewissen Spottes gewesen war, allmälig für eines der edelsten Herzen, ja als ein wahres Muster aller Frauen zu erklären für angemessen fand. Je tiefer man Madame Marion hinunterdrückte, um so höher stieg Philippine empor, und als nach wenig Wochen die verfehmte Prokuratorin in dem ersten Stockwerk schaltete, thronte über ihrem Haupte Mamsell Philippine als ein Gegenstand allgemeiner Theilnahme und Verehrung, und das alles nur, weil sie schwieg und alle Andern reden ließ.

Und sie schwieg, daß es Madame Marion fast zur Verzweiflung brachte. Sie schwieg zu dem Freundlichsten, das diese ihr erwies, sie schwieg zu dem Heitersten, woran der Prokurator und seine Frau sich ergötzten, sie schwieg, wenn dieser in einem Anfall von Zorn sie über ihr Schweigen zur Rede stellte, oder wenn die Frau all ihre Beredtsamkeit aufbot, das Schweigen der Schweigenden zu besiegen, die gerade immer nur so viel Worte und Silben vernehmen ließ, als nöthig waren, es darzuthun, was sie alles verschweige, und wozu sie schweige. Ja nicht einmal so viel Rede gönnte sie ihren Hausgenossen, als nöthig gewesen wäre, sie in einen ehrlichen Streit zu verwickeln, der Anlaß geboten hätte, sie aus dem Hause zu entfernen. Sie sah zuletzt wie die Göttin des Schweigens selber aus, denn ihre ohnehin schmalen Lippen schloßen sich immer fester, das Lächeln voll Liebesschwermuth, das ein paar Jahre hindurch auf denselben geschwebt, war ganz verronnen, die Guitarre erklang nicht mehr, die Schmachtlocken fielen nicht mehr auf ihre Schultern herab, alles an ihr war wieder Ernst und Würdigkeit geworden, wie zu ihrer Mutter Zeiten, und doch vollzog sich während ihres eigensinnigen Schweigens eine Wandlung in ihrem Herzen, gegen die sie sich vergebens sträubte, die sie sich nicht klar machen, noch weniger einem Dritten eingestehen mochte: sie mußte Marion wider ihren Willen lieben, sie begann ihren Bruder zu lieben, der ein ganz Anderer geworden war, seit die Frau an seiner Seite lebte.

Selbstlose Güte und einfache Wahrhaftigkeit haben eine erwärmende und erleuchtende Kraft und wirken sicher, auch wenn man es nicht gleich gewahrt. Aber diese Eigenschaften hatten in dem Hause der Senatorin von Anfang an gefehlt; ihre Herrschsucht und ihre Eigenliebe hatten das Herz ihrer Kinder zusammengedrückt, und da sie mit ihrer Tyrannei nur Sklaven zu erziehen vermocht, so hatten Verschlossenheit und List, Unwahrheit, Selbstbetrug und schmeichelnde, schönthuende Heuchelei über dem Hause und zwischen seinen Bewohnern gewaltet, bis der Prokurator die Zuneigung für Marion gefaßt und sie als Gattin unter sein Dach geführt hatte.

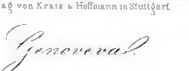
Alles an Marion war einfach und natürlich. Sie pflegte ihren Mann, sie hielt ihm sein Haus in Ordnung, sie paßte sich seinen Eigenheiten an und wußte diese zugleich zu mildern, als verstände sich das ganz von selbst. Sie schien die Zurücksetzung und Beleidigung, welche ihr von Seiten der andern Frauen so unverdient und hochmüthig zugefügt wurde, gar nicht zu bemerken, sie schien gar nicht zu leiden von der Abneigung, welche ihre Schwägerin ihr bewies. Ihr Kummer war das einzige Geheimniß, das sie vor ihrem Manne hatte, ihre sorglose Heiterkeit die einzige Verstellung, die sie übte. Je herber Philippine sich gegen sie verhielt, je öfter sie darauf hindeutete,

Digitized by Google

ı
ſ
e
k
u
v
il
te
h
ſe

di
de
da
ge
ſei
de
un
Zi
wi
Se
das
ten

Ueb
ſten
füre
Pre
der
in d
wäh
zu l



G Wappers gem — Verlag von Kraiss & Hoffmann in Stuttgart — C. Dietz sculp

Genoveva.

welch eine Schmach es für den Prokurator sei, eine Frau neben sich zu haben, die in einem offenen Laden als Verkäuferin gestanden, um so freier sprach Marion es aus, wie glücklich sie der Wechsel ihres Looses mache und wie dankbar sie ihrem Manne dafür sei, daß er sie den bürgerlichen Verhältnissen wiedergegeben habe, in denen sie in früherer Zeit gelebt. Ohne daß sie eine plötzliche Umänderung vornahm, wußte sie der Einrichtung des Hauses, so weit sie es bewohnte, ein anderes Ansehen, der ganzen Lebensweise einen behaglichen Zuschnitt zu geben.

Der verstorbene Senator war seiner Zeit des Abends niemals zu Hause gewesen, der Prokurator war dem Beispiel seines Vaters gefolgt, und die Frauen hatten die letzten Stunden des Tages von jeher in Einsamkeit zugebracht. Jetzt verließ der Prokurator das Haus nicht mehr, an das die Freundlichkeit und der Frohsinn seines Weibes ihn fesselten; und wenn es anfangs auch nur Neugier war, welche Mamsell Philippine bewog, sich ab und zu außer den gewohnten Stunden in die Zimmer ihrer Schwägerin zu verfügen, so blieb sie doch hie und da ein wenig länger in denselben, als die vorgeschützte Veranlassung ihres Kommens es nöthig machte, und sie hätte alles Empfindens baar sein müssen, wenn die bereitwillige Zuvorkommenheit ihr nicht hätte wohl thun sollen, mit der Marion sie jedesmal empfing.

Aber was durch einen langen Winter festgefroren ist, das schmilzt auch die hellste Sonne nur sehr allmälig, und Mamsell Philippine war es viel zu lange Zeit gewohnt gewesen, sich in Position zu setzen und etwas vorzustellen, als daß es ihr möglich gewesen wäre, mit einem raschen Schritte, mit einem willenskräftigen Entschlusse plötzlich in den Bereich der Wahrheit überzugehen. Sie konnte es nicht einräumen, daß Marion sie überwinde, sie konnte es vor ihren Freunden nicht bekennen, daß man der Französin Unrecht thue, daß keine Deutsche eine bessere Hausfrau und Gattin sein könne; das hätte geheißen von dem Sockel niedersteigen, auf welchen die Abneigung gegen die Konditorfrau die Tochter der Senatorin erhoben hatte, und sich selbst zu beeinträchtigen war Mamsell Philippine nicht gemacht. Indeß die Egoisten haben das Eine mit den Kindern Gottes gemein, daß alle Dinge zu ihrem Frommen gereichen müssen. Kaum empfand Philippine, daß es sich angenehmer mit den Ihren, als in der Abgeschiedenheit von ihnen leben lasse, so fing sie an, sich als die großmüthige und verzeihende Beschützerin derselben hinzustellen, und eine neue Heiligsprechung der Halbbekehrten war im Werke, als der Ernst des Schicksals an sie herantrat und ihrem Leben eine neue Wendung gab.

Marion hatte nahezu zwei Jahre an der Seite ihres Mannes verlebt, als sie ihm einen Sohn gebar. In staunender Betrachtung, in stummer Anbetung stand Mamsell Philippine vor der Offenbarung, welche jede neue Menschwerdung für den Menschen in sich schließt. Sie sprach kein Wort, und doch hätte sie heute sprechen mögen; aber das Herz war ihr zu voll, es war, als ob die Wahrheit in demselben eingezogen, als ob das Eis gebrochen und alle Liebe, deren ihre enge Seele fähig war, in warmen Fluß gekommen wäre. Sie hielt das Kind in ihren Armen, sie sah auf die Mutter hin, auf den Vater, der ihr Bruder war, das Alles hing mit ihr zusammen, konnte ihr gehören, konnte sie erfreuen, und sie hatte sich davon entfernt, weil sie nicht begriffen hatte, wie reich man werden kann, wenn man sich selber in Wahrheit zur rechten Stunde aufzugeben, und sich an Andere zu verlieren weiß. Die kleinen Händchen, welche sich so tastend und so hilfsbedürftig in die Höhe hoben, schienen recht eigentlich nach ihr zu langen, die kleinen Augen, die sich dem Tageslichte noch nicht zu öffnen wagten, schienen sie zu suchen; sie stand an der Wiege und weinte, und sie merkte es nicht, wie leise Marion klagte und stöhnte, in wie banger Angst ihr Bruder an dem Bette seiner Gattin stand, wie sorgenvoll der Arzt an ihrem Lager wachte.

Marion war am Sterben. Nur von Zeit zu Zeit schien sie Bewußtsein zu haben. Dann richteten ihre Augen sich immer nach Philippinen hin, und sie sah, mit welcher Inbrunst der Liebe das sonst so kalte Antlitz des alten Mädchens auf den Neugeborenen schaute. Als es schon dunkel wurde, nannte sie leise Philippinens Namen. Es fuhr derselben wie ein Stich durch's Herz. Sie erhob sich und trat an das Schmerzenslager heran. „Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich lieb gewonnen haben," sagte sie: „haben Sie auch den armen Kleinen lieb und seinen armen Vater."

Philippine sank auf ihre Kniee und ergriff Marions Hand, um sie zu küssen. „Vergebung! Vergebung!" rief sie. — Aber der Arzt zog sie von der Kranken fort. „Denken Sie an die arme Frau und nicht an die Verzeihung, die Sie wünschen," sagte er, und Philippine sah es, wie das Haupt der jungen Mutter sich noch einmal leise zu bewegen suchte und dann zurücksank in ihres Mannes Arm, der starr und ohne eine Thräne auf dem Rande ihres Bettes saß, bis der letzte Athemzug verklungen war, bis die Augen seiner Frau sich für immer geschlossen hatten. Der Tod war herniedergeschwebt auf das alte Haus, und wohin er seinen Fuß setzt, da behauptet er seine feierliche Herrschaft für eine Spanne Zeit und gestaltet dieses um und gestaltet jenes um, daß die Menschen im ersten Schrecken glauben, es sei mit dem Tode des einen Hingeschiedenen nicht nur in den Außendingen eine Veränderung vorgegangen, sondern sie selber hätten sich verwandelt. Indeß, was einmal in dem Kern eines Menschenwesens steckt, das wandelt sich nicht um vor dem Anblick eines Todten, es schweigt nur davor, und wenn die Leiche dem Auge entzogen und die Trauerklänge verhallt und das Gepränge und die augenblickliche Herrschaft des Todes von dem Hause verschwunden sind, so kommt fast überall unter den Lebenden der alte Mensch zum Vorschein, wenn schon bisweilen in einer allerdings veränderten Gestalt.

Auch der Prokurator, so gern er seine Frau gehabt hatte, und so angenehm ihm die beiden Jahre an ihrer Seite verflossen waren, kehrte bald zu den alten Gewohnheiten seiner Junggesellenzeit zurück. Er ging Morgens vom Gerichte eine Stunde in das Weinhaus, Nachmittags eine halbe Stunde in das Kaffeehaus und Abends in die Ressource, um zu Hause nicht die freundliche Marion zu vermissen. Was hätte ihn auch von dieser Lebensweise abhalten sollen? Ein Mann, und vollends ein Mann, der nicht mehr jung ist, kann mit einem kleinen Kinde eben

nicht viel anfangen, wenn es ihm nicht durch die selbstlose Liebe eines Weibes vermittelt und erklärt wird. Für dieses Amt war bei dem besten Willen doch natürlich Niemand weniger geeignet, als seine Schwester Philippine, die, egoistisch in ihrem Schmerze, wie in ihrer Reue, nur an sich selber dachte, und es darüber fast vergaß, daß nicht sie, sondern ihr Bruder den Tod des jungen Weibes zu beklagen hatte.

(Fortsetzung auf S. 59.)

Taube Blüthen.

Von **Ottilie Wildermuth**.

2.

In einem bitter=armen Hause, das kaum Raum und Brod hat für gesunde Kinder, ist auch noch eines jener armen verkürzten Wesen aufgewachsen, die uns komisch erscheinen würden, wenn es nicht so unendlich traurig wäre, die edle Menschengestalt, das schöne Menschenantlitz, das Ebenbild Gottes, in so jämmerlicher Karrikatur zu sehen.

Groß und plump, mit ungefügen Gliedern, die zu keinerlei Gebrauche tauglich sind, ohne die leiseste Fähigkeit Etwas zu begreifen oder zu thun, mit einem gesunden Appetit, der zwei Taglöhnern Ehre machte, scheint das unglückliche Wesen nur gerade zur Plage der Eltern geschaffen zu sein, die mit saurer Mühe das Brod für die gesunden Kinder erwerben und sehnsüchtig warten, bis diese im Stande sind, auch nur das Salz zu ihrer ärmlichen Suppe mit zu verdienen. Fast ist es Schade um den schönen Namen Marie, den das arme Geschöpf führt, das mit stierem Blick und blödem Lachen auf der Bank vor der Thüre sitzt, wohin sie am Morgen der Vater getragen. Gar mancher Vorübergehende seufzt bei sich: „Wozu ist denn auch die erschaffen! wie sind doch die armen Leute gestraft mit der Kreatur!"

Die armen Leute selbst scheinen nicht so zu denken, es hat sie noch Niemand klagen hören über diese wahrhaft schwere Heimsuchung. Der Vater muß früh fort an die Arbeit, die Mutter hat nicht viel Zeit, sich um die Blödsinnige zu bekümmern, aber so oft sie an ihr vorbeigeht, hat sie ein freundliches Lächeln, ein gutes Wort für sie oder steckt sie ihr ein Stückchen Brod, eine Kartoffel oder ein wenig dürres Obst in die Hand und freut sich des beifälligen Lachens, mit dem jederzeit der kleinste, wie der größte Bissen aufgenommen wird: „du liebe Zeit, sie hat ja sonst nichts Gutes!" sagt sie entschuldigend zu den Nachbarsweibern, denen das Luxus dünken könnte, „man muß ihr zu lieb thun, was man kann."

Gegen elf Uhr scheint sich einiges Leben in den stumpfen Zügen der Blöden zu regen und mühsam dreht sich der ungefüge Kopf nach der Seite des engen Gäßchens, von wo der Weg aus der Schule führt. „Wer ist z'erst bei der Marie?" hört man den kleinen Christian von ferne schreien; „ich! ich!" rufen dreierlei Stimmen, und in athemlosem Wettlauf rennen drei Buben und ein Mädchen herbei, triumphirend hält sich das erste an der Schürze der Marie, die in unartikulirten Tönen ihre Freude zu erkennen gibt.

Selten kommt eines der armen Kinder nach Hause, ohne etwas für die Marie mitzubringen, sei es ein Apfel oder ein Stückchen Oelkuchen, das sie von einem wohlhabendern Kameraden erbeutet, sei's ein Streifen buntes Papier, ein Bildchen oder nur ein farbiger Glasscherben. „Die Marie versteht's gerade nicht, aber es freut sie doch!" belehren sie einander mit überlegener Einsicht, und die Blödsinnige freut sich darüber, spielt eine Weile damit und läßt es dann fallen. „Und sie weiß, was zum Essen ist und was zum Spielen," rühmt Christian als einen Beweis ihres Verstandes, „sie hat nur ein einzigs Mal einen Glasscherben in's Maul geschoben; es gibt viel rechte Kinder, die das noch nicht wissen: der Schuhmacherin ihr Kätherle hat einmal, wie's dunkel war, ihren Brei auf den Kopf geschmiert, statt in den Mund!"

Die Kinder wissen wohl, was jetzt die Marie will, wenn sie den Kopf nach einer andern Seite dreht; „sie merkt's! sie merkt's!" rufen sie wieder, als ob sie eine besondere Probe von Scharfsinn abgelegt hätte; auf dieser Seite steht nämlich ein Kinderwägelchen, das der Vater selbst ziemlich roh zusammengezimmert, gerade stark genug, um die plumpe Gestalt der Blödsinnigen zu tragen.

Nun handelt sich's darum, einen mitleidigen Nachbar oder Vorübergehenden zu gewinnen, daß er die Schwester hilft in's Wägelchen heben, denn die Kinder, selbst wenn die Mutter mithilft, kommen damit nicht zu Stande. „Sie ist gar schwer, wie der schwerst' Mann," sagt Bruder Gottlieb wichtig, als ob sogar das noch eine Art von Staat wäre.

Nun aber lacht die Blöde und die Kinder mit, wenn sie im Wägelchen sitzt; zwei schieben und zwei ziehen, und je schneller es geht, je ärger das mangelhafte Fuhrwerk über die Steine holpert und poltert, desto lauter und fröhlicher wird das Lachen, als ob da ein besonderes Glück eingekehrt wäre; unermüdet ziehen und schieben die kleinen Buben und nur die mächtige Stimme des Vaters vermag sie zum Essen zu rufen.

Wer aber auch sonst mit Ekel und Widerwillen sich von der Blödsinnigen abwendet, der muß doch eine Freude haben, sie zu beobachten, wenn sie den Vater kommen hört, dessen Schritt sie aus allen kennt, besser

als die gesunden Kinder. Da lacht das ganze Gesicht, da versucht sie die lahmen Arme zu heben, um ihre Freude auszudrücken, und einmal, meint man, müssen die Freudentöne, die sie ausstößt, zum wirklichen menschlichen Laute werden. Der Vater ist ein rauher Mann, aber diese rührende Freude des armen Geschöpfes ist der beste Beweis, daß sie, die er mit seinem sauren Schweiß nähren muß, ohne je den kleinsten Dienst, die geringste Hilfe von ihr hoffen zu dürfen, daß sie nie ein hartes Wort, eine rohe Begegnung von ihm erfahren durfte; — er lacht selten, aber sein Auge wird oft feucht, wenn er seine arme Marie liebkosend auf den Kopf patscht, wie unbegreiflich auch Andern hier eine Liebkosung erscheinen mag.

Der Vater trägt ohne Mühe die schwere Last hinein und setzt sie an den Tisch, den sie abermals mit wohlgefälligem Lachen begrüßt. Es geht manchmal schmal her an dieser Tafel, auch sind die Kinder des Hauses keineswegs Engel und man hört manchmal schreien: „Die Christian hat mehr als ich! Die Hanne hat schon zweimal gehabt und ich erst einmal! Der Peterle hat von mei'm Brod genommen!" wie denn solch mißtönendes Konzert zu Zeiten von Kindern sehr gebildeter Häuser aufgeführt wird, die ganz und gar keinen Mangel leiden. Aber wie sparsam auch die Bissen sein mögen, die Marie hat jederzeit ihren Teller voll. „Seht, ihr seid gesund, ihr könnt laufen und springen," stellt die Mutter den Kindern vor, „ihr könnt euch an allerlei freuen, die Marie hat gar nichts auf der Welt, was sie freut, als das Essen!" Und die Kinder sehen das vollkommen ein, nicht ein einzig Mal hat Eins von dem Antheil der Schwester begehrt oder neidisch darnach gesehen.

Auch mit der Kleidung der Familie ist es überaus sparsam bestellt: geflickt werden die Kleider, aber auf dieselbe Couleur kann man durchaus keine Rücksicht nehmen; die Beinkleider der Buben sind oft eine wahre Musterkarte, und an dem Werktagsröckchen der Hanne ist der Urstoff kaum mehr zu erkennen; die Ellbogen der Wämser werden nach guter alter Sitte mit ledernen Herzen etwas gesichert und Schuh und Strümpfe im Sommer nur am Sonntag getragen; die Marie aber hat jederzeit ein sauberes Gewand von starkem Barchent, im Winter sogar von grobem Biber und gute Schuhe und Strümpfe. „Nu das kommt mir unnöthig vor, Nachbarin," meinte die Schlosserin von drüben, „bei dem Dakel — Sie nimmt mir's nicht übel — ist's ja doch nicht angelegt, da würd' ich das neue Zeug doch lieber an meine gesunden Kinder wenden." „Sieht Sie, Nachbarin," entschuldigt sich die arme Frau, indem sie die Kränkung verbeißt über diese verächtliche Benennung ihres armen Kindes, „so ein arm' Geschöpf ist ohnedem von Jedermann gering angesehen und die Leute haben einen Daulen*) davor, da will ich sie doch ordentlich kleiden, daß ihr Anblick den Leuten nicht noch mehr zuwider wird; meine Andern sind gesund und sauber, gottlob! und wenn sie groß gewachsen sind, so fragt kein Mensch mehr, was sie als klein zerrissen haben; und die Marie merkt's, sie merkt's, Nachbarin, wenn sie ein neu Gewand an hat, sie streicht dann ganz vergnügt daran hinunter!"

„Nun, es ist schön von Euch, daß Ihr's so geduldig annehmet," sagte die Nachbarin mit der rücksichtslosen Geradheit, mit der das Volk wunde Flecke berührt, „eine schwere Heimsuchung bleibt's doch, so ein Kind zu haben!"

„Mag sein, Nachbarin," gibt die Mutter zu, „aber das Aergste ist's noch lang nicht. Da hat der Herr Regierungsrath drüben einen Sohn, das ist ein schöner junger Herr, stattlich und wohlgestalt mit seinem guten Verstand. Von dem haben sie aber nichts als Jammer, seit er zum Studiren fort ist: das eine Mal kommt er heim mit einer Schmarre im Gesicht, das andere Mal kommt er gar nicht; Schulden soll er haben, daß es ein Graus ist, und kein Examen kann er nicht machen. Nein, Schlosserin, so bittre Thränen, wie ich die arme Frau habe weinen sehen, da drüben an dem hintern Fensterlein, das zu uns herüber geht, so hat mich meine arme Marie noch keine gekostet. Unser Leid ist eins von Gottes eigener Hand, das ist leichter zu tragen."

„S'ist wahr," gab die Schlosserin zu, „Ihr könnet nichts dafür, wiewohl's auch Leute gibt, die meinen, man müsse sich besonders versündigt haben ...."

„Hat mir auch gewurmt im Anfang," sagte die Mutter, „wie ich gesehen hab', daß das arme Ding nicht wird, wie andere Leute, aber da verdank' ich's dem lieben Heiland tausendmal, daß er das Wort von dem Blindgebornen gesprochen hat: ‚Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.' Wie nun der liebe Gott an dem armen Tropfen dereinst sein Werk offenbaren wird, das ist seine Sache, da brauch' ich mich nichts darum anzunehmen."

„Ist Alles noch gut, so lange Ihr lebet," war wieder das Bedenken der Nachbarin, „aber wenn Ihr vor dem Mädle sterben müßtet ...."

„Am liebsten möcht' ich sie freilich einmal mit mir nehmen," sagte die arme Mutter mit nassen Augen, „aber das weiß ich auch, so lang meine Andern ein Stück Brod haben, so lange kriegt die Marie auch ihren Theil daran. Ich hab's ihnen schon oft gesagt: wer einmal die Schwester nimmt, der übernimmt den Segen damit. Und sie haben's auch schon miteinander ausgemacht, der Christian der lernt ein Handwerk und nimmt sie einmal zu sich, die Andern legen dann zusammen zu einem Kostgeld, so thun Alle etwas an ihr."

Ein Segen unter dem niedrigen Dache ist in Wahrheit dieß arme Geschöpf, das so Vielen erscheinen könnte als ein Fluch, wenn auch nicht ein Segen, der sich zählen und messen läßt. Ein Segen ist schon die Uebung uneigennütziger Liebe, und selbst in den kümmerlichsten Zeiten haben die armen Leute das Vertrauen auf Gottes Durchhilfe nicht verloren, „der liebe Gott thät's doch der armen Marie nicht zu Leid, daß wir Noth leiden müssen," war ihr getrester Glaube, „die kann ja nichts dazu thun."

„Das thut mir so leid, Herr Helfer," hatte die

*) Ekel, Widerwillen.

Mutter einmal ihrem Beichtvater geklagt, „daß ich gar kein paßliches Gebet für unser armes Kind finde, den Habermann und das Starkenbuch habe ich schon aus und ein gesucht, aber da kommt nichts für unsere Umstände.“ Der Geistliche setzte ihr ein kurzes Gebet auf, das wurde nun mit besonderer Andacht jedesmal nach dem Abendsegen gesprochen: „Lieber Heiland, nimm unter die Flügel Deiner ewigen Erbarmung auch unser armes Kind, das Herz und Hände nicht zu Dir erheben kann. Dein Geist wolle sie vertreten mit unaussprechlichem Flehen und Seufzen. Uns aber laß nicht müde werden in Geduld und Liebe, auf daß wir freudige Herzen haben, am Tage Deiner Zukunft, wenn uns Dein verborgener Rath dereinst offenbar wird.“

Und so oft sie diese Worte sprechen und hören, zieht durch die einfältigen Herzen eine Ahnung der seligen Zukunft, wo auch die ängstlich harrende Kreatur wird erlöst werden zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Und wenn diese taube Blüthe einst abfallen wird vom Lebensbaume, können wir dann sagen, daß das arme Wesen, das nie ein Lebensgefühl gekannt, das nie geblüht und keine Frucht getragen, können wir sagen, daß es vergebens gelebt?

Paul Delaroche.

Ein Künstlerleben von **Moritz Hartmann.**

(Fortsetzung von S. 8.)

Gerade während der ersten Phasen dieser Revolution malte Delaroche im Atelier Gros', auf Anrathen seines Meisters, der ihn zum biblischen Maler bestimmt glaubte, ruhig und noch ganz in den Regeln der Schule und in der Tradition befangen, an seinem „Naphtali in der Wüste“, den er 1819 ausstellte. Das Bild blieb unbemerkt; trotzdem ging er sofort an zwei andere biblische Bilder: Joas den Mördern durch Josabeth entrissen“ und eine „Kreuzabnahme“. Auch diese Bilder machten keinen besondern Eindruck. Ein interessanter Journalist, der darüber berichtete, Herr Thiers, klagt die Kommissäre der Ausstellung an, daß sie ihnen einen unvortheilhaften Platz angewiesen, die eigentliche Ursache des Nichterfolges aber war, daß zugleich mit ihnen eben jene erwähnte „Barke“ von Delacroix ausgestellt war und daß diese — eines der gelungensten und kräftigsten Werke der romantischen Schule bis auf den heutigen Tag — die ganze Aufmerksamkeit des Publikums und der Kunstwelt erschöpfte. Delaroche nahm sich diese Lehre zu Herzen und fühlte, daß er auf einem verlassenen, unzeitgemäßen und abgestorbenen Gebiete arbeitete; dazu kam noch, daß Gericault, der eigentliche Begründer der romantischen Schule, seinen Joas lobte und — eine eklektische Natur wie er war — näherte er sich jetzt den Romantikern. Zwar tritt er im Jahre 1824 noch immer mit einem „heiligen Sebastian“ und einem „Traum der Athalie“ auf, aber daneben figuriren zwei Bilder, „St. Vincent de Paul für die Findelkinder predigend“ und „Philippo Lippi“, welche mit ihrem Gegenstande und zum Theil auch mit der lebendigern Art der Behandlung der neuen Schule angehören, und endlich „Johanna d'Arc, von Kardinal Winchester im Kerker verhört.“ Letzteres entfernt sich bereits so sehr von der klassischen Schule, daß es in vielen Stücken beinahe an den Realismus streift.

Und mit diesen Werken hatte Paul Delaroche die Stellung eingenommen, die für sein ganzes Leben und Wirken bezeichnend bleibt. Er hat zwar sein Leben lang an sich und an seiner Vervollkommnung gearbeitet, wie kein anderer Künstler seiner Zeit, er hat Vor- und Rückschritte gemacht, er hat geirrt wie jeder Strebende und er hat immer Neues in sich aufgenommen, wie jeder Forschende und Suchende — aber diese gewisse Mittelstellung zwischen Klassikern und Romantikern blieb. Man hat die Romantiker unter Anführung Delacroix's oft die Radikalen oder Revolutionäre der Kunst genannt, und consequent hießen dann die Anhänger der alten Schule die Conservativen. Wenn diese Bezeichnungen richtig sind, dann muß Delaroche ein Mann des Centrums genannt werden, bald des rechten, bald des linken Centrums, je nachdem er die verschiedenen Bewegungen in der Kunst während seiner mehr als dreißigjährigen Laufbahn auf sich wirken ließ. Bezeichnet man aber die beiden Parteien, wie es ebenfalls oft geschieht, als die der Koloristen und Zeichner, ohne Rücksicht auf die Gegenstände ihrer Darstellung, dann gehört Delaroche ebenfalls beiden Parteien an, zum größeren Theile aber den Zeichnern, da er immer im höchsten Grade korrekt war und sich auf der andern Seite niemals zu dem Glanze und den großen Farbeneffekten erheben konnte, die selbst viele unbedeutendere Talente der romantischen Schule, ja selbst Schüler Delaroche's, auszeichneten. Diese Mittelstellung, welche allerdings eine Folge seines persönlichen Charakters, seiner natürlichen Mäßigung war, verschaffte ihm, besonders den Uebertreibungen der ersten revolutionären Wuth der Romantiker gegenüber, ein großes Publikum und machte ihn schnell zum berühmten Manne. Er war ein Genie des juste-milieu, wie Frankreich vor und nach der Julirevolution viele hervorbrachte. So wurde Paul Delaroche auch Geschichtsmaler ganz in dem vermittelnden Sinne, in welchem unser Zeitalter

die Geschichte zu ihrer Lieblingswissenschaft und Lektüre machte. Zu positiv, um sich an Idealen zu genügen, und doch noch mit einem Reste von Sehnsucht nach dem Idealen behaftet, suchen sie Ideal und Wirklichkeit zugleich in der Geschichte. So hat auch Delaroche schon in seiner Jeanne d'Arc sich und dem Publikum mit einem gewissen Gemische von nüchternem Realismus und Idealismus Genüge gethan — und so verharrte er sein Leben lang bei der Geschichte.

Es ist hier nicht am Orte, die Werke Paul Delaroche's in historischer Reihenfolge aufzuzählen, was auch bei diesem Künstler überflüssiger wäre, als bei vielen anderen, da er wohl im Einzelnen, besonders in den Mitteln sich vervollkommnete, im Ganzen aber, in Charakter und Anschauungsweise, derselbe blieb. Betrachtet man das Werk seines Lebens zusammen, so fällt es vor Allem auf, daß die Mehrheit seiner Bilder Sterbe-, Ermordungs-, Hinrichtungsscenen darstellt, oder wenigstens Scenen vor oder nach der Hinrichtung. Man sehe nur die Titel: Ermordung des Präsidenten Duranti, Tod der Königin Elisabeth, Hinrichtung der Johanna Grey, Hinrichtung der Beatrice Cenci, Tod Mazarin's, Richelieu mit den zwei zur Hinrichtung bestimmten Edelleuten Cinq-Mars und de Thou, Lord Strafford auf dem Wege zum Schaffot, die Kinder Eduards, Cromwell vor dem hingerichteten Carl Stuart, das letzte Gastmahl der Girondisten, Marie Antoinette vor der Hinrichtung, Ermordung des Herzogs von Guise u. s. f. Die Wahl dieser Gegenstände ist für Delaroche im höchsten Grade bezeichnend, obwohl es im ersten Augenblicke auffallen muß, daß ein so gemäßigter Geist, der seine Mäßigung selbst bei Ausführung dieser Katastrophen bewahrt, solche blutige und äußerste Scenen gewählt habe. Zu wenig leidenschaftlich, zu wenig pathelisch, um durch seine eigene Natur zu wirken, muß er Katastrophen, muß er die letzten Scenen der Trauerspiele wählen. In dieser Beziehung ist er ganz und gar Romantiker, wie es die literarischen Romantiker Frankreichs waren, bei denen Beil, Dolch und Gift eine größere Rolle spielten, als Gefühl, Leidenschaft, überhaupt die Psychologie. Sein Herzog von Guise ist vielleicht das einzige historische Bild, das im Shakspeare'schen Sinne tragisch ist und eine ganze Tragödie, nicht nur eine letzte Scene darstellt. Da begegnet der Tragik der Humor, der das Tragische noch tragischer macht. Der Guise, dieser gewaltige Mann, der übermächtige Majordomus, die Stütze und Säule der Katholizität, liegt da, ausgestreckt, „groß auf großem Bezirk", von erbärmlichen, kleinen Edelleuten, die sich zu Banditen hergegeben, ermordet, beseitigt. Der König, der Chilperich der Valois, tritt zitternd aus der Thüre und schiebt den Vorhang weg, um zu sehen, ob das Geschäft abgemacht und der Große entfernt ist, um dem Kleinen Platz zu machen; die Edelleute treten mit schauderhafter Höflichkeit bei Seite, damit sich Heinrich III. ganz an dem Schauspiel und ihren Thaten ergötzen könne; offenbar will jeder Einzelne gleich dem Könige bemerklich machen, wie viel

Die Mutter des Erlösers. (Von Paul Delaroche.)

Theil er an der großen That habe. Dem König sieht man es an, daß er gleich beim Anblick der gewaltigen Leiche freier aufathmen und erstaunt ausrufen werde: Wie groß ist er! Man sieht auf diesem Bilde die Größe von der Erbärmlichkeit gefällt und doch noch als Leiche größer als diese. Es ist eine wahrhafte Tragödie und ein wahrhaftes Stück Geschichte, indem dieses Bild im Tropfen die ganze zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts widerspiegelt. So ist auch die Ausführung die leichteste, ungezwungenste von allen Delaroche'schen Bildern, ohne daß sie der Gewissenhaftigkeit ermangelte, welche allen seinen Werken einen besondern Stempel gibt. Was das Studium aller Einzelnheiten, Gewandung, Waffen, Baustyl, Sitte und Gebrauch betrifft, kann man vielleicht nur unsern Lessing mit Delaroche vergleichen; er glaubte auch immer eben so gewissenhaft die historische Wahrheit des Faktums und des Charakters darzustellen. In dieser letzteren Beziehung aber hat er so viel gesündigt, wie die meisten Historienmaler, die, besonders gewissen Gegenständen gegenüber, immer mehr dem Roman, der Sage folgen, als der Geschichte. Wie viele werden Karl V. noch als büßenden Mönch in St. Just, oder als Uhrmacher darstellen, nachdem es längst bewiesen ist, daß diese Geschichten pure Erfindungen Robertsons sind, und daß Karl V. in St. Just als König, Politiker, Despot und Schlemmer zu leben fortfuhr! So stellt Delaroche seine sterbende Elisabeth von Gewissensbissen gequält und auf der Erde liegend dar; der Tod Essex' soll ihr die letzte Stunde so verbittern; in Deutschland war es, der Tradition nach, der Tod der Maria Stuart, und es ist doch gewiß, daß Elisabeth so ruhig starb, wie ein Weiser oder wenigstens wie ein starker Charakter, der, im Bewußtsein Großes gethan zu haben, Einzelnes vergißt und nichts bereut. So macht Delaroche auch einen Helden aus seinem Grafen Strafford, und die Rührung, daß er zum Tode geht, soll noch dadurch erhöht werden, daß Erzbischof Laud seine Hände aus dem Gefängnisse herausstreckt, um ihn zu segnen. Ein grausamer Priester, ein wahrhafter Schurke segnet da einen Verräther, der seine Partei und dann sein Volk verkauft. So stellt Paul Delaroche auch die Puritaner als rohe Soldateska vor, sie, die ein Heer bildeten, das von Ideen und Ueberzeugungen geführt war, wie vielleicht nicht zwei Heere in der ganzen Weltgeschichte, während der wortbrüchige, verlogene Karl, eben jenes Land Freund und Käufer jenes Strafford, den er dann wieder verrieth, um sich selbst zu retten, als ein erhabener Märtyrer da sitzt und liegt. Das ist Roman und nicht Geschichte. Aber die Maler glauben, daß man über dergleichen mit ihnen nicht rechten dürfe, wenn sie nur gut malen. Mit dem Haufen haben wir es nicht zu thun; aber bei Delaroche, der in der That immer die Wahrheit wollte und dem es eben so verbrecherisch schien, eine Lüge zu malen, als eine Lüge zu sprechen, muß diese Art auffallen. Sie ist nur erklärlich durch den Umstand, daß Herr Guizot, der französische Geschichtsschreiber Englands, der sich so gerne den strengen Puritaner schelten läßt, die ganze Geschichte der Puritaner verfälscht und Frankreich irre geführt hat. So wird auch der Historienmaler unwissend lügen, der dereinst die Geschichte unserer Zeit nach den Memoiren Herrn Guizots malt. Frankreich wird viel zu thun haben, bis es all das falsche Kleingeld ausmerzt, das dieser Falschmünzer in Umlauf setzte und noch in Umlauf setzt.

Delaroche's Ruhm war bis zum Jahre 1837 in fortwährender Zunahme, und doch sollte er erst in diesem Jahre an das Hauptwerk seines Lebens gehen, an die große Freske in der Akademie der schönen Künste. Den Auftrag erhielt er von demselben Journalisten, der ihn, den Unbekannten, zuerst gelobt hatte und der jetzt Minister war, von Herrn Thiers, der, ein bedeutender Kunstkenner und Kunsthistoriker, sich um Kunst und Künstler Frankreichs vielleicht größere Verdienste erworben, als um die französische Politik, und dessen Geschichte der florentinischen Kunst, die er in seiner Jugend zu schreiben angefangen, vielleicht auch besser geworden wäre, als seine Geschichte der Revolution, des Konsulates und des Kaiserreiches, in der er mehr schwankender Parteimann und Journalist denn Historiker ist. Der Hemicycle in der Akademie der schönen Künste nahm Delaroche's angestrengte Arbeit durch volle vier Jahre in Anspruch und wurde zu Ende des Jahres 1841 der Bewunderung von ganz Paris und der Kritik enthüllt. Wir haben uns bei Beschreibung anderer Bilder Delaroche's nicht aufgehalten, um den Raum für eine kurze Schilderung dieses großen Werkes zu sparen.

Der Hemicycle befindet sich in dem Saale der Akademie, in welchem die Preise vertheilt werden, und dieser Umstand mußte natürlich den Gegenstand der Malerei bestimmen. Der Saal ist ein halbkreisförmiger und die Wand, die den Halbkreis bildet, ist von dem Bilde bedeckt. Es hat eine Höhe von ungefähr achtzehn und eine Breite von achtzig Fuß. Es lag in der Natur und im ganzen Wesen Paul Delaroche's, daß er auf diesen großen Raum Geschichte schrieb und zwar Geschichte der bildenden Künste, der Malerei, der Bildhauerei, der Baukunst. Aber welche Begebenheit aus der Kunstgeschichte konnte das alles zusammenfassen, was hier zu sagen geboten war? Keine! und Paul Delaroche entschloß sich, lieber gleich die ganze Kunstgeschichte in ihren Repräsentanten zu malen, indem er, nicht chronologisch, sondern verwandtschaftlich, die Meister jeder Kunst und die Vertreter der Hauptrichtungen gruppirte. Zusammengehalten und verbunden sollten diese unzähligen Personen werden durch einen Mittelpunkt, der in rein allegorischen Personen und in solchen historischen, die gewissermaßen zu Allegorie und Symbol geworden, die beherrschende Idee darstellt.

In der Mitte des großen Bildes erhebt sich ein einfacher Säulengang; in der Mitte dieses Säulenganges, in einer Vertiefung, zu der einige Stufen hinaufführen, auf einer Marmorbank, sitzen drei hehre, verklärte, in weiße Mäntel leicht gehüllte, mit goldenen Diademen gekrönte Gestalten: die mittlere jung, die andern zwei großehrwürdige Greise: Phidias, Apelles, Iktinus, der größte Bildhauer, der größte Maler, der

größte Architekt der Griechen. Sie sitzen da, wo die Preise vertheilt werden sollen, als drei hehre Kampfrichter. Eine weibliche (viel zu braune) Gestalt im Vordergrunde bückt sich, um einen Kranz aufzuheben und ihn dem Sieger zuzuwerfen. Zu Füßen der hehren drei Kampfrichter, rechts und links, sitzen zwei antike weibliche Gestalten, ruhig, majestätisch, denen man es ansieht, daß sie die antike Kunst in ihren Offenbarungen, in der griechischen und römischen, darstellen sollen. Ebenso kann man errathen, daß die zwei anderen Frauengestalten, die vorn auf den Stufen aufrecht stehen, die mittelalterliche und die moderne Kunst personifiziren sollen. Sie sehen schon weniger abstrakt und symbolisch aus, als jene anderen, und scheinen dem wirklichen Leben verwandter und enger damit zusammenzuhängen. Die eine blickt gläubig, träumerisch zum Himmel; ein enges, keusches Gewand umschließt sie; blonde Locken fallen in Wellen auf ihre Schultern: es ist eine sehnsuchtsvolle Gestalt, die man leicht in eine verklärte Heilige verwandeln könnte. Die andere sieht etwas keck in die Welt hinein und hat ein höchst weltliches Gesicht und Gebahren, ist reich, prachtvoll, aber unordentlich gekleidet und scheint ein leidenschaftliches, bewegliches, unbeständiges Naturell zu besitzen. — Dieß der allegorisch-symbolische Theil und Mittelpunkt des Bildes, der eigentlich, wie alles Allegorische, am wenigsten interessirt und hier um so weniger, als sich rechts und links wirkliches, sehr lebhaftes und lebendiges Leben ausbreitet und uns Gestalten vorgeführt werden, deren jede einzelne mehr Theilnahme einflößen muß, als die schönste Personifizirung und Anthropomorphisirung der höchsten, aber abstrakten Idee.

Rechts und links sehen wir Menschen und zwar Menschen, die uns theuer sind und uns nahe und ferne stehen als Lehrer und als Ideale; ein prachtvolles Gewimmel der edelsten Geister mehrerer Jahrhunderte und mehrerer Länder; ein irdisches Elysium. Sie gehen, sie stehen, sie sitzen; sie sprechen und hören und sehen; sie tragen die Trachten ihrer Zeiten; sie haben Fleisch und Blut, und wir sehen in Augen, die die Welt so schön gesehen, und betrachten Stirnen, unter denen schöpferische Gedanken entstanden. Anfangs glaubt man eine zwar schöne, aber schwer entwirrbare Menge zu sehen, doch, je länger man hinblickt, desto mehr ordnet sich Alles zu verständlichen, verwandten Gruppen und ordnen sich die Gruppen zu einem seelenvollen Ganzen, wie sich, vor dem rückwärts blickenden Auge des Historikers, die Geschichte in Epochen, in charakteristische, zusammengehörige Verwandtschaften und endlich zu einer zusammenhängenden Entwicklung ordnet. Betrachten wir diese einzelnen Gruppen.

(Schluß folgt.)

Die Stimmen der Heimat.

Von E. Diethoff.

War einmal ein Handwerksgesell, der war recht und schlecht wie viele, arbeitete fleißig, konnte aber auch faul sein und liederlich, wenn's an ihn kam. —

Der saß in der Werkstatt, und es war ein warmer Sommertag draußen, die Luft kam blau zu den Fenstern herein und war voller Lerchenwirbel und Sonnenschein. — Dazu erzählte der eine Gesell, „was Paris für eine großmächtige Stadt sei, und gingen dort alle Leute geputzt umher und liefen von einem Pläsir zum andern, den ganzen Tag.“ —

„Ja,“ sagte der Andere, „aber Frankfurt muß man gesehen haben, und die Zeil, und das Haus, wo der Rothschild wohnt, das ist noch was Andres.“

Der Dritte aber meinte: „'s gäb nur ein' Kaiserstadt, 's gäb nur ein Wien ...“

„Das sei ein altes Lied“, sagt er. „Und er hab's oft spielen hören von dem Kaiser seiner großen Paradenmusik und in Wien selber. — Das sei eine Pracht! Der Kaiser Napoleon hab' sich's vorspielen lassen und hab's nachgepfiffen und gesagt: Das sei auch wahr!“

So redete der Eine dieß und der Andere das. Da wurde es dem Handwerksgesellen ganz weh um's Herz, stand auf und schrie: „Was man in so einem Nest habe? Er wolle auch den Rothschild sehen und den Napoleon, und für ihn wär' die Welt noch gar nicht einmal groß genug, in dem Nest woll' er nicht versauern“, und so weiter — schnürte sein Bündel und machte sich auf den Weg. —

Wie er so durch das Städtlein schritt, da war's ihm gar kurios. Er meinte, es wispre und flüstre aus allen Ecken; es kam ihm vor, der Rathhausbrunnen sage was, — ging aber fürbaß. Da kam er auch an dem Hause vorbei, wo seine Eltern gewohnt hatten und wo er gespielt auf der Bank, die davor stand, mit Nachbars Käthchen. Seine Eltern waren schon lange todt und in dem Hause wohnten fremde Leute. Da war es dem Handwerksgesellen, als rufe Eins hinter ihm: Hansjürg! Hansjürg! — Er drehte sich herum und dachte, es sei Nachbars Käthchen gewesen; die war's aber nicht, die stand hinter den Gelbveigelein und Reseden am Fenster und weinte ganz still für sich hin. Es war das alte Haus, was gerufen hatte. Der Handwerksgesell ging aber vorbei, denn er wollte auch einmal sagen können, wenn die Gesellen erzählten: Das ist was ganz Anderes!

Wie er aber weiter zog und kam bis vor's Thor, da wurden die Stimmen immer lauter und lauter.

Der Handwerksgesell blieb stehen, er schob den Hosenträger in die Höhe, er steckte die Hand in's Halstuch, es

war ihm, als wenn ihm etwas in die Kehle gekommen wäre. Dann besann er sich, er glaubte, er hab' was vergessen. „Nein in dem Nest nicht!" sagte der Handwerksgesell, steckte die Hand in die Hosentasche und pfiff das Lied gerade so, wie es der Kaiser Napoleon gepfiffen, meinte er. 's ging aber nicht so recht mit dem Pfeifen, da waren die Stimmen dran schuld, er verstand schier sein eigen Wort nicht mehr, so machten die einen Lärm.

Da war nebenan die alte Gartenthür, die in das Gärtchen führte, das seinen Eltern gehört hatte. So einer ungeschmierten, angelknarrenden Thür kam in ihren alten Tagen noch einmal das Singen an:

Lieber Hans Jürg sei gescheidter,
Lieber Hans Jürg bleib am Ort,
Lieber Hans Jürg geh' nicht weiter,
Lieber Hans Jürg geh' nicht fort!

So sang die Gartenthür.

Und nun fuhr der Wegweiser dazwischen, der gegenüber am Wege stand, und focht dazu ganz greulich mit den Armen:

In die Welt! in die Welt! in die weite Welt!
Was will das greinende Ding?
Zu was denn wäre ich hergestellt,
Wenn es in die Welt nicht ging?

So rief der Wegweiser, und der Handwerksgesell sagte: der hat recht!

Da kam aber eine leise weiche Stimme über die Felder:

Ade! mein liebes Kind, ade!
Und find'st du draus kein Glück,
Ist dir die Seele wund und weh,
So kehr zu mir zurück!

Der Handwerksgesell kannte die Stimme wohl, sie kam von seiner Mutter Leichenstein, der da drüben hell schimmerte unter den Bäumen des Kirchhofes. Es wollte ihm schon bange werden. Da rief der Steg dazwischen:

Willst du fort und willst du wandern,
Ziehen in die Welt hinaus,
Geht's dir so wie vielen Andern,
Findest doch den Weg nach Haus.

„In die Welt, in die Welt!" fing da der Wegweiser wieder an. Das schnurrte dem Gesellen im Kopfe, er trat fest auf den Steg. „Mich siehst du so bald nicht mehr!" sagte er. —

Aber wie gings? — Der Rothschild war zwar umsonst zu sehen alle Tage auf der Börse außer am Schabbes, es kostete aber viel Geld und viel Schuhsohlen, bis er hin kam. Den Napoleon kriegte er gar nicht zu sehen, aber dafür manches Andere, was nicht aussah nach Pläsir und lustigem Leben in der Kaiserstadt.

Da ward's dem Handwerksgesellen auf einmal wund und weh, und er meinte die Stimmen aus der Heimat wieder zu hören, erst ganz leise und dann ganz laut. — Und das Käthchen? Es war, weiß Gott, als ob das Käthchen auch riefe. Er mußte doch hin und hören, was sie wollte. Da kam er wieder an den Steg. Ringsum lachte es und kicherte: „Der Hans Jürg ist wieder da!" Der Mutter Leichenstein winkte hell herüber und alles war Lust und Leben. Der Steg sagte: „Gelt, ich hab's gesagt!" Aber der Wegweiser sagte gar nichts, als: „Eine Viertelstunde nach Buchenheim." Das war das Nest, und wie das so lustig aussah!

Der Gokelhahn auf dem Kirchthurm glänzte hell und sang lustig:

Die Sonne die scheinet da oben so hell,
Und der Markt der lieget so tief;
Willkommen! willkommen, du Wandergesell,
Der einst in die Fremde entlief!

Und seines Vaters Haus das rief: „Grüß Gott, Hans Jürg! wieder hiesig?"

Und das Käthchen? Das sagte nicht nein, als der Handwerksgesell sie fragte, ob sie seine Frau werden wolle.

Und er zog in das alte Haus, ward ein Meister und konnte auch sagen: „Da hab' ich noch was ganz Anderes gesehen."

Blieb aber immer daheim in dem „Neste", und es gefiel ihm ganz gut. —

Es ist schon gar lange her, daß das passirt ist, ich weiß schier nimmer wann.

Ernst Moriz Arndt.

Ein Charakterbild von Dr. Pressel.

(Schluß von Seite 12.)

Mit diesem unerschütterlichen Glauben stieg Arndt zu Grabe, und auch die Form, in der ihm das einst wiederhergestellte Vaterland von Jugend auf erschien, blieb sich gleich: er schaute stets nach dem Kyffhäuser, ob die alten Raben noch um das Felsengrab Barbarossa's flattern. — Man hat bekanntlich über diese kaiserselige, reichsherrliche Deutschthümelei schon viel gewitzelt und sie als Phantasmagorie weit weggeworfen. Dennoch sind wir der Ansicht, daß noch keine der neuern Parteiungen eine gleich faßliche und erreichbare Gestalt der deutschen Zukunft aufzustellen im Stande gewesen ist. Und bevor etwa dieß geschehen, sollten es Pietät und Klugheit gebieten, jene Standarte hoch zu halten. Lasse man nur einmal ihr Schwarzrothgold in der Sonne der Wirklichkeit sich spiegeln, so werden die anachronistischen, unpraktischen Nebelflecken von selbst verschwinden. Jene Deutschthümelei feiert auch, allem Spotte zum Trotz, einen fortwährenden Triumph;

Stuttgart. Verlag v. Krais & Hoffmann.

Digitized by Google

aus ihrem Herzblut, ihren Liedern, trinkt unsere Jugend noch heute mit vollen Zügen Liebe zum Vaterland, Begeisterung für Freiheit, Verachtung der Gemeinheit. Jener Deutschthümelei verdanken wir eine nationale Poesie, wie sie weder vor noch nach im deutschen Dichterwald geblüht hat. Und während auf dem Tummelplatz der Handlung Arndts Name von andern, wie Stein und Blücher, weit überstrahlt wird, glänzt er im Haine der vaterländischen Muse sonder Zweifel als erster Stern.

Arndt hatte längst gedichtet, bevor ihn die Fluth der Ereignisse in's politische Getriebe hineingezogen. Traf doch seine Jugend eben in die große Zeit unserer Literatur, wo der Geldregen der Poesie auf Berg und Thal in Strömen fiel. Klopstock und Lessing waren im Begriff, von Goethe und Schiller abgelöst zu werden. Der gesammte Volksgeist war in geistiger Aufregung. Auch im Arndt'schen Elternhaus regte sichs. Die Mutter erzählte ihren Kindern nächst den biblischen Geschichten gar gerne Märchen, und die Knaben bezeugten ihre Empfänglichkeit für poetische Eindrücke genugsam damit, daß sie den einzelnen Ländchen im Baumgarten die Dichternamen Gellert, Hagedorn, Uz, Lessing, Bürger, Stolberg, Hölty, Claudius, Overbeck beilegten. Der ältere Bruder Arndts versuchte sich auch bald selber im holden Spiel der Reime, und Moriz behauptete noch später, er würde ohne diesen Vorgang vielleicht nie einen Vers gemacht haben. Dieß glauben wir ihm freilich nicht, denn seine Anlage zeigte sich in der Folge als eine so entschiedene, daß sie unter allen Umständen hätte zu Tage kommen müssen. Dennoch brauchte sie erst Zeit, bis sie ihr eigentliches Element fand: nämlich das nationale. Alle vorhergehenden Dichtungen Arndts enthalten wohl viel Schönes nach Inhalt und Form, allein sie hätten ihn nicht über eine Menge von Solchen, die dazumal oder heute den großen, genialen Lehrmeistern mit mehr oder weniger Glück nacheifern, hinweggehoben. Ein kräftiges Bacchuslied mag manchem Studenten, ein inniges Minnelied manchem Verliebten, ein hübsches Gelegenheitsgedicht überhaupt Manchem in guter Stunde gelingen, aber dichten und ein Dichter sein fällt noch weit nicht zusammen. Arndt hätte mit allen solchen, ob zum Theil noch so ansprechenden, Ergüssen keinen Platz in der Literaturgeschichte gewonnen. Ein solcher ward ihm erst durch die Virtuosität, womit er eine ihm ganz eigenthümliche Klaviatur spielte, eben das nationale Lied. Der Resonanzboden war bekanntlich sowohl die schwere Demüthigung Deutschlands durch Napoleon, als dessen Demüthigung durch Deutschland und seine Verbündete. Jener gewaltige Wogendrang in der Volksbrust klang nun freilich nicht im Saitenspiel Arndts allein wieder. Es wäre schnöder Undank, wollte man über dem Einen die vielen Edeln vergessen, welche mit gleichem Ernst ihre Kunst in den Dienst des Vaterlandes stellten. Im wetterschwülen Jahre 1813 waren in Reichenbach, einem schlesischen Städtchen, wo Stein wohnte, die drei Freunde öfters unter einem Dache beisammen: Arndt, Körner und Schenkendorf. Wer jemals jung gewesen ist und gesungen hat, wird sich des Verlangens nicht erwehren können, einer dieser Zusammenkünfte anwohnen gedurft zu haben. Kriegerisches Feuer, vaterländische Begeisterung, fromme Innigkeit müssen hier in einem Dreiklang wunderbarer Tiefe und Lieblichkeit zusammengeklungen haben. Das Kleeblatt wird im Gedächtniß des deutschen Volkes ewig grünen bleiben. Und es kann ihm nichts schaden, wenn auch die Kritik es unter ihr Messer nimmt und Blatt um Blatt sondirt: in den Herzen und Kehlen bleibt es doch unzertrennt. Sollen wir aber die drei Sänger dennoch auseinanderhalten, so fangen wir billig bei dem jüngsten, Theodor Körner, an. Es ist bekannt, welcher poetische, ideale Schimmer gleich einem perlenden Thau über diesem frühvollendeten Leben liegt. Mitten aus einer glänzenden Stellung in Wien, mitten aus den Armen einer lieblichen Braut ließ er sich vom Schmerzensschrei des Vaterlandes in's Kriegsgetümmel fortreißen. „Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene, glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen!“ Alles ging so. Der unmittelbar folgende Freiheitskrieg bekam außer einem scharfen Schwerte seine eigentliche Leier an dem jungen Freiwilligen. Aber der Freiheitskrieg kostete ihm gar bald das Leben. Die alte Eiche bei Wöbelin, unter der er begraben liegt, schlägt indessen jedes Frühjahr frisch aus, wie seine Lieder eine unverwelkliche Frische bewahrt haben. Das Gebet in der Schlacht, die Anrede an's Schwert, der Lützow'sche Jägerchor — es sind unübertreffliche Ergüsse einer jugendlichen, edeln Heldenseele. Allein über die Sphäre des Gelegenheitsgedichts, hier eben des Schlachtgesangs, reichte die Schwungkraft der Körner'schen Muse nicht hinaus. Die übrigen Versuche sind eben Versuche einer dichterisch begabten Natur, die noch zu keiner selbständigen Entwicklung gekommen. Zu welcher Reife sie es etwa noch gebracht hätte, darüber läßt sich mehr vermuthen, als aussagen.

Nicht die Reife, wohl aber die Klarheit fehlt der Poesie Schenkendorfs. An seinen gemüthvollsten Liedern haften die Spuren der Romantik. Wie wenn ein Knabe eine Lerche am Faden auffliegen läßt, so bannte den freien Aufflug dieser Muse ein dunkles, sehnendes, tastendes Gefühl. Das Unbestimmte, Zerfließende, Nebelhafte, übt freilich auch einen eigenthümlichen Reiz aus. Sonst bliebe nicht „Freiheit, die ich meine“ ein Lieblingsgesang unseres Volkes. Ueberhaupt kann ein Dichter, der in einem Athemzug Weltliches und Geistliches, irdische und himmlische Reichsherrlichkeit so traulich aus- und einathmet, wie Max von Schenkendorf, auf einen sympathischen Grundzug im deutschen Wesen zählen. Allein vom künstlerischen Standpunkt aus bleibt alle, auch die liebenswürdigste, Unklarheit eine Krankheit und Schwäche.

Zum Unterschied von jener Unreife und dieser Un-

klarheit zeigt sich die Arndt'sche Poesie als ein kräftiger, heller, abgelagerter Wein, gegenüber unvergohrenem, trübem, wenn auch noch so süßem Moste. Ein Geschichtschreiber hat der Bedeutung dieser kerngesunden, volksthümlichen, mannhaften Gedichte einen treffenden Ausdruck geliehen. „Solche Zeitlieder haben wir seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht wieder, und selbst in jener Zeit kaum gehabt; ihr unsterbliches Verdienst ist das, daß sie die beste Stimmung der Zeit in voller Wahrheit, ohne Uebertreibung und Phrase, poetisch aussprachen, die beste Stimmung einer großen Zeit, wie sie auch Deutschland seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht wieder gesehen hatte. Seit den Liedern von der Pavierschlacht waren Deutschlands Siegesehre und Siegesgröße nicht mehr besungen worden: Arndt hat sie gesungen; so lange das Andenken an den Sieg und die Ehre und die Freude von 1813 dauern wird, so lange wird auch das Gedächtniß und die Ehre des alten Sängers von Rügen dauern." Einige Voraussetzungen verlangt freilich der volle Anklang der Arndt'schen Poesie im Herzen: das Verständniß der Zeit, aus der sie aufgetaucht, und die Begeisterung für ein freies, einiges Deutschland, welchem sie dienen wollte. Wo Eins oder das Andere fehlt, also bei vernachlässigter Bildung oder verdorbener Gesinnung, kann natürlich ihr Zauber nicht wirken. Wir halten dieß eher für einen Vorzug, als einen Vorwurf. Arndt selbst erlebte das Gebahren eines jungen Deutschlands, das in der Blasirtheit seinen Geistesreichthum spielen ließ und den ganzen Enthusiasmus jener Zeit in's Lächerliche zog. Er äußerte sich darüber sehr mild, wenn er sagt: „In kälterer, ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt: aber es war Alles bitterster, heiligster Ernst, was den Leutchen jetzt ein kindliches, ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde." Dürfte man freilich die urdeutschthümelnde Poeterei und Völlerei, welche nach dem Frieden pilzartig um sich griff, Arndt in die Schuhe schieben, so müßte er sich's gefallen lassen, dem Witze zur Zielscheibe zu dienen. Aber dieß abgeschmackte, plumpe, kulturfeindliche Unwesen verhält sich zu ihm, wie eine Karrikatur zum Original. Durch eine vergleichende Betrachtung springt gerade das Aechte, Kernige, Wahre der Arndt'schen Dichtung in's hellste Licht. Auch das Maßlose der Leidenschaft, namentlich des Hasses gegen Frankreich, tritt darin weit mehr zurück, als in seinen prosaischen Flugschriften, obgleich manche Zornkeule ohne Schaden für die Kraft des Erfolgs ungeschleudert hätte bleiben mögen. Allein er that, was er sollte, und wer ihn ausgebeint wünschte, soll ihn lieber ganz bei Seite lassen. Er that, was er sollte; von seiner nationalen Poesie gilt vollauf Goethe's Postulat für alle ächte Lyrik:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der auf den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Seele dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet!

Läßt sich dieß auch auf die moderne politische Dichtung anwenden? Jedenfalls nur mit großer Einschränkung. Sie trägt im Allgemeinen das Gepräge des Tendenziösen und Gemachten; darum hat sie auch unser Geschlecht noch nicht begeistert und fortgerissen. Arndts Poesie dagegen gehörte mit zu den bewegenden Mächten der Zeit.

Wir müssen es uns versagen, auf eine Musterung der einzelnen Gedichte einzugehen. Nur über das bekannteste können wir nicht ganz schweigen. Das Frankfurter Parlament votirte im Jahr 1848 den Dank Deutschlands an Arndt für dessen Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? Durch diesen feierlichen Ausdruck ward jenes Lied gewissermaßen als das deutsche Nationallied anerkannt. Andererseits hat man das stehende Fragezeichen an der Stirne jedes Verses in Angriff genommen und hierin ein skeptisches Haar gefunden, das auch durch die Antworten nicht weggeblasen werde, indem sie gleichfalls vag und fast kosmopolitisch lauteten. Wollte Gott, müssen wir freilich sagen, Arndt hätte gar nicht mehr zu fragen gebraucht und frisch mit dem Finger auf die Karte weisen können, um im Fall einer Frage zu antworten. Allein die Dinge standen einmal so und stehen noch so, daß er jenes nicht lassen und dieses nicht thun konnte. Unser Nationalgefühl ist heute noch um nichts weniger vag, als das Lied, und so lange hat letzteres daher sein vollgiltiges Recht. Uebrigens sind beide, das Lied und wir, so weit, daß aus dem Nebelgebiete ganz bestimmte, faßliche Haltpunkte hervortreten. Eine Sprache, eine Geschichte, eine Sitte — wir fühlen nicht nur, wir wissen, was zusammengehört; und wollen wir so kräftig und ernstlich, was wir wissen, wie Arndt, so werden wir's auch noch haben. Bis dahin seien die mißliebigen Fragezeichen des Liedes ein steter Sporn für unser patriotisches Streben. Und wird auch endlich der Tag gekommen sein, der dieses fragende Nationallied durch ein behauptendes ablöst, das Arndt'sche wird doch nie ganz ausgeklungen haben. Nicht blos als eine theure Reliquie wird es in Verehrung bleiben — es wird fortleben als der Ausdruck einer Schwingung unsers Nationalcharakters: liegt doch in unserm Blute ein Streben in's Unendliche, ein Schweifen in's Weite, ein Suchen ohne Ziel; und dieser Grundzug wird sich durch die festesten Grenzmauern, welche Deutschland umschließen mögen, niemals völlig eindämmen lassen. Unsere große Mission für die Kulturgeschichte der Menschheit ist selbst eine ruhelose Frage: was ist des Deutschen Vaterland?

Hier müssen wir auch einem frommen Wunsche beipflichten, den jüngst ein Biograph Arndts in Betreff seiner nationalen Gedichte äußerte. „O wenn doch in allen deutschen Schulen diese Heldenlieder gelernt und gesungen würden; wenn doch überall unter der Jugend Männer ständen, in denen der Geist der Geschichte lebendig wäre, und welche dem heranwachsenden Geschlechte die Lieder deuteten durch Erzählung dessen, was die Helden verrichtet: welche lichte Bilder wären dann in den jungen Herzen! Schill, Dörnberg, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher — ach, es ist weit gekommen mit der deutschen Schlaffheit, wo diese Lieder nicht mehr gesungen werden. Wie will ein Volk große Tha-

ten thun, wenn es die Großthaten der Väter vergißt? In den Liedern bewahren die Völker ihre Thaten." —

Die Begeisterung für das Hohe und Edle, diesen Grundzug seines Wesens, schrieb Arndt auch in patriotischer Beziehung dem Einflusse seiner Mutter zu.

„Ja du bist es, du Weib, das mich geboren, du kühnes
Hohes und muthiges Herz, welches mich liebend umschwebt.
Mächtiger fühle ich mich, zu ringen mit Schwert und mit Leier,
Für das Vaterland frisch nehm' ich den blutigen Tod.
Für die Tugend, das Mährchen der Schnöden, männlicher duldend,
Wandl' ich muthig den Pfad, welcher zu Himmlischen führt.
Solches wehet von dir und strömt aus heiliger Nähe,
Was du dem Knaben oft, öfter dem Jüngling gelehrt."

Ein Beispiel mehr, was für einen weiten Spielraum die Wirksamkeit einer Frau hat, ohne daß sie ihre Sphäre irgend überschreitet. Denn Arndts Mutter war von Haus aus und blieb stets eine schlichte, bürgerliche Frau. Aber, wie sie das Feuer auf dem Herde, darauf gekocht wurde, schürte, so hegte und pflegte sie im Innern die Flamme des Geistes, welcher von oben her an der Menschheit arbeitet. Darum ging von ihr ein warmer, heiliger Hauch in's Arndt'sche Familienleben aus und waltete sie darin zugleich als Priesterin. Indem sie durch dieß Walten vor Allem den religiösen Sinn im Herzen der Ihrigen großzog, singt von ihr der Sohn:

„Der beste Schatz, den mir im Leben
Der liebe, fromme Gott gegeben."

Es bleibt unserm Freunde bis in's höchste Alter hinauf ein theures Bedürfniß, nach ihr zurückzuschauen und sich besonders der Augenblicke zu erinnern:

„Da sie oftmals ihn hob, den lallenden Knaben, zum Lichte,
Zu den Göttern hinauf, segnend und betend zugleich."

Gleichgesinnt stand auch in dieser wichtigsten Beziehung der Hausmutter der Hausvater zur Seite. Arndt vergaß es nie, wie sein Vater oft stundenlang während eines Gewitters oder im Morgen- und Abendroth mit gefalteten Händen dasitzen konnte. Hienit haben wir genug Erklärungsgründe für den Grundzug der Frömmigkeit in Arndts Charakter. Weder die Stürme des Lebens, noch die Zugluft des Zweifels, worein ihn seine Studien brachten, vermochten ihm diese Perle zu trüben, geschweige zu rauben.

„Ach, was wir Menschen Alles wissen,
Seit Adam in den Apfel biß!
Je mehr wir lernen, grübeln, wissen,
Je mehr wird Alles ungewiß.
O mir den hellen Kinderglauben,
Den Himmelsblick vom Paradeis!
Und aller Philosophen Hauben
Und Bärt' und Mäntel geb' ich preis."

So konnte es nicht fehlen, daß die poetische Ader Arndts auch eine geistliche Poesie ausströmte. Seine Lieder dieser Art können sich freilich mit den ersten Meistern des Kirchenlieds nicht messen; das „heiße Arndtsblut", das auch in ihnen rollt, hat an sich etwas Unverträgliches mit der Ergebung in Gottes Willen, welche doch wohl der Grundton religiöser Lyrik sein muß. Allein wir sehen ihn eben in diesen Liedern mit seinem „heißen Blute" ringen und er hat manchmal obgesiegt. Es kommen Strophen vor, in denen die reinste Kindlichkeit und Innigkeit des Glaubens sich Bahn bricht. In formeller Hinsicht ragt sogar Arndts geistliche Poesie über seine nationale empor; als ob die innere Selbstbeschränkung, welche er in jener feierte, auch für das äußere, rhythmische und sprachliche Maßhalten einen Gewinn abgeworfen hätte. Manche dieser Lieder sind in den Liederschatz der evangelischen Kirche übergegangen und werden von der Gemeinde sicher so lange gesungen werden, als vom Volke „Was ist des deutschen Vaterland?" Wer wird namentlich so bald einen schönern Ton finden, als jenes Gedicht: „Geht nun hin &c.", womit er sich selbst zu Grab gesungen! Aber es gibt Leute, denen diese fromme Richtung Arndts, des Demagogen, zum großen Aergerniß dient. Man hat sich schon alle mögliche Mühe gegeben, ihn von seiner Frömmigkeit rein zu waschen, aber vergebens. Arndt zeigt sich so christusgläubig, wie sein großer Namensvorfahre Johann Arndt, der Verfasser des wahren Christenthums. Die Liebe zum Evangelium und die Liebe zum Vaterland scheint uns seine patriarchalische Gestalt mit dem bedeutungsvollsten Glorienschein zu umgeben, und ohne dieses Zusammengehen glauben wir an keine gedeihliche Neugestaltung Deutschlands. Mag das französische Volk von rein politischen Triebfedern sich zu großen Thaten begeistern lassen, das deutsche Volk braucht sicher in seinen tiefsten Grundkräften, dem Gewissen und Gemüth, angeglüht zu werden.

„Wie schmachten deutsche Herzen im deutschen Süd und Nord
Nach einem deutschen Manne, der den versenkten Hort
Der Freiheit und der Ehre dem Volke wieder hebt,
Zum Einen Vaterlande die Ländchen all verwebt!"

Wir harren auf einen solchen Mann. Arndt war es nicht. Aber Arndt'sches Blut wird in seinem Herzen strömen.

Gallerie physiognomischer Originale.

Von C. F. A. Kolb.

1. Der alte Philipp.

Den Porträtmalern gereicht es zu besonderer Befriedigung, wenn die Beschauer eines Bildnisses, ohne das lebende Original zu kennen, sich die Stirne reiben und ausrufen: „Es ist mir, als sollt' ich ihn kennen; ich weiß nur nicht gleich, wo ich ihn hinthun soll.“ Eigentlich geht es uns mit jedem ächten Kunstwerke so: wir glauben eine gute Musik schon einmal gehört, eine gelungene Landschaft schon gesehen zu haben; wohl nur, weil sich ein sinniger Mensch so leicht in eine treue Nachahmung als in die Natur selbst zu finden weiß. Schwerlich aber ist ein Porträt von so Vielen für das eines Bekannten gehalten worden, als das nebenstehende wahrhafte Konterfei des alten Philipp. Die meisten Betrachter desselben versichern, ihn gekannt zu haben, und nur Einer setzte, um sich eine Hinterthür offen zu halten, hinzu: „ihn selbst, oder doch einen von diesem Genre.“ „O freilich,“ versichert ein Anderer, „den kenn' ich, seit ich mir denken kann,“ und gibt sofort einige launige Züge von dem Alten zum Besten; der Erzähler ist aber ein Poet, welchem Wahrheit und Dichtung, ohne daß er es selbst merkt, zusammenfließen. Den alten Philipp hat Keiner von Allen gekannt, und dennoch haben sie Recht, wenn sie es behaupten, weil unser Bild zwar allerdings eine bestimmte Persönlichkeit darstellt, zugleich aber auch ein charakteristischer Repräsentant einer Gattung ist.

Wir haben eines jener immer seltener werdenden Prachtexemplare des alten deutschen Hausknechts vor uns, wie er sich, als unveräußerliches Stück des Hausinventars durch ganze Generationen einer Familie fortlebend, noch da und dort erhalten hat, fast überall aber durch den modernen, gescheitelten, in Baden oder Frankfurt dressirten Kellner und den gebildeten Hausknecht unserer Tage verdrängt worden ist. Er ist das Faktotum, die unentbehrlichste Person eines umfangreichen Hauswesens, nach deren Ansicht die wichtigsten Entscheidungen getroffen, die bedeutendsten Einkäufe gemacht werden, er ist der Vertraute und Spielgenosse der Kinder, wie er einst der ihrer Eltern war, und will gleichwohl nichts anderes sein und heißen, als der Hausknecht, der gute Philipp oder Hansjörg.

Fast an jedem Orte gibt es eine, wenn nicht mehrere Personen, die zu den Merkwürdigkeiten desselben gerechnet werden, auch auswärts in einem gewissen Renommée stehen und von manchen Fremden so pflichtlich aufgesucht werden, wie die alten Städtewahrzeichen von den Wanderburschen. Bald ist es ein origineller Cicerone, ein ergötzlicher Musiker oder Komiker, ein Gastwirth oder auch nur ein Hausknecht. Bald ist eine solche Persönlichkeit als Charakterfigur und Typus seines Standes oder Gewerbes, bald durch persönliche Eigenschaften, Humor und Witz nicht nur dem Curiositätenjäger, sondern selbst dem Psychologen interessant. Was nun unsern Philipp betrifft, so dürfte derselbe in beiden Rubriken seine Stelle finden.

Die Post zu S. war ein vortrefflich eingerichteter Gasthof, der sich eines wohlerworbenen Rufes erfreute. Aber sic transit gloria mundi, seit einigen Jahren ist der Poststall leer, die Reisenden werden mit anderen Rossen befördert, die man mit Kohlen füttert, und aus der Posthalterei ist eine Restauration mit beinchter Kaffeewirthschaft geworden. „Philipp,“ sagte der Posthalter, der sein Schäfchen im Trockenen hat, zu seinem treuen Eliefer, „so ist's gerade recht für uns Beide, wir können uns jetzt so halb zur Ruhe setzen und die Wirthschaft gemächlicher treiben.“

Eines Tages hatten sich außer der gewöhnlichen Gesellschaft noch einige Fremde, meist Kaufleute und Künstler, beim Kaffee in der Post eingefunden. An den kleinen, in graue Wölkchen gehüllten Tischchen klappern hier die Dominosteine, während man sich dort von der Welt Lauf, von der Gewerbefreiheit und der Emanzipation gewisser Stände unterhält. So kommt man auf Rußland, seine Städte und Bevölkerungen zu sprechen, und ein junger Kaufmann schildert der Gesellschaft das Leben in Odessa. Ein am nächsten Tische sitzender Gast, den außer seinem gebrochenen Deutsch noch seine Farbe auszeichnete (er war nämlich ein Schwarzer und mit einer Herrschaft hieher gekommen, die ein benachbartes Landhaus bewohnte), wird aufmerksam, als er Odessa nennen hört, kommt näher und fragt den Erzählenden: „Erlauben Sie, mein Herr, wo sind Sie gewesen?“ „In Odessa,“ versetzte der Kaufmann etwas betreten. „Sie sind nicht gewesen in Odesen,“ entgegnete ihm der Fragende kurz. „Wie können Sie das sagen,“ fährt jetzt der Kaufmann auf, „und wie können Sie sich überhaupt erlauben, sich hier in's Gespräch zu mischen?“ Aber der Schwarze ließ sich nicht abschrecken und fragte wieder: „Wo sind Sie denn gewesen?“ „Sie hören es ja, in Odessa,“ antwortete der Andere barsch. „Sie versteh' mich nicht,“ erklärte jetzt der Mohr: „wenn ein Mensch wird sagen, daß ich nicht bin gewesen in Münich, so will ich sagen: o ich bin wohl gewesen, ich bin bei der Hofbräuhaus und bei Tambosi gewesen, oder in Stuttgart: ich bin zu Marquardt und in's Königsbau gekommen, oder in S., ich habe hier in der alter Post das Kaffee getrunken. Enfin, wo sind Sie gewesen in Odesen?“ „Aha,“ sagten die Gäste, denen dieser Auftritt Unterhaltung verschaffte, „aha, so ist's gemeint.“ Der Examinirte war eine Weile in sichtlicher Verlegenheit. „Wenn Sie das interessirt,“ bemerkte er hierauf, „so mögen Sie wissen, daß ich in Odessa täglich das Hotel de France besuchte.“ „Der ganze Welt und alle Reisehandbuch sprechen von der Hotel de France; ich glaube doch nicht, daß Sie sind gewesen.“ „Sie erlauben sich eine neue Beleidigung!“ rief der Kaufmann. „Nun,“ versetzte der Mohr, „wenn Sie alles Tag sind in der Hotel de France gekommen, so sagen Sie, wer Sie hat dort ser-

virt?" „Mein Gott, die Kellner, wer wird darauf achten!" „Erlauben Sie, wenn man wird sagen, daß ich nicht bin hier gewesen in der Post, so will ich sagen, daß ich der alter Philipp wohl kenne und hab mein tausend Spaß mit ihm gehabt. In Hotel de France ist ein Person, die kennt jedes Kind in Odessa, wie heißt die Person? wenn Sie sind alles Tag gekommen, Sie müssen wohl kennen." Betroffen schwieg jetzt der Kaufmann. Der Mohr aber rief frohlockend und mit der dieser Rasse eigenthümlichen Beweglichkeit von einem Tische zum andern springend: „Er ist nicht gewesen! Er ist nicht gewesen! Er ist weder in diese Hotel, noch in Odessa gewesen, denn er kennt nicht der alter Iwan." Eine Behauptung, die durch das Benehmen des verstummten Schilderers von Odessa allerdings ihre Bestätigung fand.

Während dieser dramatischen Scene hatte sich ein

Kellner vergebens bemüht, eine Flasche zu entkorken. „Lassen Sie mich's auch probiren," sagte Philipp, der gerade durch's Zimmer ging: er zog den Korkzieher, preßte die Flasche, den eleganten Kellner spöttisch betrachtend, zwischen die Kniee und setzte die geöffnete, leicht wieder bedeckte Flasche mit unnachahmlichem komischem Anstande, unter dem Bravo der Gäste, wieder auf den Tisch.

Am besten nahm sich Philipp Abends im Honoratiorenstübchen aus, wo, wie anderwärts, jeder Stammgast seit Jahren seinen bestimmten Platz hatte. Er wußte genau, was und wie jeder zu essen und zu trinken liebte, welche Blätter er las und welche Neuigkeit ihn interessirte. Bei jedem ihm ertheilten Auftrag zeigte ein Bückling, nach welchem er nie wieder in die aufrechte Stellung zurückkehrte, daß der Auftrag verstanden und angenommen worden, und zuletzt eilte er unter der Last der erhaltenen Aufträge in einem Winkel von 45 Graden hinweg, dieselben auszuführen. Sein bedächtiges Gesicht zeigte stets

den Ausdruck ängstlicher Beflissenheit, der bei ihm zur Amtsmiene geworden, und erst, wenn er am späten Abend in sein Kämmerlein trat und sein „Habermännlein" aufschlug zum Abendsegen, kamen die angezogenen Muskeln in ihren natürlichen Falten zur Ruhe.

Es ist gewiß, nicht Wenige besuchten nur Philipps wegen die Wirthschaft, und als dem Posthalter dieselbe einst feil gemacht worden war, wurde eine namhafte Summe mehr geboten, wenn Philipp in derselben verbliebe. Die Gäste freuten sich ordentlich auf den Alten, und so oft sich etwas Neues begab, war man auf Philipps Ansicht darüber begierig, die gewöhnlich originell genug ausfiel. Philipp hatte stets gegen alle Denkmäler geeifert, da Gellert, welcher der größte und frommste Dichter sei, wie er glaubte, noch eines solchen entbehre. Gegen das einzige, schöne und tiefe Wort Gellerts: „Lebe, wie du, wenn du" (Philipp ließ nämlich in der Regel die Fortsetzung: „stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben", weg) ist Alles nichts, was Euer Schiller und Goethe geschrieben haben. Schon vor dreißig Jahren hatte Philipp, betroffen durch die Fortschritte der Kultur, erklärt, wir seien in der letzten Zeit. Von den Eisenbahnen sagte er: „'s ist eine Sach', daß man glauben sollte, es könnte nicht möglich sein, so man vor Zeiten an den Teufel gedacht hätte." Das Daguerreotyp wußte er einfach so zu erklären: „Man hat Verkleinerungsspiegel, von denen man das Quecksilber mit sammt dem Bilde ablösen kann". Das Telegraphiren erklärte er anfangs für „faule Fische" und eine „abgekartete Sache". Später suchte er sich die merkwürdige Erfindung wissenschaftlich zurecht zu legen. „Die elektrische Materie," sagte er, „läuft wie der Magnet am Drahte hin, so mir selbst beim Herrn Doktor einmal unvorsichtig durch den Leib gefahren, und die Telegraphisten verstehen sich drauf durch das Tempo; das ist wie die Gefangenen, so einander an die Wand klopfen." Mit einer Erfindung konnte sich Philipp jedoch niemals befreunden, nämlich mit den Bouchon-Maschinen, „mit welchen sie, meiner Treu, einen faustdicken Stöpsel in den engsten Flaschenhals bringen, woran mir der beste Propfzieher zu Schanden geht, so schon tausende glücklich herausgezogen."

Philipp hatte sich, obgleich er väterlich für die Kinder seiner verwittweten Schwester sorgte, Einiges erspart, seinen Lohn jedoch bei der Herrschaft stehen lassen, gehörte also nicht zu jenen Hausknechten, die reich geworden, während der Herr verarmte, und sicher hätte er seinem Herrn, wenn dieser in Noth gekommen wäre, Alles, was er hatte, zur Verfügung gestellt. Philipp war schon als vierzehnjähriger Waisenknabe in den Dienst des alten Posthalters getreten und jetzt, an seinem vierundsechzigsten Geburtstage, wollte die dankbare Familie, welcher er seine Dienste gewidmet hatte, auch sein goldnes Jubiläum feiern. Aber „unb'schrieen, unb'schrieen! kein Wort davon," hatte der alte Kauz gesagt, „Gott behüte mich vor solchem Uebermuth." Da jener Tag ein Sonntag war, beging ihn Philipp am würdigsten mit einer Abendmahlsfeier. Der Posthalter hatte ihm einen schönen blauen Ueberrock beschert und die Kinder schoben ihm ein neues Gesangbuch unter den Arm, da Philipp, der noch immer an dem alten hing, sich nicht mit dem neuen befreunden und kein solches kaufen wollte. Abends mußte er sich zu den Stammgästen setzen, die ihn ihren alten Freund nannten und mit herzlicher Freude sein Wohl ausbrachten, und als er sich niederlegen wollte, wurde er in ein behaglich eingerichtetes Stübchen geführt, das er fortan bewohnen sollte. Am meisten hatte jedoch den Alten der Text gefreut, über den der Dekan, der ein Freund des Hauses war, heute gepredigt hatte: Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes, darum lasset uns Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe.

Der Mord im Schönbuch.

Erzählung von **Wilhelm Müller.**

In Stuttgart sprach man nur von der glänzenden Jagd, welche am folgenden Tage stattfinden sollte. Die kleine Herzogsresidenz war für die Ausübung des edlen Waidwerkes ganz geeignet: denn von Stuttgart bis Tübingen erstreckt sich in herrlichen Buchenwaldungen über Berge und Thäler der Schönbuch, mit Wild, das ohne Schüchternheit umherlief, so überfüllt, daß Reisende es für ein schlimmes Zeichen hielten, wenn ihnen die Hirsche nicht truppweise begegneten. Und einen leidenschaftlicheren Jagdliebhaber als den Herzog Ulrich von Württemberg konnte es nicht wohl geben. Zwar schien es eine Zeit lang, er sei eher zu einem Gelehrten und großen Latinisten bestimmt; wurde er doch auf Anordnung der Herren Vormundschaftsräthe einige Jahre so sehr mit Lateinlernen geplagt, daß er schon als kleiner Prinz vor den Großen des Landes lateinische Reden mit Anstand aus dem Gedächtniß vortrug. Aber die sitzende Lebensart wollte ihm doch nicht recht behagen; dabei bekam er, da er auch mit einem starken Appetit gesegnet war, eine sehr unförmliche Leibesdicke, und es ärgerte ihn gewaltig, als die anderen Knaben sich beim Baden über den „dicken württembergischen Knopf" lustig machten. Nun war es mit dem klassischen Studium bald zu Ende, und Reiten, Fechten, Jagen, bildeten die einzige Beschäftigung des blondlockigen Prinzen. Schon in seinem dreizehnten Jahre konnte er sich rühmen, ein wildes Schwein mit eigener Hand erlegt zu haben, und als zwanzigjähriger Jüngling tödtete er mit einem einzigen Schwerthiebe ein Schwein von mehr als sieben Fuß Länge und mehr als fünf Fuß Höhe, das lebensgroß, in Holz geschnitzt, noch jetzt im Uracher Rittersaale zu sehen ist.

Eine Menge Gäste, einheimische und fremde, waren

zu der Jagd am 8. Mai 1515 eingeladen, auch Herzog Heinrich von Braunschweig befand sich unter ihnen. Nur Einer, der sonst nie gefehlt hatte, war nicht geladen: des Herzogs Stallmeister, Ritter Hans von Hutten. Er war der Sohn des fränkischen Ritters Ludwig von Hutten, der bei seinen Standesgenossen und bei dem Kaiser selbst in großer Achtung stand. Als ein schöner, wohlgebauter junger Mann, ausgezeichnet in allen ritterlichen Künsten, witzig und stets heiteren Sinnes, war Hans für den Herzog wie geschaffen. Bald nachdem er in dessen Dienste getreten war, entstand der vertrauteste Verkehr zwischen beiden, und überall, wo man den Herzog sah, glänzte auch der gewandte Franke als sein unzertrennlicher Genosse. Aber ein dunkler Schatten stellte sich nach und nach zwischen Herzog und Ritter, und wer diesen Schatten warf, das war die Frau Herzogin Sabina und Frau Ursula von Hutten.

Herzog Ulrich war zu seiner Sabina gekommen, er wußte selbst nicht wie. Kaum zählte er elf Jahre, so wurde in München auf Betreiben des Kaisers Maximilian ein Heirathsvertrag festgesetzt, wornach Ulrich die damals sechsjährige Sabina, Tochter des Herzogs Albrecht von Bayern, welcher ein Schwager Maximilians war, zur Ehe nehmen sollte, sobald sie das sechzehnte Jahr zurückgelegt hätte. Die Vormundschaftsräthe, mit welchen dieser Handel geschlossen wurde, glaubten für das Land und für ihren jungen Herrn auf's Beste zu sorgen, wenn sie ihn auf diese Weise in den bayerisch-österreichischen Verwandtschaftshimmel brächten; sie sollten aber bald merken, daß ein solcher Himmel auch seine Schattenseiten habe. Zunächst nahm Maximilian den künftigen Neffen in besonderen Schutz. Er hatte seine Freude an dem stattlichen Jüngling, der, wenn er in dem kaiserlichen Gefolge durch die Straßen ritt, durch sein ritterliches und beherztes Wesen Aller Augen auf sich zog. Körperlich und geistig schien Ulrich den Jahren vorauszueilen, so daß Maximilian, der noch seine besonderen Gründe dazu hatte, keinen Anstand nahm, den Sechzehnjährigen der Vormundschaft zu entbinden und mit dem Herzogthum zu belehnen. Nun knüpfte Ulrich durch seine Theilnahme an den meist erfolglosen Kriegen des Kaisers und durch die Unterstützung der habsburgischen Politik ein immer freundlicheres Verhältniß mit dem Kaiser. Aber mit der Hochzeit wollte es nicht recht vorwärts gehen. Schon hatte Sabina das sechzehnte Jahr hinter sich, und so dringend auch mehrere gewichtige Stimmen den Herzog zur Vollziehung der Heirath mahnten, so mahnte ihn doch noch weit dringender eine innere Stimme entschieden davon ab, und er verschob seine Vermählung von einem Jahre zum andern. Da starb der Vater seiner Braut, und jetzt erschien er mit einem prächtigen Gefolge bei dem Leichenbegängniß zu München und beging bei dieser Gelegenheit seine feierliche Verlobung mit Sabina, wenn auch mit sehr widerstrebendem Herzen. Klagte er über den frostigen Empfang, den er bei seiner Braut und ihren Verwandten gefunden habe, so beschwerte sie sich über seine Gleichgiltigkeit, über seinen Mangel an Aufmerksamkeit, und beide Brautleute schieden von einander mit dem Versprechen, sich recht bald zu dauernder Vereinigung wieder zu sehen, aber auch mit dem Bewußtsein, einander nicht lieben zu wollen. Vor Ulrichs Seele stand die liebliche Gestalt der schönen Elisabeth, der Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, welche seit einiger Zeit bei ihrer Tante, der verwittweten Herzogin, im Schlosse zu Nürtingen wohnte, nur fünf Stunden von Stuttgart entfernt. Oft ritt er nach dem Abendessen dorthin mit einem Trompeter und brachte der Geliebten ein Ständchen vor ihrem Fenster. An Sabina dachte er nur mit Schrecken, an Elisabeth mit der Wonne eines Jünglings, der sich lieber den Kopf, als die Ueberzeugung nehmen läßt, mit ihr und nur mit ihr glücklich werden zu können. Er war entschlossen, seine Verlobung rückgängig zu machen, und auch einige seiner Räthe hielten dieß für das Gescheideste. Wenn auch andere ihm vorstellten, daß er sich dadurch den Haß des ganzen bayerischen Hofes zuziehe und der Gunst des Kaisers sich beraube, so machten doch solche Erwägungen auf den kraftvollen jungen Mann, der so gerne auf eigenen Füßen stand, einen sehr geringen Eindruck. Da erfuhr er plötzlich, daß seine angebetete Elisabeth mit dem Markgrafen Ernst von Baden verlobt sei und daß die Vermählung auf's schnellste betrieben werde. Dieß geschah hauptsächlich auf Veranstalten Maximilians, der damit einen diplomatischen Schachzug gegen den eigenwilligen Herzog that. Aber Ulrich zeigte sich deßhalb nicht willfähriger; es kamen Boten über Boten von München und brachten alle nur eine ausweichende Antwort zurück. Erst als ihm eröffnet wurde, es sei des Kaisers Wille, daß die Hochzeit noch vor künftiger Fastenzeit abgehalten werde, fügte er sich in das Unvermeidliche, und die Ceremonie wurde im Jahre 1511 mit einem Pompe gefeiert, der die innere Leere nur schwer verdeckte.

So kam Ulrich in die Ehe. Was vorauszusehen war, geschah. Sein Verhältniß mit Sabina wurde von Jahr zu Jahr schlechter, und endlich kam es so weit, daß er in Stuttgart, sie auf dem Schlosse Hohenurach residirte. Ulrich war freilich ein Mann, der sich wenig auf seine Lebensformen legte, und sein heißes Blut riß ihn zum Wort und zur That hin, bevor die Stimme der Vernunft zur Geltung kommen konnte. Er hatte das kräftige schwäbische Naturell und verband mit einem offenen, geraden Sinn eine reiche Gemüthlichkeit. Es wäre sicherlich einer Frau nicht schwer geworden, mit Herzog Ulrich auszukommen und ein glückliches Leben mit ihm zu führen, wenn sie es nur verstanden hätte, ihn mit einiger Klugheit zu behandeln und ihm mit sanfter Weiblichkeit entgegenzukommen. Allein daran fehlte es eben bei Sabina vollständig. Körperlich größer als die meisten Frauen, war sie eine durchaus unweibliche Natur; zu stolz, zu herrschsüchtig, zu eigensinnig, um irgend einmal nachzugeben, fuhr sie bei jeder Gelegenheit auf, und hatte „eine Zunge wie ein Schwert“. Noch als 53jährige Frau gerieth sie mit ihrem Bruder Wilhelm, welcher denselben unliebenswürdigen Charakter hatte, wie sie, in einen so wüthenden Streit, daß sich dieser nicht anders zu helfen wußte, als er ließ sie verhaften und im engen Gewahrsam kühler werden. Oft fing sie mit ihrem Gemahl zwischen Wachen und Schlafen „vom Zaun herunter“ einen solchen Streit an, reizte ihn so sehr und war so taub gegen seine Vorstellungen, daß er endlich aufstand, die Thüre des Schlafzimmers zuwarf und sich anderswo eine

Lagerstätte suchte. Ulrich selbst gesteht, daß er sie auch einmal geschlagen habe, der Kaiser aber wirft ihm vor, daß dieß mehrmals geschehen sei. Alle Liebe, aller Friede war dahin; man sah nur den wilden Kampf zweier dämonischer Elemente.

Unter diesen Umständen wuchs eine Neigung, die Ulrich im Herzen hegte, zur lodernden Flamme. Er kannte schon frühe die schöne Tochter seines Erbmarschalls von Thumm, die stets heitere Ursula. Diese ging mit so schalkhafter Liebenswürdigkeit auf seine scherzhafte Unterhaltung ein, daß er bald täglich zu ihr in's Haus kam. Der Vater leistete dem Verkehr der jungen Leute allen Vorschub, und es gab Augenblicke, wo er das Haupt seiner Tochter mit einer Herzogskrone geschmückt sah. Als sich Ulrich vermählt hatte, setzte er seine Gänge fort und suchte bei der treuen Jugendfreundin Erholung von den häuslichen Zwisten. Drei Jahre nach dieser Zeit warb Hans von Hutten um Ursula's Hand. Dem schlauen Marschall, der den Herzog ohnehin „beim rechten Ohr gefaßt hatte", kam dieser Antrag nicht ungelegen; wenn er den vertrautesten Freund des Herzogs zum Tochtermann wählte, durfte er den Herzog vollends ganz an sein Haus zu fesseln und sich selbst zum allmächtigen und unentbehrlichen Rathgeber zu machen hoffen. Andererseits baute auch der Stallmeister Hutten auf den Einfluß eines solchen Schwiegervaters, und wenn ihm auch die Vertraulichkeit, welche zwischen Ulrich und Ursula herrschte, nicht eben willkommen war, so glaubte er doch in seiner Unerfahrenheit, daß sie ihm mehr Vortheil als Nachtheil bringe, zumal er selbst mit Jedermann sehr frei und ungenirt verkehrte.

Die jungen Eheleute lebten bereits etwa ein Jahr lang mit einander. Sie hatten noch kein eigenes Hauswesen, sondern hielten sich in des Erbmarschalls Haus und Familie auf. Der Herzog, dem diese Heirath, wenn einmal der Schritt geschehen mußte, aus leicht begreiflichen Gründen noch die erwünschteste war, ging nach alter Gewohnheit aus und ein und war der Ansicht, daß sich für ihn durchaus nichts verändert habe. Aber er glaubte nur so; denn abgesehen davon, daß Hutten nicht gemeint war, zu allem die Augen zuzudrücken, sah auch Ulrich selbst die Frau von Hutten mit ganz anderen Augen an, als das Fräulein von Thumm. Es war doch manches anders geworden, es gab jetzt doch gewisse Rücksichten und Schranken, und der herzogliche Puls schlug ebendeßwegen weit rascher, das Herz war voller. Aus dem Zustande der Unbefangenheit, der Naivetät, entwickelte sich die bewußte Leidenschaft, und Ulrich war nicht der Mann, welcher glaubte, vor seinem Stallmeister sich sonderlich in Acht nehmen zu müssen, und obgleich alles in Ehren zuging, so steckten doch bereits die Hofleute die Köpfe zusammen, und manche Stuttgarter Frau nahm eine sehr geheimnißvolle Miene an.

Hutten war gerade von Hause abwesend. Ulrich und Ursula hatten eine trauliche Stunde zusammen; jener vergaß seine Sabina, diese ihren Hans. Da trat Hans unerwartet in's Zimmer. Sein Blick zeigte nicht die angenehmste Ueberraschung. „Du kommst eben recht," rief ihm Ursula entgegen, „wir haben viel von Dir gesprochen." „Es sieht mir eher aus," entgegnete jener, „daß man den Ritter von Hutten ganz vergessen, als daß man sich seiner erinnert habe." „Einen solchen Ritter vergißt weder Frau Ursula, noch der Herzog," fügte Ulrich hinzu. „Sei nur nicht böse, mein lieber Hans!" sagte Ursula, eilte auf ihn zu und suchte ihn durch Liebkosungen zu beschwichtigen. Dann entschlüpfte sie mit einem geschickten Rückzuge aus dem Zimmer und ließ die beiden Männer allein. „Herr Herzog," begann Hutten, „ich meine, es wäre das Beste, wenn Ihr mein Ehegemahl ließet." Ulrich warf sich vor ihm auf die Kniee und bat ihn mit ausgespannten Armen, um Gotteswillen doch zu gestatten, daß er seine eheliche Hausfrau lieb haben möge, denn er könne wohl und mög's nicht lassen. Aber Hutten wollte davon nichts wissen, sondern bestand darauf, daß der Herzog sich aller Zärtlichkeiten enthalten und künftig nur noch in seiner Anwesenheit mit seiner Gemahlin zusammenkommen solle. Darauf bat ihn Ulrich, wenigstens Niemand etwas von diesem Vorfalle zu sagen, und als es Hutten versprochen hatte, entfernte sich der Herzog, nicht in der besten Stimmung.

Hatte Hutten schon früher in Worten und Handlungen sich manche Rücksichtslosigkeit gegen den Herzog erlaubt, so glaubte er nun, da er im Besitz eines denselben beschämenden Geheimnisses war, sich noch weit mehr gestatten zu dürfen. Er vergaß sein Versprechen und erzählte den Auftritt des Niederknieens dem Herzog von Braunschweig, Ulrichs Schwägern, seinem Schwiegervater und allen seinen Verwandten und Freunden. In seiner witzigen und spöttischen Manier wußte er die Sache so darzustellen, daß Ulrich an seinem eigenen Hofe zum Gelächter wurde, und wenn man ihn vor der Ungnade des Herzogs warnte, so lachte er und sagte, daß er sich davor nicht fürchte, denn er könne von ihm Sachen anführen, daß der Herzog bei Jedermann „keines Fürsten oder Ehren mehr werth sei". Als Ulrich diesen Treubruch und diese Reden erfuhr, machte er Hutten ernstliche Vorwürfe, schalt ihn auch bei Anderen einen „treulosen, verrätherischen Bösewicht, der, menschlich zu reden, so übel an ihm gefahren, als Judas an unserm Herrgott." Mit der alten Freundschaft war es jetzt aus; Haß trat bei Ulrich an deren Stelle, bei Hutten Uebermuth und Hohn. Die Temperatur wurde immer schwüler; es sammelte sich so viel Elektrizität über dem Stuttgarter Thalkessel, daß der Ausbruch eines Gewitters unvermeidlich schien.

Das Beste wäre gewesen, dem Rathe des alten Hutten zu folgen. Als dieser von den fatalen Verhältnissen hörte, schrieb er seinem Sohne, er solle so bald als möglich seinen Dienst verlassen und sich zu ihm begeben, Thumm aber solle ihm seine Tochter nachschicken. Aber dieß wollte weder Thumm noch Hans, ja Letzterer fuhr trotz Ulrichs Vorstellungen mit seinen beleidigenden Reden fort. Der Herzog ließ heftige Drohworte fallen. Hans erfuhr davon, ritt weg und hinterließ ein schriftliches Gesuch um Urlaub. Diesen aber gewährte ihm der Herzog nicht, da er ihn nicht aus dem Bereich seiner Gewalt und seiner Rache, Ursula nicht aus Stuttgart lassen wollte. So kam Hans wieder an den Hof. Dem Vater aber, der das Leben von allerlei Seiten kennen gelernt hatte, wurde immer enger um's Herz. Er schickte daher seinen ältern Sohn Ludwig nach Stuttgart, um den Herzog zu bewegen, daß er Hans mit ihm nach Franken ziehen lasse. Ulrich schlug es nicht geradezu ab, gab aber auch nicht sogleich eine zu-

DIE VERTRAUTEN.

Verlag von *Krais und Hoffmann* in Stuttgart

Druck von Breitkopf und Hartel in Leipzig.

sagende Antwort. Die beiden Hutten saßen noch mit dem Herzog bei Tische. Den andern Tag sollte die Jagd im Schönbuch abgehalten werden, und Ulrich verabschiedete sich von seinen fremden Gästen mit der Bitte, sich in der Frühe bereit zu halten.

Es war ein sonniger Maimorgen. Eine Menge von Jägern war auf dem Wege nach Böblingen vorausgeeilt. Gegen neun Uhr kam der Herzog mit einem glänzenden Gefolge zu Pferd. Er war in fast kriegerischer Rüstung und trabte in heiterer Laune dem Walde zu. Unter den Hintersten des Zuges befand sich Hans von Hutten. Er hatte zu dieser Jagd keine Einladung erhalten, war im Gegentheil gewarnt worden, solche Gelegenheit zu meiden. Aber das kümmerte den zuversichtlichen Ritter sehr wenig. Als alter Jagdgenosse des Herzogs glaubte er auch dießmal nothwendig beiwohnen zu müssen und sprengte im seinem Jagdkostüm mit zierlichem Degen auf leichtem Rosse nach. Ursula hatte ihm vom Fenster aus einen Blumenstrauß zugeworfen, den er während des Reitens auffing, ihr zärtlich zuwinkend. Nachdem die Jagd schon einige Stunden gedauert hatte, fügte es sich, daß Hutten ganz in der Nähe des Herzogs seinen Stand faßte. Dieser hatte seine Anwesenheit noch nicht bemerkt, und als er das spöttisch lächelnde Gesicht des fränkischen Ritters sah, kochte es in seinem Herzen vor Wuth. Die übrige Gesellschaft war etwas entfernter, und er befahl dem einzigen Diener, der noch bei ihm war, seinem Gefolge nachzueilen und ihnen aufzutragen, daß sie sich nach einer anderen Seite des Waldes begeben sollten. Der Diener jagte davon, und Ulrich und Hutten befanden sich einander allein gegenüber. Schweigend ritten sie eine Zeit lang neben einander her, und man sah sie an diesem Tage nicht mehr bei der übrigen Jagdgesellschaft.

Mehrere von dem Gefolge waren bereits wieder in die Stadt zurückgekommen. Sie fragten nach dem Herzog. Dieser war schon vor einer Stunde allein heimgeritten, düster in sich gekehrt, und zeigte eine so üble Stimmung, wie man es bei ihm auf Jagden nicht gewohnt war. Bald darauf kamen Andere. „Was ist denn mit Hutten?“ fragten sie; „wir haben sein Pferd ledig im Walde laufen sehen.“ Niemand wußte Bescheid. Einer von denen, welche am spätesten heimkamen, war der Herzog von Braunschweig. „Ist Herzog Ulrich da?“ war seine erste Frage; seine zweite galt dem Ritter Ludwig von Hutten. Schnell schickte er einen Diener mit einem Zettel zu ihm. Als Ludwig das Blatt gelesen hatte, befahl er sogleich, die Pferde zu satteln, und eine Stunde darauf sah man ihn mit zwei Dienern auf der Heilbronner Straße der Heimat zu eilen.

Der sonst so lustige Hof des Herzogs von Württemberg hatte eine sehr verstörte Physiognomie. Da und dort standen Gruppen und flüsterten leise. Andere horchten. Keinen ließ es in seinem Zimmer. Wer irgend konnte, begab sich zu dem Herzog von Braunschweig. Hier fanden sich viele Ritter beisammen. „Ich hatte mich mit einigen Begleitern,“ fing der Braunschweiger an, „von Herzog Ulrich entfernt, um einem prächtigen Hirsch nachzujagen. Endlich erreichten und erlegten wir das herrliche Thier. Nach einiger Rast suchten wir uns wieder mit dem Herzog zu vereinigen, konnten aber nirgends eine Spur von ihm entdecken. Da sahen wir auf einmal mitten im Walde einen Hut am Boden liegen, welchen mehrere als den Huttens erkannten. Einige Schritte davon entfernt fanden wir ihn selbst als Leiche. Ein Gürtel war um seinen Hals gelegt und der Leichnam damit an ein Schwert geknüpft, das in die Erde gestoßen war. Er hatte sieben Wunden, darunter fünf von hinten. Wir nahmen seinen Leichnam vom Schwerte ab und ließen ihn in das nächste Dorf (Holzgerlingen) tragen, wo er in der Kirche bestattet wird.“ „Das hat kein Anderer als Herzog Ulrich gethan,“ riefen die Anwesenden wie aus einem Munde. „Zuverläßig,“ entgegnete Heinrich von Braunschweig; „denn das Schwert, an dem Hutten hing, war Ulrichs Schwert.“ „Dieses Blut schreit nach Rache,“ riefen Einige; „wir treten sogleich aus des Herzogs Dienst,“ sagten Andere.

Ulrich selbst machte weder aus der That, noch aus dem nähern Hergang einen Hehl. Er habe ihn, als sie allein gewesen, wegen seines Treubruchs und Verraths noch einmal zur Rede gestellt, und da er übermüthig und höhnisch geantwortet, habe ihn der Zorn übermannt. Da habe er ihm zugerufen, sich zur Wehr zu setzen, und nach wenigen Gängen sei er gefallen. Als einem Freischöffen des westphälischen Gerichts sei es ihm zugestanden, einen solchen Uebelthäter zu tödten und aufzuhängen.

Dabei übersah freilich Ulrich, daß auch nach dem westphälischen Gesetz ohne einen Urtheilsspruch des heimlichen Gerichts keine Hinrichtung stattfinden, und daß in keinem Fall ein Freischöffe in eigener Sache richten und strafen durfte. Uebrigens schrieb Ulrich den vierten Tag nach der That, als ihm der erste Sohn, der zu so harten Prüfungen bestimmte Christoph, geboren wurde, an den Pfalzgrafen, „daß ihm solche That mit Treuen wider und leid sei.“

Von Seiten der deutschen Ritterschaft, welche bei der steigenden Macht der Fürsten und Städte ohnedieß in eifersüchtiger und gereizter Stimmung war, ging ein wahrer Sturm der Empörung über diese an ihrem Standesgenossen verübte That aus. Sehr viele stellten sich den Hutten'schen zu einem Rachezug zur Verfügung. Diese boten allem auf, um das ganze Reich gegen Ulrich in Harnisch zu bringen. Sie schmückten die That sammt allen ihren Einzelnheiten und Motiven mit den dunkelsten Farben aus, und der als Kämpfer für Licht und Freiheit berühmte Dichter und Schriftsteller, Ritter Ulrich von Hutten, ein Vetter des Erschlagenen, griff den Herzog in mehreren Schriften auf's Heftigste an. Daß weder der Erbmarschall von Thumm, noch seine Tochter den Hof des Herzogs verließ, ja daß die Letztere sich mehrmals ganz in der Nähe des Mörders ihres Gatten zeigte, gab der Verleumdung neuen Stoff. Es kam nun alles darauf an, wie der Kaiser die Sache ansah. So sehr diesen auch die Hutten'schen bearbeiteten, so erklärte er doch dem Herzog, daß er ihn nicht verlassen werde. Er konnte freilich nicht anders handeln, da er einen in noch größerer Schuld stehenden Mörder in hohen Aemtern an seinem Hofe hatte. Es war der kaiserliche Gesandte, Graf Felix von Werdenberg. Als dieser, ein Mann von kleiner Statur, bei Ulrichs Vermählung die hochgewachsene fürstliche Braut in würdevoller Haltung durch den Saal führte und an dem Grafen Andreas von Sonnenberg vorbeikam, rief

ihm der alte Kriegsmann zu: „Streck' Dich, Werdenberg!" Der Gehöhnte biß sich auf die Lippen und äußerte gegen seine Freunde, daß er den Sonnenberg schon treffen werde. „Was will mir das Studentlein thun!" entgegnete Sonnenberg lachend; „wenn ich ihm meinen kleinen Finger zwischen die Zähne legte, wäre er nicht so keck, zuzubeißen." Diese Rede wurde Werdenberg hinterbracht und vergrößerte seine Wuth. Als die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren und Werdenberg erfuhr, daß Sonnenberg an einem Sonntag mit nur zwei oder drei Pferden zwischen Mengen und Riedlingen (in Oberschwaben) auf die Beize geritten sei, überfiel ihn jener mit zwölf Reisigen und erstach den Wehrlosen, der fliehend mit dem Rosse in einen Graben gestürzt war. Maximilian nahm ihn trotz dieser That unter seine Räthe auf. Aber auf dem berühmten Reichstag zu Augsburg 1530 fand man Werdenberg eines Morgens in seinem Bette ermordet, nachdem er Tags zuvor bei einem vom Abte zu Weingarten veranstalteten Bankett gesagt hatte, er wolle in der Lutheraner Blut bis an die Sporen reiten.

So hatte die Ermordung Huttens für Ulrich keine besonderen Folgen. Aber klar war allerdings, daß nicht mehr viel dazu kommen durfte. Daran fehlte es aber nicht. Hatte Ulrich die Frau Ursula zur jungen, interessanten Wittwe gemacht, so machte Frau Sabina ihn zum Wittwer, zum Geächteten, zum Verbannten. Sieben Monate nach der blutigen That entfloh Sabina mit Dietrich Spät und anderen Rittern und begab sich nach Bayern. Dadurch bekam Ulrich ihre ganze Verwandtschaft auf den Hals. Diese hetzten unaufhörlich den schwachen Kaiser gegen Ulrich auf, verbanden sich mit den Hutten'schen zu gemeinsamen Operationen und setzten es endlich durch, daß Maximilian die Acht gegen Ulrich aussprach. Noch wurde die Sache beigelegt. Aber Ulrichs Rache an seinen Feinden, von denen viele getödtet, einige verbannt wurden, brachte seine Gegner auf's neue gegen ihn zusammen. Er kam zum zweitenmal in die Acht, und während der neuen Unterhandlungen starb Maximilian. Ulrich hielt ihm eine glänzende Leichenfeierlichkeit, und als er gerade mit seinen Rittern und Prälaten an der Tafel saß, kam die Nachricht, daß die Reutlinger seinen Burgvogt von Achalm erstochen hätten. Rasch brach er auf, belagerte Reutlingen und machte diese deutsche Reichsstadt zu einer württembergischen Landstadt. Aber Reutlingen war ein Mitglied des schwäbischen Bundes, welchem auch Oestreich und Bayern angehörten. So vereinigte sich nun Alles, die Rachsucht Bayerns, die Ländersucht Oestreichs, der Haß der Hutten'schen, die Wuth der Emigranten, die Furcht der benachbarten Reichsstädte, unter der Fahne des schwäbischen Bundes und zog gegen Ulrich. An Gegenwehr war, da er nur ein geringes Heer hatte, nicht zu denken; er mußte das Land räumen. Sein Schwager, Herzog Wilhelm von Bayern, hielt es, seiner häßlichen Rolle stets getreu, nicht für unpassend, den Oberbefehl des Bundesheeres zu übernehmen. In wenigen Tagen war ein Land, das keinen Widerstand leistete, erobert. Die Hutten'schen, welchen früher die Bitte um Auslieferung des Todten abgeschlagen worden war, kamen jetzt (1519) als Sieger, ließen den Leichnam des erschlagenen Ritters ausgraben und in das heimatliche Begräbniß bringen. Das Herzogthum Württemberg aber wurde nicht für den rechtmäßigen Erben, den vierjährigen Prinzen Christoph, aufgespart, sondern von dem schwäbischen Bunde an Maximilians Enkel, Kaiser Karl V., verkauft, welcher sodann seinen Bruder Ferdinand damit belehnte. So blieb Württemberg 14 Jahre lang eine österreichische Provinz.

Ein Räthsel von J. J. Rousseau.

Ich bin ein Kind der Kunst, sowie auch der Natur;
Nicht Leben gebe ich, zu sterben hindr' ich nur;
Die größte Wahrheit wird bei mir zur schönsten Lüge,
Und höchstes Alter raubt mir nicht der Jugend Züge.

Das alte Giebelhaus.

Novelle von **Fanny Lewald**.

(Fortsetzung von S. 42.)

Aber ihr Schmerz währte nicht lange Zeit, denn Philippinen war mit der Geburt des ihr anheimgefallenen Kindes ein wahrer Glücksstern aufgegangen. Auch das kälteste Frauenherz, und Philippinens Herz war gar kein solches, birgt die Fähigkeit der Mutterliebe in seiner Tiefe, und mit nie gekannter Wonne fand sich das alte Mädchen plötzlich auf eine natürliche Pflicht, auf eine neue Thätigkeit hingewiesen. Sie hatte an dem Neffen, an dem Neugeborenen Mutterstelle zu vertreten, und sie gelobte sich, ihm im vollsten Sinne des Wortes eine Mutter zu sein.

Auf ihre Bitte hatte man dem Knaben ihren Namen beigelegt, und der kleine Philipp hätte es für seine ersten Lebensjahre gar nicht besser haben können, als unter der Aufsicht seiner Tante. Alles verschwand in der Erinnerung derselben vor ihrem neuen, vor ihrem ersten, wahren Glück. Sie sprach nicht mehr davon, welch gute Tochter sie gewesen war, sie dachte nicht mehr an ihren auf dem Felde der Ehre gefallenen Helden, die Guitarre, die Blumen auf dem Fensterbrette hatten keine Bedeutung mehr für sie, sie vergaß es, wie sehr sie die arme Marion einst gehaßt, wie allmälig und verschlossen sie dieselbe dann geliebt, sie dachte bald gar nicht mehr an Marion, sie hatte nur ein Gefühl des Dankes gegen den Himmel und die höchste Bewunderung vor den Wegen der Vorsehung, die ihr den Knaben geboren werden, die um ihretwillen seine Mutter hatte sterben lassen, die ihr das Glück der reinsten aller Empfindungen, der Mutterliebe, hatte zubereiten wollen. Machte dann einmal ihrer Freundinnen eine, die nicht wie Philippine von dem Widerwillen gegen die verstorbene Prokuratorin geheilt war, die gelegentliche Bemerkung, der Himmel habe es offenbar auch nicht gewollt, daß die Tochter des Hauses durch eine Fremde verdrängt und auf die Seite geschoben werden solle, so sagte Philippine dazu nicht nein. Sie hatte Stunden, stille, einsame Stunden, in welchen sie im Grunde ihres Herzens ganz dasselbe dachte, denn die Vorsehung oder das Schicksal sind ja der Sündenbock, dem die menschliche Eitelkeit und Verblendung alle ihre thörichten und oft auch bösen Gedanken aufzubürden lieben. Mancher würde stutzig werden und in sich gehen, wenn er selbst vertreten sollte, was er den unsichtbaren Mächten zuzuschieben kein Bedenken trägt.

Aber darüber machte die glückliche Tante sich keine Sorgen. Ihr Philipp war ihr jetzt der Mittelpunkt der Welt, und als ein plötzlicher Tod dem kaum dreijährigen Knaben auch den Vater raubte, als das Kind nun ganz ihr eigen war, da hielt es schwer, in der zärtlich vorsorgenden Pflegemutter, in der selbstvergessenen Wärterin des Knaben, die jeder helle Blick des Kleinen wie mit Freudenstrahlen übergoß, die starre, kalte Mamsell Philippine wieder zu erkennen. Sie erheuchelte nichts mehr, sie stellte nichts mehr vor, sie wollte von Grund des Herzens das Beste ihres Philipp. Aber ein thörichter Mensch wird nicht leicht weise, und Erziehen ist eine schwere Kunst, schon darum, weil Maßhalten eine Hauptbedingung für ihr Gelingen ist. Maß zu halten verstand nun leider die neue Pflegemutter nicht.

Ihr Philipp sollte alle ihre Ideale in sich verwirklichen. Er sollte gesund an Leib und Seele erwachsen, sollte ein Deutscher werden bis in's tiefste Herz, sollte rein und keusch sein, wie sie selber, das Schöne lieben, das Niedrige und Gemeine gar nicht kennen, die Ehre seiner Familie, die sein guter Vater nicht genug gewahrt, hoch und heilig halten: und da ihr durch des Himmels wundervolle Gnade ein Sohn in Philipp zu Theil geworden war, so hoffte sie es auch dereinst noch zu erleben, daß dieser Sohn ihr eine Tochter nach ihrem Herzen in das Haus ihrer Mutter einführen werde.

Sie hatte kein Interesse mehr, als ihren Philipp. Jeder mußte sie von ihm sprechen hören, und noch hatte das Kind kaum errathen lassen, was einmal aus ihm werden könne, als Mamsell Philippinens Philipp schon ein Spottname für dasselbe und der Kleine ein Gegenstand des Scherzes für alle diejenigen geworden war, welche seine Tante und deren Vergangenheit kannten. Aber Philippine focht das wenig an. Sie hatte ein völliges Genügen in dem Kinde gefunden, es kümmerte sie nichts mehr als dieses Kind. Vor Allem sollte es gesund erwachsen. Es sollte Luft und Licht genießen, wie die alte Stadt sie nicht zu bieten vermochte, und rasch entschlossen faßte sie den Plan, mit ihrem Knaben fortan auf dem Landsitze zu leben, welchen derselbe, als Erbe der Familie, im Herzen der Provinz besaß, und den zu bewohnen ihr bis dahin immer ein Opfer gedäucht, wenn der Wille ihrer Mutter sie je bisweilen dort zu leben gezwungen hatte.

Die Leute trauten ihren Ohren nicht, als Philippine ihnen diese Absicht kund that, sie trauten ihren Augen nicht, als sie wirklich eines Morgens die eisernen Laden vor dem untern Stockwerk des Eckhauses geschlossen sahen, als die Vorhänge an dem Fenster, an welchem die Senatorin und nach ihr Mamsell Philippine so und so viele Jahre, wie ein Wahrzeichen der alten Stadt, in ihrer Würde dagesessen hatte, mit einem Male heruntergelassen waren. Man wollte es nicht glauben, daß die Letztere wirklich auf den Verkehr mit ihren alten Bekannten verzichten, daß sie von allen ihren Lebensgewohnheiten Abschied nehmen werde um eines Kindes willen; indeß man brachte dabei die Eigenartigkeit von Philippinens Charakter nicht in Rechnung.

Jahre und Jahre vergingen, in welchen sie nur einmal in der Mitte jedes Hochsommers, zur Zeit des Jahrmarktes, für wenige Tage in die Stadt kam. Sie brachte dann ihren Pflegling mit sich, sie führte ihn auch zu ihren Bekannten und zu den verschiedenen Mitgliedern ihrer Familie, damit man sich überzeuge, wie gut der Knabe in ihrer Obhut gedeihe; sie fuhr mit ihm in der Stadt um-

her, die alte Karosse rasselte zu der bestimmten Stunde wieder durch die Straßen, sie ging mit Philipp auf den Markt, es wurde ihm gekauft, was er nur begehrte, aber er kam nicht von der Hand der Tante los, und selbst wenn sie mit ihm sich in den Häusern der Verwandten aufhielt, durfte er nur in ihrem Beisein mit seinen kleinen Altersgenossen spielen und verkehren. Es war vergebens, daß Einer oder der Andere ihr wohlmeinend den Rath ertheilte, den Knaben nicht so einsam zu erziehen. Sie mochte ihn mit Niemand theilen, und da bei alten unverheiratheten Personen die Gewohnheit zu einem sie beherrschenden Tyrannen wird, so mochte Mamsell Philippine schon nach wenig Jahren nicht mehr dauernd in der Stadt verweilen, ganz abgesehen davon, daß es ihr bei ihrer jetzigen Lebensweise nur noch leichter wurde, das Vermögen ihres Philipp und ihr eigenes, das ja auch einst das seine werden mußte, in immer schnellerem Wachsthum zu vergrößern.

Wie Philipp seine Kindheit einsam zugebracht hatte, so verlebte er auch seine Jugend einsam auf dem Gute seiner Tante, unter der Obhut eines eigenen Erziehers, der zwar ein gelehrter Mann und als Lehrer wohl befähigt, im Uebrigen aber noch pedantischer als Mamsell Philippine und ganz dazu geschaffen war, sich den Anordnungen und Wünschen seiner eigenwilligen Patronin ohne große Ueberwindung unterzuordnen.

Sparsam bis in's Kleinliche, wo es die eigenen Bedürfnisse galt, ließ es Mamsell Philippine in keiner Weise fehlen, sobald die Bildung ihres Neffen in Betracht kam, und je mehr man sie davor warnte, den jungen Menschen von den Genossen seines Alters, von der Berührung mit dem Leben so geflissentlich zu entfernen, um so mehr befestigte sie sich in der Grille, ein Meisterstück von Erziehung an ihrem Philipp zu liefern, der erst als ein vollständig gebildeter junger Mann in die Stadt und in die Familie zurückkehren sollte.

Je mehr der Held ihrer Erziehungsgrundsätze sich dem Zeitpunkt näherte, in welchem Mamsell Philippine ihn nach ihrer Meinung freisprechen wollte, um so eifriger wurde sein Unterricht betrieben. Sprachlehrer, Tanzmeister, ja ein Stallmeister wurden während der verschiedenen Sommerferien, in denen die Stadt ihnen wenig Beschäftigung zu bieten hatte, auf das Gut hinaus beschieden, und Philipp wußte sich die ihm gebotenen Lehren wohl zu Nutze zu machen. Aber jeder dieser Meister steigerte auch mit seinen Berichten von dem Leben in der Welt das Verlangen des Einsamen, in die Welt hinauszukommen, und es wäre in jenen Tagen, welche dem zwanzigsten Geburtstag ihres Philipp vorangingen, schwer zu entscheiden gewesen, wer den festgesetzten Termin lebhafter herbei sehnte, ob Mamsell Philippine, die ihren Philipp den Leuten vorzustellen dachte, oder dieser selbst, der mehr und mehr darnach verlangte, die Welt zu sehen, die er sich nach seinen flüchtigen Blicken in dieselbe und nach seinen Büchern wie ein Paradies der Freude dachte, während seine Tante und sein Mentor ihm immer nur von den Fallstricken zu sprechen wußten, die seiner dort harren würden, und welchen sich zu entziehen die sittliche Aufgabe seiner Zukunft sein werde.

Unschuldiger hatte nie ein Augenpaar in das Leben hinausgeblickt, träumerischer nie ein Jüngling sich Luftschlösser erbaut. Was er ersehnte und erhoffte, was er am meisten wünschte, hätte er selber nicht zu sagen gewußt; er hatte keinen bestimmten Plan für seine künftige Beschäftigung, er hatte keinen Ehrgeiz, denn er war reich und hatte niemals neben Mitstrebenden gearbeitet und gelebt. Er hatte auch kein entschiedenes Verlangen nach Abenteuern, kein ausgesprochenes Bedürfniß irgend einer Art; nur nach Bewegung sehnte er sich, nach Ungekanntem, nach Genuß und Aufregung, und während er in seiner Herzenseinfalt goldene Bilder an dem fernen Horizonte sich spiegeln sah, der sich ihm in der Stadt eröffnen sollte, gab seine und seiner Tante bevorstehende Uebersiedlung in dieselbe bereits einen Gegenstand der Belustigung für ihre Freunde ab.

Schon den ganzen Sommer hindurch hatte sie denselben die schriftlichen Anzeigen gemacht, daß für ihres lieben Philipps Bildung und Erziehung von ihrer Seite jetzt das Mögliche geschehen, und daß es also an der Zeit sei, ihm in der Gesellschaft die letzte Politur für dieselbe zukommen zu lassen, da ja der Diamant nur mit Diamanten zu schleifen sei. Und sie hatte dann niemals unterlassen, es hinzuzufügen, wie glücklich sie der sanfte Charakter und der gebildete Geist ihres Philipp machten, und wie es sie freue, daß er so viel Sinn für das ruhige und beschauliche Leben habe, welches zu führen sein großes Vermögen ihn vollkommen ermächtige.

Mit vorsichtiger Berechnung hatte sie das Haus des Commerzienraths, ihres Vetters, zu dem ersten Auftreten ihres Philipp auserwählt. Der Commerzienrath galt für den reichsten Mann der Stadt und war einer ihrer angesehensten Bürger. Seine Frau gab den Ton in der Gesellschaft an, seine Töchter hatten eine glänzende Erziehung genossen, waren vortreffliche Partien, und wenn, wie Mamsell Philippine gar nicht zweifelte, ihr Philipp in diesem Kreise die ihm gebührende Anerkennung fand, so war mit einem Schlage seine Position gemacht und seine günstige Aufnahme in der Gesellschaft festgestellt. Im November feierte der Commerzienrath seine silberne Hochzeit, die ganze, in Norddeutschlands Handelsstädten weit ausgebreitete Familie hatte für den Tag ein Zusammentreffen verabredet, und auch Mamsell Philippine hatte acht Tage vorher ihren Landaufenthalt verlassen, um ihre Vorbereitungen für das würdige Auftreten ihres Neffen zu machen.

Wo aber eine große Familie versammelt ist, findet man auch eine Schaar jungen Volkes, das stets bereit ist, sich neben dem allgemeinen Feste noch seine Privatvergnügungen zu bereiten; und Scherz und Spott liebend, hatte man sich seit mehreren Tagen im Voraus daran ergötzt, wie Mamsell Philippine an dem Himmel des Familienfestes zu besonderer Erhöhung seines Glanzes ihren Philipp erscheinen lassen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Jedem das Seine.

Von **Eduard Mörike**.

Illustrirt von **Eugen Neureuther**.

Ninka tanzte
Vor uns im Grase
Die raschen Tänze.
  Wie schön war sie!

Mit den gesenkten
Bescheidnen Augen
Das stille Mädchen —
  Mich macht' es toll!

Da sprang ein Knöpfchen
Ihr von der Jacke,
Ein goldnes Knöpfchen,
  Ich fing es auf —

Und dachte Wunder
Was mir's bedeute;
Doch hämisch lächelt'
  Jegór dazu,

Als wollt' er sagen:
Mein ist das Jäckchen
Und was es decket,
Mein ist das Mädchen
  Und dein der Knopf!

Blücher, der deutsche Held.

(Mit Porträtfigur in Farbendruck.)

Wenn Vater Blücher „Vorwärts!" rief,
Klang's nach aus jeder Seele tief,
Die Rache schwang sich in den Bügeln
Und vorwärts ging's auf Sturmesflügeln. —
Pfitzer.

Wenn wir in der deutschen Geschichte um fünfzig und etliche Jahre zurückgehen, so finden wir unser Vaterland auf jener tiefsten Stufe der Erniedrigung, wo es, gelähmt, verrathen und zerrissen, nach Erlösung aus dem Joche des fremden Unterdrückers seufzte. Damals übernahm Stein die Leitung des zerrütteten preußischen Staates, des einzigen, durch den er hoffte, Deutschland erheben und retten zu können. War es ihm auch nur kurze Zeit vergönnt, mit kräftiger Hand das Ruder zu führen, hatte er auch mit inneren Feinden mehr zu kämpfen, als mit äußeren, hemmte auch ein Aechtungsdekret des französischen Zwingherrn, der in ihm den gefährlichsten Gegner erkannte, seine Thätigkeit: so hatte er doch in wenig mehr als einem Jahre Unglaubliches geleistet, hatte den Volksgeist geweckt und eine staatliche Revolution zu Wege gebracht, wie eine gleiche Deutschland noch nie gesehen. Lasttragenden, bisher nichts geltenden Unterthanen hatte er den Begriff freier Staatsbürger beigebracht, dem Bürger- und Bauernstande hatte er die Verwaltung der eigenen Angelegenheiten in die Hand gegeben, aus dem frühern Heere geworbener Söldner mit Hilfe Scharnhorsts ein Volksheer geschaffen, und der Erziehung des Volkes zu geistiger Bildung und sittlicher Tüchtigkeit neue Bahnen eröffnet. Sein Sturz ward von den Feinden Deutschlands und Preußens, von den eigenen Landsleuten und Standesgenossen mit Jubel begrüßt, von allen Patrioten aber mit tiefem Schmerze empfunden. Ein heimatloser Flüchtling, schied er aus dem Lande, dem er die beste Zeit seines Lebens gewidmet hatte, seine Saat aber ging im deutschen Vaterlande auf und trug reiche Früchte, wenn auch bis heute noch immer nicht ganz erreicht ist, was er angestrebt. Sein Geist zeugte und nährte Helden, die, mit ihm nach gleichem Ziele ringend, den Befreiungskampf zum glänzenden Austrag brachten.

Die nachfolgende Skizze soll der jüngern Generation der Zeitgenossen einen dieser Helden, den Marschall Vorwärts, schildern, dessen Großthaten von der alles zersetzenden Kritik bekrittelt, gehofmeistert und verneint wurden, die aber unvergänglich im Gedächtniß des Volkes fortleben werden, das sich ihrer in Berichten und Liedern seit einem halben Jahrhundert unverkümmert erfreut. Denn Blücher war es, der den Kaiser geschlagen, der ihn gestürzt; ohne ihn würde der Krieg ganz andere Resultate geliefert haben, ein ganz anderer Krieg gewesen sein.

Gebhard Leberecht von Blücher, der zu Rostock 1742 geborene Sohn eines kurhessischen Rittmeisters, trat gegen den Willen der Eltern als Junker in ein schwedisches Husarenregiment und wurde bei dem ersten Gefechte von demselben preußischen Husarenregimente gefangen, welches er später befehligte. Im Jahre 1760 nahm er preußische Dienste, die er wegen Zurücksetzung 1772 verließ und sich der Landwirthschaft widmete, aber nach Friedrichs II. Tode, 1787, ging er wieder zur Armee und entwickelte als Oberst in den Rheinfeldzügen 1793 seine Talente als kühner und entschlossener Reiterführer. Die ganze Rhein-Campagne der Preußen bot das Bild eines kräftigen Körpers ohne Geist; der Held von Krefeld und Minden, der Herzog von Braunschweig, der Held von Torgau, Möllendorf, wußten den neuen Krieg gegen die Söhne der gallischen Freiheit nicht zu führen. In unzähligen Treffen und Gefechten muthig, tapfer, siegreich, an Kriegserfahrung und Uebung den aus Frankreichs Innerem immer neu herbeiströmenden Bürgersoldaten überlegen, hatten die preußischen Führer doch nach drei Jahren weder einen Fuß breit Land gewonnen, noch die Einsicht erlangt, daß ein neues Geschlecht und mit ihm eine neue Art Krieg zu führen erstanden sei. Für Blücher, der die Schwächen seiner Vorgesetzten instinktmäßig fühlte, war dieser kleine Krieg eine vortreffliche Schule; er zeigte hier, was man von ihm dereinst zu erwarten habe. Das für Preußen, für ganz Deutschland unglückliche Jahr 1806 erschien. Preußen, von Napoleon mit einer Rücksichtslosigkeit und Verachtung behandelt, wie kein anderer Staat, sah sich endlich, wenn es seine Ehre nicht ganz preisgeben wollte, genöthigt, an Frankreich den Krieg zu erklären. Die Schlacht von Jena wurde geschlagen, am 14. Okt. 1806; verloren war sie schon, bevor sie begann. Eine Schlacht entschied das Schicksal der Monarchie Friedrichs des Großen. Eine grenzenlose, in der Weltgeschichte unerhörte Muthlosigkeit und Erbärmlichkeit, die man bei den Nachkommen der Helden des siebenjährigen Krieges nicht für möglich gehalten hätte, zeigte sich überall, besonders in den höheren Militärstellen; nur der Soldat war, wo die Führer den Kopf nicht verloren, persönlich tapfer. Festungen ergaben sich den ohne Belagerungsgeschütz sie einschließenden Heerhaufen der Feinde, ja sogar einzelnen Reiterschaaren; die Kommandanten beeilten sich, in schamloser Feigheit einander zu übertreffen; ganze Heerhaufen ergaben sich ohne Schwertstreich, angeblich um Blut zu schonen. Man floh von der Saale über die Oder bis hinter die Weichsel.

In diesem gräßlichen Zusammensturze trat Blücher, der den Rückzug deckte und Preußen vor der gänzlichen Vernichtung schützte, glänzend aus der schmachvollen Verwirrung hervor. Er war sich

dessen, was er wollte und sollte, was König und Vaterland, was Mit- und Nachwelt von ihm forderten, klar und deutlich bewußt. Kampf, ehrenvoller Kampf bis auf den letzten Mann, mit Aufopferung aller Kräfte, so lange noch Rettung, noch Widerstand möglich, war sein Wahlspruch. Als es ihm unmöglich schien, die Oder zu gewinnen, wo Hohenlohe bereits am 23. Okt. mit 17,000 Mann bei Prenzlau sich dem Feind ergeben hatte, warf er sich, durch Mecklenburg ziehend und dem rasch nachsetzenden Feind in einzelnen Gefechten muthig die Stirne bietend, nach Lübeck. Da ihm, den Krieg in des Feindes Rücken fortzusetzen, auch die Elbe versperrt war, so wollte er das ihm anvertraute Heer in eine sichere Stellung bringen und die von Anstrengung und Hunger erschöpften Soldaten in der wohl verproviantirten Stadt einige Tage rasten lassen, um für den Fall eines Angriffs in's Holsteinische zu ziehen. Hier in Lübeck erlag er mit den durch ihn begeisterten Helden, nach der tapfersten, ausdauerndsten Gegenwehr der feindlichen Uebermacht. Aber er erlag mit Ehren. Er ergab sich bei Ratkow nur, weil er weder Pulver, noch Brod, noch Futter habe, wie er in der Kapitulation ausdrücklich bemerkte, damit sein König, das Heer, die ganze Welt erführe, warum er diesen schweren Schritt gethan.

Viel und hart ist Blücher getadelt worden, daß er eine friedliche, freie, deutsche Reichs- und Hansestadt dem Kriegsungemache Preis gegeben; doch je gewichtiger diese Stimmen scheinen, desto bestimmter muß man gegen sie auftreten, damit der Halbheit kein Mittel der Beschönigung bleibe. Es handelte sich nicht um die Existenz einer kleinen Heeresmacht, nicht um die Existenz einer friedlichen, scheinbar freien Handelsstadt, sondern um den Fortbestand Deutschlands und Preußens, um die Erhaltung des deutschen Volksgeistes. Im Drange der Noth, in diesem allgemeinen Unglücke, mußte jedes Mittel, das irgend Rettung vom Untergange hoffen ließ, gerechtfertigt erscheinen.

Bald nach der Kapitulation von Ratkow gegen den französischen General Victor ausgewechselt, war Blücher in Schwedisch-Pommern, nach dem Tilsiter Frieden im Kriegsdepartement thätig, aber später auf Napoleons Veranlassung in den Ruhestand versetzt. Unumwunden gegen den Unterdrücker Deutschlands sich aussprechend, ward Blücher vom Tilsiter Frieden an von seinen ängstlichen Zeitgenossen nicht verstanden, ja seiner Kühnheit und Rücksichtslosigkeit wegen, wie sie es nannten, gefürchtet. Seine kernhafte, gewaltige Gestalt, seine offene, gerade Sprache, schreckten ängstliche Gemüther von ihm zurück. Er war ein Charakter, fest und entschieden, eckig und kantig, sein Ziel unverrückt und ohne Nebengedanken verfolgend. Unverwandt behielt er seine Aufgabe, das Vaterland vom Druck der Fremdherrschaft freizumachen, vor Augen. Die Bewegung von 1813 stellte ihn an die Spitze der Preußen. Ohne ängstlich um sich und hinter sich zu schauen, setzte er alles daran, seinen Zweck zu erreichen. „Napoleon muß herunter," sprach er schon von Beginn des Krieges an mit großer Zuversicht, und indem er als Führer Allen durch Tapferkeit und Muth vorleuchtete, persönlich sich jeder Gefahr, jedem Unfall des Krieges blosstellte, befeuerte er sein ganzes Heer zu gleichem Muthe, zu gleicher Hingabe. Vor ihm lag der Sieg; „Vorwärts, immer vorwärts!" war sein Kampfruf. Erschien ängstlichen, gewöhnlichen Seelen sein Beginnen bedenklich, gewagt, ja tollkühn, so war das, was sie Tollkühnheit nannten, bei ihm nur der kühne, rücksichtslos zum Kampfe voraneilende Muth, wenn er sich durch die Feigheit, Langsamkeit und Unentschlossenheit seiner Bundesgenossen der feindlichen Uebermacht preisgegeben sah. Sein Muth lag im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit, in dem Gefühle: wir müssen siegen, denn wir wollen siegen. Er handelte entschlossen, rasch und ungestüm, denn er kannte sich selbst und des Volkes Kraft: er wußte, was er wagen konnte, wagen durfte, wagen mußte. Im deutschen Freiheitskriege war in Blücher und in dessen Heere das bewegende, rastlos vorwärts dringende Element. Ohne weitgehende strategische Künsteleien wußte sein scharfer Blick den rechten Moment zu fassen; er sah den Feind, griff ihn an und schlug ihn; so bewährte er sich bei Lützen, Bauzen, Haynau. Er besaß das große Talent, sich vom Feinde nicht überraschen, nicht übertölpeln zu lassen, was anderen Heerführern so leicht begegnete, und verstand es eben so gut, wenn er im Nachtheil war, dem Gegner auszuweichen, als, wenn er im Vortheil war, ihn, wenn auch allen seinen Dispositionen entgegen, rasch anzugreifen, den Feind zu täuschen und zu überlisten. Im Gefühle seiner Kraft, im stolzen Selbstbewußtsein war es ihm gleichgiltig, ob der Feind vor ihm oder hinter ihm; er war überzeugt, ihm immer kräftig zu begegnen. Dabei ist übrigens nicht zu übergehen, daß er an dem General Gneisenau einen eben so patriotischen, als tüchtigen Techniker zur Seite hatte. Seine glänzendste That war die Schlacht an der Katzbach (Wahlstadt, 26. August 1813), die Europa den großen Feldherrn verkündete. Blücher glaubte den Feind auf dem linken Ufer der Katzbach, die Anordnungen, dort ihn anzugreifen, wurden getroffen; man rückt vor, findet aber die Franzosen unter Macdonald schon auf dem rechten Ufer, bereit zum Angriff überzugehen, und die preußischen Korps unter Langeron und York zurückdrängend. Nicht im mindesten durch das Unerwartete außer Fassung gebracht, entwirft Blücher einen neuen Angriffsplan, erficht einen glänzenden Sieg wie aus dem Stegreif und säubert Schlesien vom Feinde. Von dieser Schlacht erhielt Blücher später den Titel „Fürst von Wahlstadt".

(Schluß folgt.)

Als Napoleon I. aus dem russischen Feldzuge zurückgekehrt war, gerieth er plötzlich auf den den Einfall, sich mit dem Papste wieder zu versöhnen und alle Angelegenheiten der Kirche, auf seine Art, endlich in Ordnung zu bringen. Unerwartet erschien er in Fontainebleau, wo sich damals Papst Pius VII. als Gefangener aufhielt, und indem er sich stellte, als sei er von den aufrichtigsten und frommsten Gesinnungen durchdrungen, beschwor er den Papst, ihm seine heißen Bitten zu gewähren. Pius, der ihn vollkommen kannte, erwiderte nichts als das einzige Wort: comoedia!

Der Kaiser, der sich entlarvt sah, überließ sich jetzt dem übermäßigsten Aufbrausen seines Zornes und vergaß sich so weit, daß er Hand an den Papst legen wollte, an einen Greis, der eben so viel Achtung wegen der Unsträflichkeit seines Lebens, als wegen seiner heiligen Würde verdiente. Der Papst aber entgegnete mit Ruhe und Gelassenheit nur das eine Wort: tragoedia!

*

Auf dem Aushängeschilde eines Mannes, der in revolutionärer Zeit wilde Thiere für Geld sehen ließ, stand auch geschrieben: der große Königstiger. Als aber der Mann gewarnt wurde, er könnte in den üblen Geruch des Royalismus und Aristokratismus kommen, taufte er eiligst den Tiger um, und nun war auf dem Schilde zu lesen: der große Nationaltiger.

*

In einer anatomischen Vorlesung, die vor gemischtem Publikum gehalten wurde, verfolgte der Professor den Lauf des Speisesaftes durch alle Theile des Körpers. Als er mit seiner Nachweisung an's Ziel gelangt war, rief eine Dame in ihrer naiven Ueberraschung aus: Also geht das auch durch's **Herz**? Ei, das freut mich!

*

Zwei lebenssatte Menschen faßten den Entschluß, sich zu ertränken. Der Zufall fügte es, daß sie, ohne einander zu kennen, denselben Ort und denselben Augenblick wählten, um ihren Vorsatz auszuführen. So trafen beide, Stirn gegen Stirn, auf der Westminsterbrücke zusammen, von wo sie sich in die Themse hinabstürzen wollten. Ganz entgegengesetzte Beweggründe hatten sie zu diesem verzweifelten Schritte vermocht. Der eine, mit großem Vermögen geboren, hatte alle Freuden des Lebens bis zur Uebersättigung genossen, so daß das Leben ihn anekelte, und da jede Schnellkraft seiner Seele erlahmt war, hatte er den Entschluß gefaßt, einem peinlichen und unbehaglichen Dasein ein Ende zu machen. Der Andere, ohne Vermögen, hatte sich mit unermüdlichem Eifer der Handlung gewidmet, und war, nach mehrjährigen Arbeiten und Anstrengungen, durch eine seltene Verkettung von Widerwärtigkeiten und Verlusten gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Diesen trieb die Verzweiflung, jenen der Ueberdruß des Lebens. Beide, noch jung, stutzten, als sie sich an dieselbe Stelle gelangt sahen, zu demselben Zweck, und doch auf so ganz verschiedenen Wegen. Der Uebersättigte sprach zum Andern: „Ich bin unheilbar, Eurem Elende ist abzuhelfen; ich bin reich und kann allen Euren Leiden dadurch ein Ziel setzen, daß ich Euch einen Theil meines Vermögens gebe; wenigstens werde ich, bevor ich mich erträuke, noch eine gute That verrichtet haben, und Euer Beweggrund zu sterben ist gehoben. Der Verzweifelnde nahm den Vorschlag des Uebersättigten an; allein der Uebersättigte hatte nicht so bald dem Verzweifelnden das Leben gerettet, als auch er wieder Lust zum Leben fühlte; denn Wohlthun war für ihn ein neuer Reiz geworden. Es entstand aus diesem Zusammentreffen ein zärtliches Freundschaftsband zwischen den beiden Candidaten der Themse: der Eine verheirathete an den Andern seine Tochter und Beide hängen noch jetzt so fest am Leben, als sie zuvor es sich zu nehmen entschlossen waren.

*

Eine vornehme Dame speiste ihre Gäste ziemlich kümmerlich ab, desto mehr aber wurde an der Tafel der Nächste verlästert. Wahrhaftig, bemerkte einer von der Gesellschaft, wenn man hier zu seinem Brode nicht den Nächsten verzehrte, müßte man ja verhungern.

Genoveva.

(Mit Stahlstich.)

Die wunderbare Geschichte von der schönen Genoveva von Brabant, der Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried von Trier, haben Jung und Alt in den Volksbüchern mit Rührung gelesen. Als der Pfalzgraf mit Karl Martell in den Krieg gegen die Araber zog, überließ er sein Weib auf dem Schlosse Simmern der Obhut seines Günstlings Goto. Dieser machte ihr verbrecherische Anträge, und als er seinen Zweck nicht erreichte, verleumdete er Genoveva bei ihrem heimkehrenden Gemahl. Sie sollte sammt ihrem Kinde umgebracht werden, die Mörder schenkten aber beiden das Leben. Nun hielt sie sich lange Zeit verborgen im Ardennerwalde, nur in Gesellschaft einer Hirschkuh, die ihr Kind säugte, bis endlich Siegfried einmal auf der Jagd in ihre Höhle kam und die Unschuld der Verstoßenen an den Tag brachte.

PASTORALE

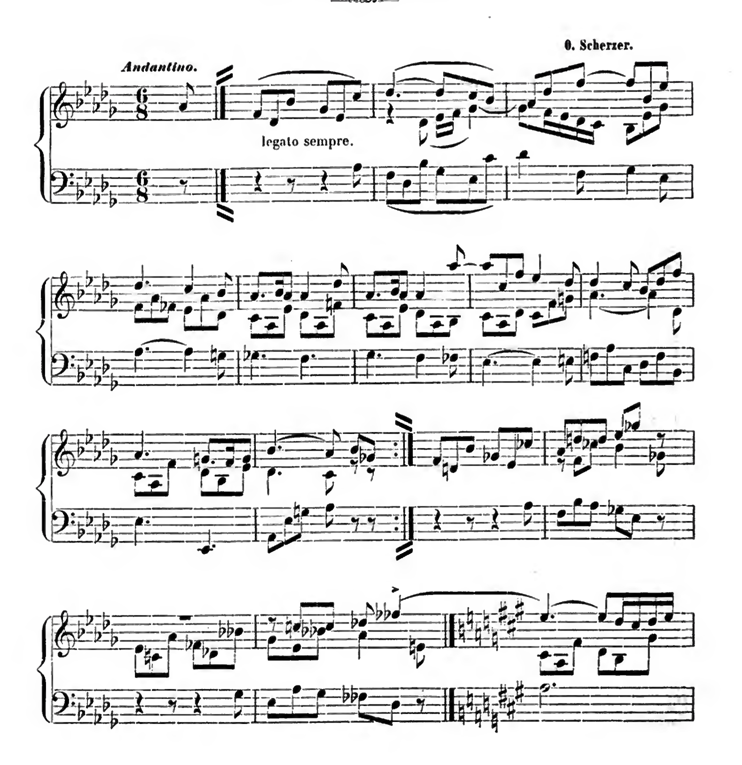
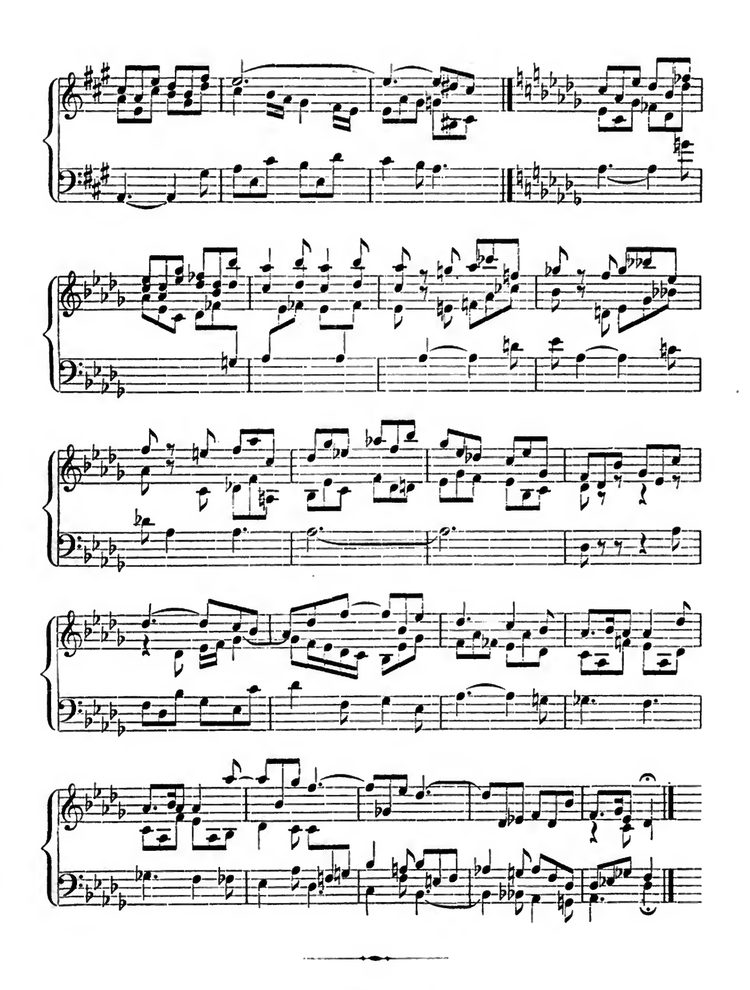
FÜR DAS CLAVIER

VON

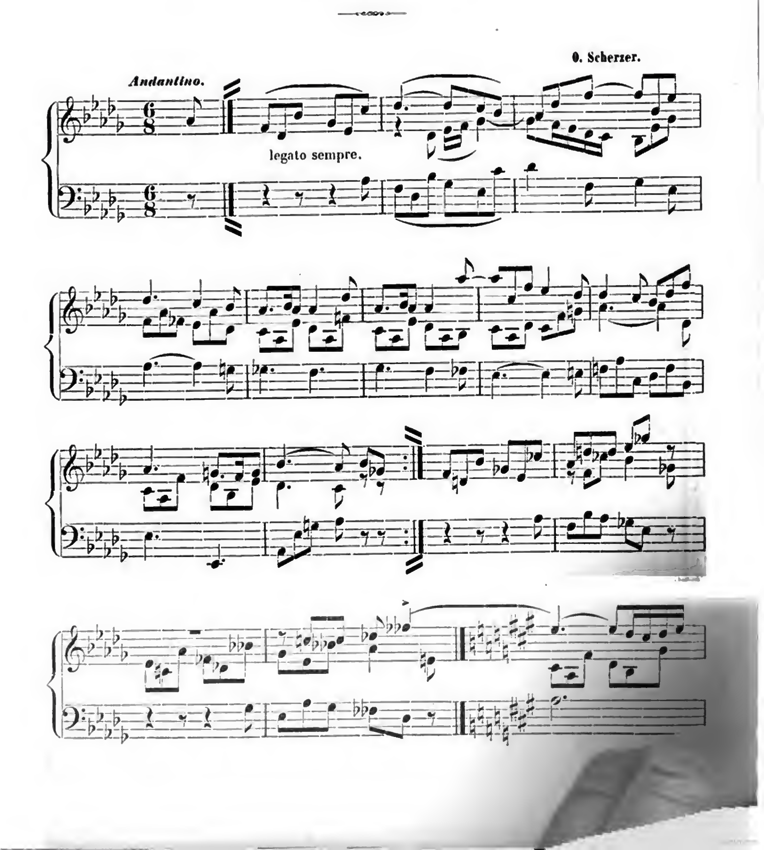
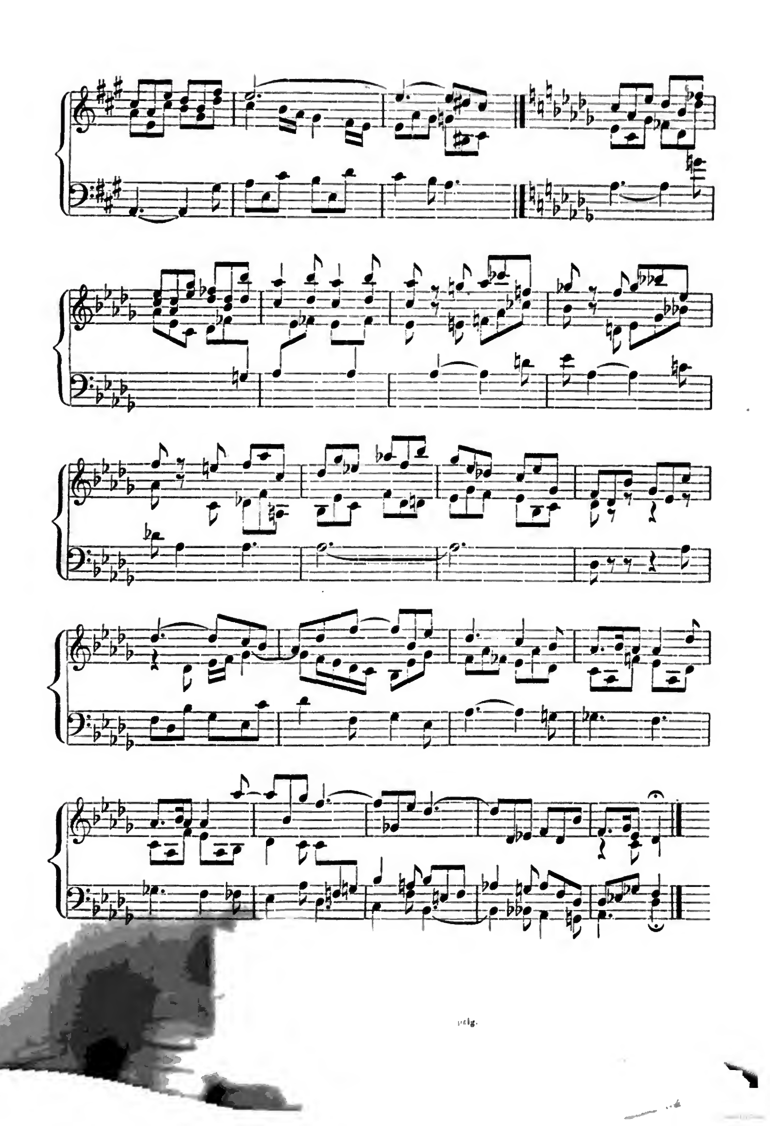
OTTO SCHERZER.

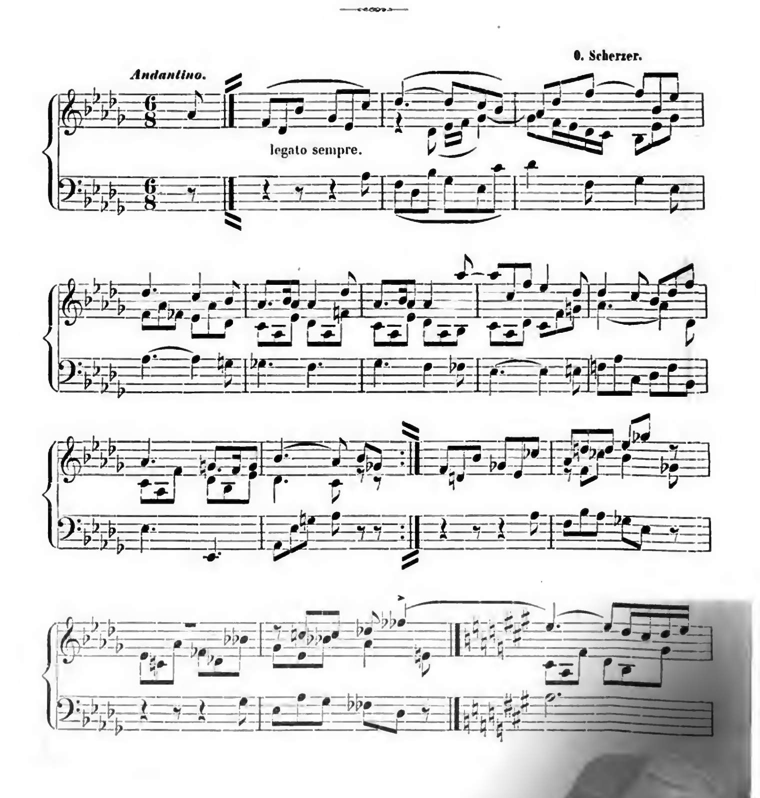
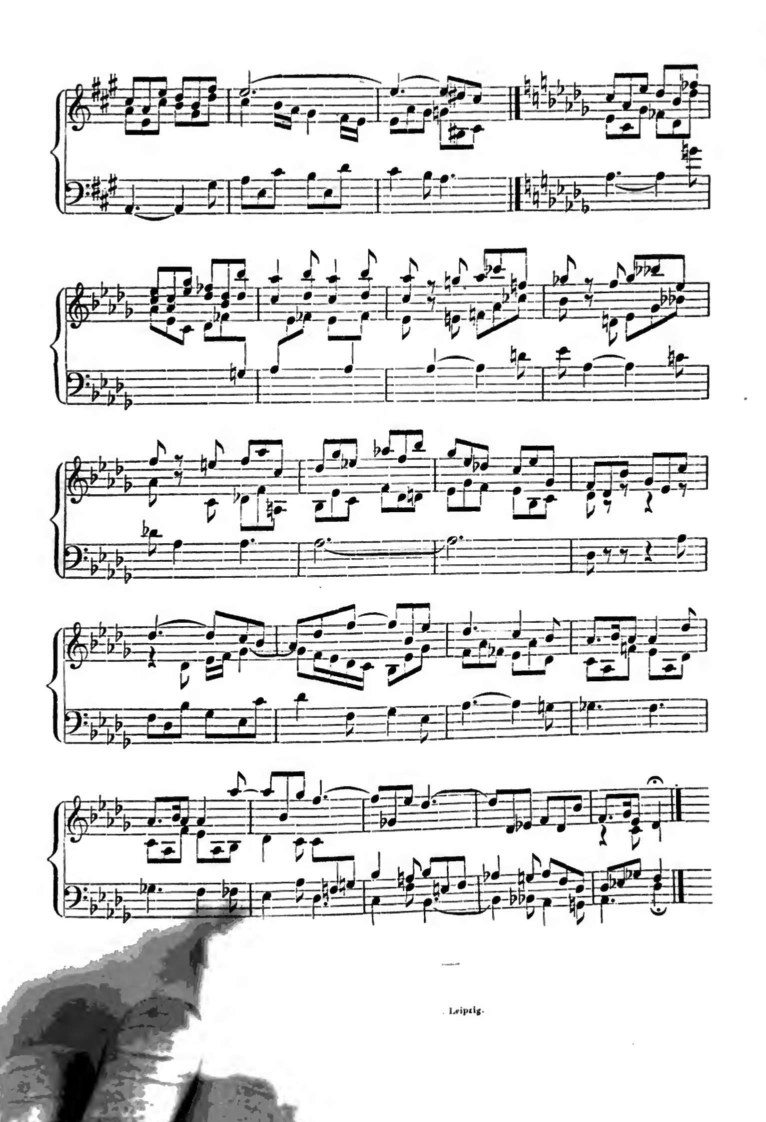
Verlag von Krais und Hoffmann in Stuttgart.

PASTORALE.

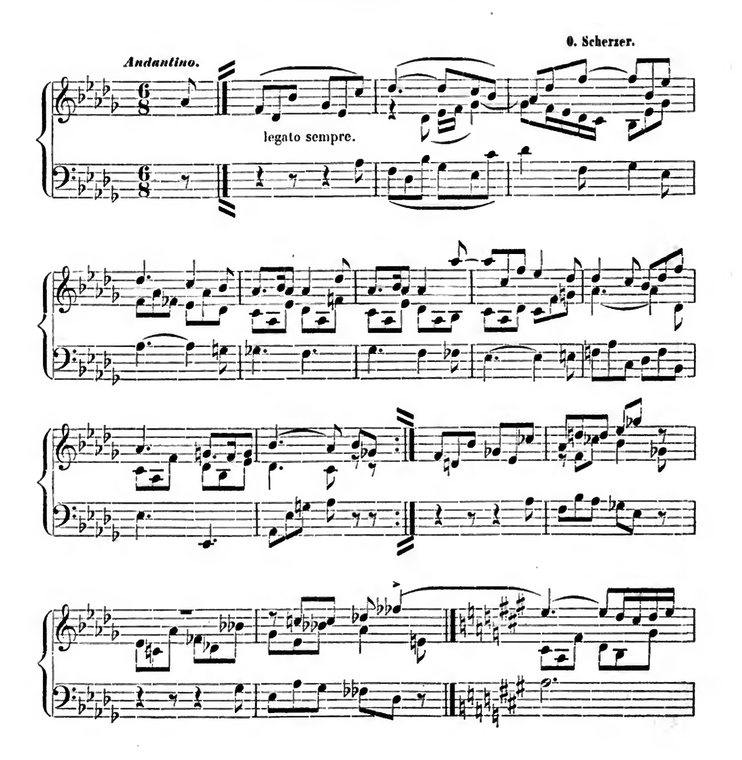
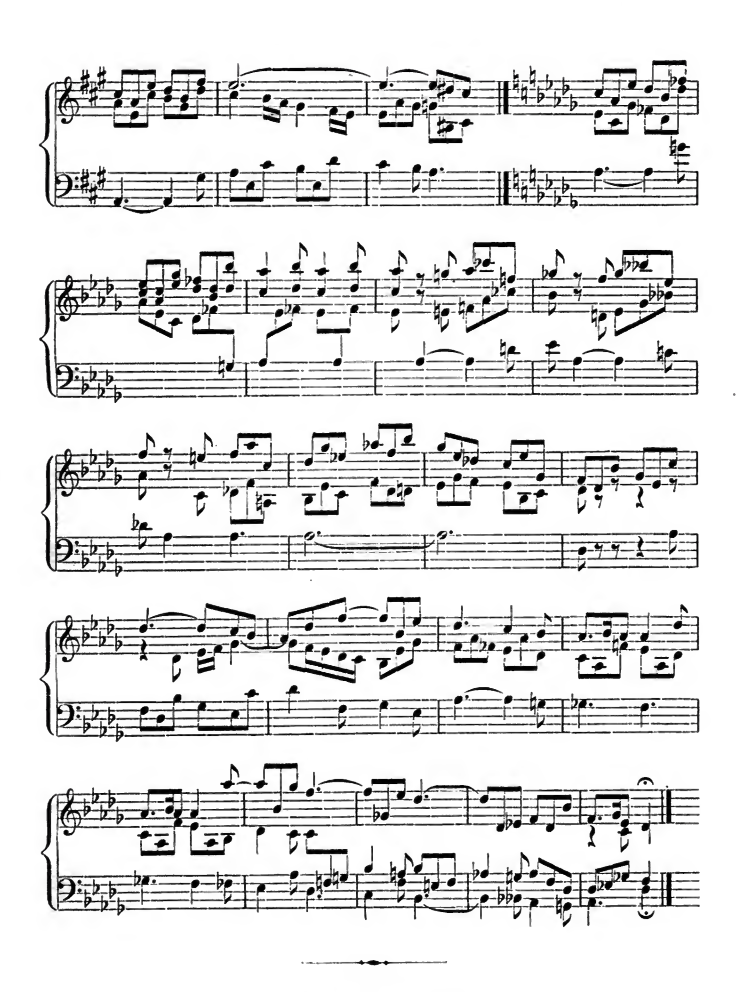
O. Scherzer.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

PASTORALE.

O. Scherzer.

PASTORALE.

O. Scherzer.

Leipzig.

PASTORALE.

O. Scherzer.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Eine Dorfgeschichte.

Arm war der Knabe, von dem wir erzählen, und noch dazu häßlich, häßlich — wie es nur bei großem Verstande verzeihlich ist, aber der Verstand fehlte ihm.

Sein Vater war ein schlauer Mann, seines Zeichens ein Schuhmacher, zugleich ein großer Prahlhans. In seinen Mußestunden machte er den Bierfiedler. Er hatte graue Augen, die beständig umherliefen, ein Gesicht, in welchem man umsonst ein Herz gesucht hätte, etwas Unstätes, Glattes, wie die Schlange, die unter den Händen entschlüpft. Zu Hause war er hart und kurz angebunden.

An regnerischen Sonntagen studirte unser Mann einen alten Scharteken vom Jahre 1600, der eine Menge theils medizinischer, theils magischer Formeln enthielt. Die Brille auf der Nase, schlug und sann er da nach, was ihm im Dorfe den Ruf eines „Wunderdoktors" eingebracht hatte. Bei sinkender Nacht kam bald Dieser, bald Jener um ein Rezept — das eine Mal für seine Kuh, das andere Mal für sein Weib. Die Bezahlung bestand in einer Wurst, noch lieber in einer Flasche Wein. Diese wurde in der „Kanne", einer Dorfkneipe, getrunken.

Man mußte hören, wie ihnen unser Mann hier vorerzählte, und welche Abenteuer! Prügel, die er ausgetheilt, Flintenschüsse, Hauer, die er wilden Schweinen ausgerissen, Kugeln, die mitten in's Schwarze getroffen, — nichts war ihm zu viel. Dann folgten die geheimnißvollen Geschichten von verzaubertem Vieh, verliebten Mädchen, so daß die Bauern Mund und Nase aufsperrten: Der versteht's! — und die Köpfe schüttelten.

War unser Mann auch kein Hexenmeister, jedenfalls hatte er zu allen Handwerken ein eigenthümliches Geschick. Feldmesser, Schreiner, Wagner, Freischütze — Alles war er, wie man es brauchte. — Er hat ein Zaubermittel! hieß es im Dorfe.

Der Schuhmacher ließ sie reden, er lächelte nur still vor sich hin; sein Gesicht blieb undurchdringlich.

So viel er auch verdiente, er besaß nichts oder beinahe nichts, weil er Alles sogleich seinem Magen opferte. Die Schuld, behauptete er, trage seine Frau; wo keine Ordnung sei, da sei auch kein Wohlstand, kein Vorwärtskommen! Er scheute sich nicht, es ihr zu sagen, und das arme Geschöpf, welches, wie es wohl wußte, nur dem Blicke des Herrn begegnen durfte, um seinen Zorn zu erwecken, hatte außer der ihr unbestreitbar angeborenen Dummheit noch eine gewisse Langsamkeit, eine Ungeschicklichkeit, die zu fortwährendem Tadel reizte.

Ihre Lage war eine unglückliche; ihr Mann machte sich entweder über sie lustig, oder mißhandelte er sie. Was sie eigentlich wollte, wußte sie selbst nicht recht; die Angst, etwas nicht recht zu machen, verwirrte ihren Verstand. Ihre Hände zitterten oft, obgleich sie noch in einem kräftigen Alter stand; auch ihr Blick war unstät, aber was ihm die Stätigkeit nahm, das war die beständige Furcht.

In ihrem Hause — konnte sie überhaupt Etwas ihr eigen nennen? von „ihrer" Küche, „ihrem" Bette zu sprechen, war ihr noch nie vorgekommen — in ihrem Hause herrschte Schmutz und Unordnung. Nicht, als ob sie nicht gescheuert und gewaschen hätte, besonders in den ersten Jahren ihrer Ehe — nein, aber sie hatte kein System, es fehlte ihr jene Ruhe, welche allein unsere Handlungen in ein richtiges Ebenmaß zu bringen vermag. Ihre Gedanken wirbelten unfertig, wie von einem Sturmwind gejagt, in ihrem Kopfe herum. In dem Maße, als sie älter wurde, ließ auch ihre Thätigkeit nach; nicht Ueberlegung war die Frucht des Alters, sondern Entmuthigung.

Ohne sich Rechenschaft davon zu geben, hatte sie instinktartig begriffen, daß sie am meisten Ruhe dann

habe, wenn ihr Mann sie nicht sehe; sie bewegte sich nur so viel, als es zur Führung ihrer Haushaltung durchaus nothwendig war.

Morgens schleppte sie sich zum Brunnen in einer alten Haube, einer alten Jacke, mit einem alten Unterröckchen; dort schöpfte sie ihr Wasser, wusch langsam ihre Kartoffeln rein, ging wieder nach Hause, setzte ihr Essen an's Feuer und führte den Besen mit kraftloser Hand in der Küche spazieren. Hörte sie die Stimme des Herrn, so ließ sie das Wasser überlaufen und den Besen fallen. Nach gethaner Arbeit kauerte sie sich in den dunkelsten Winkel des Herdes und blieb da Stunden lang hocken.

In der Wohnstube residirte der Gebieter inmitten seiner Felle; er zog mit der Nadel aus und betrachtete seine Frau unter der Brille hervor mit bösem Blicke, wenn sie so kühn war, die Schwelle zu überschreiten. Sie wagte es so selten wie möglich.

So war das Haus bestellt. Mit der Zeit wuchs ein Sohn heran.

Der Vater, ein eifriger Leser und anspruchsvoll, hatte ihn Ulysses getauft — im grellsten Gegensatze zu der Persönlichkeit des jungen Weltbürgers. In seiner Frau betrogen, setzte er um so größere Hoffnungen auf seinen Sohn; er wollte alles Mögliche aus ihm machen, er sollte ein tüchtiger Mensch, ja, er sollte „ein Herr" werden. — Die Mutter machte Plane nach ihrer Art.

Als er in die Flegeljahre kam, sah man ihn nie anders, als mit zerzaustem Kopfe, mit weit aufgerissenen Augen, die aus ihren Höhlen hervorstarrten mit dem Ausdrucke des Schreckens, wie die der Mutter, und unstät, wie die des Vaters. Darunter die unbegreiflichste Nase in Form einer Trompete, ein Mund, der sich von einem Ohre bis zum andern erstreckte, das Ganze auf zwei einwärts gebogene Beine gestellt, die kein Ende finden konnten, mit einem schlecht gebauten Körper und Armen, deren Länge nur mit ihrer Gelenkigkeit hätte entschuldigt werden können. Wären sie aber auch kürzer gewesen, als die Flügel der Fettgans, sie hätten nicht linkischer sein können.

Nur etwas besaß er — eine unerschütterliche Sicherheit in Allem, was er anfing, hatte er diese nun von seinem Vater geerbt, oder war sie Folge einer gewissen angeborenen Treuherzigkeit. Er that Alles schlecht, das war nicht zu leugnen, aber er that es mit gutem Muthe. Nahm er eine Tasse in die Hand, zwei Mal unter fünf Malen zerbrach er sie; faßte er einen Stuhl an, so ließ er ihn fallen; zündete er das Feuer an, so blies er gewiß die Asche in den Fleischtopf; versuchte er es, der Kuh Futter zu geben, er hätte ihr mit der Heugabel das Auge ausgestochen, wenn sich nicht das kluge Thier, welches ihn von Kindheit auf kannte, schnell weggewendet hätte. Nichts brachte ihn aus der Fassung, und wenn der Vater, dem es schwer wurde, bei seinem Sohne an eingewurzelte Ungeschicklichkeit zu glauben, aufbrauste und ihm von seiner Werkstätte aus eine doppelte und dreifache Ladung wenig schmeichelhafter Beiworte zuschleuderte, dann sah ihn Ulysses verwundert an, scharrte verlegen mit dem Fuße, zuckte mit einer nur ihm eigenen Geberde die Achseln und brach zuletzt in ein wieherndes Gelächter aus.

Nicht viel besser ging es ihm in der Schule. Nachdem man ihm mit Mühe die Buchstaben des Alphabets beigebracht, fing er an, vor ganzen Sylben gewaltig zurückzuschrecken. Und von Sylben bis zu Wörtern — ja, da blieb der Abgrund vollends unübersteiglich.

Ebenso in der Arithmetik. Ulysses wußte recht wohl, daß ein Apfel und zwei Aepfel zusammen drei Aepfel machen, daß, wenn ihm von diesen drei der Sohn des Schenkwirths zwei wegnahm, für ihn nur noch einer übrig bleibe; sollte aber diese Operation mit Zahlen ausgeführt werden, so war er wie vernagelt. Er betrachtete mit seinen unruhigen Augen die weißen Zeichen auf dem schwarzen Brette, wiegte sich auf seinen unbeschreiblichen Beinen, zerdrückte die Kreide mit den Händen, die gleich darauf in's Gesicht wanderten, die ganze Schule brach in ein Gelächter aus, und Ulysses mußte zur Strafe hinter der Thür auf den Knieen liegen. Die schönsten Sonntage brachte er im Holzstalle zu. Was den Katechismus betrifft, bei welchem es sich hauptsächlich darum handelt, die Antworten ohne Anstoß herzusagen, so kam Ulysses nie über die erste Hälfte des ersten Satzes hinaus. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß gesagt werden, daß er die Worte fünfmal, zehnmal wiederholte; er hätte sie aber auch zwanzigmal, dreißigmal wiederholt, immer genau bei derselben Stelle anhaltend, wenn nicht der Schulregent mit einem kräftigen Schlage den Zauber gebrochen hätte.

Der Vater sagte: Das wird sich machen, er ist kein Dummkopf!

Unter dem großen Lineale des Schulregenten, einem viereckigen Lineale, welches abwechslungsweise auf seine Finger und auf seinen Rücken niedersauste, unter den berühmten Fußtritten, welche ihm sein Herr Vater aufnöthigte, wuchs Ulysses heran, aber es wollte sich eben nicht machen.

Er blieb, was er vorher war, bornirt, das Wenige, was er wußte, wie einem Papagei eingelernt, nicht böse, mit sich selbst zufrieden, voll Vertrauen zu Andern, die Nase in der Höhe, etwas überzwerch, als könnte er, wenn er nur wollte, der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen.

Der Vater fühlte eine fürchterliche Ahnung in sich aufsteigen, sein Sohn möchte ein Einfaltspinsel sein. Noch blieb er fest, anfangs aus Stolz, dann vermöge des Instinkts einer beinahe thierischen Zärtlichkeit. Er kannte sich. Von dem Tage an, wo er von Ulysses nichts mehr erwartete, würde er ihn hassen: dieser Gedanke widerstrebte ihm; er klammerte sich an die Täuschung fest. Nur sah er seine Frau mit noch schieferem Blicke an.

Die Mutter — sie hätte ihren Sohn gerne geliebt. Aber ach! ihre Kraft war gebrochen; wenn man ihn schlug, litt sie innerlich; für ihn Partie zu ergreifen, dazu konnte sie sich nicht anstrengen.

Der Vater bezweifelte noch, daß Ulysses' Dummheit unter seinen kleinen Kameraden für eine ausgemachte Sache galt. Man trieb mit ihm Kurzweil,

man machte ihn zum Sündenbock, ohne ihn zu sehr zu quälen, weil man freies Spiel mit ihm hatte. Je mehr man ihn zum Besten hatte, um so größer war sein Vergnügen; er glaubte Alles mit wunderbarer Treuherzigkeit; immer guter Laune, lachte er mit, wenn er geprellt worden. Ging etwas schief, so nahm er es auch hin. Ohne Ulysses war die Lust nur halb. Man rief ihn herbei, man stellte ihn an die Spitze des Zugs, mit einem Gassenjungen auf jeder Seite als Adjutanten. Ulysses schwamm in Glückseligkeit; er hielt sich für den pfiffigsten, für den geschicktesten, er hielt sich für schön, tapfer, kurz für alles, was man nur wollte. Seine Eitelkeit war ganz unverfänglich. Sie entsprang nicht aus Hochmuth, sondern aus grenzenlosem Vertrauen, bodenloser Unwissenheit und angeborener Offenherzigkeit, die aller Ernüchterungen ungeachtet sich immer gleich blieb. Gestern mißhandelt, trug Ulysses keinen Groll nach und war bereit, morgen wieder von Neuem anzufangen.

Ließ man ihn erst in dem Hofe der alten Burg unter den Mädchen und Jungens seine Kunststücke machen, welches Gelächter gab es da! Glückliche, ruhmreiche Tage für Ulysses! Man mußte ihn sehen, wenn er auf seinen langen Stelzen hereintrat, den Fuß nachziehend und das Gejauchze, welches ihn empfing, mit einem grinsenden Lächeln erwidernd.

Hierher, Ulysses, hierher, man braucht dich!

Ulysses kommt.

Das kannst nur du!

Nämlich eine menschliche Pyramide machen. Ulysses als Dritter auf die Schultern der Taugenichtse hinaufgeschafft, herumgeworfen, geschüttelt von den Buben, die ihm zurufen, sich fest zu halten, purzelt nach unglaublichen Verdrehungen, um das Gleichgewicht zu halten, wie ein Sack herunter, reibt sich die Kniee und die Ellbogen, betrachtet seine Quälgeister, welche sich halb todt lachen, und spricht: Einerlei, wenn ich gewollt hätte!

Ein Geldstück wird in einen Eimer voll Wasser geworfen. Hol's, Ulysses, das verstehst nur du; wir wissen nicht, wie wir es angreifen sollen! Sieh, so, mit den Zähnen; mach' die Augen auf, halt' Nase und Ohren zu! — Ulysses taucht entschlossen unter. Bald aber, von dem kalten Wasser überwältigt, macht er Luftsprünge, niest, schüttelt den Kopf, begießt Jeden, der sich auf zehn Schritte nähert, und ist entschlossen, es noch hundertmal zu wiederholen, wenn man es gewollt hätte.

Ein anderes Mal wird um die Wette gelaufen. Wer Ulysses noch nicht hat laufen sehen, mit seinen großen verrenkten Beinen, den Hals vorgebogen, mit beiden Armen arbeitend, der hat nichts gesehen.

Dann wieder hieß es: Ulysses, laß sehen, ob du die Schönste küssen kannst!

Ulysses geht gerade voran: allgemeine Flucht, ein Hagel von Ohrfeigen! Ulysses ist ausdauernd, die Schläge geniren ihn nicht, er ist daran gewöhnt, er wäre drei Stunden so fortgelaufen, überzeugt, zuletzt zum Ziele zu kommen, wenn man ihn nicht gehalten hätte.

Sie waren boshaft, die Buben, sehr boshaft, aber nicht schlecht. Ulysses hatte keinen Freund, und doch würde ihm Niemand absichtlich etwas Schlimmes haben zufügen wollen. Allerdings trug er manche Tracht Prügel davon, man machte sich nichts daraus, sogar sein Leben in Gefahr zu bringen, allein ihn selbst kümmerte dieß wenig. Ohne eine Art Stumpfsinn, welche ihn beinahe zum Simpel machte, hätte Ulysses das Zeug zu einem Helden gehabt: Unempfindlichkeit gegen Schmerz, höchstes Selbstvertrauen, unermüdliche Ausdauer, etwas Einfaches und Entschlossenes, das durch Feuer und Schwert gerade auf das Ziel losgeht.

Armer Ulysses! sie gewährten ihm großen Genuß, jene schönen Sonntage in jenem schönen Hofe; immer vorne dran, oder wenigstens sich mit den Andern herumtummelnd.

Zuweilen im Juli kam einer jener Windstöße vom Gebirge herab, welche die Erde fegen, die Blätter im Kreise herumwirbeln, die Bäume in ihren Wurzeln erschüttern und die Wiesen mit grünen Aepfeln bedecken. Welche Raubzüge gab es da! Und während man auflas, verzehrte, mit im Winde flatternden Haaren den Furien des Unwetters entgegenjauchzte, bog der Orkan die ungeheuren Zweige der Platanen und ließ die weißliche Rückseite ihrer Blätter sehen; der Sturm netzte die mächtigen grün-belaubten Kuppeln, und der Hof hallte von tollem Geschrei wieder.

Im Juni, wenn die Kühe auf das Gebirge getrieben wurden, erwartete unsere Buben ein anderes Vergnügen.

Man hörte die Heerden schon von weitem kommen, auf den Fußsteigen, auf der Straße, rings um die Baumgärten herum.

Die tiefen Brummglocken, das silberne Geläute der anderen Glöckchen, die kräftigen Jodler der Hirten — die lange gezogenen Töne erfüllten die Lüfte, indem sie immer näher kamen. Die Jungen stürzten nach dem Eingange des Dorfes und stellten sich dort auf, gegen die Kanne zu. Hier hielten die Treiber an, um einen Schluck zu trinken und Kräfte zu sammeln; denn der Abend kommt, und um Mitternacht mit sechzig bis hundert Kühen hinter sich den Berg zu erklettern, ist nicht so leicht.

Während die Kuhhirten trinken, hüten die Jungens die Heerden. Ulysses, du nimmst die große Peitsche und hältst den Stier! — Ulysses geht ohne die geringste Furcht an's Werk.

Da sind sie! Die schönste Kuh voran, mit ihrem großen Strauß auf dem Kopfe, die Brummglocke an dem ledernen, gestickten Bande mit dem Wahlspruche des Kantons: Freiheit! Vaterland! um den Hals geschlungen. Sie würde sterben — man hat es schon erlebt — wenn ihr das Band und die Glocke genommen und einer andern umgehängt würde. Wie sie aber auch einherschreitet, würdevoll, majestätisch, mit schwerem, gemessenem Tritt!

Dann die Hirten, ernst, edel. Sie haben ihr Thal, sie haben ihre Heimat verlassen; sie hatten Heimweh nach den Bergen, nach den hohen Weideplätzen, nach der langen Dämmerung, nach der weiten Aussicht auf das

tiefer liegende Land und auf die Alpen; sie sehnten sich nach dem ungebundenen Leben, nach den starken Märschen, nach den Käsen und Allem, was ihrer da oben harrte.

Und jetzt kommt das wenige Reisegeräthe auf einem Karren, der große Kessel in der Mitte. Die ganze Heerde folgt, die weißen, die schwarzen, die rothen, die gefleckten. Die Ziegen sind ihnen vorausgegangen, sie sind schon seit einigen Tagen auf den Bergen.

Mit kunstverständiger Miene stehen die Buben herum, und so lange sich die Treiber in der Kneipe erfrischen, jodeln sie gleichfalls und versuchen auf alle mögliche Weise ihre Kraft an den Thieren, bis einer der Hirten von der Thürschwelle aus seine mächtige Stimme hören läßt: Wollt ihr wohl Ruhe geben? Wartet, ich will euch!

Natürlich entgeht Ulysses seinen Schlägen nicht. Aber er achtet nicht darauf; stolz und glückselig, die Nase in der Höhe, als hätte er große Thaten vollbracht, kehrt er zurück.

Wenn ihn der Vater so sah, faßte er wieder Muth.

Und erst der Herbst! Welches Prachtleben! Keine Schule, überall Obst!

Mit dem September kommen jene herrlichen Tage, wie sie kein anderer Monat hat. Die Sonne ist golden, frischer Morgenthau macht das Gras wieder grün; Blumen gibt es nicht mehr viel, außer der bleichen Zeitlose, aber man darf überall hin, auf alle Wiesen. Kein Korn, kein Hanf, kein Heu, kein Kleefeld steht mehr, das Auge schweift über die weite Ebene hin, das ganze Land gehört ihm. Die Luft ist mild, Wohlgerüche durchdringen das Laubwerk, die Blätter selbst, welche sich noch nicht scharlachroth färben, sind zarter; die ganze Natur scheint sich zu verklären und zu verjüngen. Eine Schaar Fliegen, die gestern geboren und morgen todt sind, führen in der duftigen Atmosphäre einen Tanz auf voll geheimnißvoller Verschlingungen. Unter den Apfel- und Birnbäumen bilden sich Haufen von rothen und weißen Aepfeln und orangefarbigen Birnen.

Hier ließ es sich Ulysses schmecken. Der Vater besaß weder Güter noch Gärten, aber die Kameraden waren da; sie gaben ihm Aepfel, ob sie wurmstichig waren oder nicht, er betrachtete sie nicht so genau.

Dann kam der Oktober und brachte die Kühe wieder zurück. Jetzt waren es nicht mehr die lauen Mondscheinnächte, in welchen sie den Berg erklommen hatten, Rosen und Tulpen schmückten nicht mehr die Hörner, das Glockenspiel und das Gejodel hatte aufgehört, die Nächte zu erfüllen. Die Kühe, welche, besonders in den letzten Tagen, da oben gefroren, und, nachdem der Sommer vergangen war, magere Weide gefunden hatten, verbreiteten sich über die Wiesen hin, rissen mit Gier das Gras ab und schnupperten mit ihren kalten Nasen an den leckeren Kräutern. Wie sie so von einem zum andern gehen, sich an den alten Bäumen reiben, nachdenklich stehen bleiben, um über die Hecke zu sehen, und sich dann wieder anschicken, gleichmäßig weiter zu grasen, klingeln die Glöckchen bald da, bald dort. Man hatte die großen Brummglocken entfernt, sie harrten oben im Dachstübchen des nächsten Sommers. Aus allen Himmelsgegenden ertönte diese ländliche Musik; in den entlegensten Schlupfwinkeln, zwischen Felsen, am Saume des Wäldchens klangen die Schellen; daraus entstanden wilde unfertige Melodien, deren Dissonanzen sich in die Lüfte verloren und zu einer einzigen mächtigen Harmonie verschwammen.

Zu dieser Zeit sind die Buben gesucht. Für ein gutes Trinkgeld und, wenn der Eigenthümer freigebig ist, ein Paar Schuhe dazu, treiben sie während der kurzen Herbstzeit die Heerde auf die Weide. Eine Kuh oder auch zwei und drei, einige Schafe hinterher und hinter den Schafen ein blonder, pausbackiger, barhäuptiger Junge mit einem kleinen Brüderchen oder Schwesterchen, begegnen Einem da auf allen Wegen und Stegen.

Auf der Wiese wird ein Feuer angemacht, ein schönes, helles Feuer, das prasselt und flackert und raucht. Unter der Erde wird ein Versteck angelegt, wo man die gelben Rüben, die gestern zurückgelassen worden, verbirgt, um sie morgen wieder hervorzuholen. Ganz oben auf dem Gipfel eines Baumes, auf dem höchsten Zweige entdecken sie eine äußerst saftig aussehende Birne. Ulysses, da ist etwas für dich! Vorwärts, mein Junge!

Ulysses ist noch nie in seinem Leben irgendwo hinaufgestiegen, ohne herunter zu fallen; thut nichts, er versucht es wieder.

Hast du Furcht?

Ulysses zieht die Schultern hinauf und nimmt seinen Anlauf; man hält ihn, drückt ihn an den Baum, hebt ihn höher und immer höher, und: Muth, bald bist du dabei! — mit einem Male läßt man ihn los; pautz! liegt er unten, der Länge nach auf dem Rücken, und telegraphirt mit seinen langen Armen und Beinen wie eine Spinne in der Luft herum. Die Andern wälzen sich im Grase und lachen aus voller Kehle.

Und doch war dieß für Ulysses seine gute Zeit. Er hatte wie die Andern seine vergnügten Kinderjahre, mit hübschen Erinnerungen durchwoben. Für ihn wie für sie gab es eine Sonne, Aepfel, „schöne" Sonntage, etwas mehr Schläge und verschiedenes Andere!

Den Spott bemerkte er nicht; seine eigene Beschränktheit fühlte er nicht; an die Mißhandlungen seines Vaters war er gewöhnt; das stille Dulden seiner Mutter hatte ihn nie zum Nachdenken gereizt. Wie ihre Kräfte abnahmen und er älter wurde, that er für sie, was er konnte, er trug ihr Wasser, spaltete ihr Holz; sie sagte zu ihm: Du bist doch lieb! — er glaubte es. So ging es mehrere Jahre fort.

Als er fünfzehn Jahre alt und immer linkischer wurde, trat in seinem Leben ein Wendepunkt ein. Die Häßlichkeit nahm mit dem Alter zu. Ulysses wurde unverhältnißmäßig groß, ungeschickt und träge.

Seine Kameraden waren mit dem Alter noch unartiger geworden; sie forderten Ulysses zu schlimmeren Streifzügen auf. Der Schulmeister hatte längst jeden weiteren Versuch aufgegeben. Die Mutter sah von Tag zu Tag mehr nur noch einem Schatten gleich. Der Vater ward immer härter; zuweilen nahm sein Gesicht einen wilden Ausdruck an; nie ein Wort der

Scene am Weihnachtsabend.

Liebe, nicht einmal ein gleichgiltiges Wort; entweder schwieg er oder tobte er. Die Mutter getraute sich nicht, ihren Sohn zu trösten, und hätte sie auch die Scheu überwunden, es hätte ihr die Kraft gefehlt; nie kam ihr auch nur der Gedanke, es zu versuchen. Der Vater in der Werkstätte, die Mutter in der Küche, der Sohn durch Drohungen und Flüche von dem Zimmer ausgeschlossen, angedonnert wegen dessen, was er that, weil er es schlecht that, und wegen dessen, was er nicht that, weil er es zu thun unterlassen hatte — so sah es im Innern des Hauses aus.

Gewöhnlich lag Ulysses zusammengerollt neben seiner Mutter in einer Ecke des Herdes, die Kniee an die Ohren hinaufgezogen, wobei sie noch über den Kopf hinausragten, mit den Händen in der Asche nach einem Feuerbrand wühlend.

Endlich, und lange dauerte es nicht, überzeugte sich der Vater, daß er ein albernes Wesen zum Sohn habe, welches nicht einmal auf der untersten Stufe menschlichen Verstandes stehe, einen Sohn, der nichts begriff, nie etwas begreifen, überhaupt nie zu etwas gut sein würde. Ein Junge, über den sich Andere lustig machten, und zwar mit Recht lustig machten; ein Einfaltspinsel in Jedermanns Munde — das war sein Sohn!

Diese Erkenntniß kam plötzlich, klar und bestimmt. Nachdem er sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, fing der Vater an, seinen Sohn unerbittlich zu verabscheuen. Er hatte weder Gewissensbisse deßhalb, noch versuchte er sich zu überwinden. Da er die Macht hatte, so unterdrückte er ihn. Arbeit über seine Kräfte, magere Kost, oft kaum zum Hungerstillen; bei der geringsten Veranlassung grausame Züchtigungen. Und zwar machte sich das so ohne bestimmten Vorsatz, als verstünde es sich ganz von selbst.

Schlecht empfangen, schlecht behandelt, zurückgestoßen von Allen, außer seinen Kameraden, welche ihn zu ihren Spielen benützten, hatte Ulysses von seinem treuherzigen Vertrauen viel verloren. Doch brachten es die Buben, wenn sie sich Mühe gaben, zuweilen noch dahin, die alte Lust an Abenteuern in ihm wach zu rufen. Dieß waren dann Heldenthaten, um ganze Winterabende damit auszufüllen.

Bald führte man ihn in's Wirthshaus, machte ihn betrunken, hetzte ihn an irgend einen Raufbold und trug ihn halb todt nach Hause; bald überredete man ihn, Abends unter den Fenstern des reichsten Mädchens im Dorfe zu singen; der Vater der Schönen, welcher keinen Spaß verstand, bläute ihn tüchtig durch, die Buben stoben auseinander, und Ulysses trat mit blutendem Kopfe den Rückzug an. Ein anderes Mal verwickelten sie ihn in Händel mit dem Feldschützen oder mit der Polizei; im entscheidenden Augenblick machten sie sich aus dem Staube und ließen ihn in den Händen der Verfolger zurück; der offizielle Zorn fiel auf den Armen nieder, es regnete Strafen, und der Vater schwang seinen fürchterlichen Knittel. Ulysses verbarg sich entsetzt im Schuppen hinter Reisbüschcheln; kaum wagte es die Mutter, ihm einen Rest kalter Suppe aufzuheben.

Wie dem Vater ein Licht aufgegangen war, so begann es jetzt in dem Geiste des Sohnes zu dämmern. Ein unbestimmtes Gefühl seiner geistigen Beschränktheit bemächtigte sich seiner, nichts Klares, aber eine Art Muthlosigkeit, eine Art Scheu, mit Andern zusammen zu sein. Das Bewußtsein seiner Häßlichkeit kam ihm zuerst dunkel, dann immer deutlicher, bis er zuletzt begriff, wie schlecht und seltsam er gebaut, wie er von einer unerbittlichen, lächerlichen, ja abschreckenden Häßlichkeit sei.

Es war dieß der erste Schritt, die weiteren folgten rasch nach. Er fand sich linkisch, einfältig — in höherem Grade, als er es in Wirklichkeit war. Man hätte glauben können, der Schmerz entwickle seine geistigen Fähigkeiten, er bekomme eine Seele, um zu dulden. Er sah sich zurückgestoßen, verschmäht, sein ganzes Leben entrollte sich vor ihm, wie ein Possenspiel, in welchem er der Hanswurst war.

Wie es zugegangen, untersuchte er nicht näher; seine Traurigkeit stieg, sie übermannte ihn.

Ulysses wurde düster, leutscheu; er drückte sich an den Häusern hin, floh seine früheren Kameraden, und wenn sein Geschäft gethan war, kletterte er auf seinen Speicher hinauf, kroch in sein schlechtes Lager und erging sich in Betrachtung seines Elends.

Kein Lächeln, keine Sicherheit mehr; ein grenzenloses Mißgeschick riß ihn mit sich fort. Er zürnte Niemand, er war nur sich selbst im Innersten zuwider.

Es ist ein großes Unglück, sich in der eigenen Häßlichkeit, in der eigenen Dummheit gefangen zu sehen, zu fühlen, daß man für Andere ein Gegenstand des Abscheues ist und sein muß. Es ist dieß ein dem Egoismus verwandtes Leiden, welches oft zu ihm hinführt. Von den Menschen zurückgestoßen, vergöttert man sich selbst; wo edle Leidenschaften fehlen, wirft man sich rohen Vergnügungen in die Arme.

Nicht so Ulysses.

Nachdem er begriffen hatte, daß er ein verfehltes Wesen sei, daß ihn Niemand liebe, Jedermann verspotte, und daß solches nicht zu ändern sei, nachdem er sich von allen Seiten wohl geprüft und entschlossen von sich selbst losgemacht hatte, sank er zusammen, wie seine Mutter zusammengesunken war, aber mit dem Bewußtsein dessen, was er that, was er litt.

Mit der Enttäuschung war die Sonne des armen Ulysses untergegangen. Ein kalter Herbstnebel senkte sich auf seine Tage.

Sonst, wenn ein väterlicher Sturm über ihn hereingebrochen war, schüttelte er sich, rannte durch das Dorf, holte sich noch mehr Schläge und hatte die ersten vergessen. Jetzt war seine Schnellkraft dahin, nichts konnte ihn mehr zerstreuen. Seine Tage verflossen einsam, einer so traurig wie der andere. Verzweiflung ergriff ihn nicht, o nein! dazu hätte Energie gehört, aber eine Hinfälligkeit, die seinen Körper schnell verzehrte.

Den Vater ärgerte die wachsende Ungeschicklichkeit des Sohnes. Sie war bei dessen Schwäche natürlich. Die Art, die Haue, was ihm sein Vater in die Hand gab, entfiel oft seinen kraftlosen Fingern. Die Zornausbrüche des Vaters, die lange von dem trägen Naturell des Sohnes abgeglitten waren, die Schmähworte,

die schlechte Behandlung — sie prägten sich äußerlich und innerlich tief bei ihm ein. Er verlangte von Niemand Liebe, er fühlte sich nicht berechtigt, von irgend einer Seite Wohlwollen zu erwarten, es fiel ihm nicht ein, das Mitleid seines Vaters anzurufen, aber daß er alles dieß entbehren mußte, legte in ihn den Todeskeim.

Zuweilen wenn die Herzensnöthen allzugroß waren, wenn seine Kniee wankten, sah er seine Mutter an. Er meinte, von dort solle ihm Hilfe kommen; nie hätte er sich erkühnt, sein Herz gegen sie auszuschütten, oder auch nur eine Liebkosung für sie zu haben, diese stumme Sprache derjenigen, deren Lippen verschlossen sind; aber es trieb ihn ein geheimer Instinkt, hier Hilfe zu suchen.

Die Mutter sah ihn ihrerseits erstaunt an, sie bemerkte wohl, daß es so nicht fortgehen könne, daß Ulysses stille wurde, daß ihm zuweilen Thränen in die Augen traten, daß er blaß war, daß er kaum gehen konnte, daß die Püffe des Vaters ihn erschreckten, ihn, der Stürmen getrotzt hatte; aber sie machte sich keine weiteren Gedanken darüber; verwirrt warf sie einen Blick auf ihren Mann, wich unwillkürlich zurück und murmelte: Mußt Geduld haben, mein Junge, mußt Geduld haben.

Das Uebel verschlimmerte sich; die Mißhandlungen des Vaters, ungenügende Nahrung, die Einsamkeit, die Herzensnöthen untergruben schnell diesen armen Körper, in welchem ohnedieß nicht mehr zu viel Leben war. Abends brennendes Fieber, Morgens eiskalt, nie ein Tropfen Wein, ihn zu erwärmen; weder die Mutter noch der Sohn wären verwegen genug gewesen, bei Tische die Hand nach der Flasche des Vaters auszustrecken. Wunden, Zeichen des äußersten Elends, vollendeten das Werk der Zerstörung. Er mußte die Arbeit im Stiche lassen. Der Vater sagte nichts, er sah wohl, daß sein Sohn litt; er verhärtete sich um so mehr. Kaum daß Ulysses, zum Müssiggang gezwungen, zu nichts zu gebrauchen, es wagte, zweimal des Tags die Treppe seines Schlupfwinkels herunter zu kommen, sich in die Küche zu schleichen und an den Mahlzeiten Theil zu nehmen. Durch das Feuer des Herdes ein Bischen erwärmt, stieg er mühsam wieder hinauf. Stunden lang saß er da, ohne sich zu rühren, ohne Zerstreuung, ohne Trost von Außen, vor den bittern Erinnerungen der Vergangenheit und den dunkeln Schrecken der Zukunft zurückbebend; kein Laut, keine Klage kam über seine Lippen; in seine Träumereien versunken, betrachtete er die nackten Wände seiner Höhle oder den bleichen Tag, welcher zu den trüben Fensterscheiben hereinkam.

Niemand im Dorfe achtete darauf, daß Ulysses fehlte. Er hatte sich unmerklich von der Jugend losgetrennt; man hatte sich daran gewöhnt, ihn in Ruhe zu lassen; weil man ihn nicht mehr sah, wurde er vergessen.

Er hatte es gemacht, wie die Thiere des Waldes, er hatte sich auf die Seite gestohlen, um zu sterben.

Die Mutter verfolgte mit ungewissen Blicken den Fortschritt der Krankheit. Eines Tags, als der Vater auswärts beschäftigt war, stieg sie zu Ulysses hinauf und fragte ihn ganz leise, was er habe?

Ich leide, sagte er mit matter Stimme.

Die Mutter wurde unruhig, trat näher, die Magerkeit ihres Sohnes erschreckte sie, sie entfernte das grobe Hemd von seiner Brust, entdeckte hier die Verheerungen, stieß ein dumpfes Aechzen aus, ging wieder hinunter, brachte Essig nebst einigen Leinwandfetzen und fing an, ihren Sohn zu verbinden. Jeden Tag wiederholte sie dieß heimlich, indem sie die Zeit abpaßte, wo der Vater in das Wirthshaus ging. Ihre Hände waren ungeschickt, die Leinwand schmutzig; aber wie that es Ulysses wohl, wie wartete er auf diesen Moment, wie horchte er auf die verstohlenen Tritte der Mutter auf der hölzernen Treppe.

Um die nämliche Zeit ungefähr erkundigten sich der Pfarrer und die Schloßherren nach Ulysses und fragten, warum man ihm nicht mehr begegne?

Sobald man ihn krank wußte, besuchte man ihn, ohne große Hoffnung, ihm ein Vergnügen damit zu machen, irgend etwas von ihm zu erfahren oder ihm etwas beibringen zu können: ein so einfältiger Mensch! — Doch er litt, man mußte ihm Erleichterung verschaffen; er hatte eine Seele, man mußte sie trösten. Man entsetzte sich über seine Verlassenheit, über sein Uebel; Hilfe kam von vielen Seiten. Ulysses dankte erstaunt, immer gleich verschlossen. Er ließ sich nicht gehen, er fühlte, daß man Mitleid hatte, allein dieß versöhnte ihn nicht mit seiner abschreckenden Persönlichkeit. Im Gegentheil, ohne es zu wissen, blieb er noch niedergeschlagener.

Dann sprach man mit ihm von Gott, von dem Heiland. Ulysses hörte mit tiefem Ernste, mit nachdenklicher Miene zu, wie verwundert über diese unerwarteten Dinge; aber er sagte nichts. Nur wenn Diejenigen, welche mit ihm in dieser Weise sprachen, an die Thüre seines Speichers klopften, erhob er sich mit einem Eifer, den seine Kräfte nicht unterstützten, und öffnete ihnen rasch.

Dieß wiederholte sich öfters. Dann, als man des Hin- und Herredens müde wurde, auch die menschliche Unzulänglichkeit fühlte, nahm man zu dem Worte Gottes seine Zuflucht. Ohne zu wissen, was er davon fassen würde, versuchte man es, ihm einige Kapitel aus den Evangelien, aus den Psalmen, die Geschichte der Patriarchen, besonders das Leben Jesu vorzulesen. Man gab keine Erläuterungen, nur zwei oder drei Worte, kurz und einfach, mehr hätten nichts genützt. Unmerklich klärte sich Ulysses' Stirne auf, seine Augen belebte, seine Züge erhellte eine gewisse innere Zufriedenheit; nicht der frühere Ausdruck einfältiger Befriedigung, etwas Demüthiges, Bescheidenes, ja etwas Edles verbreitete sich über sein bleiches Gesicht. Ein oder zwei Male stellte er mit ruhiger Stimme, weder ängstlich noch dreist, Fragen, welche die Besucher staunen machten.

Diese Umwandlung ging nach und nach vor sich, wie Morgens der Tag zunimmt, mit gleichmäßigem, königlichem Schritt, wie Gott schafft, wenn er schafft. Es gab da keine Wolken, diese Sonne ging nicht zu-

rück. Keine Zweifel, keine Schrecken, auch nicht viele Kämpfe. Das Evangelium durchströmte plötzlich mit all' seiner Schönheit, mit all' seiner Kraft, mit allen seinen Süßigkeiten dieses des Glücks entwöhnte Herz. Dieses Herz strahlte. Jesus war der ohnmächtigen Seele in der Wüste begegnet, er hob das arme Kind auf und nahm es in seine Arme, Jesus war der erste, welcher ihn liebte. Deßhalb drang auch seine Stimme, als sie Ulysses vor allen andern vernahm, in seine Seele, und er folgte ihr. Zu zweifeln, etwas Anderes zu denken vermochte Ulysses nicht.

Er hatte gehört, er hatte geglaubt, mit aller Macht, mit jeder Fiber seines Wesens. Er liebte ohne Grenzen diesen Jesus, der ihn bei seinem Namen, bei seinem geschmähten Namen gerufen und der zu ihm gesprochen hatte: mein Sohn gib mir dein Herz. Es lag in seinem Glauben eine Art Frühlingsreinheit. Hier blühten wieder jenes Vertrauen, jene Kindlichkeit auf, welche früher als vereinzelte Lichtstrahlen in seiner unvollkommenen Natur aufgeflackert hatten.

Jesus war für ihn nicht jene Abstraktion, jener große Prophet, jener Gott, welcher im grauen Alterthum für uns gestorben ist und hoch über den Wolken in der Ewigkeit thront; auch nicht der Philosoph oder vortreffliche Gesetzgeber; er war sein Schöpfer, sein Erretter, der erst gestern unter unsäglichen Qualen am Kreuze gestorben ist, für ihn: „den Missethäter!" wie er sich nannte.

Ulysses hatte nie viel geklagt; jetzt klagte er gar nicht mehr. Kaum konnte man ihm ein Wort über die Leiden, welche ihn verzehrten, entlocken. Er hatte die Verheißungen der heiligen Schrift mit dem Vertrauen eines Kindes aufgenommen, welches seinen Vater sprechen hört. Er fühlte sie ganz nahe. Hoffen, in das Reich des Lichts eingehen, seinen Gott sehen, seinen Durst stillen, die unaussprechlichen Glückseligkeiten besitzen, von Ewigkeit zu Ewigkeit, war für ihn eine leichte und gleichsam schon vollbrachte Sache.

So lange er sich auf den Füßen halten konnte, sah man ihn sich in sein Loch schleppen, friedlich sinnend, den Blick in die Ferne gerichtet. Bald gehe ich fort! sagte er; dann setzte er sich auf den Rand seines schlechten Lagers, und eine solche Freude leuchtete aus seinen Zügen, die wenigen Worte, die er sprach, waren so voll Schwung, daß man sich von diesem gebrechlichen Geschöpfe gedemüthigt fühlte.

Ulysses hatte große Eile fortzugehen, zuweilen verließ ihn die Geduld. Wenn er es an der Zeit findet, kommt er! pflegte er zu sagen, oder nach der Ausdrucksweise des Dorfes: Er wird schon kommen!

Der Vater sah ihn nicht mehr; Ulysses konnte nicht herunterkommen, der Vater kam nicht hinauf. Der Eine und der Andere, welcher den Muth dazu hatte, ging, nachdem er das Dachstübchen verlassen, zu dem Schuhmacher hinein: Ihr Sohn ist sehr krank! Keine Antwort. — Er trägt es mit viel Geduld! Nichts. — Wenn Sie ihm .... Ein kalter, trockener Blick schneidet das Wort auf den Lippen ab.

Die Mutter fing an, ihren Sohn mit allen ihr noch übrig gebliebenen Kräften zu lieben. Sie begriff nicht recht, was in ihm vorgegangen war, aber sie hatte das Bedürfniß, ihn zu sehen, ihn zu hören. Wenn er mit ihr von Gott sprach, folgte sie ihm mit großer Aufmerksamkeit, wenn er betete, lag sie neben ihm auf den Knieen. Sie wurde nach und nach des Lichtes theilhaftig, in welchem ihr Sohn wandelte, sie empfing Freude durch Uebertragung, ein Glück aus zweiter Hand, wie die Strahlen des Mondes, das ihr aber doch von Gott kam. Sie fand, daß es sich hier gut weilte, sie befand sich wohl dabei, sie hätte gewünscht, daß es immer so fort gehen möge.

Allein der arme Knabe hatte genug gelitten.

Eines Abends küßte er seine Mutter mit zufriedenem Herzen und sagte zu ihr:

Mutter, wenn Du willst, daß wir zusammen bei Gott sein sollen, so mußt Du es glauben.

Ja! erwiderte die Mutter; sie schien ergriffen.

Sage dem Vater, er soll heraufkommen.

Dem Vater! widerholte die Mutter erschrocken.

Geh', Mutter!

So sprach er sonst nie mit ihr. Zitternd stieg sie die Treppe hinunter, indem sie sich an dem Geländer hielt, öffnete die Küchenthüre, die Stubenthüre und blieb auf der Schwelle stehen. Dieß dauerte einige Minuten; sie rührte sich nicht. Der Vater wendete sich um.

Was gibts? donnerte er.

Der Sohn .... Ulysses ....

Was solls mit ihm?

Er verlangt nach Dir, Vater.

Ein unmerkliches Beben machte die Hand des Vaters zittern: Ich habe keine Zeit.

Erschrocken kehrte die Frau um. Während sie die Thüre wieder schloß, rief ihr der Vater mit rauher Stimme nach: Morgen!

Beinahe freudig stieg sie hinauf.

Nun?

Er sagte morgen.

Morgen! wiederholte der junge Mensch mit seltsamem Lächeln.

Sie blieben lange beisammen; Ulysses sprach mit seiner Mutter über den Herrn Jesus mehr, als er sonst gethan hatte; dann als es spät wurde, ermahnte er sie, hinunter zu gehen, damit der Vater nicht zanke.

Die Mutter begriff weder rasch noch leicht, und doch lag ihr etwas auf dem Herzen, sie wäre gerne geblieben; aber die Tritte des Vaters, der unten auf und ab ging, ließen sich vernehmen.

Geh', Mutter! drängte Ulysses in demselben ernsten Tone. Er drehte sich gegen die Wand hinüber; sie warf noch einen langen Blick auf ihn, ging hinaus, horchte auf seinen Athem, sie wußte nicht warum, und stieg hinab.

In dieser Nacht kamen die Engel Gottes und holten Lazarus. Ohne Geräusch, ergeben, ging er hinüber.

Morgens stieg die Mutter besorgt hinauf; sie wunderte sich über die Unbeweglichkeit ihres Sohnes, über die große Stille; sie selbst brachte keinen Laut über die Lippen. Sie berührte ihn leicht mit dem Finger, dann

image
not
available

rück.
Kän
all'
seine
Die
See
auf
wel
als
See
der

mit
dies
sch
hat
ne
ten
fri
ko

gr
th
in
ve
E
K
er

n
d
d
t
t
i
s
f
e

i
i

Gem. von A. Braith

Gest. v. [illegible]

Auf der Alm.

[illegible]

stürzte sie mit einem Schrei, außer sich, die Treppe hinunter in das Zimmer, stellte sich aufrecht, gerade, zum ersten Mal in ihrem Leben vor ihren Mann hin und rief mit gellender Stimme, mit einer beinahe fürchterlichen Miene der Verzweiflung: Er ist todt!

Der Schuhmacher erbleichte, hustete; dann sah er sie mit seinen trüben, unstäten Augen, die kein Erbarmen kannten, an. Lange sah er sie an, bis sie wieder zusammensank und mit niedergebeugtem Kopfe, unsicheren Schritten, immer rückwärts gehend, in die Küche zurückkehrte, und dort sich in der Ecke des Herdes zusammenkauerte, wie gestern, wie seit einem Jahre, wie morgen, wie in zehn Jahren, so lange sie lebt.

Ein Besuch bei den Lappen von Karl Vogt.

Von wenigen Dingen in der Welt wird wohl so häufig ein gleich schlechter Gebrauch gemacht, wie vom Gelde; und am häufigsten wird dieses vortreffliche Hilfsmittel von reichen jungen Leuten mißbraucht, die weder wissen, wie Geld erworben wird, noch irgend welche Begriffe haben, wie es mit Nutzen und mit Schönheitssinn verwendet werden kann. Die Erfahrung lehrt es, daß von den aufgehäuften Reichthümern thätiger und energischer Vorfahren sich mehr als vier Fünftheile durch die schmutzigsten Kanäle verlaufen. Es ist deßhalb wohl einer Erwähnung, ja hohen Lobes werth, wenn ein junger Mann Reichthümer, die ihm von seinen Vorfahren herabvererbt worden und die er auf die vergänglichste Weise wie tausend Andere genießen könnte, zu Unternehmungen benützt, die ebenso seinem Geiste zur Ehre, wie der Menschheit zum Nutzen gereichen. Ein Herr Berna aus Frankfurt a/M. ist dieser junge Mann. Im Jahre 1861 rüstete er eine naturwissenschaftliche Expedition nach dem Nordkap, nach der Insel Jan Mayen und nach Island aus und zwar mit einer Munifizenz, deren sich manche fürstliche Mäcene, die sich ihres Mäcenatenthums wegen viel loben lassen, nicht rühmen können. Herr Berna hat damit ein Beispiel gegeben, das von großen Folgen sein, das die Wissenschaft, welche ohnehin ganz bürgerlich ist, mit der Zeit von Fesseln befreien kann, welche Fesseln sind, ohne es zu scheinen. Er lud zu dieser Expedition unter glänzenden Bedingungen mehrere Gelehrte, einen Maler, und einige andere Fachmänner, die nützlich sein konnten. Der namhafteste Gelehrte der Gesellschaft war Karl Vogt, und auch das ist an Herrn Berna zu rühmen, daß er sich gerade an diesen wandte, welcher den Geologen, Botaniker, Zoologen und Physiologen mit dem geistreichen Schriftsteller in einer Person vereinigt — ein Zufall, der in der deutschen Professorenwelt sehr selten ist. Professor Karl Vogt hat nun die höchst interessante Reise beschrieben und der talentvolle Maler Hasselhorst, ebenfalls ein Mitglied der Expedition, hat sie illustrirt. Dieses ganz aus bürgerlichen Kräften hervorgehende Prachtwerk wird demnächst bei Jügel in Frankfurt erscheinen. Uns ist es gegönnt, unsern Lesern eine Stelle dieses durch und durch interessanten und in jeder Beziehung belehrenden Reisewerkes schon jetzt mittheilen zu können. —

Wir gelangten zu einer kesselartigen Erweiterung des Thales, wo wir in der Ferne die Lappenkolonie gewahrten. Da die Lappen jedes Jahr hieherkommen, so hatte auch das ganze Etablissement einen Charakter der Stabilität, welcher sonst den Lappenwohnungen gänzlich abgeht. Zwei gewaltige, zirkelrunde Pferche waren in einiger Entfernung von den Hütten abgesteckt und brusthoch mit großen Steinen und stützenden Birkenstämmen eingezäunt. Die Oeffnung auf der einen Seite, breit genug, um einen Wagen durchzulassen, war mit Birken- und Fichtenstämmen verstellt und an dem einen Pferche, welcher gerade jetzt in Gebrauch schien, noch seitlich ein kleinerer umzäunter Raum angebracht, der, wie man uns sagte, für die stößigen Böcke bestimmt sei. In einiger Entfernung lagen die Baulichkeiten: zwei zirkelrunde Wohnhäuser oder Gammen, die im Innern etwa zwölf Fuß im Durchmesser hatten und auf dem flach kegelförmigen Dache eine Oeffnung zeigten, durch welche der Rauch hervorquoll; die Thür thalabwärts gegen Süden gerichtet, so niedrig, daß selbst ein Lappe nur gebückt hindurchgehen kann; die Wände von Steinen, deren Fugen mit Erde und Rasen verdeckt waren, und das Dach von Birkenstämmen gebildet. Neben den Gammen zeigten sich noch einige Gerüste, phantastisch von ästigen Birkenstämmen zusammengestellt, auf denen Tücher, Felle und verschiedene Geräthschaften in der Sonne trockneten, sowie eine Feuerstelle im Freien, über welcher an drei zusammengestellten Birkenstämmen ein Kessel am Feuer hing, in dem ein zäher Milchkleister mühsam brodelte.

Ein Rudel von kleinen spitznasigen zottigen Hunden von brauner oder schwarzer Farbe, welche zum Theil den Schwanz gestutzt hatten und vollkommen wie kleine Bären aussahen, kam uns mit heiserem Gebell entgegen, dahinter eine Schaar von Kindern in allen Größen, welche in ihren Rennthierblousen und enganschließenden Hosen äußerst drollig aussahen und vergebens die Hunde, die indeß bald gute Freundschaft mit uns machten, von uns abzuhalten suchten. Bald sammelten sich auch Männer und Weiber um uns her, von welchen einige den ihnen bekannten Handelsherren zutraulich die Hand reichten und uns einluden, näher zu kommen und in die Gamme einzutreten. Namentlich ein uralter Mann von 86 Jahren, zu einer wahren Mumie verschrumpft, mit einem krummgezogenen Beine, auf dem er mühsam einherhinkte, war sehr freundlich und machte die Honneurs der einen Gamme mit solcher Würde, daß wir unmittelbar an Afraja, die typische Figur des Mügge'schen Romans, erinnert wurden.

Freilich zerstörte man uns diese Illusion wieder, als man uns sagte, daß der Alte nur eine untergeordnete Rolle spiele und gewissermaßen zu dem dienenden Personale gehöre.

Wir traten in die Gammen ein. Die Feuerstelle, aus einigen Steinplatten zusammengesetzt, findet sich in der Mitte und nur in ihrer unmittelbaren Nähe ist es möglich, aufrecht zu stehen. Die nackte Erde umher bildet den Fußboden; an den Wänden, wo ein Europäer mittlerer Größe kaum sitzen kann, liegen Birkenreiser, über welche Rennthierfelle ausgebreitet sind. Ueber dem Feuer, im Rauche, hängen an Seilen runde Klumpen, von Ruß geschwärzt — man sagte uns, es seien Rennthiermagen, die einen mit Milch, die andern mit Blut gefüllt, das auf diese Weise Monate lang gut und frisch erhalten werden könne. An den Wänden herum hängt auch allerlei: einige kupferne Kessel und Pfannen, einige hölzerne Milchschalen mit einem Griffe, einige Körbe von Birkenrinde und ein paar pantoffelähnliche Gestelle, aus welchen etwas quakt. Bei näherer Betrachtung finden wir, daß diese aus kreuzweise übereinandergelegten Leder- und Birkenrindestreifen verfertigten Langkörbe Wiegen sind, in welchen einige Säuglinge fest eingeschnürt an dem Seile geschaukelt werden.

Wir flüchten uns bald aus diesen qualmigen, finstern, entsetzlich stinkenden Wohnungen in das Freie, wo unsere gütigen Wirthe einen Proviantkorb geleert haben, um welchen wir uns versammeln. Wir erschöpfen uns in Mitleidsbezeugungen über die armen Leute, die in solchen entsetzlichen Löchern hausen, zusammengedrängt wie die Häringe, denn unserer Schätzung nach, die auch von unseren Wirthen bestätigt wird, hausen hier wohl mehr als dreißig Köpfe mit ebensoviel Hunden, die nach gethaner Arbeit ebenfalls ihren Platz am Feuer beanspruchen. „Der Mann, dem das gehört," antwortet uns Konsul Holst, „ist durchaus nicht arm; er gehört zwar nicht zu den reichen, aber doch zu den wohlhabenden Lappen. Es ist jener Mann von etwa fünfzig Jahren mit dem faltigen Gesichte; das Weib, das dort am Feuer sitzt, ist seine Frau und das Mädchen neben ihr seine Tochter — eine ganz gute Partie, denn sie ist das einzige Kind und die Leute haben etwa 2000 Rennthiere, welche Sie im Durchschnitt zu 30 Franken das Stück ansetzen können, also ein Vermögen von etwa 60,000 Franken in Vieh. Außerdem aber hat der Mann noch etwa 1000—1200 Speziesthaler baar in der Bank liegen, die ihm Zinsen zu 6 Prozent tragen, und dieser Kapitalstock vermehrt sich mit jedem Jahre. Sie sehen also, daß die Leute gar nicht so arm sind, und wenn sie ihre Rennthiere verkaufen und das Geld auf Zins legen wollten, ganz gut von ihren Renten leben könnten. Statt dessen ziehen sie es aber vor, mit ihren Rennthieren über Berg und Thal zu ziehen, in ihren Gammen in Schmutz und Ungeziefer aller Art zu leben, und sie sind so sehr auf dieses Leben erpicht, daß selbst diejenigen, welche man in anderer Weise hat erziehen wollen, stets wieder aus der Civilisation in die alte Lebensweise zurückkehrten."

„Einige Civilisation läßt sich doch schon unter ihnen bemerken," wendeten wir ein; „denn das Verhältniß zwischen Herren und Dienern, wie es hier zu herrschen scheint, ist doch wohl ein Produkt der Civilisation, und der Umstand, daß sie Geld auf Zinsen legen, statt es zu vergraben, scheint auch nicht für primitive Einfachheit sprechen zu wollen."

„Das Verhältniß zwischen Herren und Dienern," antwortete man uns, „ist gewissermaßen ein patriarchalisch-feudales. Nicht der Einzelne dient, sondern eine ganze Familie: der Besitzer der Heerde, der einen Diener annimmt, nimmt alles mit in Kauf, Weib, Kind und Kegel, und gewöhnlich sind die untergeordneten Familien eben so alt als die besitzenden und schon seit Generationsfolgen bei diesen eingebürgert. Zuweilen ist es auch eine Art Associationsverhältniß. Ein Lappe, der bisher selbständig war, verliert durch einen Unglücksfall, einen Schneesturm, eine Seuche, einen Theil seiner Heerde, so daß er von dem übrigbleibenden unmöglich leben kann. Bei der wenigen Milch, welche die Rennthiere geben, gehören wenigstens hundert Stücke dazu, um einer Familie hinreichende Nahrung zu geben, und wenn die Heerde unter diese Zahl herabgesunken ist, so muß der unglückliche Lappe, will er nicht Hungers sterben, sich mit einem andern associren. Er leistet diesem dann alle Dienste und erhält dafür einen Antheil an dem Gewinne, der im Verhältnisse seines Zuschusses zu der Heerde berechnet wird. — Was aber das Anlegen von Kapitalien betrifft, so ist das Vergraben und Verstecken von Geld und Metallen, wie sie es früher wohl zu thun pflegten, ein längst überwundener Standpunkt. Ueberhaupt müssen Sie nicht glauben, daß diese Lappen so ungebildet seien: sie können fast alle lesen und schreiben, besitzen meist außer der Bibel noch einige Schul- und Rechenbücher und verstehen sich ganz vortrefflich in der doppelten Buchhaltung, welche sie mit den Kaufleuten führen, zurecht zu finden."

Die Lappen, die wir hier sehen, sind alle sehr klein; wir ragen mit ganzer Kopfeslänge über sie hinaus. Der Körper ist schwach und zierlich, namentlich Füße und Hände sehr klein, Knöchel und Handgelenke fein und schmal. Wir sehen nur einen einzigen mit schwarzen Haaren, bei allen übrigen sind sie braun oder blond, schlicht und fallen bei den Männern bis auf den Nacken, während die Weiber sie auf dem Wirbel zusammenbinden. Breite Backenknochen, schmalgeschlitzte, aber horizontal stehende Augen, breite Mäuler, Stumpfnasen und eine leichte gelbliche Färbung des Gesichtes zeigen die mongolische Rasse an. Der Anzug besteht aus einer weiten Blouse von Rennthierfellen oder grobem Wollenstoff, die um den Leib mit einem breiten Ledergürtel gehalten wird, in welchem auf der einen Seite ein langes, plumpes Messer in einer Lederscheide, auf der andern Seite ein sehr flacher, runder Löffel mit geschnitztem Stiel in einem Täschchen hängt, das aber durch eine Strippe zusammengezogen werden kann, an deren Ende einige bunte Wollfransen und runde Metallknöpfe angebracht sind. Die Blouse wird möglichst in die Höhe gezupft, so daß sie sackartig um Brust und Rücken hängt und der Lappe birgt in diesem Sacke — denn Taschen hat er nicht — seine sämmtliche fahrende Habe, so daß sie manchmal, wenn sie aus der Stadt zurückkommen, mit ihren ausgestopften Blousen ganz seltsam aussehen. Um die dünnen, wadenlosen, krummen Beine sind lederne enganliegende Gamaschen geschnürt, welche bis zu den

Knöcheln reichen. Die Füße stecken in sogenannten Komagern, sehr kurzen, plumpen, aus ungegerbten Rennthierfellen gemachten Schuhen, mit aufwärts gebogener Spitze, welche den chinesischen Schuhen täuschend ähnlich sehen. Die Komager werden innen mit Stroh, Riedgras oder Rennthierhaaren ausgefüllt, ihre obern Klappen über die Knöchel herübergezogen und dann mit gedrehten Sehnen so fest gebunden, daß die Füße vollkommen, wenigstens gegen Fliegen, geschützt sind. Gegen Wasser freilich nicht, denn wir machten später auf dem Schiffe die Erfahrung, daß das Wasser vollkommen eindringt, wie denn auch der Komager durchaus nicht gegen die Unebenheiten des Bodens schützt, so daß er für unsere verwöhnten Sohlen eine sehr schlechte Fußbekleidung abgeben dürfte. Die Lappen aber scheinen durchaus kein Gefühl für Steine oder Dornen zu besitzen, so behend springen und laufen sie über den felsigen Boden. Das Kostüm der Weiber unterscheidet sich von demjenigen der Männer nur durch eine längere Blouse, welche bis über die Kniee hinunterreicht und mit einigen rothen oder blauen Wollenstreifen verziert ist, durch ein Halstüchelchen von bunter Farbe, welches um den Nacken geschlungen wird, und durch eine Art Haube, die einen aufrechtstehenden, mit Flittern verzierten Kamm hat und mit rothen Bändern festgebunden wird. Die Männer tragen dagegen eine Art von runder Schlafmütze von blauem Wollenzeuge, die bis über die Ohren und Augen herabgezogen wird und mit einem rothen Busche auf dem Wirbel geziert ist. Einige unter den jungen Männern glänzen als Dandies mittelst eines Cachenez, dessen beide Enden sorgfältig parallel über der Brust herunterhängen.

Die ganze Gnomenbevölkerung — denn den Eindruck von Koboldеn machen die kleinen krummbeinigen Wesen in der That — ist bald lachend, schwatzend und schäkernd um uns versammelt und mit unserer Musterung beschäftigt. Die Erwachsenen erscheinen mir wenig anziehend in ihren Gesichtszügen, doch soll es zuweilen junge Mädchen geben, die, wenn nicht für Schönheiten, doch für ganz niedliche Wesen gelten könnten. Da wir unter den Lappländern einen größer gewachsenen, stämmigen Burschen mit röthlichem Haar bemerken, wird uns in der That gesagt, daß derselbe der Sprößling eines Normanns mit einer Lappin sei; daß aber Verbindungen dieser Art nicht häufig vorkommen, sucht einer der jungen Leute, die uns begleiten, durch Hinweisung auf den unerträglichen Schmutz, der sich überall zeigt, begreiflich zu machen. In der That starren alle förmlich von Schmutz und Ungeziefer, was wir um so mehr bedauern, als ein paar Kinder bei der Gesellschaft sind, so drollig, pausbackig und lustig, die so niedlich unter sich und mit Hunden spielen, daß man sie hätte küssen mögen. Freilich hätte sich der Ausweg finden lassen, den einer meiner Bekannten wußte, als er in der Nähe von Grindelwald einen prächtigen Jungen von etwa drei Jahren erblickte, den er zur Erinnerung an seine Sprößlinge zu Hause gerne geküßt hätte. Der Bengel war aber so schmutzig, daß mein Freund die Mutter herbeirief, und sie bat, den Jungen zu waschen. Diese war auch bereit hiezu, wenn der Herr ihr die Mühe vergüten wolle, und nach einigem Handeln kam man überein, daß mein Freund für 3 Batzen seine Lust büßen könne. Vielleicht wäre es schwer gewesen, den Lappen einen Wunsch dieser Art begreiflich zu machen, und so begnügten wir uns denn, den Kindern aus der Ferne zuzuschauen, wobei uns namentlich ein kleines Bürschchen, kaum drei Faust hoch, außerordentlich amüsirte, das kaum reden, noch gehen konnte, sich aber doch mit seinen krummen Säbelbeinen über die Maßen abmühte, einige versprengte Rennthiere mit Hilfe der Hunde in die Nähe des Pferches zu treiben.

Jetzt sollten die Rennthiere von den benachbarten Höhen herunterkommen, und mit gespannter Aufmerksamkeit wurden Ferngläser und Operngläser nach dieser letztern Gegend gerichtet. Namentlich des Professors Binocle, ein Instrument von ungewöhnlicher Schärfe und Klarheit aus der Fabrik seines Freundes Oberhäuser, zog die Lappen mächtig an, es wanderte von Hand zu Hand und jeder konnte offenbar nicht genug sich darüber verwundern, wie deutlich er die Gegenstände erblicke. Der Besitzer der Heerde kam auch in der That nach einiger Zeit mit der Anfrage herausgerückt, wie theuer wohl das Instrument sei? und als ihm der Professor eine unverhältnißmäßige Summe nennen ließ, schien er trotzdem nicht abgeneigt, den Kauf einzugehen.

Gegen 9 Uhr Abends kam es endlich nach langem Harren über den Berg herüber wie eine Lawine von helleren und dunkleren Granitblöcken, die über die Halden hinabrauschte, durch die Birkenbüsche sich durchdrängte und bald in den Rünsen der Bergwand unsern Blicken entschwand, bald wieder auftauchte und in das Thal sich hinabsenkte. Die vordern Rennthiere waren schon unten, als die hinteren noch über den Bergrand herüberkamen. Es war offenbar eine ungeheure Heerde von 1000 bis 1500 Stück. Hätte man uns aber nicht aufmerksam gemacht, von wo sie herkamen, so glaube ich kaum, daß wir sie entdeckt hätten, so vollkommen glich die ganze Heerde dem Gesteine, welches die Bergwand deckte. Erst als sie näher kamen, unterschied man die Bewegungen, dann auch die Führer oder Hirten, vier kleine Kerle, jeder von zwei zottigen Hunden begleitet, und mit langen Springstöcken versehen, mittelst derer sie mit außerordentlicher Behendigkeit über Steine, Moosflächen und Bachbecken sich hinüberschwangen. Die Rennthiere ließen sich von den kleinen Hunden ganz ebenso treiben wie Schafe, und in gleicher Weise wie unsere Schäfer wußten die Lappen ihnen durch Steinwürfe, Zurufe oder Winken mit dem Stocke anzugeben, was sie zu thun hatten. Ein solcher wohldressirter Hund ist in der That der größte Reichthum eines Lappen und wird von demselben nicht nur mit der größten Zärtlichkeit behandelt, sondern auch mit theuern Preisen bezahlt. Sagte uns doch der Herr der Heerde, daß er einen dieser Hunde, der wirklich nur durch seine ausnehmende Häßlichkeit irgendwie sich bemerklich machen konnte, der aber als eine Berühmtheit in seiner Spezialität anerkannt war, mit fünfzig Speziesthalern bezahlt habe, ein Preis, den unsere Gastfreunde nicht zu hoch fanden.

Es kostete einige Mühe, die Rennthiere in den Pferch zu bringen, und Hunde und Menschen hatten genug zu thun, um sie auf weiten Umwegen um die Gammen herum bis in die Nähe desselben zu hetzen. Einige störrische Bestien brachen nichts desto weniger durch auf die Seite; da sie indessen entweder junge, noch nicht Milch gebende Kälber oder Böcke waren, so ließ man sie laufen. Die

meisten Rennthiere hatten kaum aufgesetzt und trugen erst noch Stangen, nur einige wenige Böcke hatten prachtvolle Geweihe, die noch mit schwarzem, wolligem Bast überzogen waren, sich aber deßhalb nur um so imposanter ausnahmen. Bemerkenswerth schien uns, daß die Schaufel, welche als Augenzacke von dem Geweihe horizontal nach vorne abgeht und gerade über der Stirne steht, sich meistens nur auf der einen Seite entwickelt, auf der anderen aber verkümmert, so daß die große Mehrzahl derjenigen Thiere, welche Geweihe aufhatten, nur eine einzige Schaufel über der Stirne zeigte.

Ein prachtvoller Bock mit hohem schwarzem Geweih war offenbar der Führer, der Leithammel der Heerde, die ihm, von den Hunden getrieben, eng auf einen Klumpen zusammengedrängt folgte. Erst als die Thiere in unsere Nähe kamen, hörten wir in einer Entfernung von dreißig Schritten das eigenthümliche Knacken der Gelenke, etwa wie elektrische Funken; in noch größerer Nähe hörte es sich an, wie Platzregen, der wider Fensterscheiben schlägt, oder wie das Rauschen in einer stark besetzten Seidenwürmerzucht, wenn die Raupen gerade fressen. Der Ton klingt durchaus nicht, wie wenn die Hufe gegen einander schlügen; es hört sich vielmehr an, wie ein leises Knacken von Gelenken oder von Sehnen, welche an den Rollen ihrer Knochen abgleiten. Außerdem aber lassen die Thiere und besonders die jüngeren, während der Bewegung beständig einen kurzen, sonderbar abgebrochenen, rauhen Gurgelton hören, den ich nur dem Rülpsen vergleichen kann. Von tausend Gurgeln wiederholt, macht das ein ganz eigenthümliches Glockenspiel.

Wir standen in der Nähe des Pferches. Der Leitbock, welcher uns nun erst zu gewahren schien, stutzte plötzlich, warf den Kopf zurück, schnoberte nach uns hin und schien, die Gegenwart von Fremden erkennend, rechts umdrehen und das Weite suchen zu wollen, als schnell einer der Lappen vortrat, ihm eine Schlinge um das Gehörn warf und ihn nun mit sichtlicher Anstrengung, troz alles Sträubens, in den Pferch hineinzog. Wie ein Waldstrom drängten die übrigen nach und erfüllten bald den ganzen Pferch so, daß sie kaum sich zu rühren vermochten. Nun kamen alle Männer, Weiber und Kinder, die einen mit flachen Holzschüsseln, die andern mit Schlingen, welche sie den einzelnen Thieren um den Kopf warfen, den sie so gewaltsam zur Erde niederbogen, worauf das Thier still hielt, um sich melken zu lassen.

Wir hätten um keinen Preis von dieser Milch kosten können. Die Rennthiere hären sich gerade und tauschen den dunkeln, dünnern Sommerpelz gegen den dicken, grauen Winterpelz ein, den man ihnen handvollweise ausrufen kann. Sie sehen deßhalb auch ganz ruppig und schädig aus, da an einzelnen Stellen die Winterhaare noch festhalten, während sie an andern schon losgegangen sind. Nun rauft aber jeder Melker mit seinen urschmutzigen Händen dem Thiere eine Hand voll Haare aus, reibt damit die Euter, um die Zitzen zu entwickeln, und milkt dann die wenige Milch — denn ein großes Rennthier gibt kaum mehr als ein Weinglas voll — mit so wenig Vorsicht, daß stets Haare und Mist in der fetten rahmartigen Flüssigkeit umherschwimmen. Wir hätten gerne dem Berliner nachahmend gesagt: ein ander Mal bringen Sie mich Milch alleene und Haare alleene; da wir aber billig bezweifeln mußten, daß dieser Ausruf höchster Civilisation verstanden werde, so zogen wir vor, uns jeglichen Kostens zu enthalten. Die Lappen dagegen und vor allem der alte Afraja, der mit großer Behendigkeit trotz seines Hinkefußes unter den Thieren umherkroch, schlürften die Milch mit großer Begierde und kauten dazu grüne Pflanzenstengel, welche die Hirten ihnen mitgebracht hatten.

Es waren die Stengel der Engelwurz (Angelica archangelica), die überall im Norden für ein vortreffliches Präservativ gegen den Scharbock gilt. Sie wächst in großer Menge auf allen Bergen und zu unserer Ueberraschung fanden wir sie manchmal an geschützten, warmen, feuchten Orten über mannshoch, mit zolldicken Stengeln und tellergroßen Dolden. Für die Frauen und Kinder der Lappen sind die Stengel, welche der von der Hut heimkehrende Gatte und Vater mitbringt, offenbar dasselbe, wie das Zuckerzeug, das der civilisirte Mensch aus den Städten seinen Angehörigen mitbringt. Die Begierde, womit die Kleinen sich um die Heimkehrenden drängten, die Freude, womit sie ihre Stengel haschten, und die Befriedigung, womit sie hineinbissen, hätten gewiß nicht größer sein können, wenn es Chokoladetäfelchen gewesen wären.

Taube Blüthen.

Von **Ottilie Wildermuth**.

3.

In goldener Sommerfrüh führten sie einen Sarg hinaus, reich bedeckt mit Blumen und Kränzen, all das traurige Schwarz war überkleidet mit der bunten Herrlichkeit, ein Zug blühender junger Mädchen folgte dem Sarge, es war ein Mägdlein von sechzehn Jahren, das sie zur Ruhe geleiteten.

Sechzehn Jahre! wer denkt sich da nicht eine liebliche Rosenknospe? ein blühendes, fröhliches Geschöpf, so recht in der ersten, hellen Lust und Freude des Daseins, und blickt mit tiefer Wehmuth der Schlummernden nach, die so frühe scheiden mußte, so lange ihr das Leben noch so schön war.

Ach, dem ist nicht so, und wer das Kind gekannt hat, der seufzt: wie gut hat's doch der liebe Gott gemacht, daß er das arme Geschöpf heimgerufen hat!

Der gelehrige Schüler.

Wer den Werth des Lebens nur in dem sucht, was er genossen und was er gethan hat, für den ist dieß Leben ein vergebliches gewesen, denn die, die sie nun einsenken unter dem Gesang:

Ei wie so selig schläfest du
Nach manchem schweren Stand,

die hat nichts genossen hienieden und nichts gethan, — sie hat nur gelitten. Doch nein, das wäre zu viel gesagt, sie hat auch geliebt und hat Liebe genossen, darum ist sie freilich kaum eine taube Blüthe zu nennen. So früh hatte die Leidensschule begonnen für die arme Gertrud, daß sie sich nie einer Zeit erinnerte, wo sie gesund und fröhlich gewesen wäre, nie einer Stunde ganz frei von Schmerzen. So lange sie wußte, lag sie im Bette oder saß im Lehnstuhl, gekrümmt, gelähmt, von Gliederweh oder von Brustschmerzen gequält. Die Mutter erinnerte sich wohl noch, daß sie einst ein liebliches kleines Kindlein gewesen, weiß und roth mit blauen Aeuglein, den klaren blauen Augen, die auch bis zum Tode noch die einzige Schönheit des schmerzverzogenen Gesichtchens blieben. Aber früh hatte das Leiden angefangen: die englische Krankheit, und wer weiß, was für andere Krankheiten noch, hatten gar bald das zarte Kind befallen, und das einzige Wunder war nur, wie es so lange hatte leben können.

Und doch hat sie nicht geklagt und doch hatten die schmalen Lippen ein Lächeln, die blauen Augen einen freundlichen Blick für Jeden, der an ihr Schmerzenslager trat. Nicht einmal hatte sie gefragt: „Mutter, warum muß ich so viel leiden?“ sie fragte nur: „Mutter, warum sind denn alle Leute so gut gegen mich?“ und wenn die Mutter fragte: „Warum klagst Du denn nie, arme Gertrud, wenn Du so viel Schmerzen hast?“ da antwortete sie lächelnd: „ei, das wäre langweilig für Euch, wenn ich immer seufzen wollte, da käme Niemand mehr gern zu mir! Dir allein sag' ich's wohl, Mütterlein,“ und sie ließ das müde Haupt an der Mutter Brust sinken: „Du bleibst doch bei mir!“

Die Mutter freilich, die wachte über ihr mit doppelter Liebe und war unermüdet, alles aufzufinden, was ihr Leiden lindern, die einförmigen Tage erheitern konnte; fröhlich konnte nun die arme Kranke wohl nicht sein und ein lautes Lachen hatte man nie von ihr ge-

hört, aber heiter konnte sie werden und ihr Lächeln hatte etwas unbeschreiblich Liebliches, wenn es einem auch die Thränen in die Augen trieb.

Auch einförmig dünkte ihr das Leben nicht, das Andern so unendlich trostlos erschien; sie erlebte gar viel und mancherlei: eine neue rosenrothe Bettdecke schon war ein erfreuliches Ereigniß, alle kleinen Familienfeste wurden vor ihrem Bette gefeiert, sie selbst mit ihren schwachen Händchen ordnete die Geburtstagsbescherung und lächelte glückselig über die Ueberraschung des Beschenkten. Zu Ostern wurden die bunten Eier in ihrem Stübchen versteckt, sie saß dann meist schneeweiß angekleidet in dem bequemen Lehnstuhl, den ihr die Großmutter geschickt, und vergaß für eine Weile ihre Schmerzen in dem Interesse, mit dem sie den kleinen Geschwistern zuschaute beim Suchen, bis endlich die verborgenen Schätze gefunden waren. Auch für sie selbst fanden sich immer noch kleine Ueberraschungen, obschon all der Schmuck des Lebens, all die kleinen Bedürfnisse, um die sich Mädchenwünsche sonst drehen, für sie nicht vorhanden waren. Sie brauchte kein neues Kleid, keinen Sommerhut mit Rosabändern, keine künstlichen Blumen und seidenen Schleifen, kein Sonnenschirmchen, kein Arbeitstischchen mit zierlichem Geräth, — aber sie brachten ihr schöne Blumengläser mit immer frischen Blumen, Kleinigkeiten zum Schmuck ihres Zimmers, ein goldgelbes Kanarienvögelchen in einem glänzenden Kafig, hübsche Bilder und Bücher. Vor allem Bücher! Da glänzten ihre blauen Augen und das lieblichste Lächeln erhellte ihr mattes Gesicht, wenn ein neues Buch kam; „ach lieber Gott," konnte sie aus tiefster Seele sagen, „wie gibt es doch so viel Gutes und Schönes!"

Aber all diese kleinen Freundlichkeiten können doch nur kurze Sonnenblicke werfen in ein so trauriges Dasein, von ihnen konnte das Friedenslicht nicht ausgehen, das über diesem kranken Antlitz lag. Es war auch nicht immer so gewesen. Die Krankheit hatte früher noch Zwischenräume gelassen, in denen die Hoffnung auf Gedeihen und Genesung wieder auflebte, und die Mutter hatte Liebe und Zärtlichkeit, hatte aufopfernde Pflege für sie, — Ergebung in des Kindes Leiden hatte sie nicht. Sie wollte dieß Leben gewaltsam dem Leiden abringen, sie gebrauchte Aerzte, Hausmittel, Wundermänner, Kuren aller Art, in jede setzte sie wieder ihre Hoffnung und weckte diese Hoffnung bei dem Kinde selbst; sie kaufte ihr hübsche Kleider und legte sie bereit, daß sie darin ausgehen könne, wenn es nun bald besser werde, sie erzählte ihr von allen Freuden der Welt, die für die Gesunden blühen, um sie zu erheitern und ihre Hoffnung zu beleben, — vergeblich; auf gute Tage folgten wieder schlimme Wochen und Monate, sie mußte Kleid und Hütchen wieder in den Kasten tragen, damit ihr Anblick das arme Kind nicht betrübe. Das alles erhielt die Kranke nur in peinlicher Aufregung und die Mutter war nahe daran, die Vorsehung anzuklagen, die dem armen Kind auch nicht die kleinste Freude gönne; Gertrud selbst wurde mitunter verstimmt und übellaunig, verbittert gegen die Frohen und Gesunden.

„Wir wollen beten, Gertrud, recht ernstlich beten," sagte endlich die bekümmerte Mutter, „ach, ich habe ja so oft schon vergeblich gebetet um Deine Gesundheit, nun wollen wir es miteinander thun; ist ja doch verheißen in der Bibel: wenn Zwei unter euch Eins werden um was sie bitten wollen von meinem Vater, das wird er euch geben — so muß er's doch gewähren." Und sie beteten heiß und inbrünstig, Mutter und Kind; von der Zeit an begann Gertrud, deren Geist sich unter allen Leiden früh entwickelt hatte, selbst in dem heiligen Buche zu lesen und zu forschen, aus dem sie gerne bis jetzt den einzelnen Geschichten und frommen Sprüchen gelauscht hatte.

Auf kurze Besserung folgte wieder ein trauriger Rückfall. Mit unsäglicher Herzensbitterkeit saß die arme Mutter, als der heftige Anfall vorüber war, an dem Schmerzenslager des Kindes: „es ist alles vergeblich," sagte sie mit tonloser Stimme und ihr trüber Blick sah erstaunt auf dem bleichen Gesichtchen ein so liebliches, friedevolles Lächeln, wie nie zuvor.

„Ist Dir's besser, arme Gertrud?" fragte sie.

„O viel besser in meinem Herzen," sagte die Kranke leise, „es war nicht vergeblich gebetet, Mutter."

„Aber Du bist ja schwächer als je, Du armes Kind!"

„Der Herr hat mir doch keinen Stein gegeben für Brod," sagte Gertrud mit sanftem Lächeln, „ich weiß nun, daß er mir etwas Besseres geben kann, als Gesundheit, es ist mir so wohl im Herzen, o Mutter, jetzt kann ich gerne warten, bis ich gesund werde, oder — bis ich heim darf."

„Aber er hat unser Gebet doch nicht erhört!" warf die Mutter ein, die für das sanfte, geduldige Kind noch viel heißeres Mitleid fühlte, als zuvor für das klagende.

„Wir haben nicht so gebetet, wie der Heiland selbst, mit dem Schlusse: nicht wie ich will, sondern wie Du willst!" sagte Gertrud, die in den letzten Tagen gar viel über das alles nachgedacht.

„Aber der Herr hat alle Kranke geheilt, alle! kann er das nicht jetzt noch?" beharrte die Mutter mit dem Eigensinn eines kranken Herzens, während es ihr doch süß und wunderbar klang, sich trösten, ja belehren zu lassen von dem Kinde, das so schwach und hilflos vor ihr lag.

„Das war ja zu der Zeit, wo sie alle noch nicht wußten, daß es der Herr war," sagte Gertrud mit der zweifellosen Sicherheit eines gläubigen Herzens, „da mußten sie ihn erst erkennen lernen; wir wissen das jetzt alles gewiß und brauchen kein neues Wunder mehr, wir können wohl Geduld haben, wir sind ja sicher, daß ein seliger Himmel auf uns wartet."

Und dieser selige Friede blieb dem Kinde eigen durch alle Leidenstage, die sie noch zu durchleben hatte; jetzt erst, nun sie ihre Seele und all' ihr schmerzliches Geschick ganz in Gottes Hand gelegt, fand sie auch die Fähigkeit, sich am Kleinsten zu freuen, und die Geschwister, die sonst nur aus Pflichtgefühl mit einer gewissen Scheu sich der kranken Schwester genaht hatten, fühlten unbewußt die reine höhere Lebensluft, die das kranke Kind umwehte, und ihr Stübchen wurde allmälig der liebste Sammelplatz der kleinen Familie.

Arbeiten konnte sie selten; die wenigen Kleinigkeiten, die ihre verkrümmten Fingerchen mühsam zu Stande gebracht, wurden mit bewunderndem Jubel aufgenommen und wie Kleinode verwahrt. „Das hat unsere Gertrud gemacht!“ rühmten die Geschwister und konnten nicht begreifen, daß Andre nicht in gleiches Erstaunen über diese kümmerlichen Arbeiten geriethen. Aber lernen wollte sie, mehr als für ihre schwache Kraft zuträglich war; mit ihren hellen klugen Augen sah sie so verständig in die Augen des Lehrers, machte so eingehende, ernste Fragen, daß der meinte: „man muß sich wahrhaftig zusammennehmen bei dem kleinen Mädchen.“ Man gestattete ihr nur wenige Lehrstunden mit Rücksicht auf ihre zarte Gesundheit, aber sie hatte so gut Zeit zum Nachdenken und that das in jedem etwas schmerzfreien Augenblick. „Warum plagst Du Dich denn mit Lernen, Gertrud?“ fragte der Bruder, dem Grammatik und Wörterbuch keineswegs als Genußmittel erschienen, „Du brauchst's ja nicht, Du kommst doch nicht unter die Leute, an Deiner Stelle thät' ich nur unterhaltende Geschichtenbücher lesen!“

„Weißt Du,“ sagte Gertrud, „ich habe einmal gelesen, all' unsere Stunden seien Fruchtkörner, uns gegegeben, daß sie verarbeitet werden zu Brod, das uns nähre und stärke in Zeit und Ewigkeit, da denke ich denn, wenn ich gar nichts thue, so ist's, wie wenn ich das Korn auf den Boden werfen würde, wo es verdirbt, darum will ich lieber probiren, Brod daraus zu gewinnen.“

Neben all' der kindlich rührenden Freude, mit der sie an den kleinsten Gaben des Lebens sich ergötzen konnte, lebte eine tiefe, geduldige Sterbenssehnsucht in dem Kinde, das war so natürlich, obschon es nicht so ist bei allen schwer Leidenden; sie war so ganz, so vollkommen daheim mit ihren Gedanken in der seligen Heimat, die sie erwartete, so fertig, in jedem Augenblick zu gehen! Aber sie wurde nicht so bald gerufen!

Der Tod kehrte ein in dem Hause, er nahm nicht das müde, sterbensfreudige Kind, die Mutter war es, die heimgerufen wurde inmitten ihres Tagewerks, die mit schwerem, sorgenvollem Herzen den Kreis ihrer Kinder überblickte, vor allem ihr Schmerzenskind, dem sie noch so nöthig war. „O, ich wollte, ich könnte Dich mit mir nehmen!“ seufzte sie aus tiefstem Herzen, wenn die arme Gertrud sich mühsam an ihr Lager geschleppt hatte und durch die strömenden Thränen sie so innig liebevoll ansah. „Bitte Gott, daß ich bald kommen darf!“ war alles, was Gertrud erwidern konnte. So wie die Andern konnte sie nicht klagen und jammern an der Leiche der Mutter, sie mußte es ihr so gönnen, daß sie schon heim durfte, Sterben dünkte ihr so schön! Sie klagte nie über das Vermissen all' der kleinen Liebesdienste, die ihr die Mutter geleistet, auch war ein freundlicher Wettstreit unter den Geschwistern, sie nichts vermissen zu lassen, und das kranke, schwache Kind wurde allmälig zur geistigen Autorität des Hauses. „Gertrud ist so gescheidt,“ wurde oft mit Stolz von ihnen gerühmt, wenn sie einen Ausspruch Gertruds erzählten. In Gertruds Stübchen wurde die Morgen- und Abendandacht gehalten, Gertrud überhörte geduldig alle Schulaufgaben und half nach bei Aufsätzen. „Zu viel darfst Du mir nicht sagen,“ meinte zwar die Schwester, „weißt, was Du sagst, ist gleich so schön, dann merkt der Herr Maier, daß ich's nicht selbst gemacht!“ Alle kleinen Anliegen und Sorgen des mutterlosen Hauses wurden Gertrud vorgetragen, weil Gertrud so gescheidt war! „Sagt mir's nur am Abend,“ bat sie, „dann kann ich mich bei Nacht darüber besinnen.“ Das arme Kind genoß selten eine Stunde ruhigen Schlafs! Und am Morgen hatte sie sich dann besonnen, gab lächelnd ihre Meinung ab, und freute sich innig wenn ihr Rath gut und brauchbar gefunden wurde. Sie redete nicht viel von der verstorbenen Mutter, aber sie schien in stetem Verkehr mit ihr zu leben, in geduldiger Hoffnung, ihr bald zu folgen; nichts machte sie betrübt, als die Bemerkung des Doktors, die sie einst gehört: daß Leute wie sie steinalt werden können.

Eine zweite Mutter kam in das verwaiste Haus, ein jugendlich anmuthiges Gesicht beugte sich über die arme Kranke und versprach ihr, mit mütterlicher Treue ihrer zu pflegen. Sie hat Wort gehalten und mit inniger Liebe rankte sich das schwache Pflänzchen an der neuen Stütze empor. Mit frischem Muthe begann die junge Mutter allerlei Versuche, dem Kinde aufzuhelfen — es war vergeblich, aber Gertrud empfand die Liebe darin und schmiegte sich glückselig an die schöne, junge Mutter, wenn sie hie und da an ihrer Seite in's Freie fahren durfte. „Es ist so schön, daß Du da bist,“ sagte sie, „so haben wir eine Mutter im Himmel und eine auf Erden, und wenn ich sterbe, so sind die Andern nicht allein.“

Es blieb nicht lange so. Die junge, blühende Frau starb schnell und das leidensvolle Dasein der armen Gertrud sollte noch nicht enden! Sie war fast noch schmerzlicher betrübt, als bei dem Tode der ersten Mutter, sie konnte es dießmal viel schwerer begreifen, warum es so kommen mußte; „aber ich werde es bald erfahren,“ sagte sie endlich in stiller Ergebenheit.

Allzulange durfte sie nicht mehr warten, doch sie mußte noch den Kelch des Leidens bis auf die unterste Hefe leeren. Aber sie blieb geduldig und ergeben, freudig in ihren lichten Augenblicken, in seliger Erwartung des nahen Zieles.

Die schönste der Blumen, Grandiflora, die Königin der Nacht, die nur wenige Stunden inmitten der Nacht ihre stille Schönheit enthüllt, schließt die weißen Blätter über dem goldnen Kelch, ehe sie welkt, und nie hat ein irdischer Morgen ihre strahlende Lieblichkeit gesehen.

Diese Blüthe, deren verborgene Schönheit kein irdisches Auge gesehen, schloß sich auch noch vor dem Welken; ihre letzten Stunden waren unbewußt, unbewußt wenigstens der Leiden, der schweren Kämpfe, welche endlich die schwache Hülle sprengten; ob die Seele in diesen dunklen Stunden geheimen Zwiesprach gehalten mit dem Herrn, der ihr nun die Pforten der ewigen Heimat offen hielt — wir wissen es nicht.

Wird sie nun wohl ihr trübes Dasein beklagen, wird sie eine der jungen Wesens beneiden, die in frischer Blüthe und gesunder Kraft, in fröhlichem Genusse des

jungen Lebens, in heiterer Erwartung künftiger Freuden neben ihr aufgeblüht sind? — ich glaube nicht.

„Ach, wie gut ist's, daß der arme Tropf endlich gestorben," meinen so Viele, „wozu hat sie aber gelebt? War doch ihr Leben nichts als ein Leiden für sie selbst und eine Plage und Mühe für Andere!"

Die werden nicht so fragen, die den verborgenen Reichthum dieses Herzens, den tiefen Frieden dieses leidensvollen Daseins erkannt, die nicht, denen an diesem Schmerzenslager die Wahrheit einer höhern Welt klar geworden, die an diesem stillen Grabe um Kraft gebetet, auch solchen Frieden zu erringen.

Sie hat nie geblüht in Lebenslust und Freude, sie hat nie wirken und schaffen können für sich und Andere — eine taube Blüthe in Menschenaugen, und doch hatte der Herr den Keim zu köstlicher Frucht in sie gelegt.

Ein Soldatenbegräbniß.

Reise-Erinnerung von **Dr. Moritz**.

Der Pharamund ist eines der kleineren und ältesten Dampfschiffe der französischen Messagerie; auf den großen Fahrten zwischen Marseille und Konstantinopel wurde es schon in den Kriegsjahren 1854 und 1855 nur sehr selten verwendet, aber bei dem großen Verkehr zwischen dem schwarzen Meere und der türkischen Hauptstadt durfte man es so genau nicht nehmen und mußte jedes Fahrzeug gut genug sein. Ich hatte das Unglück, im Oktober 1854 mich in Varna gerade diesem genannten invaliden Schiffe anvertrauen zu müssen, obwohl ich, vom Kriegsschauplatze kommend, nicht viel minder krank und invalid war, als der Pharamund selbst und die Hunderte von Verwundeten und Kranken, die er von Sebastopol und in Varna aufgenommen hatte. Ich ging, oder vielmehr ich wurde in letzterer Stadt an Bord getragen. Schon bei der Einschiffung, im Hafen selbst, gingen die Wellen so hoch, daß man aus den Kähnen nur vermittelst kühner Turnkunststücke auf die Schiffstreppe und auf das Verdeck gelangen konnte. Ich, der ich zu solchen Kunststücken in dieser Zeit nicht gemacht war, wurde von zwei kräftigen Bulgaren wie ein Waarenballen hinaufgeworfen und oben von den Matrosen ebenso empfangen und in das Bett meiner Koje gebracht. Ich weiß nicht, was den Pharamund bewog, bei solchem Wetter und trotz der anbrechenden Nacht auszulaufen; genug, er that es und bei der Abenddämmerung tanzten wir bereits auf den Wellen, die mit ihrer Schwärze es erklärten, woher dieses Meer, das bei heiterm Wetter so veilchenblau lächelt, wie der savonische Meerbusen, seinen düstern Namen hat. Es war dieß einer jener Stürme, welche gerade in diesem Winter das schwarze Meer noch furchtbarer als sonst machten und die eine Zeit lang glauben ließen, daß die vereinigten Armeen zu Wasser die Schrecken und den Untergang des Jahres 1812 erfahren sollten. Die Wellen hoben sich wie Felsgebirge und schlugen zusammen, daß man die alte Sage von den zusammenschlagenden, Schiffe zermalmenden Symplegaden am Eingange des Pontus begriff. Unser Pharamund krachte in allen Fugen, ächzte wie ein Sterbender, warf sich in Todesangst bald auf diese, bald auf jene Seite und war für Augenblicke auch schon wie begraben, denn die schwarzen Wellen stürzten sich wie ungeheure Schollen über ihn her. Abgesehen davon, daß es in der Koje so unheimlich war, als ob man in einem Sarge läge, war es auch für einen kranken Körper doppelt schmerzlich, bei den gewaltsamen Bewegungen des Schiffes jeden Augenblick an die Wand, an irgend eine harte Kante, oder auf den Boden geworfen zu werden. Diese Schmerzen, verbunden mit der Anstrengung mich festzuhalten, um nicht gleich einem Spielballe fortwährend hin und her geworfen zu werden, hatten mich nach kurzem Kampfe so erschöpft, daß ich mich in der That der letzten Stunde nahe glaubte. Sehnsüchtig nach frischer Luft und unfähig in den engen untern Räumen zu athmen, kroch ich auf allen Vieren unter unsäglichen Mühen, jeden Augenblick niedergeworfen, aus der Koje, durch die große Kajüte, die Treppe hinauf, um oben erschöpft liegen zu bleiben. Die Wellen, die über das Verdeck und mich hingingen, weckten mich aus einer Ohnmacht, die ich für den Tod gehalten hatte, und die Frische des Windes stellte mich so weit wieder her, daß ich mich bis in die Nähe des Schlotes schleppen und dort in einen Winkel legen konnte, in dem ich gegen das gewaltige Wehen und Blasen ein wenig geschützt war. Die Luft war so schwarz wie das Meer; man fühlte die Wellen nur, man sah sie nicht kommen. Die Fürchterlichkeit des Sturmgeheules war der Schwärze der ganzen Welt angemessen; in den Segelstangen, den Tauen und um die Spitzen der Masten wimmerte es mitten durch das Geheul, als wäre der nächste Raum über uns von schmerzlich Sterbenden erfüllt. Was oben nur Einbildung war, das war unten Wirklichkeit, denn die ganze eine Hälfte des Schiffes war von Ruhr- und Typhuskranken und Schwerverwundeten angefüllt, die man nach den Hospitälern in und um Konstantinopel bringen wollte. Das Schmerzensgeschrei und die Fieberausbrüche, die von da unten heraufstiegen und den Lärm des Sturmes trotz seiner Gewalt durchdrangen, sagten es, was diese Unglücklichen bei dem furchtbaren Tanzen und Schaukeln des Schiffes leiden mußten. Aber ich hörte nur das Unglück und die Schrecken; zu sehen war nichts bei dieser undurchdringlichen Dunkelheit. Am Himmel leuchtete kein Stern und auf dem Schiffe war selbst das Licht auf dem hohen Maste erloschen, da eine aufspringende Welle die Laterne

Rathhaus in Breslau.

zertrümmert hatte. Zu allen Gefahren kam noch die hinzu, daß wir jeden Augenblick auf diesem damals so bevölkerten Meere mit einem Schiffe zusammenstoßen, dasselbe in den Grund bohren oder selbst in den Grund gebohrt werden konnten. Doch gestehe ich, daß ich meiner Sinne und Gedanken viel zu wenig mächtig war, um an das Unglück in meiner Nähe oder auch nur an die Möglichkeit von Gefahren zu denken. Man muß sechs Wochen lang an Sumpffieber und Ruhr krank gewesen sein und dabei seit Monaten das Elend eines Krieges, den Jammer vielfacher Seuchen mitangesehen haben, um zu begreifen, wie man in einem solchen Augenblicke gleichgiltig, apathisch, keines Mitleids und keiner Angst fähig, auf einem dem Untergang geweihten Schiffe daliegen kann. Dennoch war mir in dieser Nacht ein Schauspiel bestimmt, das mir den tiefsten Eindruck machen sollte. Es war ungefähr um ein Uhr, als ein Matrose aus der Kajüte II. Klasse mit einer kleinen Laterne in der Hand hervorkam. Er taumelte an mir vorüber und stellte sich an das Schiffsgeländer, das er, um nicht zu fallen, mit der einen Hand erfaßte; mit der andern Hand streckte er die Laterne dem Wege entgegen, auf dem er gekommen war. Ueber den schmalen beleuchteten Raum kam jetzt der Kapitän heran und stellte sich dem Matrosen gegenüber ebenfalls an das Geländer, so daß zwischen beiden der Raum von ungefähr einer Elle frei blieb. Auf diesen freien Raum legte ein anderer Matrose, der dem Kapitän gefolgt war, ein Brett, und so standen die Dreie, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Ich wußte nicht, was diese Vorbereitungen bedeuten sollten; das Schweigen der drei Männer sagte mir, daß etwas Geheimes vorbereitet wurde, wovon die übrige Schiffsmannschaft und die Passagiere nichts erfahren sollten. Ich schleppte mich leise und vorsichtig etwas näher und ich sah andere zwei Männer, die mit Mühe etwas Schweres aus der Kajüte hervorzogen. Sie legten es auf das Brett und in dem Augenblicke erkannte ich, daß es ein Todter war, da das Licht auf das blasse Gesicht fiel; aber in demselben Augenblicke war der Todte auch wieder verschwunden, denn der Matrose schob das Brett etwas weiter hinaus über das Geländer, hob es dann, wo er es hielt, in die Höhe und der Todte glitt von der schiefen Ebene hinab in's Meer, von dem er sofort gefaßt und begraben wurde. Aber damit war das Schauspiel noch nicht zu Ende. Der Kapitän, der Matrose mit dem Brette, der andere mit der Laterne blieben unbeweglich auf ihrem Posten stehen, während die andern zwei Matrosen in den untern Raum hinabstiegen. Bald kamen sie mit einem zweiten Todten wieder, der wie der erste auf das Brett gelegt und in das Meer hinabgelassen wurde. Aber dießmal verschlang die See das Opfer nicht so rasch, wie das erste Mal. Eine starke Welle schlug eben an diese Seite des Schiffes und warf die Leiche, die eben hinabgelassen worden, in beinahe aufrechter Stellung wieder an das Geländer zurück, an dem sie so lange haften blieb, als die nachdringende Welle sie an dasselbe festdrückte. Der Kapitän und die Matrosen fuhren zurück, ohne übrigens einen Laut von sich zu geben; der Kapitän zuckte die Achsel, als endlich der Todte, wie ein Mann, der freiwillig in die See springt, hinabfiel. Auch die zwei Leichenträger waren von dem Anblick festgebannt. Jetzt gingen sie wieder hinab, um mit einer dritten Leiche zurückzukehren. Sie legten sie auf das Brett und der Matrose wollte es eben wieder vorschieben und in die Höhe heben, als ihm der Kapitän ein Zeichen machte, dem andern Matrosen die Laterne aus der Hand nahm und das Gesicht des Todten beleuchtete. Es war das schöne Gesicht eines jungen Mannes von höchstens zwanzig Jahren. Der Kapitän betrachtete es eine Minute lang, bückte sich dann darauf nieder und küßte die Stirne des Todten, dann gab er wieder ein Zeichen und der Todte sank in die See. Kein Wort und kein Gebet wurde während dieses dreifachen Begräbnisses gesprochen, keine Ceremonie begangen und es war darum desto trauriger. Eben so schweigsam wie vorhin gingen die Männer wieder in die Kajüte zurück; das Schiff, von Dampf und Sturm getrieben, war nach einer Minute schon weit von den Todten, und wer jetzt auf's Verdeck getreten wäre, hätte keine Ahnung gehabt, keine Spur gefunden von dem traurigen Vorgange, dessen geheimer Zeuge ich eben gewesen war.

Es war, als ob das dreifache Begräbniß ein Sühnopfer gewesen wäre, denn bald darauf nahm der Sturm ab, das Meer beruhigte sich im Verhältniß zu der bisherigen Gewalt des Orkans sehr rasch, und als wir mit Sonnenaufgang in die Märchenwelt des Bosporus einliefen, lachte es um uns wie Frühling und Friede. Die Reisenden und viele Kranke kamen auf das Verdeck und freuten sich des wiedergefundenen Daseins und keiner ahnte, das dieses selbe Verdeck vor wenigen Stunden eine Begräbnißstätte gewesen.

Charlotte von Kalb.

Eine Lebensbeschreibung von **J. C. A. Pfälzer.**

(Fortsetzung von S. 36.)

2. Zwei Jahre in Mannheim.

Nach fast achtmonatlichem Aufenthalte in Bauerbach war Schiller im Juli 1783 nach Mannheim zurückgekehrt. Er hatte die Nothwendigkeit erkannt, einer Einsamkeit, die auf die Dauer seiner poetischen und besonders seiner dramatischen Produktion nur ungünstig sein konnte, sich zu entreißen und in anregender Umgebung, in der Nähe eines guten Theaters zu leben; auch hatte man ihm Hoffnung gemacht, seine Stücke Fiesko und Kabale und Liebe in Mannheim auf die Bühne zu bringen und dort vielleicht eine selbständige Existenz zu erringen. Wirklich war er auch nicht lange nach seiner Ankunft in Mannheim zunächst auf die Dauer eines Jahres als Theaterdichter angestellt worden.

So sah ihn Frau von Kalb und wurde von seiner Erscheinung tief ergriffen. „In der Blüthe des Lebens," sagt sie in jener originellen Sprache, die ihr eigen ist, „in der Blüthe des Lebens bezeichnete er des Lebens Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so Manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. — Einige Stunden hatte er geweilt — da nahm er den Hut und sprach: Ich muß eilends in das Schauspielhaus. — Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben, und er habe die Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen ‚Kalb' auszusprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick. — Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist, was uns verschwunden; allein jene heitere Gelassenheit des Gemüths — möchte sie immer möglich sein!"

„Am folgenden Tage," fährt sie fort, „sahen wir den reichen Schatz der Antiken, die hier bewahrt und schön geordnet sind. Was klar der Geist ersonnen, ist Lust dem Aug', ergreift entzückt des Menschen Herz. Schauer der Sehnsucht bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag! Belebt durch solche Genüsse verging der Tag. — O daß ähnlicher werde Leben und Kunst!

„Dann besuchten wir die Jesuitenkirche, die nur allzu bunt, wie man denn auch die zahlreichen Bilder daselbst das bunte Evangelium nennt. Hier wurde uns bekannt, daß diese Kirche durch den Zoll der Rheinbrücke, welchen die Jesuiten zwanzig Jahre lang erheben durften, erbaut worden sei. Früher als bei der Abreise wollten wir über diese Rheinbrücke nach dem nahen Waldheim — der schöne Hain, der mir geeigneter, gefälliger war, als der prächtige Park Schwetzingen.

„Den Abend waren wir mit Iffland zusammen, der dem Herrn von Kalb bekannt war; wir suchten nach Redensarten, — wie leicht begegnet uns da erniedrigende Affektation."

Auch Schiller spricht sich über dieses erste Begegnen mit Charlotten in einem Briefe an Frau von Wolzogen aus: „Vor einem Monat," schreibt er unter dem 7. Juli, „waren Herr und Frau von Kalb hier und machten mir durch ihre Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite und ich hatte das Vergnügen, ihnen einiges Merkwürdige in Mannheim zu zeigen."

Von Mannheim reiste Charlotte mit ihrem Gemahl nach der Festung Landau, wo die Garnison desselben stand. Weil aber der Aufenthalt von Offiziersfrauen in Garnisonsstädten nach französischen Begriffen für unpassend galt, so kehrte sie schon Ende Juli nach Mannheim zurück, um dort fortan Wohnung zu nehmen und ihre Entbindung abzuwarten. Sie nannte den neugebornen Knaben Friedrich, wie ihr theurer Bruder geheißen, wie Schiller hieß. Aber der Freude über die glückliche Geburt gesellte sich alsbald eine ernste Bedrohung mit dem Tode. In der zweiten Nacht, als sie, von der Dienerin verlassen, einsam dalag, wurden plötzlich die Vorhänge ihres Lagers auseinandergerissen und vor ihr stand in bloßen Armen und Füßen mit aufgelöstem Haar eine Wahnsinnige oder Betrunkene, an der Decke zerrend. Charlotte sank bei diesem Anblick, von Entsetzen überwältigt, in Erstarrung; man fand sie ohne Bewußtsein und Sprache. Allgemeine Verwirrung herrschte in ihrer Umgebung; auch Schiller, von der Gefahr unterrichtet, eilte herbei; er war es, der bei der Rathlosigkeit Aller daran dachte, einen geschickten Arzt zu rufen, dem es auch durch Anwendung der stärksten Mittel endlich gelang, die Todtkranke zu retten. Als nach der Genesung der Freund in Begleitung ihres Gatten zum ersten Male wieder bei ihr eintrat und seine freudige Rührung über den unverhofften Sieg der jugendlichen Natur zu erkennen gab, da war Charlotte, die um seinen Liebesdienst wußte, auf's Tiefste bewegt, ihrem dankerfüllten Herzen erschien seine Nähe wie „mildes Licht, das die Dämmerung erhellt".

Der Verkehr zwischen Beiden wurde immer inniger, immer bedeutsamer. Eine Frau von dieser Geistestiefe und Selbstbestimmtheit, von dieser Kraft der Anschauung, von so glänzender Phantasie, ein durch die schmerzlichsten Erfahrungen so früh gereiftes Gemüth war dem Dichter bis dahin noch nicht begegnet. Was hatte er nicht alles an ihr zu bewundern! Was konnte sie ihm aus dem

reichen Schatz ihres innerlichen Lebens nicht alles darbieten! Selbst ihr Aeußeres umfloß ein eigenthümlicher Reiz. Eine hohe, vornehme Gestalt voll Grazie, bedeutende Züge, die feinsten, anmuthigsten Lippen, unter edel gezogenen Brauen große blaue Märchenaugen, hellbraune Haare von solcher Fülle, daß sie aufgelöst bis zur Erde herabflossen — so wird Frau von Kalb von ihren Freunden geschildert. Hatte Schiller einen leicht empfänglichen Sinn für den Zauber weiblicher Anmuth und Schönheit: hier fand er mehr. Charlotte vermochte nicht allein die hohen Ideen, welche seine Brust bewegten, zu verstehen; sie gab ihm Ideen; sie folgte ihm in die Welt seiner dichterischen Anschauungen; er durfte mit ihr als einer Ebenbürtigen die höchsten geistigen Interessen, die höchsten künstlerischen und sittlichen Fragen verhandeln. Und sie, die Frau mit dem wundersam reizbaren Gefühl, die von allem Schönen und Erhabenen auf's Tiefste erregt wurde, sie schaute bei Schiller jenen Schwung der Seele, der zum Höchsten emportrug; ihr leidumdüstertes Gemüth, das vor der Welt sich streng verschloß, fand bei ihm das Licht, nach dem sie schmachtete; er erschien ihr als der Seher, der es verstand, die verborgenen Mysterien ihres Herzens zu entsiegeln. Nicht als ob sie den Werken des Dichters eine schwärmerisch übertriebene Bewunderung gezollt hätte; im Gegentheil, sie wies Einzelnes in seinen Jugenddramen, das gegen einen geläuterten Geschmack verstößt, mit aller Entschiedenheit ab und scheute sich nicht, ihr mißbilligendes Urtheil vor Schiller selbst auszusprechen. Als man sie vor einer Aufführung der Räuber fragte, ob auch sie in die Loge kommen werde, das Stück zu bewundern, erwiderte sie: „ich habe es gelesen und manches wiederholt, aber ich vermag nicht, dieß Schauspiel dargestellt zu sehen." Und wie empfindlich mußte für Schillers Selbstgefühl folgender Vorfall sein, den sein Jugendfreund Streicher uns aufbewahrt hat! Dieser, der mit Frau von Kalb zu musiziren pflegte, rühmte ihr die Schönheiten eines neuen Drama's, an welchem der Dichter eben arbeitete, des Don Carlos. Auf Charlottens Bitte las ihr dann Schiller eines Nachmittags selbst die ersten Scenen des Stückes mit jener heftigen Deklamation vor, die ihm eigen war. Als er geendet hatte und sie dringend um ihr Urtheil über den Werth der Dichtung bat, suchte sie zuerst einer bestimmten Erklärung auf schonende Art auszuweichen, endlich aber sagte sie laut lachend: „Lieber Schiller, das ist das Schlechteste, was Sie noch geschrieben haben!" — „Nein, das ist zu arg," entgegnete dieser, nahm Stock und Hut und entfernte sich augenblicklich. Charlotte, bekümmert, daß sie ihm wehe gethan, griff nach dem Manuscript, das Schiller zurückgelassen hatte, und als sie nun diese glänzenden Verse las, schlug rasch ihre Meinung in die entgegengesetzte um; sie sandte sogleich zu dem Verfasser, um ihm ihr erstes Urtheil abzubitten. Allein sie fügte doch, als der Verletzte endlich bei ihr eintrat, ihrer willigen Anerkennung des Werkes die Erklärung hinzu, daß seine Dichtungen durch die stürmische Art, wie er sie vortrage, nothwendig verlieren müßten.

Auch kleine sinnige Feste, bei denen der heiterste Geist sprühte, würzten den innigen Freundschaftsbund von Charlotte und Schiller. Herr von Kalb liebte es, seine Freunde zu geselligem Mahle an seinem Tische zu vereinigen und Schiller durfte dabei nicht fehlen. Charlotte selbst hat uns einen solchen Mittagszirkel mit lebendigen Farben geschildert. „Nach Monaten," so beginnt sie, „kehrte unser Freund, der Major Hugo, wieder; sogleich zeigte er uns seine Anwesenheit an und am folgenden Tage besuchte er uns. Nachdem er Manches von Bekannten und Unbekannten erzählt, sagte er: Nur kurze Zeit kann ich dießmal hier verweilen, lassen Sie uns in diesen Tagen gute Stunden erleben. Frau Charlotte wird ein Mahl bereiten lassen und auch mir erlauben, einige Gaben darzubringen." Die gastliche Feier ward bestimmt: Herr von Kalb, Charlotte, Major Hugo und Schiller waren die Festgenossen.

Man versammelte sich in rothausgeschlagenem Gemach, spielende Flammen loderten im Kamin; der heiterste Himmel lachte draußen, „goldner Lichtstrahl segnete den Tag." Die Freunde rühmten die in schmalem silbernem Trog servirte köstliche Neckarforelle, „so rosig mild, silbern glänzend, mit goldigen Flossen, wie kein Strom sie bringt"; der Dichter pries das Feuer des edlen Rheinweins. Alle fühlten sich ergriffen von dem reizenden Frohsinn, den Charlotte entwickelte. „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder," rief Major Hugo, „doch jetzt sei der ewigen Jugend des Dichters der Toast geweiht!" Schiller erwiderte: „Mein Herz empfängt so freundliche Verheißung; — o wohl ist mir werth das Lob der Genossen!" „Auch ich wünsche mich ihres Lobes zu erfreuen," fiel Hugo scherzend ein, „und ich bitte, meine Reisegüter behaglich zu finden." Alsbald stand eine Rebhuhnpastete auf dem Tisch und Champagner ward kredenzt. „Schlürft," mahnte der Major, „schlürft eilends perlenden Schaum! es erblühe trauliches Kosen zur Feier des Tages!" und er machte den Vorschlag, ein Jeder möge ein erdichtetes oder erlebtes Liebesabenteuer mittheilen. So ging das Erzählen in die Runde und man trennte sich erst um Mitternacht.

In der Folge gestaltete sich Schillers Aufenthalt in Mannheim immer unerquicklicher. Nicht allein, daß seine äußere Stellung an sich eine unzureichende, vielfach beschränkte und aussichtslose war: es hatten auch mancherlei Konflikte sein Verhältniß zum Theater so sehr getrübt, daß er glaubte, seine Verbindung mit demselben völlig lösen und die Stadt verlassen zu müssen. In lebhafter Erregung eröffnete er eines Tages Charlotten seinen Entschluß. Die Freundin erschrak bei dem Gedanken an die Trennung. „Seitdem ich Sie kenne," rief sie bewegt aus, „verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit." Und auch Schiller fühlte tief, was die edle Frau seinem Herzen war. „O wohl," erwiderte er, „daß ein Gedanke flammend uns beseelt. Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet; muß ich nicht eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet? — Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung, einen Frieden, den ich früher nicht gekannt." Und weiter setzte er hinzu: „Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höhern Harmonie." Aber Charlotte vermochte den Schmerz, von dem Freunde zu scheiden, in dem sie ihr höheres männliches Selbst erkannte, nicht zu bewältigen. Und als nun Schiller, überrascht von ihrer tiefen Erregung, erwähnte, wie er sonst so oft ihre selbstbestimmte Ruhe bewundert habe,

Erzherzog Ferdinand, Gemahl der Philippine Welser. Nach dem Originalgemälde in der Ambraser Sammlung.
(Zu Seite 21.)

da rief sie: „Sie wissen nicht, was dieser Ruhe Stütze war! — Der Bund der Wahrheit. Sie wollen ihn trennen? — Das Leben hat Sie mir gesandt. Momente sind uns nur im reinen Sein gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? O wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend — des Friedens vertilgender Feind!"

„Vor Allem weiß ich wohl," erwiderte Schiller, „wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben — sie ist die Verklärung der flammenden Seele! Mein Herz fühlt auch, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst."

Mit feurigem Entzücken durchfuhr das erste Du die Brust des liebenden Weibes.

„Du sagen Sie," entgegnete sie hingerissen, „Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennet kein Sie. Die Allseligen sind Ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel!"

Konnte Schiller die „ewige Verbindung" trennen wollen? Er versprach der Geliebten, ohne ihre Einwilligung von Mannheim nicht fortzugehen. Nur die ihm unerträgliche Stellung beim Theater gab er auf, sobald der Kontrakt abgelaufen war. Allein da sich jetzt auch seine ökonomischen Verhältnisse immer bedenklicher verwickelten, so mußte dennoch der Gedanke des Scheidens sich mehr und mehr in seiner Seele befestigen. Auf einem Dezemberspaziergang, den Charlotte uns geschildert hat, äußerte er ihr zuerst diesen Vorsatz. Sie durchschritten in ernster Stimmung den breiten Gang der Buchenwände, welkes Laub rauschte zu ihren Füßen, in feuchten Abendnebel gehüllt standen die hohen Statuen da, „mit falben Blättern bedeckt". Sie erschienen ihnen „wie Leichen, die ausgeblutet haben". Charlotte sprach die Hoffnung aus, daß sie den nächsten Johannistag bei einer Freundin zusammen verleben würden. Schiller aber erwiderte traurig, es sei bestimmt, daß er die Sommersonne nicht mehr im Rheinstrom schauen werde. Charlotte war untröstlich; kein Zureden des Freundes vermochte ihr tiefes Weh zu mildern.

Und Schiller? Auch ihn bedrückte der heftigste Schmerz. Sein Gefühl für Charlotten, die geistvolle, königliche Frau,

so hoch hervorragend über alle jene reizenden Mädchengestalten, die sein leicht entzündliches Herz mit flüchtiger Neigung zu erfüllen wußten — seine Hingebung an sie hatte sich zu heißer Leidenschaftlichkeit gesteigert. Noch zeugen die glühenden Geständnisse, welche sein Don Carlos der durch unüberwindliche Schranken von ihm geschiedenen Königin Elisabeth ablegt, wie hoch die Wellen seiner Empfindungen schlugen, denn Charlotte ist es, deren Bild er in Elisabeth gezeichnet, und was der Prinz der Königin bekennt, es sind des Dichters eigene Erlebnisse. Aber wie Carlos die Geliebte nimmer gewinnen kann, so vermag auch er die „fremden Fesseln", welche Charlotten binden, nicht zu brechen. Und doch genügte ihm schon nicht mehr ein halber Besitz. Schon klagte er Charlotten an, daß sie die Glut seiner Neigung nicht durch volle Hingebung erwidere, daß sie nicht gegen seine ganze Seele die ihrige einzusetzen vermöge. In diesem vergeblichen Ringen, in diesen Stürmen der Leidenschaft sich unaufhörlich zu verzehren, das ertrug er nicht. Er fühlte es: er mußte fort, wollte er sich selbst erhalten. Auch Charlotte erkannte jetzt die Nothwendigkeit, daß Schiller gehe.

Im April 1785 reiste er, einer Einladung seiner Freunde Körner und Huber folgend, nach Leipzig. Die Scheidescene von Charlotte ist uns durch ein Blatt ihrer Memoiren aufbewahrt. Es enthält unter den erdichteten Namen Maya für Charlotte und Fimantè für Schiller folgendes Gespräch:

M. Ist dieß der Abschiedskuß, Fimantè?

F. Ich muß dahin — Du bleibst mir immer gegenwärtig! Du erfüllest den Gedanken — seine liebende Seele!

M. Und Du entfliehst?

F. So ist mein Loos gefallen; die Welt fordert meinen Geist — ich ihre Wissenschaft und ihre Gunst.

M. Dann wirst Du die Liebe nicht mehr verstehen — der Freundin nicht mehr gedenken!

F. Warum diese schmerzenden Worte? Du kennst nicht meine Trauer um Dich! — Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbstbestimmt — so dachte ich mir das Weib nicht! — Anders erscheint mir nun die Natur und voll Bedeutung ist mir das wandelnde Geschlecht der Menschen!

M. Doch begann mein Leben erst in Dir.

F. O hätt' ich noch eine Seele, um dieser Liebe zu pflegen.

M. Du hast meine Seele, Dir diese Liebe zu bewahren.

F. O kühnes Vertrauen, in Dir blüht mir die Hoffnung des Lebens, die Ruhe der Liebe. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth erbittert. — Da fand mein Genius Deine Töne, sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsre Seelen eins! — Ich liebte die Begeisterte, und immer wär' ich Dein, hätt' ich den Muth für diese Liebe. — Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich gleich ängstigt und entzückt! — Nur der freie Mann beugt die Natur unter sein Gesetz.

M. Der Stolz hat kein Vertrauen und keine Ruhe; kennst Du die Trauer der Welt? — O bleibe bei den Gleichgesinnten, nichts rächt sich schrecklicher, als das Leben, welches man, ohne das Herz zu achten, unternimmt.

F. O wäre es ein einziges unvermeidliches Loos, unser liebendes Leben, aber auch Du bist nicht von dieser Liebe ganz erfüllt; oft erblasse ich über ein Lob, das Du einem Gemälde ertheilst, ich zittere bei jedem Gegenstand, ja selbst Dein Mitleid beneide ich: ach! ich will nur Deine Freundschaft! —

M. Ich sehe Thränen in Deinem Auge zittern.

F. Schweig — und liebe mich.

M. Du gießest Qual und Seligkeit in Strömen aus! Du liebst wie ich, nur zitterst Du, das Heilige dem Sterblichen zu weihen. — O Demuth der Liebe — opfere willig Verlangen und Hoffnung!

F. Zünde die Lampe an, Maya, daß ich Dein Auge noch einmal schauen kann!

M. Wenn Du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimantè. In sanftem Schlummer kamen zur Geisterstunde sonst die lieblichsten Gebilde an mein Lager. — Aber ach! so ziehen sie Dir nach, sie dienen Dir, sie sind in Deines Zaubers Gewalt, es sind Gedanken Deiner Seele, sie besuchen Keines was Dir nicht angehört, — verlierst Du es, gibst Du es auf, so sind sie auch verschwunden.

F. In Wehmuth aufgelöst, hör' ich wie Geistertöne Deine Worte — die Vergangenheit schwindet. — Nur Du bist wie meine Seele mein, ein allgeliebtes Wesen mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — zum Letztenmal!! —

Nach Schillers Abgang verweilte Charlotte von Kalb mit ihrem Kinde noch ein Jahr in Mannheim. „Heiliges Empfinden," schreibt sie, „Schwermuth ist mein Genuß, Nacht ist mein Tag." Der Verkehr mit geistig bedeutenden Menschen war ihr zum Bedürfniß geworden. So besuchte sie gern auf seiner schönen Villa zu Waldheim den Geheimen Rath Karl von Moser, der durch ernsten Sinn und reiche Lebenserfahrung ihr ehrwürdig erschien; so trat sie in innige Beziehungen zu Sophie von La Roche*) in Speier, der liebenswürdigen Schriftstellerin, die, damals schon eine Fünfzigerin, „das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hatte" und es am besten verstand, „lästigen Schwersinn und trübe Befangenheit" aus Charlottens Seele zu verbannen. Im nächsten Winter (1785 bis 1786) nahm die Familie von La Roche ihren Wohnsitz in Mannheim, und als sie im Sommer wieder schied, erhielt Charlotte von Sophien den „dunkeln, dunkeln Nelkenstock, weiße Feigen und glührothe Pfirsiche", deren Schönheit sie am Namenstage unter den Geschenken der Frau von La Roche bewundert hatte. Bei Sophien lernte sie Matthisson und Bonstetten kennen und sah dann mit Beiden Heidelberg, wo Jung-Stilling sie gastlich aufnahm. Matthisson las „die Burgruine", Stilling ein Gedicht auf Moses vor, sie selber erzählte, als die Freunde auch von ihr eine Mittheilung begehrten, die Geschichte von der „dunkeln Nelke", die sie später in eine größere Erzählung verwob.

Unterdessen ging, da Herr von Kalb die erstrebte feste

*) S. Freya, Jahrgang 1861, S. 273 ff.

Anstellung in der Pfalz nicht hatte erreichen können, ihr Aufenthalt in Mannheim zu Ende. Im Sommer 1786 verließ Charlotte, während ihr Gemahl noch ein Jahr lang bei dem Regimente blieb, „nicht gefesselt und nicht zurückblickend" — den Rhein. Konnte ihr das Scheiden schwer werden, nachdem der Freund geschieden?

(Schluß folgt.)

Das alte Giebelhaus.

Novelle von **Fanny Lewald**.

(Fortsetzung von S. 60.)

Am Abende, als man sich zum Balle vereinte und der große Saal schon voll von Gästen war, thaten sich plötzlich die Thüren auf, Mamsell Philippine trat mit ihrem Philipp ein und auch die Ernsthaftesten unter den Alten konnten sich eines Lächelns nicht erwehren, denn ein seltsameres Paar hatte wohl nie das Parket eines Tanzsaales beschritten.

Stolz und mit hochaufgehobenem Haupte, siegbewußt vom Kopfe bis zum Fuß, schaute Mamsell Philippine um sich her. Sie hatte, um ihrem Philipp Ehre zu machen, sich neu und nach der Mode angekleidet. Die hohe, damals unter dem Titel à la giraffe bekannte Frisur machte ihren schmalen, spitzen Kopf noch länger aussehen, die kurze Taille, die breiten Gigotärmel zeigten erst recht die Magerkeit ihrer Gestalt, und der altmodische Schmuck von hellgrünen Chrysopras, mit Diamanten eingefaßt, die noch altmodischere Brillant-Aigrette, die sie in den Puffen ihres falschen Haares angebracht hatte, machten den Eindruck der geflissentlichen Ausstaffirung nur noch komischer. Neben ihrer selbstgewissen Steifheit verschwand der Neuling des Ballsaales, verschwand der arme Philipp ganz und gar, obschon ihre Geberden Aller Augen auf ihn zu lenken suchten.

Mamsell Philippine hatte eine fast männliche Höhe, ihr Philipp war nur mittelgroß, wie seine Mutter es gewesen. Er sah der reizenden Marion sprechend ähnlich, hatte ihre feinen Glieder, ihre feinen Züge, ihre freundlichen Augen, ihren lächelnden Mund und ihre schönen Zähne. Man hätte ihn recht hübsch finden müssen, wäre er nicht gar so schüchtern, wäre er nicht ein junger Mann und zwanzig Jahre alt gewesen. Schneider und Schuster und selbst ein Friseur hatten ihr Bestes an ihm gethan, Rock und Hose saßen ihm vortrefflich, das schöne schwarze Haar fiel ihm in regelrechten Locken auf die linke Schläfe herab, die Uhrkette war nach der neuesten Mode, die Handschuhe schlugen keine Falte, und doch lachten die jungen Mädchen, als sie ihn erblickten, doch war er wirklich im hohen Grade lächerlich der arme, hübsche Philipp, als er gleich an der Eingangsthüre die regelrechte, ihm von seinem Tanzmeister eingelernte Verbeugung machte, die er, sobald Jemand an ihn herantrat, mit ängstlicher Blödigkeit wiederholte. Die Tante ganz Freude, Stolz und Redseligkeit, der Neffe verlegen und bei jedem Worte erröthend, fortdauernd von der Tante mit Blick und Miene ermuthigt und fortwährend bemüht, sich zu verbergen, immer von ihr in das Gespräch gezogen, und scheu jeder Anrede ausweichend, bildeten sie ein wunderliches Gegenspiel. Man mußte denken, sie hätten im Maskenscherze ihr Costüm gewählt. Tante Philippine hatte nie männlicher, ihr Philipp nie mädchenhafter ausgesehen, als an diesem vielbesprochenen Abend ihrer beiderseitigen Verherrlichung; die Tante war mit sich niemals zufriedener gewesen, als in diesem Augenblicke, Philipp empfand zum erstenmal ein Mißbehagen, das er sich nicht zu deuten wußte.

Alles war ihm entgegen, er war sich selbst zur Last. Seine Arme hingen ihm herunter, er hätte sie hinter sich verbergen, sie gar nicht haben mögen, hätte er den leidigen Hut nicht halten müssen. Wo er stand, dünkte es ihm, als sähe Jedermann auf ihn und seine Füße. Er mußte seine Stellung unwillkürlich alle Augenblicke wechseln. Sein Anzug genirte ihn, so bequem er ihm zu Hause auch auf dem Leibe gesessen hatte. Sein Haar fiel ihm in's Gesicht, daß er es ein Mal um's andere nach hinten werfen mußte, und hatte er endlich eine Art von Haltung und von Ruhe gefunden, so trat gewiß gerade in dem Momente die Tante mit irgend einem Herrn oder gar mit einer Dame an ihn heran, um ihren lieben Philipp vorzustellen, und Philipp mußte eine Reihe von gleichgiltigen Fragen beantworten, zu welcher Antwort die Tante in ihrem sonst so starren Antlitz schon im Voraus die entsprechende Miene in Bereitschaft hatte.

Er war wie auf der Folter! Wäre er geistlos, wäre er ungebildet gewesen, er hätte nicht halb so viel gelitten. Mit einer stummen Verzweiflung dachte er an Alles dasjenige, was er wußte. Er dachte an seine alten Sprachen, an Geschichte und Literatur, an Mathematik und Geographie, aber Niemand fragte ihn darnach, Niemand sprach davon, und auf die leichten Fragen, die man an ihn richtete, war nach seiner Meinung selten mehr als ein einfaches Ja oder Nein zu erwidern, das, wenn er es gesagt hatte, der Tante offenbar nicht genügte, und auch den Andern zu keinem weiteren Verkehre den Anlaß darzubieten schien. Man wollte wissen, welchen Beruf er wählen würde, für welche Art der Thätigkeit er sich vorbereitet habe. Er sollte berichten, ob er schon ein Stück von der Welt gesehen, die jungen Männer fragten ihn um Feste und Vergnügungen, die ihm nie geworden waren, und Allen, das sah, das fühlte er, war er eine ungewohnte komische Erscheinung.

Er stand und stand. Je voller es in dem Saale wurde, um so verlassener fühlte er sich, und doch gefiel ihm das helle, strahlende Gemach, doch entzückte ihn der leichtbeschwingte Rhythmus der jubelnden Tanzmusik, doch bewegte der Anblick all der schönen Mädchen ihm das Herz, daß er die Männer beneidete, welche die reizenden Gestalten so sorglos, und als ob das nicht ein großes Unterfangen wäre, in ihren Armen durch die Reihen hoben. Er wollte auch tanzen, er stellte sich mit einem Mädchen in den Kreis, das man ihm als eine seiner Basen aus Hamburg bezeichnet hatte, aber die ungewohnte Wärme des Saales, die Schnelligkeit der Bewegung, ja selbst der Glanz der Lichter und vor Allem die Nähe seiner Tänzerin verwirrten ihm den Sinn, es schwindelte ihm, und die Base mußte ihn halten, damit er nicht in's Taumeln käme. Sie lachte, die Uebrigen lachten mit ihr, und bleich vor Scham und Ingrimm zog der Gequälte sich in das letzte Gemach der Zimmerreihe zurück, in welchem er einsam sich auf einem Sessel niederließ.

Die Stille, die kühlere Luft thaten ihm wohl, es löste sich wie ein Krampf von seinem Herzen, und ein paar heiße Thränen, die ihm der Zorn erpreßte, traten ihm brennend in die Augen. Er hatte sich lächerlich gemacht, er war sich selbst verächtlich. Alles, was ihm bisweilen wie eine Befürchtung vorgeschwebt, hatte sich bewahrheitet. Er war unerfahren wie ein Kind und stand dem Mannesalter nahe, man hatte ihn zu bilden vorgegeben und hatte ihn als ein Spielzeug einer tyrannischen Liebe und willkürlichen Laune von seinem eigentlichen Berufe fern gehalten, er war außer dem Zusammenhange mit der Welt, in der er leben sollte, und alle die Fragen, welche ihn heute der Reihe nach bedrängt hatten, mußte er sich jetzt selber vorlegen, sie stürmten jetzt plötzlich auf ihn ein. Was bin ich? was soll und muß ich thun? klang es immerfort in seinem Innern, und es war vergebens, daß er sich die tausendmal gehörte Erklärung von Mamsell Philippine vorhielt, daß er reich sei und nichts zu thun brauche, als seinen Neigungen zu leben.

Heftig warf er die Handschuhe von sich, es peinigte ihn, die Hände leiblich eingezwängt zu fühlen, weil sie ihm geistig bisher gebunden gewesen waren, und wie man in der Aufregung im Kleinen wie im Großen stets über das Maß hinausgeht, schleuderte er die Handschuhe bis mitten in das Zimmer, so daß sie gerade vor den Füßen eines jungen Mädchens niederfielen, welches durch eine Seitenthüre eingetreten war und augenscheinlich in den Hauptsaal gehen wollte. Ohne auf Philipp hinzusehen und offenbar in dem Glauben, daß er sie mit den Handschuhen habe treffen wollen, rief sie empfindlich: „Ich verbitte mir dergleichen! Ich bin keine Dienstmagd und bin kein Kind mehr!“

Philipp hatte sich schon seiner Heftigkeit und seines Gebahrens bei dem Eintritt des Mädchens geschämt. Die Worte brachten ihn völlig aus der Fassung. Er stand auf, ging zu der Erzürnten hin und sagte: „Ich hatte Dich nicht gesehen, vergib!“

„Aber warum werfen Sie denn die guten, neuen Handschuhe an die Erde?“ fragte sie; „das ist ja unverantwortlich!“ — Sie bückte sich, sie aufzuheben, er wollte ihr zuvorkommen, und eilig, wie sie waren, stießen sie mit den Köpfen so heftig zusammen, daß Beide sich die schmerzenden Stirnen rieben, während sie doch herzlich lachen mußten.

„Das ist eine komische Art, unsere Bekanntschaft zu erneuen!“ meinte das Mädchen.

„Erneuen?“ wiederholte Philipp. „Es ist mir, als sähe ich Dich heute zum erstenmale, ich kenne Dich kaum wieder.“

„Dann brauchen Sie mich nicht Du zu nennen!“ erwiderte sie verlegen und schnippisch zugleich.

„Nein, gewiß nicht! Nehmen Sie's nicht übel, liebe Hedwig!“ — und nun er sie so höflich angeredet hatte, lachten sie wieder alle beide, und Philipp kam sich mit einem Male so befreit und leicht vor, daß er Lust zum Tanzen fühlte.

„Wollen Sie nicht einen Walzer mit mir tanzen?“ fragte er.

„Ich? Wo denken Sie hin! Ich tanze hier nicht!“ entgegnete sie.

„Aber weßhalb nicht?“

O, schauen Sie mich nur an; ich gehöre ja gar nicht zur Gesellschaft.“ entgegnete sie und warf die kleine volle Oberlippe spöttisch und schmollend in die Höhe.

Er that, wie sie ihn geheißen und bemerkte dabei, daß sie allerdings nicht wie die übrigen Damen in Balltoilette gekleidet war, aber gerade deßhalb gefiel sie ihm besser. Sie sah auch reizend aus in ihrem Kleide von rosa Mousseline mit der kleinen schwarzen Taffetschürze, die ihre schlanke Taille so zierlich hervorhob, während der hübsche Kopf mit den klugen braunen Augen sich keck auf dem schlanken Halse hin und her bewegte. Er überlegte, wie alt sie jetzt wohl sein möge, denn es war lange her, daß sie einst mit ihrer Mutter bei Mamsell Philippine gewesen war, als diese sich nach ihrer Gewohnheit um die Jahrmarktszeit einige Tage mit Philipp in der Stadt aufgehalten. Damals hatte die Tante sie und ihre Mutter mit Kleidungsstücken beschenkt, und er erinnerte sich, gehört zu haben, daß sie Anverwandte wären, daß ihr Vater todt und ihre Mutter arm sei. Er hätte gern wissen mögen, ob sie noch immer in Armuth lebe, aber er konnte sie das doch nicht fragen, und um sie wenigstens durch sein Sprechen in seiner Nähe zu behalten, erkundigte er sich, wo sie wohne.

„Haben Sie mich denn nicht gesehen?“ rief sie verwundert, „ich habe Ihnen ja alle die Tage, seit Sie hier sind, dicht gegenüber am Fenster gesessen.“

„Sie mir? und wo das?“

„Wir wohnen ja in dem Eckhause Ihnen gegenüber! Aber freilich in der schmalen Gasse, wo der Herr Commerzienrath uns in seinem alten Hause im Seitenflügel zwei Stuben eingeräumt hat; und wer, wie Sie, nach dem Markte hinaussehen kann, der guckt nicht in die schmale Gasse!“

Er wollte eben ihre Hand ergreifen und ihr sagen, daß er nun sicherlich nicht mehr nach dem Markte hinausschauen werde, sondern lieber zu ihr hinüber; aber im Nebenzimmer rief man nach ihr; die Tochter vom Hause, eine große, prächtige Blondine, gab ihr einen Auftrag. Hedwig ging wieder durch das Zimmer, kam dann eilig mit einem Korbe voll Blumen zurück, der für eine alle-

Verlag von Kröner und Hoffmann in Stuttgart.
Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

DER STEIFBETTLER.

gorische Aufführung gefordert wurde, und obschon Philipp ihr in den Saal nachging, um aufzupassen, wo sie bleibe, fand er sie nicht wieder.

In der Thürbrüstung blieb er stehen und schaute in den Saal hinein. Die Tanzenden drehten sich in buntem Wirbel vor seinen Augen umher, er beachtete es nicht, aber er fühlte auch keine Langeweile und kein Unbehagen mehr. Er überlegte, wie es zugegangen, daß er alle die Jahre hindurch nicht an Hedwig gedacht, daß er sie habe völlig vergessen können, und daß er sie dann doch augenblicklich erkannt habe, obschon sie so groß und so schön geworden war, wie man es gar nicht vermuthen mögen, als sie noch ein Kind gewesen.

Er rechnete aus, daß sie wohl siebzehn Jahre alt sein müsse, aber wie er mit ihr verwandt sei, wer ihr Vater gewesen, und weßhalb sie allein in der ganzen reichen Familie in Dürftigkeit lebe, das wußte er nicht. Noch weniger vermochte er zu begreifen, weßhalb Tante Philippine, die sonst eine lebendige Chronik war, ihm niemals von diesem Theile seiner Familie gesprochen habe, und aus welchem Grunde man das Mädchen, das ihm reizender däuchte, als die ganze übrige Gesellschaft, von dem Feste ausschließen und dienend bei demselben auftreten lasse.

Er mußte das ermitteln, und mit einer Sicherheit, die zu fühlen er noch vor einer Stunde weit entfernt gewesen war, schritt er durch den Saal bis in das Nebengemach, in welchem ein Theil der älteren Personen und unter ihnen Mamsell Philippine, an den Spieltischen saßen. Ganz hingenommen von seiner antheilvollen Neugier, trat er an die Tante heran, und da sie mit aller Freundlichkeit, deren ihre Züge fähig waren, zu ihm hinauf sah, fragte er lebhaft und ohne alle Vorbereitung: „Tante, wie sind wir eigentlich mit Madame Meerfeld verwandt? und warum hast Du mir nicht gesagt, daß Hedwig Meerfeld mir ganz nahe gegenüber wohnt? Sie ist hier, und Du würdest Dich wundern, wie hübsch sie geworden ist.“

„So?“ versetzte Mamsell Philippine mit einer Güte, die ihren Unmuth nur schlecht verbarg, während Philipp bemerken konnte, daß seine Frage auf die übrigen Mitspielenden auch einen besondern Eindruck machte, denn sie lächelten, sahen einander an, und der alte General, der die Schwester des Commerzienraths zur Frau hatte, und von oben bis unten mit Orden bedeckt war, meinte mit einem vielsagenden Blicke: „In der That, Cousine Philippine, Ihr Philipp hat die Naivetät eines jungen Huronen. Ich mache Ihnen mein Kompliment dazu.“

Tante Philippine wurde blaß, sie nahm sich jedoch zusammen und sagte ruhig: „Besser zu naiv, als zu aufgeklärt!“ und sich gegen Philipp wendend, tröstete sie: „Du sollst es zu Hause erfahren; störe uns jetzt nicht, mein lieber Sohn!“ — Aber er sah, wie die Diamant-Aigrette auf ihrem Kopfe zitterte und wie sie Noth hatte, ihren Aerger zu verbergen. Und ärgerlich war er selbst, denn schon wieder hatte man über ihn gelacht, schon wieder hatte er sich eine Blöße gegeben, und daran war Niemand schuld, als seine Tante, Niemand schuld, als sie, die ihn aufwachsen lassen, als sollte er Mönch werden und in ein Kloster gehen, während er reich war und sein eigener Herr, und thun und lassen konnte, was er wollte, sobald er es nur wollte.

Er fragte sich, weßhalb ihm das noch niemals eingefallen sei, aber er hatte sich diese Frage auch kaum gethan, als er die Nothwendigkeit empfand, der Tante zu beweisen, daß er kein Kind und daß er gesonnen sei, sich nicht wie ein solches mit der Antwort auf seine Frage bis zu einer gelegeneren Zeit vertrösten zu lassen. Der Saal, die ganze Gesellschaft war ihm ohnehin zuwider. Was sollte er in dieser Hitze, inmitten aller der gleichgiltigen Menschen, da die Einzige nicht unter ihnen war, der wieder zu begegnen ihn verlangte?

Er ging hinaus, sah sich noch einmal in dem Kabinete, in welchem er Hedwig begegnet war, nach derselben um, und da er sie nicht in demselben anwesend fand, verließ er die Festgemächer, ordnete seinen Mantel und stand nach wenigen Sekunden mitten auf dem Markte, unschlüssig, wohin er sich jetzt wenden solle.

Es mochte nahezu elf Uhr sein. Die Nacht war trocken und für die Jahreszeit noch mild. Der Vollmond mußte schon aufgegangen sein, denn obschon man ihn noch nicht sah, erhellte er doch bereits die Straßen, daß man die Architektur der Gebäude genau erkennen und sich mit Vergnügen zwischen ihnen ergehen konnte.

Philipp hatte die lange Hauptstraße bald durchschritten, trat in eine Nebengasse ein, gelangte auf mancherlei Umwegen an das Thor und ging in das Freie hinaus. Die Stadt war früher eine Festung gewesen, man hatte aber bald nach dem Kriege die Festungswerke demolirt, die Wälle abgetragen und sie in eine Promenade verwandelt, welche die ganze Stadt umgab, und hinter welcher sich, von der Freiheit begünstigt, weite Vorstädte angebaut und mit der Stadt vereinigt hatten. Fest in seinen Mantel gehüllt, schritt der Jüngling vorwärts. Das Alleinsein that ihm wohl, der freie, weite Weg zog ihn immer weiter auf sich fort. Er mußte sich erinnern, daß er in der Heimat sei, so fremd erschien ihm die Gegend um diese Stunde, so verändert fühlte er sich selbst in seiner Lage. Er dachte daran, welch' ein Genuß es sein müsse, einsam durch ferne Länder zu wandern, die Gegenden zu sehen, von denen er bis dahin nur gelesen, die Gefahren zu überwinden, deren Schilderung ihm seine Einsamkeit auf dem Lande verkürzt, und es kam ihm räthselhaft vor, daß er nicht schon lange den Wunsch gehegt habe, auf Reisen zu gehen. Entzog er sich dadurch doch mit einem Schlage der Umgebung, in der es ihm heute so unbehaglich gewesen, in der er sich so lächerlich gemacht hatte und in der er von Kindesbeinen an immer als Mamsell Philippinens Philipp bezeichnet worden war. So sollte ihn fortan Niemand mehr nennen, darauf gab er sich das Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Blücher, der deutsche Held.

(Schluß von Seite 63.)

Der kühne und entscheidende Elbübergang bei Wartenburg (am 3. Okt. 1813), durch welchen der Krieg auf das linke Elbufer versetzt und die Vereinigung der schlesischen mit der Nord-Armee bewerkstelligt wurde, zeigte, wie Blüchers Thatkraft auch Andere mit sich fortzureißen vermochte, denn er veranlaßte den Kronprinzen von Schweden, der trotz seiner durchaus zweideutigen Politik an der Spitze der Nordarmee stand, ebenfalls über die Elbe zu gehen, nachdem er nicht, wie er zugesagt, mit Blücher zugleich den Uebergang versucht, und diesen durch sein Zögern großer Gefahr ausgesetzt hatte. Willig und mit edler Selbstverläugnung gab Blücher, um Bruch und Trennung zu vermeiden, manchen Forderungen des Kronprinzen von Schweden nach; von der Elbe über die Mulde, über die Saale ziehend, bürdete er sich und den Seinigen das Beschwerliche, Mühe- und Gefahrvolle auf, bis immerwährende Hemmungen des Kronprinzen ihn allein zur Schlacht bei Möckern (16. Okt.) eilen ließen. „Den Sieg bei Möckern über Marmont," sagt Varnhagen von Ense, „hat Blücher weniger selbst erfochten, als angeordnet und herbeigeführt; sein kühnes Vordringen, sein entschlossener Angriff zeigten auch hier wieder in dem schlesischen Heere die einleitende Bewegkraft, deren starker Nachdruck auf die Gesammtheit der Ereignisse, welche die große Schlacht von Leipzig ausmachen, entscheidend überging." — Damit nur das Nordheer am Kampfe bei Leipzig wirklich Theil nähme, überließ Blücher dem zaudernden Bernadotte die größere Hälfte seines Heeres, jedoch nur unter der bestimmten Bedingung, daß dann sein ganzes Armeekorps zum Angriff vorschreite. Dadurch wurde der Kronprinz, trotz seiner französisch-schwedischen Hintergedanken, mit Gewalt in den Kampf hineingezogen. Blücher aber gab dadurch ein Beispiel bereitwilliger Selbstverläugnung, die eigene Person immer dem Wohle des Ganzen unterzuordnen, wie es die Kriegsgeschichte wohl selten aufweist. Blüchers ganze Haltung gegen den Kronprinzen von Schweden, vom Uebergange bei Wartenburg bis zum Sieg bei Leipzig am 18. Oktober, zeigt nichts von „toller Husarennatur", sondern von der größten Langmuth, von dem bereitwilligsten Eingehen auf die Ideen Anderer, insofern nur dadurch etwas erreicht werden konnte.

Durch die Leipziger Völkerschlacht wurde Deutschland bis zum Rhein von der Napoleon'schen Herrschaft befreit. Den Rhein zu überschreiten, Frankreich selbst anzugreifen, schien damals vielen ängstlichen Staatsmännern ein gefährliches Spiel, ein tollkühnes Wagniß. Blücher war es wieder, der am ersten, am entschiedensten auf Fortsetzung des Krieges jenseits des Rheines drang, und die Friedenspartei, die vertheidigungsweise am Rheine stehen bleiben wollte, mit den derbsten Reden bekämpfte. Zu rascher That immer bereit, Allen voraus, wollte er schon am 15. November den Rhein überschreiten, aber höhere Befehle hinderten sein Beginnen. Sein heftiges Drängen und Treiben trug aber wesentlich dazu bei, vielfache Bedenklichkeiten zu entfernen, Schwache zu stärken und Zaghafte zu ermuthigen. In der Neujahrsnacht des Jahres 1814 ging „Marschall Vorwärts" mit seinem Heere über den Rhein und drang unaufgehalten bis Lothringen vor, wo sich durch seine Klugheit und Gewandtheit sogar anfänglich ein günstiges Vernehmen mit den Einwohnern herausstellte, bis spätere Kriegsdrangsale das Volk erbitterten.

Bei Brienne standen sich Napoleon und Blücher zum erstenmale persönlich gegenüber; der Kaiser und der Marschall Vorwärts, der kleine Korporal und der alte Vater Blücher. Der Kaiser zögerte zu schlagen; er hoffte nicht mehr von den Waffen allein den Sieg; die Unterhandlungen zu Chatillon begannen. Blücher, dem Hauptheere unter Schwarzenberg immer voraus, drang auf den Angriff, auf eine Schlacht. Im Hauptheere, im großen Hauptquartiere war die Friedenspartei vorherrschend, man zögerte anzugreifen; gerne hätte man dem Kaiser Frankreich in seinen alten Grenzen überlassen — an die Legitimität der Bourbons dachte die Diplomatie damals noch nicht, eben so wenig an einen zu vollziehenden Sturz des Kaisers. Schwarzenberg ließ den ungestüm auf Fortsetzung des Krieges dringenden Blücher fragen: was seine Absicht eigentlich sei? „Nach Paris müssen wir!" war die Antwort. „Napoleon hat in allen Hauptstädten Europa's Visite gemacht, sollen wir weniger höflich sein? Er muß vom Throne, sonst keine Ruhe!" Nach dem unentschiedenen Treffen von Brienne wurde (1. Februar 1814) die Schlacht von La Rothière geschlagen. Auf Kaiser Alexanders Wunsch hatte der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg an diesem Tage das Kommando an Blücher abgetreten, und so standen sich die beiden großen Gegner persönlich gegenüber. Auf Frankreichs Gebiet selbst, vor ihren Augen, zeigte Blücher den Franzosen, daß ihr Kaiser nicht mehr unüberwindlich sei. Mit einem Verluste von 3000 Gefangenen und 70 Stücken Geschütz sah sich nach blutigem Kampfe Napoleon zum Rückzug genöthigt.

Blücher ging nordwärts; das Hauptheer unter Schwarzenberg sollte den geschlagenen Feind verfolgen. Aber wie Blücher früher an dem Kronprinzen von Schweden wenig Unterstützung hatte, so jetzt an Schwarzenberg, der freilich nicht, wie Bernadotte, seine eigene Politik machte, sondern sich nach seinem Kaiser und dessen Diplomaten, welche der beständige Radschuh im Hauptquartier waren, richten mußte. Das Hauptheer, anstatt vorzurücken, ging links ab, wodurch Blüchers linke Flanke preisgegeben wurde; ja, es rückte in

neun Tagen nur sechs Meilen vor, so daß der Kaiser Zeit gewann, seine Streitkräfte wieder zu sammeln. Der Kaiser zeigte in diesem Feldzuge seine ganze Feldherrngröße: von allen Seiten bedroht, bietet er seinen Feinden im verzweifelten Kampfe die Stirne; mit geringen Kräften ist er der Ueberlegenheit furchtbar, Verderben bringend. Kaum bemerkt er jene Seitenbewegung Schwarzenbergs, durch welche der linke Flügel des weit vorgegangenen schlesischen Heeres blosgegeben ist, als er rasch, das Unmögliche möglich machend, auf ungebahnten Wegen voreilend, und durch seine persönliche Gegenwart zu den gewaltigsten Anstrengungen anfeuernd, über die vereinzelt daherziehenden, von dem Abmarsch Schwarzenbergs nicht unterrichteten Heerhaufen Blüchers herfällt, mit alter Meisterschaft sie in zwei Theile trennt, und diese nach einander vier Tage in vier besondern Gefechten gänzlich schlägt. Der Kaiser wandte sich nun gegen das große Hauptheer unter Schwarzenberg, der ohne kräftigen Widerstand zurückging und vergeblich Waffenstillstands-, wie Friedensvorschläge anbot. Blücher war besiegt, sein Muth aber keineswegs gebrochen, sein Eifer nicht erkaltet. Der geschlagene, von seinem Bundesgenossen vernachlässigte Blücher eilte Schwarzenberg zu Hilfe und verkündete durch hartnäckige Gegenwehr dem erstaunten Kaiser, der, wie Fain, sein Sekretär, bemerkt, den Geschlagenen 30 Stunden entfernt wähnte, seine Gegenwart. Dem großen Hauptheere und dessen Führern schien die Macht Napoleons jetzt so furchtbar, daß man ferneren Rückzug beschloß. Diesem schmachvollen Rückzuge der Uebermacht zu folgen, war Blüchern, war seinen immer zu Thaten begeisterten Truppen unmöglich. Wie er, auf Leipzig marschirend, die Verbindung mit dem Kronprinzen von Schweden aufgegeben, so beschloß er jetzt, die Verbindung mit dem Hauptheere ebenfalls aufzugeben, die Marne zu überschreiten und gerade gegen Paris vorzurücken. Dem Könige schrieb er: „Ich scheue so wenig den Kaiser, wie seine Marschälle.“ — Durch diese Kühnheit überrascht, läßt der Kaiser einen Theil seines Heeres Schwarzenberg gegenüber und eilte mit den Garden und den Kerntruppen Blüchern nach, der somit einen Theil seines Zweckes, den ängstlichen Schwarzenberg von Napoleon zu befreien, erreicht sah. Nachdem sich nun Blücher mit neuen, aus den Niederlanden kommenden Truppen unter Bülow und Winzingerode vereinigt, zwang er bei Laon, den 9. und 10. März, den Kaiser zum Rückzuge. Der Weg nach Paris war geöffnet; das Hauptheer, durch Napoleons Nähe nicht mehr eingeschüchtert, rückte wieder vor. Uebrigens wäre der Sieg bei Laon und die Ausbeutung desselben sicherlich größer und glänzender gewesen, wenn nicht gerade damals Blücher in Folge der letzten furchtbaren Wochen erkrankt wäre. Der Kaiser wendete sich jetzt über St. Diziers in den Rücken des Hauptheeres, um dieses von Paris abzuziehen. Da endlich faßte man im großen Hauptquartiere den Entschluß, mit vereinter Macht auf Paris loszugehen. Ein Blücher'sches Korps erstürmte den Montmartre, alle Höhen um Paris wurden genommen, die Vorstädte besetzt, an Widerstand war nicht mehr zu denken; die Marschälle Mortier und Marmont unterschrieben in der Nacht vom 30. auf den 31. März die Kapitulation und mußten abziehen; der Kaiser entsagte der Regierung. Ein Jahrgehalt von zwei Millionen Franken und die Souveränetät von Elba ward ihm eingeräumt, und schon am 20. April 1814 reiste er nach seinem neuen Reiche ab.

Die Welt sollte indeß noch nicht in Frieden rasten, ebensowenig Blücher, der, nachdem er England besucht hatte und dort mit der höchsten Begeisterung empfangen worden war, in Ruhe auf seinen Gütern in Schlesien lebte. Napoleon war auf dem so unglücklich gewählten Elba sowohl von der Uneinigkeit des Wiener Kongresses, als von der Unzufriedenheit des französischen Volkes mit der bourbonischen Regierung genau unterrichtet, und auf beides bauend, beschloß er, einen neuen Schlag zu führen. Er verließ Elba am 26. Februar 1815 mit etwa 1200 Mann und landete am 1. März im Golfe von Juan in der Provence. Eine Proklamation verkündete seine Absicht, sich die Krone wieder aufzusetzen, welche ihm „Verrath geraubt“. Sein Zug von den Küsten des Mittelmeeres nach Paris war der schönste, der größte Triumph, den je ein Held gefeiert. Ganz Frankreich strömte dem Kaiser zu, die Verbannung des Bourbons wurde dekretirt. Noch einmal mußten die Waffen entscheiden, ob die Welt fortan Einem gehorchen oder Friede und Freiheit in allen Ländern herrschen solle. Ganz Europa rüstete, Preußen am eifrigsten, und Blücher erschien in der Feldmarschallsuniform unter den Linden Berlins, kampfbereit, um abermals den Oberbefehl des preußischen Heeres zu übernehmen. In Belgien ward der Kampf um Europa's Freiheit entschieden. Der Kaiser griff Blücher zuerst an; „denn,“ sagt Gourgaud, „Blücher würde jedenfalls dem angegriffenen Wellington zu Hilfe eilen, und ständen ihm auch nur zwei Bataillone zu Gebote, Wellington dagegen nur mit dem ganzen vereinten Heere zu Blüchers Beistande herbeieilen.“ — Rasch, unerwartet, und mit bekannter ungestümer Kraft griff der Kaiser an; der hartnäckigste Widerstand, die ausdauerndste Tapferkeit der Preußen konnte den Sieg nicht fesseln, Wellingtons Hilfe erschien nicht, Blücher gerieth durch den Sturz seines Pferdes, das auf ihn fiel, in Lebensgefahr; die Schlacht bei Ligny (16. Juni) war verloren, der Rückzug mußte angetreten werden. „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssens wieder ausbessern,“ sagte Blücher und sann sofort auf neuen Angriff. — Des Kaisers Absicht, die Feinde einzeln zu schlagen, so oft schon meisterhaft von ihm ausgeführt, schien erreicht. Jetzt sollte Wellington vernichtet werden. Die Schlacht von Waterloo begann. „Wellington gebührt das Verdienst,“ sagt Foy, „tapfere Truppen gut in Schlachtordnung gestellt zu haben.“ Ein fürchterlicher Kampf entbrannte, immer neue Massen stürzen sich Alles niederwerfend auf die mit der zähesten Tapferkeit widerstehenden Engländer; immer weiter vordringend gewinnen die Franzosen mehr Boden, kaum noch vermag der trotzige Muth der Briten dem immer erneuten Angriffe der Franzosen Stand zu halten. Da erschien der vor zwei Tagen

bei Ligny geschlagene Blücher, unbesiegten Muthes, ungebeugt, bei Belle-Alliance, und bringt, dem Kaiser unerwartet, wie im Feldzuge des vorigen Jahres an Schwarzenbergs Seite, die Entscheidung, dem sehnlichst harrenden Wellington Hilfe und Rettung, dem Feinde Verderben und Untergang. Dießmal krönte der glänzendste Sieg die Anstrengung des deutschen Helden; die Franzosen erlagen dem muthigen Angriff, ihre Adler sanken, Europa's Freiheit war gerettet. „Von diesem Tage, dem 18. Juni, an," sagt Foy, „lag die Hand des Auslandes schwer auf Frankreich." In raschem Siegeszuge ging Blücher zum zweitenmale nach Paris. Beim ersten Einmarsch in Frankreich, beim ersten Einzuge in Paris hatten die Verbündeten es nicht verstanden, in der Hauptstadt des Feindes mit Geschick als Sieger aufzutreten. Dießmal war Blücher bei seinem Erscheinen durch keine Rücksichten gebunden, das Vergeltungsrecht zu üben schien ihm unerläßliche Pflicht. Als die Pariser Befreiung von Einquartierung wie im vorigen Jahre in der Kapitulation bedingen wollten, erwiderte Blücher ganz einfach aber bestimmt: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt; es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt, zurückkehren, ohne von den Parisern gut bewirthet zu sein." Die verlangte Sicherheit für das Museum wurde nicht zugestanden: die geraubten Kunstschätze mußten sämmtlich wieder herausgegeben werden. Er wollte die Brücke von Jena sprengen lassen; in Talleyrands Namen bat man um Erhaltung derselben. „Die Brücke soll gesprengt werden," war Blüchers Antwort, „es würde mir recht lieb sein, wenn Herr Talleyrand sich vorher darauf setzte."

Während des ganzen Befreiungskrieges waren Blüchers Thaten entscheidende Momente. Der Rheinfeldzug verkündete der Armee den Helden, die Tage bei Lübeck dem Vaterlande den deutschen Mann, die Schlacht an der Katzbach zeigte Europa den großen Feldherrn. Sein kühner Elbübergang bei Wartenburg, sein Marsch auf Leipzig, zur Schlacht bei Möckern, sein eifriges Dringen und Drängen auf Fortsetzung des Krieges jenseits des Rheins, sein kühnes Vorrücken in der Champagne, sein Marsch auf Paris, sein Herbeieilen zur Schlacht von Belle-Alliance haben uns den Sieg errungen. Er allein mit seinem eisernen Willen, mit seinem unbeugsamen Muthe, der durch kein Unglück zu erschüttern war, hatte Napoleon besiegt, Frankreichs Uebermacht gebrochen. Nur ein Feldherr von so unverwüstlicher Thatkraft, der, wenn auch geschlagen, nie sich selbst verloren gab, konnte einem Napoleon gegenüber entscheidend wirken. Mag Erzherzog Karl größer als Kriegskünstler, mögen andere Feldherrn des Befreiungskampfes gleich groß als Führer gewesen sein, Blüchers volksthümliche Heldengestalt überragt Alle. Was Deutschland, was Europa in jenem allgemeinen Kampfe errungen, verdanken wir ihm, obwohl des Helden edle Bescheidenheit „nur seine Schuldigkeit gethan haben will".

Und diese Heldennatur, die den größten Mann des Jahrhunderts von stolzer Höhe zu stürzen wußte, wirkte so gewaltig, nicht etwa in blühenden Mannesjahren, sondern im hochbejahrten Alter, wo Andere, von des Lebens Mühen ermattet, als welke Greise dastehen. Bei Lübeck focht er, ein vierundsechzigjähriger Mann; die Schlachten der Freiheitskriege schlug er, ein silberhaariger Greis, der die siebenzig überschritten, in jugendlicher Frische, die Beschwerden des Alters vergessend, wenn die Kanonen donnerten, die Schwerter blitzten und sein Schlachtenruf: „Vorwärts, Kinder!" die Seinen zu Helden machte. Nie ängstlich, nie bedenklich, voll unerschöpflich kecken Muthes, Ungemach und Unbequemlichkeiten nicht achtend, Gefahren nicht kennend, riß „Vater Blücher" sein Heer mit sich fort; bei ihm war kein Verzagen nach einem Unfalle, nur Begierde, das Versäumte nachzuholen, die „Scharte auszuwetzen". Unter seiner Führung endlich doch zu siegen, waren Alle fest überzeugt. Blücher war der Repräsentant des Volkshasses gegen Napoleon, der Vorfechter eines deutschen Volkskriegs auf Leben und Tod, nicht der „tolle Husar", zu dem ihn Neid und Eifersucht zu stempeln suchten. Von Anbeginn des Krieges erklärte er unumwunden: „Napoleon muß herunter!" Arndts Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze," lebte in ihm und ihre Idee war Ziel seines Strebens, ehe sie geschrieben war. Daher mochte er den Frieden nicht billigen, Frankreich blieb ihm zu mächtig, sein Haß warf sich auf die Diplomaten, die das von ihm und seinem Heere mit dem Schwerte Errungene wieder aufzugeben schienen. „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch das Schwert mit so viel Anstrengung gewonnen worden!" lautete sein Toast bei einem Gastmahle, das ihm zu Ehren nach dem zweiten Einzuge in Paris gegeben wurde.

Nach dem Frieden zog sich Vater Blücher in's Privatleben zurück und starb auf seinem schlesischen Gute Krieblowitz am 12. September 1819. Viele Städte setzten ihm Denkmäler, so Rostock 1819, Berlin 1826, Breslau 1827; das unvergänglichste Denkmal aber hat er sich in dem Herzen des preußischen, des deutschen Volkes errichtet, das er, ein deutscher Mann und Held im wahren Sinne des Wortes, vom schmachvollen Drucke der Fremdherrschaft befreit hat.

Blücher

Ueber die Kometen.

Die Kometen sind Weltkörper, deren Wesen und Erscheinungsweise bis jetzt ziemlich räthselhaft geblieben ist, da sie zu unbestimmten Zeiten sichtbar werden, sich oft in unmeßbare Bahnen verlieren und selten zum zweiten Male in derselben Gestalt und mit demselben Licht auftreten. Noch bis zu Tycho de Brahe's und Keplers Zeit hielt man sie, die schon im Aeußern sehr von den Planeten abweichen, für gesetzlos entstehende und vergehende Erscheinungen, für eine Art Meteore, die bald hier bald da im Weltraum in der Nähe der Planeten sich durch Zufall plötzlich entzündeten und eben so schnell wieder verlöschten, und man achtete es nicht der Mühe werth, ihre Bahnen zu berechnen, daher auch von den vielen Tausenden, die unser Sonnensystem durchirren, nur wenige näher bekannt sind. Diese freien Söhne des Aethers spiegeln in unserem Planetensysteme die unendliche Mannigfaltigkeit des Fixsternhimmels ab. Sie sind die Boten des Universums, welche die Sonnengebiete mit einander verbinden, welche Bewegung und Stoffwechsel im Weltraum unterhalten, und den ruhenden Urgegensatz zwischen Licht und Schwere fortwährend neu aufregen.

Früher sah der Aberglaube in den Kometen Vorzeichen von Krieg, Pest, Hungersnoth und sonstigen Uebeln. Als man aber das Wesen derselben näher kennen lernte und

Komet von 1843.

nachzuweisen im Stande war, daß ihre Bahnen denselben Bewegungsgesetzen folgen, wie die Planetenbahnen, erkannte man nach und nach die Ungereimtheit solcher Meinungen.

Die meisten Kometen zeigen einen hellen rundlichen Kern, welcher von einer schwächer leuchtenden Nebelhülle umgeben ist, die sich auf einer Seite, und zwar in der Regel auf der der Sonne abgewandten, in einen Schweif verlängert. Das Ende des Schweifes biegt sich aber nicht selten seitwärts oder vorwärts nach der Sonne zu und zeigt zuweilen auch kleinere, nur kurze Zeit dauernde Nebenschweife. Die Schweife der Kometen selbst erscheinen uns manchmal unter Winkeln von 60 bis 90, ja von 100°, so daß sie sich oft über einen bedeutenden Theil des Himmelsgewölbes wegziehen. Je nach ihren verschiedenen Abständen von der Sonne sind sie in den verschiedenen Erscheinungsperioden großen Veränderungen unterworfen. Merkwürdig ist die ungeheure Größe mancher Schweife, deren wahre Länge man bei den Kometen von 1680, 1744, 1769 und 1811 auf 20, 7, 10 und 22 Millionen Meilen berechnete. Die leuchtende Dunsthülle, die den Schweif bildet, ist so nebelartig fein, daß man durch ihn die Sterne flimmern sieht, und selbst durch den eigentlichen Kern der Kometen hindurch hat man schon Sterne wahrgenommen.

Der größte Komet unseres Jahrhunderts, der selbst den berühmten von 1811 übertraf, war der Märzkomet des Jahres 1843, den unsere Abbildung zeigt. Die Länge seines Schweifes betrug 30 Millionen Meilen; sein Kern, welcher in der Nähe der Sonne in den Dünsten des Horizontes stand, war im Vergleich dazu sehr unbedeutend. Unter allen bis jetzt bekannten Kometen ist er der Sonne am nächsten gekommen.

Publikum und Honoratioren.

Von **Hermann Reuchlin.**

Mit den Wörtern geht es uns wie mit den Dingen, welche uns tägliches Bedürfniß geworden sind; wir denken bei ihrem Gebrauche nicht viel an ihren Ursprung, wir fragen nicht nach den Wegen und Schicksalen, welche sie bis zu uns brachten. Wie schon auf unserem Frühstücktische Stoffe stehen, die sich aus verschiedenen Welttheilen zusammengefunden, so sind bei uns Wörter in Verwendung, welche ihre mit den Geschicken eines Welttheils verwachsene Geschichte haben. Hier nun wollen wir von dem Lebensgang zweier Wörter handeln, die sich mit ihrem lateinischen Ursprungsgepräge bei uns eingebürgert haben.

Das Wort **Publikum** stellt uns den Unterschied der antik-römischen von unserer modernen Anschauung klar vor Augen. Wir verstehen darunter die große Masse mehr oder weniger gebildeter Individuen; der Römer begriff unter Publikum Alles — Menschen und Dinge — was den Staat, die Gemeinde angeht; die Oeffentlichkeit des Lebens, die Publicität gehörte ihm wesentlich zu diesem Begriffe. Diesen Mächten gehörte im Alterthum der Mensch ganz und gar an. Auch die Allen gemeinsamen Sitten wurden nebst dem Allen gemeinsamen Sonnenlicht als publicum bezeichnet. So lange Rom und Italien, besonders seine Städte, sich der Freiheit erfreuten, lag etwas Ehrendes in dem Worte publicum. Je mehr sich aber unter der zermalmenden Macht des kaiserlichen Absolutismus scheinbare Ehrenunterschiede geltend machten, um so tiefer wurde die Mehrzahl der rechtlich noch Freien, thatsächlich aber schon Unfreien unter dem Namen plebs oder publicum erniedrigt. Wenn auch der Einzelne in der Völkerwanderung viel zu leiden hatte, so konnte durch sie diese Masse nichts mehr an realen Menschenrechten verlieren. So finden wir denn im longobardischen Staat und Rechte, um das Jahr 700, das königliche, das Staats-Besitzthum, und mit diesem die Masse der Hörigen und Halbfreien, wie der Unfreien — größtentheils die frühere städtische plebs — unter dem Namen publicum zusammengefaßt. Das Schema, der Name des alten römischen Gesellschaftsrechts war geblieben, aber der Inhalt — und wie sehr! — verändert. Dieses Wort kam aber um so mehr wieder zu Ehren, zu je höherer, auch politischer Geltung sich in den Städten die industrielle Handarbeit erhob. Allein der Absolutismus der Höfe, welcher schon gegen das Ende des Mittelalters sich aufrichtete, flößte, während er dem Adel seine wahre Selbstständigkeit und Würde raubte, dem hoffähigen Adel und seiner Dienerschaft gegen alle Anderen einen verächtlichen Ton ein, welcher sich in dem Gebrauche unseres Wörtchens ausprägte. Nur in Zeiten von Bürgerkriegen hoben sich die Aktien des „Publikums" rasch. Aber eine dauernde Wertherhöhung gaben ihm erst Männer wie Pascal und Boileau, welche die religiöse Ueberzeugung, die Literatur, den guten Geschmack von der Herrschaft, von der höchsten Gerichtsbarkeit des Hofes zu befreien suchten, gleichzeitig mit den großen Schauspieldichtern Corneille, Molière, welche ebensowohl den Beifall des gebildeten Parterre's, als den der noch halb auf der Sperre sitzenden Höflinge suchten. Der Name für die Sache war etwas schwankend geworden, der treffliche La-Bruyère (geboren 1644) setzte dem Hofe la ville entgegen, denn auf dem Lande zählte nur der Adel. Je mehr nun in den niederen Ständen, in Folge kirchlicher und politischer Revolutionen und des Humanismus, die Menschheit geweckt und anerkannt wurde, desto besser klangen auch die Namen dafür: Publikum und Volk. Trotz des damit getriebenen Mißbrauchs möchte am Ende doch auch jeder durch Geburt Bevorzugte zum „gebildeten Publikum" gehören. Die Oeffentlichkeit, die Publicität des Lebens wirkt auch dahin. Immer seltener werden die Annoncen, worin Besitzer von wilden Menschen oder Thieren, einen hohen Adel und ein verehrtes Publikum *unterscheidend*, sich empfehlen. Aber zwischen und aus beiden hat sich schon vor Jahrhunderten eine Klasse abgehoben, welche dazu angethan scheint, wenn auch unter verändertem Namen, große sociale Revolutionen zu überleben.

Das Wort **Honoratioren** hegt in seiner vergleichenden Form „die Geehrteren" eben so viele Ansprüche, als Höflichkeit gegen die anderen, blos Geehrten. Es findet sich schon bei den Schriftstellern der römischen Republik, z. B. bei Cicero und zu den Zeiten von Augustus bei Livius, also bei Prosaikern, mit bestimmt umgrenzter Bedeutung. Waffendienst, höhere Aemter in der Stadt oder im Staat, Ahnenbilder machten honoratos oder honoratiores. Als die früheren Freistädte Italiens unter den römischen Kaisern mit der übrigen römischen Welt in Eine Unfreiheit versanken, als Diokletian (von 284 bis 305) und Constantin diese Ordnung des Despotismus gesetzlich regelten, bildeten sich die Stände, die Titel, Begriffe und Namen bestimmter aus. Das Patriziat der früheren italienischen Freistädte, erst Decurionen, vom vierten Jahrhundert an Curialen genannt, wurde eine Last und Frohn, da die Angehörigen desselben unentgeltlich gehässige Dienste und Bürgschaften, z. B. beim Steuereinzug, leisten mußten. Man wurde zur Strafe darein versetzt. Desto mehr hoben sich die honorati, welche entweder aus dem Stande der nicht patrizischen Grundbesitzer, oder auch aus dem niederen Volke, dem Publikum, durch Staatsdienste oder durch die Gunst eines Großen hervorgehoben waren. Nach und nach wurden auch sie einigermassen erblich. Die Würden der Kirche gaben zweifelloses Anrecht auf Honoratiorenthum. Als im Mittelalter, besonders durch die Juristenschule von Bologna, das durch Justinian noch schärfer bestimmte römische Gesellschaftsrecht neu belebt wurde, erstanden auch die alten Namen wieder und wurden durch die Juristen auf deutschen Boden verpflanzt. Es lag in

der Natur der Sache, daß dieses Wort, wie in den alten, so in den späteren Zeiten besonders in den kleineren Städten galt, welche keinen Hof haben. Vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren war es beinahe nur das Amt, welches ein sicheres Anrecht auf den Honoratiorenstand gab. Während der langen Friedensjahre, mit zunehmender Bildung, mit der wachsenden Macht des Kapitals, ist durch die weite Bresche des Standesvorurtheils die Schaar der Güter-, der Werthe-Erzeugenden, wenn auch nicht mit klingendem Spiel, so doch mit klingender Münze in die Burg des Honoratiorenthums eingezogen und hat sich darin festgesetzt. Sie haben auch in den Republiken die Fahne desselben hoch zu halten gewußt. — Nur die Verbreitung gediegener Bildung, patriotischen Sinnes und Wirkens vermag die neidische Schärfe und das faule Fleisch, welches sich an den gesunden Kern solcher Standesgerüste, auch wenn sie aus Gold und Silber sich aufbauen, leicht anhängt, zu zersetzen und zu heilen. Das Honoratiorenthum wurzelt zu tief in der menschlichen Natur, als daß es ausgerottet werden könnte; in der einen Form vertrieben, tritt es anders maskirt wieder ein. Auch hier gilt es nicht niederzureißen, sondern zu veredeln.

Erinnerung an Castelli.

Die Gruft hat sich geschlossen über dem edlen Dichter; Wien trauert um ihn und Deutschland wird ihn im Andenken behalten: seine Gesänge werden fortleben.

Statt vieler Züge, die sein Bild verklären, statt mancher Anekdoten, die zu seiner Ehre umlaufen, will ich einen Brief hier mittheilen, den Castelli in einer leider noch zu wenig beachteten Angelegenheit der arbeitenden und armen Menschheit schrieb. Er lautet so:

Offener Brief an meine Mitbürger über die Crèche überhaupt und insbesondere über jene Crèches, welche gegenwärtig in der Leopold-Vorstadt und Brigittenau errichtet werden. Von J. F. Castelli.

„Ich höre Euch fragen: Was ist denn das, eine Crèche? (wird ausgesprochen Kresch) und was soll denn das uns angehen? Es ist noch nicht sehr lange, daß ich selbst auch so gefragt habe. Nachdem ich es aber weiß, will ich's Euch auch sagen; Ihr sollt, Ihr müßt es wissen: Ihr Armen, damit Ihr den Segen Gottes auf diejenigen herabfleht, welche für Eure Kinder schon in den ersten Jahren ihres Daseins sorgen; Ihr Reichen, damit Ihr von Eurer Wohlhabenheit beisteuert, was Euch möglich ist, um ein solches menschenfreundliches Unternehmen zu unterstützen, welches auf Mitleid gebaut ist und dem Gott der Allmächtige von oben zulächelt.

„Crèche ist ein französisches Wort und heißt zu deutsch Krippe. La sainte Crèche heißt die Krippe des Jesuskindleins. So wie dieses Kind warm, ruhig und geborgen in seinem Kripplein lag, so wollen wohlthätige Menschen auch Kripplein für die Kinder der Armen errichten, worin diese, in den ersten zwei Jahren ihres Daseins gepflegt von mitleidigen Händen, vor allen Gefahren, welche ein so junges zartes Leben bedrohen, gesichert, warm und ruhig liegen können, bis das harte Schicksal der armen Mutter vergönnt, sie wieder aus den Händen ihrer Pfleger unbeschädigt in die ihrigen zu nehmen.

„Man hat hier für Crèche den Namen Säuglings-Bewahranstalt angenommen; er ist etwas lang, aber ich weiß keinen kürzern, welcher eben so bezeichnend wäre.

„Wir haben, Dank sei es dem humanen Sinne der Bewohner Wiens, zwar schon mehrere Kinderbewahranstalten, allein diese nehmen sich nur um Kinder an, welche bereits das zweite Lebensjahr erreicht haben, die Crèche aber übernimmt die Sorge für die Kinder von dem Augenblicke an, wo sie das Licht der Welt erblickten, bis zum zweiten Lebensjahre: also in einem Alter, wo sie der Wartung und Pflege noch weit mehr bedürfen.

„An Euch wende ich mich, ihr armen Mütter. O helft mir beschreiben, was Ihr erlitten habt, wenn ihr gezwungen waret, mit Eurem Manne das Brod durch harte Arbeit vom frühen Morgen bis zur Nacht zu verdienen; Ihr mußtet Euch zu diesem Ende von Hause entfernen und Euern kleinen Säugling daheim in der Wiege entweder allein oder, was vielleicht noch schlimmer ist, einem andern Kinde von noch zartem Alter, welches sich selbst noch nicht zu schützen weiß, zum Schutze überlassen. Ich sehe Euch, wie Ihr bei Eurer Arbeit denkt: Mein Gott wie wird das arme Kleine jetzt schreien, wenn es erwacht und das Zuckerbeutelchen (den Suzel) verloren hat! oder: Hab' ich denn auch die Zündhölzchen weggeräumt, damit sie mir der größere Junge nicht anzündet? Da wäret Ihr wohl gerne fortgelaufen von der Arbeit, um das kleine Wesen zu stillen, trocken zu legen und wieder in den Schlaf einzusingen, allein das war unmöglich, denn Ihr arbeitet in der Stadt und wohnt in einer entfernten Vorstadt. Auf die Nachbarn konntet Ihr Euch wohl auch nicht verlassen, denn theils waren sie arm wie Ihr, und theils konntet Ihr ihnen vielleicht nicht volles Vertrauen schenken. Dazu kam noch, daß Euer liebes Kind in einer feuchten Stube liegen und den ganzen Tag, während Ihr abwesend waret, hungern mußte. Schon in der frühesten Jugend mußte der arme kleine Erdbewohner alle Entbehrungen erdulden und konnte daher unmöglich so stark und gesund werden, wie Ihr wünschtet.

„Das wird nun Alles anders. Da wird nun ein nettes, reinliches Zimmer sein, lustig, freundlich, mit einer Menge kleiner Bettchen und Wiegen, mit Leinwäsche und allem für Säuglinge Nöthigen versehen, da werden brave Frauen als Wärterinnen sein, von welchen man überzeugt ist, daß sie mit Kindern umzugehen verstehen. Die Mutter wird des Morgens, bevor sie an die Arbeit geht, ihr liebes Kind dahin tragen und übergeben, fest überzeugt,

daß für alle seine Bedürfnisse besser gesorgt werden wird, als in ihrem Hause. Die Anstalt wird ihm eine Zufluchtsstätte gegen Verwahrlosung, Schmutz, Hunger und jede Art von Gefahr sein. Die Mutter wird dann mit leichterem Herzen ihr Tagewerk vollbringen; sie weiß, wenn ihr Kind weint, so wird sein Weinen gestillt, wenn es hungrig, wird es genährt, und kein Haar wird ihm gekrümmt, und wenn sie dann Abends kommt, um das Kind zurückzunehmen und dieses ihr aus seinem Bettchen mit rothen Wängelchen frisch und froh entgegenlacht, wie es rein und wohl gepflegt wieder in ihre Arme gelegt wird: wie wird sie eine Einrichtung segnen, welche ihr alle Sorgen vom Mutterherzen nimmt!

„Dieß ist der Zweck der Crèche, und diesen wird sie auch ganz erfüllen und so einem Uebel abhelfen, welches der Arme leider nicht selbst abzuwenden vermag; sie wird, eine zweite Mutter, den ersten Keim zur kräftigen Gesundheit des Neugebornen legen, sie wird selbst in dem unmündigen Kinde dadurch, daß es mit Liebe gepflegt wird, wieder Liebe wecken, und so ist also auch das Bestreben, diese Anstalt in's Leben zu rufen, ein der Theilnahme aller Menschenfreunde würdiges Unternehmen.

„Zwei solche Anstalten bestehen bereits, und zwar eine im Breitenfelde und eine im Schottenfelde. Man gehe hin und überzeuge sich von deren Wirken, und man wird mit freudigem Danke für die Gründer derselben die Anstalt verlassen.

„Es ist nun im Werke, auch in andern Vorstädten solche Crèches in das Leben zu rufen. Mitleidige Frauen und edle Männer haben sich bereits zusammengefunden, um den menschenfreundlichen Plan zu besprechen und dessen Ausführung zu bewirken. Freie unentgeltliche Lokalitäten stehen bereits in mehreren Vorstädten zu Gebote, und es sind für die Crèche in der Brigittenau, sowie für die Crèche in der Leopoldvorstadt schon mehrere Bettchen gestiftet. Um diese vortrefflichen Anstalten dem Bedürfnisse angemessen zu bilden, bedarf es noch der Mitwirkung vieler Edelgesinnten.

„Herbei also, alle Ihr gefühlvollen Seelen, herbei vor Allem Ihr Frauen, die Ihr schon Kinder unter Euren Herzen getragen habt, und die Ihr wißt, was ein Säugling bedarf; tretet bei einem Vereine ein, welcher die ersten Thränen der Menschheit trocknen will, leistet Beiträge in Geld, in Leinwand, in Nahrungsmitteln, stiftet Betten, wenn Ihr wohlhabend seid, deren eines nur auf 35 fl. C.M. ein für allemal zu stehen kommt. Gott wird Euch segnen und in Eurer Brust wird es Euch zurufen: Du bist dem heiligen Stifter Deiner Religion nachgefolgt und hast wie er gesprochen: Lasset die Kleinen zu mir kommen!" —

Dieses schlichte und gefühlvolle Wort des greisen Dichters fand in Wien verdienten Anklang. Man erkannte in dieser Anstalt eine der edelsten Aufgaben der Humanität, eine der nöthigsten Stützen der Armuth. Der Franzose M. Marbeau gründete zu Paris die erste Crèche am 14. Nov. 1844, und schnell verbreiteten sie sich über ganz Frankreich und Belgien, gesegnet von vielen Tausenden. Möchte diese Krippenanstalt wenigstens in den Fabrik-Städten und Distrikten Deutschlands endlich Anerkennung finden!

Auf der Alm.

(Mit Stahlstich.)

Bei uns auf der Alm'n
  Do z'goit der Schnee nie,
Do geit's schöne Kalm'n
  Und schwarzbraune Küh.

Und wenn a der Schnee
  Auf der Alm'n nie z'geht,
So is es doch schö,
  Wie do drob'n all's steht.

Denn 's Gras und der Klee
  San ja grün allewei'
Und'n Schnee steht's gar guet,
  Wachst a Bliemi dabei.

Und es kimmt a oft auffi
  Verstehst mi da Bua,
Und der jodelt mir oans
  Und spielt Zither dazua.

Auflösung des Räthsels von Seite 58:
Das Porträt.

Der Jäger aus Kurpfalz.

Eine Hofgeschichte von E. Diethoff.

Der Jäger aus Kurpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er schießt das Wildpret her,
Gleich wie es ihm gefallt.
Ju, ja ju —
Ja lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Haid',
Allhier auf grüner Haid'!

So sang, halb zwischen den Zähnen, ein Mann, welcher fest in seinen Mantel gewickelt durch den mit schimmernden Karossen, Sänften und Fackelträgern erfüllten Schloßhof zu Mannheim sich einen Weg bahnte.

Es war der 13. Januar 1742, ein lang erwarteter, viel ersehnter und besprochener und jetzt hoch gefeierter Tag. Die beiden Enkelinnen des Kurfürsten von der Pfalz, Elisabeth Auguste und Maria Anna von Pfalz-Sulzbach, waren an diesem Tage den Vettern ihres Hauses, Karl Theodor von Sulzbach und Clemens von Bayern, vermählt worden.

Ganz Mannheim schwamm im Jubel, im offiziellen Jubel der Illuminationen, Kanonensalven und prunkenden Alexandriner, und im naturwüchsigen des Volkes, welches sich auf dem Marktplatze um das vergoldete Faß balgte, dessen vier Oeffnungen weißen und rothen Wein im Ueberfluß ausgoßen. Denn Seine kurfürstliche Gnaden waren nicht umsonst Besitzer des großen Fasses zu Heidelberg, und nicht umsonst hatte die Sonne so hell auf die Weinberge der Pfalz geschienen. Auch hat es dort nie an durstigen Kehlen gefehlt, noch an fröhlichen Herzen, und Kehle und Herz waren stets beide zum Jubeln bereit, wenn's an sie kam; drum sagt ein altes Sprichwort:

Fröhlich Palz,
Gott erhalt's!

Es waren gar viele hohe und allerhöchste Herrschaften zu der Doppelvermählung nach Mannheim gekommen. Der Kurfürst Clemens August von Köln hatte die Einsegnung der Ehe vollzogen, die große Cour war vorüber und ebenso die italienische Oper in dem neugebauten Opernhause. Was von erlauchten Gästen geladen war, begab sich jetzt zur Toilette und zum Ball.

Unser Sänger im Mantel hatte sich endlich durch das wogende Gedränge bis zu der Colonnade des linken Schloßflügels hindurch gearbeitet. „Ich will sehen, ob ich Karoline vor dem Balle noch einen Augenblick sprechen kann," murmelte er, indem er die teppichbelegte, lampenhelle Treppe hinanstieg. Ein reichgallonirter

Diener eilte ihm entgegen — „das Fräulein von Benningen?“ fragte kurz der im Mantel.

„Der Herr Oberjägermeister von Hakh,“ sprach der Diener, sich tief verbeugend, „die Baronesse sind — — der Herr Abbate —“

„Was will ich von dem welschen Abbate! Ist das Fräulein zurück aus der Oper?“

„In diesem Augenblick zurückgekommen,“ antwortete der Diener.

„Es ist gut,“ rief der Oberjägermeister und schritt rasch an dem Bedienten vorbei zu den Zimmern der Hofdame. Die Thüre war nur angelehnt und auf sein Klopfen hörte er nur das fröhliche Lachen einer hellen weiblichen Stimme erschallen. Ungeduldig trat der Oberjägermeister ein. „Ah, Vetter Karl!“ rief ihm die Dame entgegen, welche in dem duftenden, von Spiegeln und Vergoldungen blitzenden Gemache in einer Bergère ruhte. Das blaßrothe Atlaskleid, mit Spitzen und Rosenguirlanden besetzt, stand gar wohl zu dem blühenden Gesichtchen der Dame. Ihr linker Arm ruhte auf einem von bronzenen Ziegenfüßen getragenen Gueridon, zwischen den Fingern der Linken wirbelte sie ein zierliches Billetchen, die Rechte streckte sie grüßend dem Eingetretenen entgegen, welcher, den Mantel abwerfend, rasch auf sie zutrat. Den Hut hatte er schon vor der Thür abgenommen und so zeigte Karl von Hakh ein schönes, männliches Angesicht voll Offenheit und Geradheit. Schlecht stand zu der etwas zu frischen und wettergebräunten Gesichtsfarbe, zu dem schwarzen Schnurrbart der weiße Puder des Haares, aber um so besser paßte dem kräftigen Manne die reichgestickte Jagduniform von grünem Sammet.

„Wir haben soeben von Ihnen gesprochen, Vetter Karl, und von der dringenden Einladung, welche Sie an mich ergehen ließen, Ihr Waldschloß einmal zu besuchen, und der Abbate meint ...“ die Dame bewegte bei diesen Worten die Hand nach einem Manne, welcher bei dem Eintreten des Oberjägermeisters sich erhoben hatte und zur Seite an die Marmorconsole getreten war. Das ganze Aeußere des noch jungen Mannes, Wuchs, Haare und Gesichtsfarbe kennzeichnete den Italiener, und die schwarzseidene Soutane, die elegant darum geschlungene Schärpe und der große Hut den Schüler Loyola's, dessen Orden in Kurpfalz so mächtig war.

„Ich meine,“ unterbrach der Abbate mit stark italienischem Accente die Dame, „ich meine, es sei Hochverrath, die schönste Blume des Hofes uns, wenn auch nur für einen Tag, zu entführen, und Verrath an der Dame selbst. Santa Padrona! lassen Sie sich nicht in diese wilden deutschen Wälder locken, Baronissa!“

„Sie wissen, Karoline, wie meine Einladung gemeint war,“ versetzte Karl von Hakh mit Ernst, „und ich komme, sie nochmals zu erneuern. Fürchten Sie sich nicht, es ist schön und traulich bei uns; haben wir auch keine glatten Parquets und welsche Trillerkehlen, so haben wir dafür frische Wälder, grüne Wiesen und ...“

„Den Jäger aus Kurpfalz,“ unterbrach ihn die Dame und summte die fröhliche Melodie. „Das ist Poesie aus dem Westrich, Cousin. Sie haben das Jägerlied an den Hof gebracht und heißen deshalb heute noch der Jäger von Kurpfalz.“

„Ich will's mir gern gefallen lassen, daß mein Leibstück mir zu Gevatter steht,“ sprach gutlaunig der Oberjägermeister, „zumal wenn ich's von solchen Lippen singen höre.“

„Nun!“ rief die Dame, „ich will Ihnen ein anderes Stück Poesie zu kosten geben — ächte Hofpoesie, worin nichts von Waldluft und Jägerei vorkommt: was meinen Sie, Cousin, der Abbate hat die rauhen Klänge unserer armen Sprache für würdig erachtet, seiner Muse zu dienen.“

„Ah! viel Ehre für uns!“ sprach gedehnt der Freiherr, indem er sich steif vor dem Abbate verneigte, durch dessen gelbes Gesicht es zuckte, wie vorüberfliegende Röthe des Zornes, denn am wenigsten von allen Sterblichen hätte dieser deutsche Bär, dieser — Jäger von Kurpfalz seine gedrechselten Verse hören sollen, und war es Spott, was die schöne Karoline antrieb, sie diesem vorzulesen?

„Oh, Baronissa, ich bitte!“ rief er.

Aber schon hatte Karoline dem Vetter das zierliche Brieschen hingereicht, mit welchem sie bei seinem Eintritt gespielt. „Lesen Sie laut, Cousin!“

„So wie das Eisen folget dem Magnete,
Fühl' ich mein Denken zu Dir hingezogen,
Und hab' ich andachtsvoll das Knie gebogen,
Denk' ich nur Dein im flüsternden Gebete!

Des Weihrauchs Wolke meine Stirn umwehte
Gleich Engels-Fittigen, die mich umflogen,
Da war es mir (hat mir ein Traum gelogen?),
Als ob ich hörte eines Gottes Rede:

„Sie, die du liebst, in unverwelkter Schöne
„Zu meinem Himmel sei sie aufgetragen,
„Nicht ist bestimmt sie für der Erde Söhne!“

Und doch! Kann ich dem heißen Herzen wehren
Und meiner Pulse ungestümem Schlagen,
Dich, Heißgeliebte, schmachtend zu begehren?“

Als Karl von Hakh gelesen hatte, ließ er mit einem dumpfen Ausrufe des Unwillens das Blatt sinken.

„Ist das nicht eine süße Andacht, Cousin?“ rief die Schöne, einen schalkhaft spottenden Blick aus ihren großen blauen Augen auf den Pater werfend, welcher sich dem Freiherrn gegenüber höchst unbehaglich und verlegen fühlte.

„Oder soll das heißen, die Güter des Fräuleins dem Kloster und das Fräulein selbst dem —“ der Oberjägermeister verschluckte das Ende seines Satzes und die darin enthaltene bittere Vermuthung. „Was soll das für ein Himmel sein?“ fuhr er gegen den Jesuiten auf, welcher verschmitzt lächelnd die große goldene, zu Ehren der Doppelvermählung geprägte Münze zwischen den Fingern drehte.

„Was soll das für ein Himmel sein?“ wiederholte der Geängstigte nochmals.

„Der Abbate scheint den Himmel der kurfürstlichen Gnade zu meinen,“ lachte Karoline und ließ die Hörer im Ungewissen, ob sie im Spott oder im Ernst gesprochen.

„Karoline!“ rief der Oberjägermeister mit einem

Tone, welcher die Angst des treuliebenden Männerherzens verrieth — „Karoline, wäre es möglich?" Da trat aber die Zofe herein, ihre schöne Herrin mahnend, daß es an der Zeit sei, die Balltoilette zu beginnen.

„Meine Herren, Sie müssen mich entschuldigen." sprach die Schöne aufstehend, „ich darf nicht säumen — der Kurfürst eröffnet selbst den Tanz."

„Der Kurfürst tanzt?" rief der Freiherr mit dem Ausdruck so großen Erstaunens, daß es auf die beiden Andern seine komische Wirkung nicht verfehlte. Karoline lachte laut auf und der Jesuit kicherte leise.

Es war allerdings eine zum Lachen reizende Vorstellung, wenn man sich den achtzigjährigen gichtkranken Kurfürsten tanzend dachte.

„Oh, seine kurfürstliche Durchlaucht haben noch ganz andere Dinge im Sinne, Cousin," sprach die Dame, indem sie sich zum Weggehen anschickte.

„Und das Geschenk seiner Durchlaucht, Baronissa!" rief der Abbate, ihr nacheilend und ein Perlenhalsband darbietend, welches, von der Schönen unbeachtet, auf dem Gueridon gelegen hatte.

„Die Tochter der Venningen trägt nur ihren eigenen Schmuck!" rief Karl von Hakh, dem Jesuiten zuvorkommend und nach dem Halsbande greifend. Aber seine Hand, wohl gewöhnt, Büchse und Waidmesser zu führen, war noch zu selten mit Frauenschmuck in Berührung gekommen, derb griff er zu und die kostbaren Perlen rieselten ihm über die Finger und rollten umher auf dem Teppich.

«Maledetto!» zischte der Jesuit. Und lachend ließ Karoline von Venningen die schwere Portière hinter sich fallen.

„Sie werden mir Rede stehen," sprach der Oberjägermeister, sich gegen den Italiener wendend; der aber, behend wie eine Katze, schlüpfte an ihm vorüber und schloß die Thüre hinter sich.

„Ich muß mit Karolinen in's Reine kommen," flüsterte jetzt der Alleingelassene. „Sie ist wie ein neckischer Kobold und doch hängt mein Herz an ihr mit aller Macht! — — Oder wäre es wahr, was man sich in die Ohren raunt? Dann schütze Gott sie und mich!"

Man hatte nämlich am Hofe gemunkelt, daß die schöne Hofdame von Venningen Gnade gefunden vor den Augen des achtzigjährigen Monarchen. Ja man ging so weit, zu behaupten, daß der Kurfürst, nachdem er drei Gemahlinnen begraben, nicht abgeneigt wäre, nochmals eine morganatische Ehe zu schließen, und der Tag der Vermählung seiner Enkelinnen war der passend gewählte, dieses dem Hofe kundzuthun. Auch hieß es, die Gesellschaft Jesu stehe diesem Plane nicht ferne. Aber Karoline! war sie unter solchem Einfluß? Und wenn nicht, was sollte dann der Abbate bei ihr? — —

Dem Oberjägermeister fuhr es heiß zu Kopfe, er stampfte heftig auf den Boden. „Ich muß in's Reine kommen! — ich muß! — ich muß!"

Da rauschte die Portière und sie selbst trat heraus im schweren Schleppkleide von drap d'argent; Juwelen blitzten vor ihrer Brust, umfunkelten die schönen Arme und wiegten sich als vielfarbige Schmetterlinge zitternd auf den hochfrisirten Locken.

„Wie gefalle ich Ihnen, Karl?" sprach die Schöne lächelnd und den Fächer auf- und zuklappend, dessen bunte Malerei den von den Grazien mit Rosen gegeißelten Amor darstellte. Nachdem er einen langen, tiefen Blick auf die Dame gerichtet, erwiderte der Freiherr: „Sie sind schön, Karoline, aber doch gefielen Sie mir damals weit besser, als Sie im leichten Leinwandkleidchen durch die Gänge des Venningerhofes in Heidelberg huschten. — Ich hoffte die Karoline von damals wieder zu finden, ich glaubte, eine offene Antwort auf meine offene Frage zu vernehmen, und nun — lassen Sie es klar werden zwischen uns!"

Eine tiefe Röthe flog über das schöne Antlitz der Dame, sanft entzog sie dem Oberjägermeister die Hand, welche dieser ergriffen hatte. „Es wird klar werden, Herr von Hakh," beruhigte sie, „bleiben Sie in meiner Nähe!"

Ein Trompetenstoß gab das Zeichen zum Beginn des Balles. — Der italienische Kapellmeister hob das Stäbchen und die prächtigen Klänge eines Festmarsches brausten herab in den glanzvollen Saal.

Der Kurfürst Karl Philipp eröffnete den Tanz. In einem vergoldeten Rollstuhle, welchen zwei Kammerherrn über das Parket schoben, ruhte er, bedeckt mit brillantenen Orden; die rechte Hand reichte er der ältesten Enkelin Elisabeth Auguste — seiner Tänzerin. Diese schritt stolz und mürrisch neben ihm her, kalt blitzten die Diamanten ihrer Krone, wie die Eiskrystalle, welche draußen von den Bäumen herabhingen. Mit einer widerwilligen hastigen Bewegung riß sie die hellblaue Sammetschleppe von den verschnörkelten Verzierungen des Rollstuhles los und keinen Blick sandte sie nach der andern Seite, wo zur Linken des Kurfürsten ihr neuvermählter Gemahl schritt, der kunstsinnige aber weichliche Karl Theodor.

Doch hinter den Dreien schritt Hand in Hand, Auge in Auge das zweite Paar, der junge Herzog in Bayern und die glückstrahlende Maria Anna. Ihnen folgten paarweise die fürstlichen Gäste und Hofchargen in einem großen majestätischen Zuge.

Langsam bewegte sich der Zug, gehalten tönten die Klänge des Orchesters. Einmal war die Runde gemacht — jetzt kam der Rollstuhl des fürstlichen Tänzers zu dem Platze, wo Karoline von Venningen an der Seite des Oberjägermeisters stand. Glatt und gewandt wie ein Aal hatte sich der Abbate an die andere Seite des Fräuleins durchgedrängt. Der Zug kam näher — das war der entscheidende Moment. Karl von Hakh fuhr mit der Hand nach seiner pochenden Stirne, er wollte die Haare zurückstreichen, wie es seine Gewohnheit war, da geriethen die hastigen Finger in die zierliche Frisur, daß der stäubende Puder sich wie ein Duft auf den grünen Sammet der Uniform legte. Jetzt war der Zug zur Stelle; der Rollstuhl des Kurfürsten hielt. — „Sieh' da, das Fräulein von Venningen," sprachen Seine Durchlaucht, mit einer gnädigen Handbewegung, und eifrig bemüht, sich aufrecht im Sessel zu halten.

Karl Philipp war einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen; einen wahren Apollokopf trugen noch die Münzen aus den ersten Jahren seiner Regierung. — Aber man kann für einen Apollo gegolten haben in der Jugend und doch mit achtzig Jahren wenig gefährlich sein für das Herz eines jungen Mädchens.

Karoline von Venningen trat vor und hielt die Hand des Oberjägermeisters fest umklammert, welcher dadurch genöthigt war, ebenfalls vorzutreten.

„Unser Oberjägermeister von Hakh?" sagte der Fürst mit einem etwas unwillig fragenden Ausdruck.

„Seit heute Abend mein Verlobter, welcher sich der Gnade Eurer kurfürstlichen Durchlaucht empfiehlt," ergänzte Karoline, sich tief verneigend. Der Oberjägermeister wußte nicht, wie ihm geschehen, er beugte sich mechanisch vor dem Fürsten und trat dabei einen Schritt zurück, wider Willen aber derb genug dem hinter ihm stehenden Abbate auf den Fuß. Mit einem leisen Wehschrei zuckte der Italiener zusammen und schlich sich gebückt hinweg.

Der Kurfürst war indessen mit einem kleinen Räuspern seines sprachlosen Staunens Herr geworden, mit einem Bonmot half er sich noch weiter, obschon nicht völlig über das bittere Gefühl der Enttäuschung hinweg, welches den ehemals stets Siegreichen beschleichen mochte. „Da hat der Jäger von Kurpfalz einen Meisterschuß gethan und Amor zum Büchsenspanner gemacht!" sprach er, und eine kühle Handbewegung entließ das Paar.

Frostig hatte die Krone Elisabeth Augustens auf die Scene geblitzt, gleichgiltig blickte Karl Theodor drüber hinweg, aber die Zurückgetretenen traf ein warmer Strahl aus den glücklichen Augen Maria Anna's.

Der Oberjägermeister zog seine Braut in ein dämmriges Kabinet, nur von fern her klangen gedämpft die Töne der Musik.

„Mein Mädchen! Karoline! Ist es wahr? Du bist die Meine?" fragte er jubelnd.

„Ja," entgegnete sie mit innigem Blick. „Und jene Karoline, welche Du gekannt im Venningerhofe zu Heidelberg, will mit Dir ziehen in den waldigen Westrich als Dein treues liebendes Weib.

„Aber warum so, Karoline? Zu was diese überraschende, seltsame Art?"

„Sie schnitt jede Kabale, jedes Wenn und Aber ab, mein Freund, und ich bleibe unangefochten die Deine."

Und so geschah es. — In das stattliche Schloß zu Trippstadt führte Karl die Geliebte. Fröhlich tönte die gute Weise vom Jäger aus Kurpfalz durch die Eichen und Tannen des Westrichs, und oft saß Karoline an dem Eingange der grünen Schlucht, durch welche die Wasserfälle rauschen, wo der See sich breitet, in welchem das Fräulein von Flörsheim den Tod suchte und fand, an der romantischen Schlucht, welche noch bis auf den heutigen Tag nach dem Oberjägermeister, der sie gangbar gemacht, das „Karlsthal" heißt; oft saß sie dort, gedachte der alten Zeit und erwartete den geliebten Mann, dessen Heimkehr von der Jagd sich verkündigte mit den weitschallenden Tönen des Waldhorns und der lustigen Weise des Jägers aus Kurpfalz.

* * *

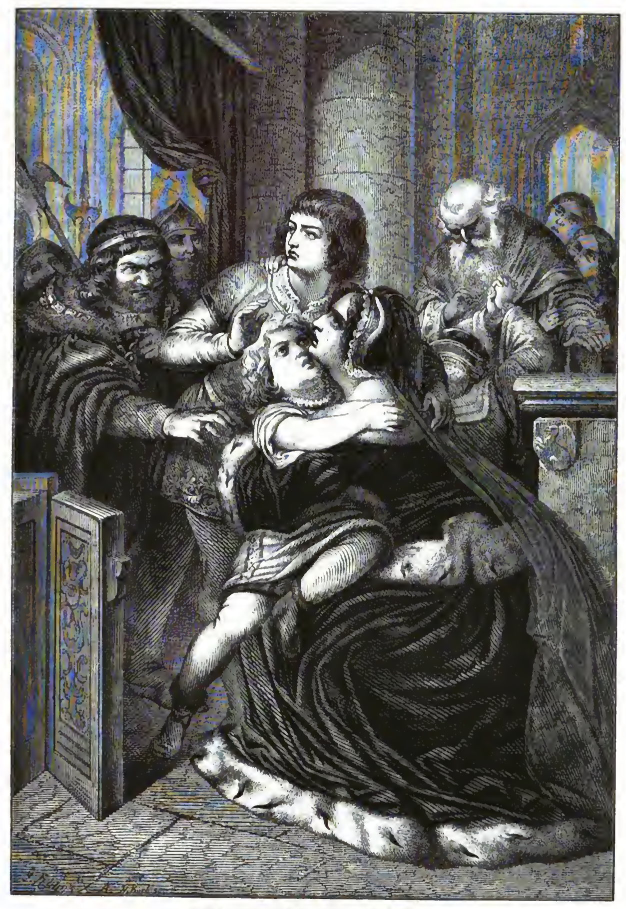
Am 16. Januar 1742 hatte der Kurfürst zum letzten Male getanzt. Sein Rollstuhl befand sich nicht mehr zwischen Karl Theodor und Elisabeth Auguste, und doch ging das fürstliche Paar nichtsdestoweniger seinen getrennten Weg, kalt und theilnahmlos nebeneinander her, obschon jedes Fenster des kurfürstlichen Schlosses, jede Schabrake eines kurfürstlichen Cavaleristen die verschlungene Chiffre trug. Was den Abbate betrifft, so ward dem ungeschickten Unterhändler die Weisung, sich nach dem Ordenshause zurückzubegeben. — Vieles ist seitdem anders geworden, aber noch immer tönt durch Wald und Feld, in Stadt und Land das fröhliche Lied vom „Jäger aus Kurpfalz".

Wie verschiedene Leute Angst hatten.

Von **M. Baumgärtner.**

1. Wie ein Dichter Angst hatte.

«La veuve de Malabar» ist in Frankreich ein stehender Ausdruck geworden; spricht man von irgend einer reichen, sonst unbekannten Frau, über deren Namen und Herkunft man nichts Genaues kennt, so sagt man nur: „Irgend eine Witwe von Malabar." Fragt man z. B. woher hat dieser Mann seinen Reichthum? so kann man die Antwort erhalten: «Il a épousé quelque veuve de Malabar» oder «Une veuve quelconque de Malabar.» Selbst gebildete Franzosen wissen heute nicht mehr, woher dieser Ausdruck stammt und doch ist er der Titel eines Drama's, das vor etwas mehr als hundert Jahren in Paris außerordentliches Aufsehen machte. Der Dichter dieses Drama's war Antoine Denis Lemière, der Verfasser mehrerer anderer Dramen und unter anderem auch eines „Wilhelm Tell", und wenn wir nicht irren, so behandelt jenes berühmte Drama «La veuve de Malabar» einen ganz ähnlichen Stoff, wie die Spohr'sche Oper „Jessonda". Lemière war außerordentlich stolz auf dieses Stück, das ihn plötzlich berühmt machte und ihm die Bahn in die Academie française eröffnete, ohne daß er sich jemals um die Ehre, unter die einzig Unsterblichen aufgenommen zu werden, beworben hätte. Man erzählt von ihm, daß er eines Tages im Bibliothek-



Richard III. und die Söhne Eduards. (S. Seite 124.)

zimmer eines Freundes, sich unbeobachtet glaubend, die Büste Voltaire's so anredete: Gelt, Spitzbube, du wärest froh, wenn du meine „Wittwe" geschrieben hättest! Und ein anderes Mal, als ein Stück von ihm im Théâtre français nicht gefallen wollte, rief er aus: Man wird Euch alle Tage eine Wittwe von Malabar schreiben! Da könnt Ihr lange warten! —

Aber Lemière hatte auch ein gewisses Recht mit seiner Laufbahn und mit sich selbst zufrieden zu sein. Der Sohn eines armen Mannes, der sein Vermögen verloren hatte, und sehr früh verwaist, mußte er, trotz einer guten Erziehung, als ganz junger Mensch die Stelle eines Sakristans annehmen, die ihm gerade so viel einbrachte, um ihn vor dem Hungertode zu schützen. Aber voll des besten Willens zu arbeiten, um auch seine darbende Mutter zu ernähren, kam er auf den Gedanken, für junge und alte Geistliche Predigten zu verfassen, für die er kleine Honorare bezog. Der Ruhm dieser Predigten, die sehr gefielen, kam natürlich den Geistlichen zu gute. Doch fand sich ein gewisser Abbé, der, mit einer solchen Predigt sehr großen Beifall erntend, ehrlich genug war, das gespendete Lob von sich abzuwenden und den wahren Verfasser zu nennen. Dieser Umstand lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf Lemière, und da er ungefähr um dieselbe Zeit noch mehrere akademische Preise gewann, so fanden sich bald auch Mäcene und unter diesen selbst der Herzog von Orleans, die ihm mit Jahrgehalten und Stellen ein sorgenfreies Leben sicherten. Der Herzog von Orleans war es auch, der die Schauspieler des Théâtre français zwang, sein Trauerspiel «Hypermnestre» aufzuführen. Das hätte ihm zwar schlecht ausschlagen können, da die Schauspieler, um sich für den ihnen angethanen Zwang zu rächen, sich verschworen, das Stück so zu spielen, daß es nothwendig durchfallen müsse. Trotzdem nahm das Publikum die ersten zwei Akte mit Beifall auf, und als das der berühmte Schauspieler Lekain bemerkte, sagte er zu der nicht minder berühmten Schauspielerin Mademoiselle Clairon auf der Bühne selbst: „Siehe da, es scheint, daß dieser junge Mensch eine Zukunft hat, spielen wir ihm mit gutem Willen." Das thaten denn auch die beiden berühmten Akteure, welche die Hauptrollen hatten, die Untergeordneten folgten deren Beispiel und Lemière begann seine theatralische Laufbahn mit einem großen Erfolge.

Aber wir wollen nicht das literarische Leben dieses Dichters, noch überhaupt seine Biographie schreiben; trotz aller Erfolge ist Lemière ohne allen tieferen Einfluß auf seine Nation geblieben und so gehört er heute zu den vielen vergessenen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, welches in Frankreich mehr der encyklopädischen Philosophie, der Polemik und der Satire, als der Poesie günstig war. Wir wollen nur ein einzelnes Ereigniß aus seinem Leben erzählen, welches ein pathologisch-physiologisches Interesse hat. In neuerer Zeit hat man es mehrfach geläugnet, daß in Folge von Sorgen und Angst das Haar in kürzester Zeit ergrauen könne und noch vor Kurzem schrieb ein berühmter englischer Gelehrter in diesem Sinne eine lange Abhandlung. Doch ist es wahr, daß Lemière binnen weniger Nachtstunden ganz weiß wurde.

Lemière war schon ein berühmter Dichter, und es war schon eine Ehre, ihn zu seinen Freunden zu zählen oder ihn im Gefolge zu haben. Ein französischer Marquis oder Herzog, der in außerordentlicher Gesandtschaft nach Berlin geschickt wurde, nahm ihn deßhalb gerne als Attaché mit. Auf deutschem Boden überraschte einmal die Nacht die Reisenden mitten in einem Walde und man war froh, unter Dach zu kommen, da seit mehr als sechszehn Stunden ein furchtbarer Regen vom Himmel goß und der Gesandte, wie sein ganzes Gefolge, längst bis auf die Haut durchnäßt waren. Man hatte keine Wahl und mußte in einer elenden, zerfallenen, einsam mitten im Walde liegenden Herberge einkehren. In diesem Hause fand sich ein einziges Bett, und dieses nahm natürlich sogleich der Gesandte ein; dem zahlreichen Gefolge blieb nichts übrig, als sich auf der harten Erde auszustrecken und die Nacht, so gut es ging, so zuzubringen. Lemière, der von schwächlichem Körper und von der Reise außerordentlich ermüdet war und dem jetzt ein Bett als die höchste aller Glückseligkeiten erschien, rief aus, daß er mit Vergnügen ein Goldstück für ein Bett geben würde, in dem er nur wenige Stunden ausruhen könnte. Der Hausknecht hörte das, näherte sich ihm nach einiger Zeit und flüsterte ihm ins Ohr, daß er ihm wohl ein Bett verschaffen könne, wenn er wirklich sein Wort halten und ihm das Goldstück geben wolle. Lemière, ganz glücklich, zog sofort das Goldstück aus der Tasche und der Hausknecht führte ihn über den Hof, aus dem Hofe hinaus in ein kleineres, weit hinter dem Hauptgebäude stehendes, ganz einsames Haus. Dann öffnete er eine Thüre, schob ihn in eine kleine Stube, flüsterte ihm zu, daß er daselbst ein Bett finden werde, schloß die Thüre wieder und verschwand. Der Knecht hatte kein Licht mitgebracht und Lemière befand sich im Dunkeln. Er tastete umher und war sehr zufrieden, das Bett zu ertappen, denn das war ja das Einzige, was er suchte. Er wirft die Kleider ab und sich selbst auf das ersehnte Bett. Aber das Bett scheint ihm schlecht gemacht, der Strohsack hat starke Unebenheiten, und Lemière fühlt sich nicht behaglich. Er eilt, es besser zu machen, er erhebt sich, um den Strohsack zurechtzuschütteln, und um ihn ein wenig zu lüpfen, streckt er den einen Arm darunter. Er stößt auf eine kalte Hand — auf eine Todtenhand. Er fährt zurück, das Blut stockt in seinen Adern. Ist er in einer Mördergrube? Aber er kann sich geirrt haben. Der kalte Gegenstand kann etwas Anderes sein, als die Hand eines Todten. Er nimmt sich zusammen, er redet sich Muth ein, oder vielmehr, der Muth, der ihm angeboren ist, kommt nach dem ersten Schreck wieder zurück, und er nähert sich dem Bette, um dießmal kaltblütig, wenigstens so kaltblütig als möglich, zu untersuchen. Er hebt den Strohsack wieder auf — dießmal ist kein Zweifel mehr möglich, er fühlt die Hand, den Arm, und wie er fieberisch immer weiter greift, faßt er sogar den todten Körper. Jetzt taumelt er vernichtet zurück. Entsetzen ergreift ihn, seine Haare sträuben sich, kalter

Schweiß bedeckt seine Stirne und zitternd lehnt er an der Wand kaum zwei Schritte vom Leichnam. Wie kommt dieser Leichnam hieher? Warum ist er unter dem Strohsacke versteckt? Hier ist kein Zweifel möglich. Diese Einsamkeit mitten im Walde, das unheimliche Ansehen der ganzen Herberge, und nun erst noch dieses in der Einsamkeit vereinsamte kleinere Haus. Das ist nichts anderes, als eine Mördergrube, eine jener gräulichen Herbergen, in denen arme Reisende verschwinden, von denen er oft mit Grauen gelesen und deren Existenz er nun selbst und höchst wahrscheinlich auf Kosten seines jungen Lebens kennen lernen muß. Er rafft sich zum zweiten Male auf, er eilt gegen die Thüre, sie ist verschlossen. Er eilt zurück an's Fenster, ein starkes Gitter sperrt es ab. Er ist also gefangen, verloren. Und zwar wollen ihm die Mörder nicht mehr viel Zeit lassen, denn mit einem Male hört er in der Stube nebenan, von der er nur durch eine dünne Wand getrennt ist, ein Zischeln und Lispeln und Murmeln; es sind offenbar die Mörder, die sich über die Art und Weise, wie sie hereinbrechen und ihn ermorden wollen, besprechen. Er will schreien und um Hilfe rufen, aber das Fenster, durch das er rufen könnte, geht rückwärts hinaus in den Wald und er ist außerdem vom Hauptgebäude so weit entfernt, daß ihn seine Freunde und Gefährten nicht hören würden. Er muß noch fürchten, daß der erste Ton, den er von sich gibt, den Mördern nur ein Signal ist zum Hereinbrechen. Da sie sich so lange berathen, sind sie vielleicht nicht einig; ein Schrei von ihm, von dem sie vielleicht fürchten müßten, daß er die Gefährten weckt, könnte sie rasch einigen, daß sie sogleich hereinstürzen und ihn zum Tode und zum Schweigen bringen. Die Klugheit scheint ihm also Stille zu gebieten; durch Schweigen rettet er sich vielleicht noch einige Minuten Leben. In diesen Minuten kann Hilfe kommen. Ach hätte er doch seine Waffen mitgenommen, er wollte sein Leben theuer verkaufen — aber er ist leider wehrlos, der Mörder sind, wie er an dem Gemurmel erkennt, mehrere und er wird sich von der Ueberzahl müssen abschlachten lassen. Seine arme Mutter fällt ihm ein. Was wird sie sagen, wenn ihr Sohn aus Deutschland nicht mehr heimkehrt, in welche Noth wird die arme gute Frau wieder versinken, welches elende Leben wird sie hinschleppen, von Armuth geplagt und zugleich von der Erinnerung an die Todesweise ihres einzigen Sohnes. Er war nahe daran, in Thränen auszubrechen, aber das beständige Sprechen und Zischeln und das leise Hin- und Hergehen in der Stube nebenan ließen keinen Gedanken und kein Gefühl zur Reife kommen. An die Wand gelehnt, fährt er jeden Augenblick auf, denn jeder Ton, jede Bewegung da drinnen kann der Anfang ihres Einbruches sein. Und doch in den unendlich kleinen Zeiträumen, in denen er sich seinen Gefühlen und Gedanken hingeben kann, entrollen sich wunderbarer Weise ganze Bilder aus der Vergangenheit vor seiner Phantasie; in halben Augenblicken erlebt er noch einmal, was er durch Jahre erlebt hatte; in den kleinsten Zeitatomen führt er mit seiner Mutter und mit seinen liebsten Freunden lange Gespräche. Aber bei all dem schwebt die Angst über ihm, träuft es fortwährend von seiner Stirne und ist es ihm immer, als ob er jetzt an den Haaren, jetzt an den Armen gepackt würde, um niedergeworfen zu werden; bei all dem fühlt er die verschiedensten Todesarten: jetzt das kalte Eisen durch die Rippen in's Herz dringen, jetzt den Schnitt durch die Kehle, jetzt wieder das Bett, mit dem er erstickt werden soll, auf seinem Gesichte.

Endlich müde, selbst müde der Angst, läßt er sich auf den Boden gleiten, und schon ist er so weit, daß er den Mördern ihrer Langsamkeit wegen zu fluchen anfängt. Nur durch eine dünne Wand sind sie von ihm getrennt, er hört sie fortwährend und ohne Unterlaß — warum kommen sie nicht, um seinen Qualen ein Ende zu machen? O, wie ewig sind diese Minuten! und über das Haupt des unglückseligen Lemière gehen so mehrere Stunden dahin.

Ist es wahr oder ist es Täuschung? Die Morgendämmerung bricht langsam durch die Bäume und durch das Gitterfenster in die Stube, mit der Morgendämmerung kommt wieder einige Hoffnung in seine Seele. Doch sind die Mörder in der anstoßenden Stube noch immer da und murmeln und berathen sich noch immer. Wer weiß, was ihre Plane sind, und warum sie so lange zögern? Es ist ihm übrigens beinahe gleichgiltig geworden. — Da wird es lebendig auf dem Hofe und auch in der Nähe des Hinterhauses. Die Knechte laufen hin und her, menschliche Stimmen, befreundete Stimmen lassen sich hören; Lemière ruft — und der Hausknecht kommt und öffnet die Thüre und Lemière schwankt hinaus, ohne ein Wort zu sagen und wirft sich in die Karosse, die bereits reisefertig ist. Erst als man aus dem Walde heraus ist und das helle Tageslicht in den Winkel dringt, in welchem Lemière stumm, keines Wortes fähig, dasitzt, erkennen seine Reisegefährten die schauderhafte Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Sein Haar, noch gestern dunkelbraun, ist heute das Haar eines alten greisen Mannes. Man fragt, man dringt in ihn, er rafft sich zur Erzählung auf und seine Reisegefährten sind ebenso überzeugt, wie er selbst, daß er dem Messer der Mörder entwischt ist. Man hält in der nächsten Stadt und der Gesandte selbst begleitet Lemière vor die Behörden, vor denen dieser seine Erklärung abgibt. Die Untersuchung wird eingeleitet und es ergibt sich Folgendes.

Am Morgen vor der Ankunft des Gesandten war in jener Stube, in welcher Lemière die schreckliche Nacht verbrachte, ein reisender Jude an einer Lungenentzündung verschieden. Das Murmeln und Zischeln kam von des Todten Reisegefährten und Glaubensgenossen, welche nach ihrem Brauche in der Stube nebenan die Todtenwache hielten und die ganze Nacht hindurch ihr Gebet verrichteten. Der Hausknecht, verlockt durch die Aussicht auf das Goldstück, gab Lemière das Bett des Todten und verbarg die Leiche zwischen Bett und Wand, aber auf so ungeschickte Weise, daß die Extremitäten des Todten unter dem Strohsacke blieben und daß sie Lemière, sobald er sich in's Bett legte, fühlen mußte. Die Leute aus der Herberge wurden, nachdem sich die Dinge so aufklärten, wieder ihrer Haft

entlassen, aber dem armen Lemière blieben seine grauen Haare als Erinnerung an diese schreckliche Nacht. So oft er in späterer Zeit dieses Abenteuer erzählte, ergriff ihn ein Schauer und drückte sich auf dem sonst immer lächelnden Gesichte des immer heitern Mannes ein solches Entsetzen aus, daß seine Zuhörer das rasche Ergrauen seiner Haare begriffen.

Diese schreckliche Erinnerung abgerechnet lebte Lemière noch viele glückliche Jahre, immer als zärtlicher Sohn für das Wohlergehen seiner alten Mutter sorgend. Der Ausbruch der französischen Revolution bewog ihn, sich nach St. Germain zurückzuziehen, wo er während der Schreckenszeit in einem Alter von sechzig Jahren starb.

(Schluß auf Seite 126.)

Das alte Giebelhaus.

Novelle von **Fanny Lewald**.

(Fortsetzung von S. 89.)

Er hatte bis dahin immer des guten Glaubens gelebt, daß er seine Tante liebe. Jetzt hatte er keinen andern Gedanken, als den festen Vorsatz, sie zu verlassen, und sie konnte ihn daran gar nicht hindern. Sie selbst hatte ihm immer davon gesprochen, daß er mit seinem zwanzigsten Jahre Herr über die eine Hälfte seines Vermögens werde, wenn sonst gegen seine Aufführung und seine Moralität nichts einzuwenden wäre. Er hatte jetzt sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt, sein Gewissen gab ihm das beste Zeugniß, es konnte ihn nichts länger in der Heimat zurückhalten, er brauchte nicht länger in dem alten Hause zu sitzen und auf die Straße hinauszusehen, wie die Tante. Es freute ihn, daß er jung, daß er reich und daß er ein Mann war! Er war noch nie so heiter, so zuversichtlich gewesen, als hier auf diesem einsamen Wege durch die Nacht. Er pfiff ein Lied vor sich hin, es machte ihm Vergnügen, an das Staunen von Tante Philippine zu denken, wenn sie ihn auch in seinem Zimmer noch nicht antreffe. Er zog seine Uhr heraus und ließ sie repetiren. Es war dreiviertel auf Eins. Die Tante mußte längst heimgekehrt sein. Ob Hedwig schon zu Hause ist? fragte er sich plötzlich und wendete in demselben Momente seine Schritte wieder der Stadt zu. Er mußte sehen, ob sie noch Licht in ihrer Stube habe.

Als er auf den Marktplatz kam, stand der Mond hoch am Himmel. Einzelne Wagen fuhren vorüber, es saßen Gäste von dem Balle darin. In dem Zimmer seiner Tante war es noch hell. Er lachte, als er das gewahrte; aber auch in Hedwigs Wohnung sah er noch Licht, obschon die Vorhänge heruntergelassen waren. Es unterhielt ihn, auf dem Markte auf und nieder zu gehen. Bisweilen hoffte er, irgend ein Zufall werde Hedwig noch an das Fenster führen, dann wieder belustigte es ihn, die Tante warten zu lassen. Er schalt sich boshaft, als er sich diese Freude eingestand, das hinderte ihn aber gar nicht, sie dennoch zu empfinden, und eben hatte er wieder eine neue Tour rund um den Marktplatz angetreten, als zwei weibliche Gestalten, die eine jung und leichten Ganges, die andere offenbar eine dienende und betagte Person, aus einer der auf den Platz mündenden Straßen hervorkamen und geraden Weges auf die Ecke der schmalen Gasse zuschritten. Er konnte sich nicht täuschen, es war Hedwig und eine alte Frau, die sie begleitete.

„Gut, daß ich Dich treffe!“ rief er ihr entgegen. „Sag' mir, wie sind wir eigentlich miteinander verwandt? Ich habe die ganze Zeit darüber nachgesonnen.“ Er merkte gar nicht, daß er sie gegen ihre Weisung wieder Du genannt hatte.

„Bist Du deßhalb noch auf der Straße?“ fragte sie, während sie ihm das Du so arglos wie in ihrer Kindheit wiedergab. „Das hätte Mamsell Philippine Dir in Eurem Wagen bequemer sagen können.“

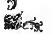
„Ich bin nicht mit ihr gefahren!“ versetzte er mit einem gewissen Triumphe, „und ich mag sie auch nicht mehr nach Dir fragen.“

„Damit wirst Du ihr sicher einen Gefallen thun,“ bedeutete das junge Mädchen, und ihre Stimme und ihr Ton klangen plötzlich so ernsthaft, daß Philipp eine fremde, ältere Person sprechen zu hören meinte. Sie wendete sich dabei von ihm ab, und da sie vor ihrer Thüre standen und die Alte aufschloß, sagte Hedwig dem Jüngling plötzlich gute Nacht und wollte hineingehen. Aber Philipp ließ sich das nicht gefallen.

„Bleibe doch noch!“ bat er sie. Sie entgegnete, die Alte, die nicht in ihren Diensten, sondern nur eine Aufwärterin sei, dürfe nicht länger zurückgehalten werden.

„Schicke sie doch fort, und laß uns noch einmal um den Markt herumgehen,“ schlug er ihr vor. Hedwig machte die Einwendung, so etwas habe sie nie gethan. Er sagte, er sei auch noch niemals so allein in der Nacht umhergewandert. Darüber lachte sie, aber sie nahm der Alten den Schlüssel ab, hieß sie gehen, und folgte ihrem jungen Freunde, jedoch unter der Bedingung, daß sie wirklich nur einmal den Weg machen und er ihr dann die Thüre öffnen solle.

Er versprach das, und wie sie sich dann allein auf dem Platze fanden, wußten sie nicht, was sie sagen sollten. Die eine Seite des Marktes gingen sie schweigend neben einander her. Philipp zählte, daß noch drei Seiten vor ihm lägen, noch hatte er Zeit. Als sie die zweite Seite entlang gegangen waren, sagte er: „Ich habe mir vorgenommen, auf Reisen zu gehen.“



Der Kirchgang

Verlag von Kraus u Hoffmann in Stuttgart

„Du Glücklicher!“ rief sie aus. Damit war es zu Ende, aber das hatte er ihr eigentlich gar nicht mittheilen wollen, er hatte von ihr sprechen, von ihr hören wollen, und als sie sich gar nicht mehr fern von Hedwigs Hause befanden, fielen ihm plötzlich ihre früheren Worte ein. „Weßhalb glaubst Du, daß Tante Philippine sich freuen wird, wenn ich sie nicht nach Dir frage?“ hub er plötzlich an.

„Weil sie Alle meine Mutter verläugnen!“ entgegnete sie ihm jetzt kurz und bitter.

Philipp erschrak vor dem Tone, er wagte nicht, weiter zu forschen. „Verzeih,“ bat er und nahm ihre Hand, aber mit derselben Entschlossenheit, mit welcher sie diese letzte Antwort gegeben hatte, sprach sie: „Da ist gar nichts zu verzeihen, und da Du es doch hören wirst, so ist's besser, daß ich Dir's sage, damit sie meiner armen Mutter kein Unrecht thun. Die Mutter ist eine rechte Cousine von Deiner Tante und vom Kommerzienrath, und sie sagt, er hätte sie zur Frau haben wollen, obschon sie nicht reich gewesen sei, wie er. Sie hat aber meinen Vater lieber gehabt, der ein Opernsänger und ihr Musiklehrer und jung und schön gewesen ist; und weil sie ihr den nicht haben zum Manne geben wollen, ist sie mit ihm davon gegangen und auch Schauspielerin geworden. Ihr Vater hat sie darauf verstoßen, meine Eltern sind auch niemals wieder in diese Gegend gekommen, und haben von Niemand etwas gefordert oder begehrt, so lange mein Vater am Leben war. Der ist aber früh gestorben, die Mutter hat drei Kinder gehabt, zwei andere Töchter und einen Sohn, und als ich dann nach meines Vaters Tode auch noch zur Welt gekommen bin, da ist sie lange und schwer krank gewesen und lahm geblieben für ihr ganzes Leben. Da haben sie sich ihrer erbarmt, und wir leben nun hier. Sie haben mich in die Schule geschickt, haben mich feine Arbeiten und die Wirthschaft lernen lassen, und ich helfe immer aus, wo etwas im Hause des Kommerzienraths zu thun ist. Sie sind recht gut zu mir, es fehlt uns an nichts — nur daß wir ihre Verwandten sind, daran dürfen wir sie nicht erinnern!“

Sie brach ihre Rede wieder ganz plötzlich ab, sagte nach einer Weile: „Nun weißt Du's also; nun schließ auf —!“

Philipp stand wie angewurzelt. „Wo sind denn Deine Schwestern und Dein Bruder?“ fragte er endlich.

„Todt!“ antwortete sie in ihrer kurzen Weise. „Sie starben, als die Mutter in Noth und Elend war, ehe wir hieher gekommen sind. Schließ auf!“ wiederholte sie befehlend. Er konnte den Ton ihrer Stimme nicht ertragen, ihm schnürte die Rührung den Hals zu. Er umfaßte sie, ohne daß er es wollte oder wußte.

„That's Dir denn nicht leid, als die Andern alle auf dem Balle waren und tanzten, und Du, die Du doch die Schönste warst, konntest nicht dabei sein?“ fragte er wieder.

Sie fing bitterlich zu weinen an. „Sprich nicht so! Daran muß unsereins nicht denken!“ rief sie und wendete sich von ihm ab. Indeß er zog ihr Haupt an seine Lippen und küßte sie, und da sie fühlte, wie seine Thränen auf ihre Stirne fielen, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und er küßte sie ein Mal ums andere, bis sie sich aufrichtete, ihm auch einen Kuß gab, und mit den Worten: „Du bist der Beste von ihnen allen — gute Nacht, schlaf wohl!“ — von dannen ging.

Er machte die Thüre zu, hörte, wie sie den Schlüssel in das Schloß steckte und zuschloß. Er klopfte, er bat, daß sie öffnen solle, sie antwortete nicht mehr, aber er blieb noch stehen, bis er annehmen konnte, daß sie das obere Gestock erstiegen habe. Dann erst ging er fort, nicht ohne daran zu denken, ob sie in der Dunkelheit auch gut hinaufgekommen sei, und nicht ohne nach ihren Fenstern noch emporzublicken. Das kleine matte Licht, das aus ihnen hervorschimmerte, rührte ihn, daß er wieder seine Augen naß werden fühlte; aber das ging bald vorüber. Er stand mit wenig Schritten vor seiner Thüre. Mit starker Hand zog er die Schelle, welche seit langen Jahren um solche Stunde nicht mehr erklungen war.

„Jetzt weiß ich doch, wozu ich reich bin!“ sagte er sich mit triumphirender Freude, und — das alte Haus seines Großvaters und seines Vaters, das Haus der Senatorin und Mamsell Philippinens hatte plötzlich in seinem jetzigen Besitzer einen neuen Herrn gewonnen.

Als er die Treppe hinaufkam und die Stimme seiner Tante ihm entgegenrief, ob er es sei, und was ihm eingefallen, was ihm zugestoßen wäre, verdrossen ihn ihr Ton und diese Fragen. Er wollte eine heftige Ablehnung machen, indeß er sah, wie die Angst um ihn sie aufgeregt hatte, und eben so gutmüthig, als an Fügsamkeit gegen Mamsell Philippine von Jugend auf gewöhnt, sagte er, es sei ihm zu heiß gewesen auf dem Balle, er sei hinausgegangen, der schöne Abend habe ihn verlockt, der Genuß der Einsamkeit ihn fortgerissen, es sei ihm eine unwiderstehliche Lust gekommen, allein in die Welt hinauszugehen, mit einem Worte, er sagte ihr Alles, nur nicht, daß er Hedwig getroffen und was zwischen ihnen vorgegangen war. Aber selbst trotz dieser Zurückhaltung konnte Mamsell Philippine sich in die Veränderung nicht finden, die mit ihrem Philipp vorgegangen war.

Er kam ihr so groß vor, daß sie sich einmal neben ihn stellte, um zu sehen, ob er denn in der letzten Zeit so sehr gewachsen sei; er war jedoch nicht höher, als bisher, er hob den Kopf nur anders, als zuvor. Sie wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte, und gewöhnt, ihn zu beherrschen, sagte sie in ihrer Ungeduld und Aufregung: „Ich bitte mir es aus, daß solche Dinge nicht wieder vorkommen, daß ich Dich nicht zu suchen brauche, wenn ich müde und matt von einem Feste heimkehre, das ich sicherlich nicht um meinetwillen besucht haben würde. Seit Jahren hatte ich mich gefreut, Dich der Familie vorzustellen; mein Stolz, meine Ehre war es, Dich gebildet und erzogen zu haben, und Alle haben sie gespottet und gelacht, als ich da stand, Dich suchend, nach Dir fragend, und Niemand mir sagen konnte, was aus Dir geworden sei.“ — Die Stimme zitterte ihr vor Zorn, vor Schmerz, sie hätte weinen mögen, aber bei starkem Sturme fällt kein Regen vom Himmel, und seit Mamsell Philippine zu wahren Empfindungen gelangt war, hatte sie die Kunst verlernt, sich selbst zu Thränen zu rühren.

Philipp stand schweigend da. Er war ehrlich genug, sich es einzugestehen, daß er ein Unrecht gegen die Tante begangen habe, aber er fühlte sich zu glücklich, um es bereuen zu können, und abbitten mochte er es ihr nun

vollends nicht. Er konnte es ihr nicht vergeben, daß auch sie Hedwigs Mutter, wie die Andern alle, verstoßen hatte, daß sie Hedwig nicht als ihre Anverwandte hielt und liebte; denn daß sie ihn durch die einsame Erziehung zu ihrem Sklaven und vor den Leuten lächerlich gemacht habe, daran dachte er jetzt nicht mehr.

„Du wirst Dich gewöhnen müssen, Tante!" sagte er nach einer Weile, „mich nicht immer neben Dir zu haben, denn länger kann es nicht bleiben, wie bisher. Ich muß doch endlich fort."

„Philipp!" rief sie, „sprichst Du ernsthaft? Du könntest wirklich daran denken, mich zu verlassen? Soll das der Dank für meine Liebe sein? Soll das der Lohn sein für die langen Jahre, die ich Dir, mich selbst vergessend, ganz und gar geopfert habe?"

Er wußte sich nicht recht zu fassen. Die Tante hatte es immer gut mit ihm gemeint, er hatte sie auch lieb und war ja auch zufrieden gewesen bis zu diesem Tage, ja bis zu diesem Abende. Er verfolgte die Reihe seiner Gedanken nicht bis an ihren Anfang, nicht bis an ihr Ende. Mamsell Philippine sah sein Schwanken, sie wollte es sich zu Nutze machen, und mit einer Emphase, wie sie sie in früheren Jahren bei ähnlichen Zerwürfnissen zwischen sich und ihrem Bruder stets erfolgreich angewendet hatte, rief sie: „Man braucht sein Herz, sein Leben nur an das Leben eines Mannes zu knüpfen, um Undank zu ernten und Selbstsucht zu finden, wo man sich Liebe verdient zu haben glaubt!"

Es war das erste Mal, daß sie eine solche Scene mit ihrem Philipp hatte, und darum auch das erste Mal, daß sie wieder in ihre alte Gewohnheit, etwas vorzustellen, zurückfiel. Auf ihren Pflegesohn verfehlte sie damit jedoch die Wirkung völlig. Weit entfernt ihn zu rühren, machte sie ihm einen unangenehmen, um nicht zu sagen einen widerwärtigen Eindruck. Sie hatte sich stets wahrhaft gegen ihn gezeigt, er fühlte also die Uebertreibung und die Komödie in ihren Aeußerungen und in ihren Gesten, und sie hatte ihn sehr zur Unzeit für sich selber daran gemahnt, daß er ein Mann und sie ein Weib sei.

Eine Weile ließ er ihren Ausruf völlig unbeachtet, er war mit sich selbst zu sehr beschäftigt, es ging ihm, wie es eben seiner Tante mit ihm ergangen war, er kannte sich selbst nicht wieder. Er fühlte eine Reihe von Gedanken in sich, die er nie zuvor gedacht, er war sich plötzlich alles dessen, was er geistig durch seine Studien erworben, als eines Besitzes, er war sich seiner bevorzugten Stellung, seines Vermögens, ja einer Menge von Kräften bewußt, die bis dahin nicht benutzt zu haben ihn eben so verdroß, als er entschlossen war, sie künftig zu gebrauchen. Der Tag war zu seiner Einführung in die Gesellschaft festgesetzt gewesen, und war ihm zu einer Einkehr in sich selbst geworden. Die Tante hatte Ehre mit ihm einzulegen beabsichtigt, und er war es inne geworden, daß er gegen seine Ehre und sein Recht in unnatürlicher, kindischer Abhängigkeit erhalten worden sei, und daß es ihm zukomme, ein Mann zu werden und seine eigene Ehre selber zu vertreten. Wodurch diese Wandlung in ihm vollzogen worden war, das fragte er sich nicht. Er freute sich nur der neugewonnenen Erkenntniß, und hatte das Herz voll niegekannter Lust.

Er hatte sich an das Fenster gesetzt und sah still auf den mondenhellten Markt hinaus. Mamsell Philippine beobachtete ihn verstohlen, obschon sie ihre Augen mit dem Taschentuch bedeckte. Mit einem Male erhob er sich und ließ sich an ihrer Seite nieder, und wie er sie so bei dem Scheine der Lampe betrachtete, die vor ihr auf dem Tische stand, sah er, daß sie alt sei, und sie that ihm leid.

Er hatte ihr bedeuten wollen, weßhalb er ihr vorhin die Vorwürfe gemacht, jetzt fehlte ihm das Herz dazu. Er nahm ihre Hand, es rührte ihn, daß sie so welk und runzlig war, und doch küßte er sie mit anderer Empfindung, als er es je vorher gethan hatte. „Sei nicht böse, Tante!" sagte er, „ich bin eben kein Kind mehr, und willst Du, daß ich Dich liebe, wie bisher, so mußt Du aufhören, mich leiten zu wollen. Man hat heute gelacht über Dich und mich! Das soll anders werden, ich verspreche es Dir. Und nun geh' schlafen, liebe Tante! Morgen wollen wir weiter davon reden. Geh' schlafen, liebe Tante!"

Er drückte ihr die Hand und ging hinaus. Sie blickte ihm wortlos nach. Auch in ihrem Herzen wogten die widerstrebendsten Empfindungen. Sie war erzürnt, verletzt, sie fühlte sich auf die Seite geschoben und hätte gern den Neffen anklagen mögen, der sich aus ihrem Pflegesohne mit einem Male zu ihrem Berather aufschwang, aber sie vermochte es nicht. Die Liebe war mächtiger, als ihre Eitelkeit und ihre Herrschsucht, und in Thränen ausbrechend, die ihr warm und reich entströmten, sagte sie, indem sie seufzend die Hände faltete: „Er ist ein Mann geworden und ich bin nur ein armes altes Weib!" — Sie sprach es aus, was er empfunden hatte.

Am andern Morgen saßen sie bei dem Frühstück zusammen, als wäre es noch so wie am gestrigen Morgen gewesen. Sie unterhielten sich von dem Balle, von den verschiedenen Personen, welche man gesehen, und mit großer Freimüthigkeit erwähnte Philipp des Eindrucks, welchen die Fragen auf ihn gemacht, die man in Bezug auf seine Lebenspläne an ihn gerichtet hatte. Er sagte, er habe sich seines bisherigen Müssiggehens geschämt, und es wollte nicht helfen, als die Tante ihn erinnerte, daß sie ihn seine Zeit nicht habe verlieren lassen. Das gab er ihr zu, aber er verlange nach einer andern Thätigkeit, erklärte er. Er wolle arbeiten, wolle selbst erwerben, wie die Andern alle, wie sein Vater und Großvater es gethan.

Mamsell Philippine fand das thöricht. Sie wendete ihm ein, daß er dieß bei seinen Mitteln gar nicht nöthig habe. „Aber mein Vater hat gearbeitet und meine Mutter auch," versetzte er, und dachte dabei in seinem Innern nur an Hedwig, die er, als er am Morgen an das Fenster getreten war, schon mit ihrem Nähzeug auf ihrem Platz am Nähtische wahrgenommen hatte.

Mamsell Philippine liebte es nicht, wenn der Neffe sich seiner Mutter erinnerte. „O! mit Deiner Mutter war das etwas Anderes," sagte sie: „Deine Mutter hatte kein Vermögen, Deine Mutter mußte sich ihr Brod verdienen —"

„Willst Du damit sagen, daß es eine Schande sei, sein Brod ehrlich zu erwerben?" fuhr Philipp auf, und seine Augen funkelten vor Zorn. Das konnte die Tante nicht ertragen.

„Sag' mir um Gotteswillen," hob sie an, „woher kommen Dir seit gestern alle die Gedanken, woher nimmst Du die Art und Weise, in der Du zu mir sprichst, und in der selbst Dein Vater nie zu mir zu sprechen wagte? Das ist das französische Blut, das ist die widerspenstige französische Natur, die in Dir steckt von Deiner Mutter. Es ist, als hättest Du sie selber reden hören von der Ehre, sich sein Brod zu verdienen, und sie ist doch herzlich froh gewesen, als Dein Vater sie aus ihrem Kaffeehause in unser Haus gebracht hat, in dem —"

„O!" rief Philipp, seiner selbst nicht mächtig, „Hedwig würde auch Nichts dawider haben, wenn sie müssig dasitzen könnte, wie die Cousinen, statt ihre armen, schönen Augen in der Morgendämmerung bei ihrem Nähzeug zu verderben, Hedwig —"

„Hedwig? was sprichst Du denn von Hedwig?" fragte Mamsell Philippine und ihre Lippen bebten, während ihre scharfen Augen in das Herz des Jünglings einzudringen und seine Gedanken zu erspähen suchten. Aber die Mühe konnte sie sich ersparen, denn mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nie für fähig gehalten hatte, sagte Philipp: „Ihr verachtet den, der sich sein Brod verdienen muß und laßt Eure leiblichen Anverwandten von früh bis spät bei ihrer Arbeit sitzen. Ihr verstoßt sie, weil ihre Mutter sich einen Mann genommen, den sie liebte, und laßt sie zusehen, wie gut die Andern es auf der Erde haben. Von meinem Reichthum habe ich immer hören müssen und mein Haus hier hat leer gestanden alle die Jahre und Jahre, und Hedwig hat drüben gesessen in der schmalen Gasse, in die kein Sonnenstrahl hineindringt, und ich soll immer müssig gehen und Hedwig soll immer weiter arbeiten, ohne Licht und ohne Freude! — Das wird nicht geschehen!"

Mamsell Philippine war vor Entsetzen starr. „Was weißt Du denn von Hedwig?" sagte sie.

„Alles weiß ich," gab er ihr kurz zur Antwort. „Ich habe sie gesprochen, gestern in der Nacht; ich bin mit ihr spazieren gegangen," setzte er trotzend hinzu, da er bemerkte, wie jedes seiner Worte den verhaltenen Grimm der Tante steigerte. „Ich habe sie gefragt und Alles erfahren."

Er stand auf; die Tante erhob sich auch. Als er sich nach der Thür wendete, fragte sie, wohin er wolle? „Ich gehe auf mein Zimmer!" entgegnete er kurz. Das war ihr ein Trost. Sie hatte gefürchtet, er werde zu Hedwig gehen. — Und er wäre gern zu ihr gegangen, hätte er nur den Muth dazu gehabt.

Rathlos blieb die Tante zurück, sie fühlte es, ihre Herrschaft war zu Ende, ihr Philipp war nicht mehr der Ihre, sie hatte ihn verloren, verloren in der ersten Stunde, da sie ihr Auge von ihm abgewendet. Es schnitt ihr durch das Herz.

„Und an wen habe ich ihn verloren?" rief sie, „an ein Kind, an ein Mädchen, das nichts ist, nichts hat, an die Tochter einer elenden Schauspielerin, an ein Wesen, das nichts für ihn gethan hat, das ihn nicht liebt!" — Sie weinte, aber ihre Thränen waren nicht befreiend, wie die in der verwichenen Nacht. Sie mußte Undank dulden, wie sie meinte, Undank von dem Sohne ihres Herzens, und eines Kindes Undank ist ein schwerer Schmerz. Aber dieser ersten Empfindung folgte das dringende Verlangen, dem Unheil, von welchem sie sich und ihr Haus nun zum zweiten Male bedroht sah, wo möglich noch eine Schranke zu setzen, so lange es Zeit war. Sie hatte jede Einmischung in ihre Erziehungsplane immer von sich abgewiesen, jeden Rath, jede Ermahnung verschmäht, welche die Männer der Familie hie und da an sie gelangen ließen, nun mußte sie eingestehen, daß sie sich nicht zu helfen wußte.

Es kam ihr hart an, als sie sich in früher Stunde zu dem Commerzienrath verfügte. Er war verwundert, sie zu solch ungewohnter Zeit und in seinem Geschäftszimmer zu sehen, und da ihm ihre komische Verzweiflung über ihres Philipps Abwesenheit noch vom vorigen Abende im Sinne lag, erkundigte er sich scherzend, wo denn ihr Pflegesohn geblieben und auf welche Weise er ihr abhanden gekommen sei?

Sie hatte die Absicht gehegt, die Sache auch ganz leicht und obenhin zu behandeln, aber über dasjenige scherzen zu hören, was ihr so wichtig war, das konnte sie nicht ertragen, und sich selbst vergessend, sagte sie: „Ja! abhanden gekommen ist er mir, und ich fürchte, er ist mir für immerdar verloren!" Und ohne ihrem lächelnden Zuhörer Zeit zu neuen Frage zu gönnen, berichtete sie, welch einen Einfluß die bloße Berührung mit der Welt und mit der Gesellschaft auf ihren Pflegesohn geübt, welche revolutionäre Gedanken ihm gekommen, wie er davon spreche, einen Beruf wählen, arbeiten, sich auf Reisen ausbilden zu wollen.

Der Kommerzienrath unterbrach sie: „Und so viel Vernunft hätten Sie nicht bei ihm vorausgesetzt, Cousine?" fragte er in seiner heitern Weise. „Nun da befinden wir uns in dem gleichen Falle. Ich hätte es ihm gestern auch nicht zugetraut, daß er es fühlen würde, welch absonderliche Figur er machte, obschon er hübsch und ansehnlich genug ist. Aber mir gefällt es von Ihrem Philipp, daß er sich heraussehnt aus der Verpuppung, in der Sie ihn künstlich erhalten haben, und passen Sie auf, wenn der Bursche so viel Verstand hat, so wird er bald auch eine Frau verlangen."

„Cousin!" rief Mamsell Philippine, „woher wissen Sie?" — Aber es fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, ihr eigenes Wissen zu verschweigen, und sich fassend und besinnend sagte sie: „Nun der Gedanke liegt ihm wohl noch fern!"

„Wer weiß!" versetzte der alte Herr. „Vielleicht wäre eine Frau, eine junge, hübsche und dabei kluge Frau das sicherste Mittel, ihm die Zärtlichkeit seiner Tante zu ersetzen, wenn er sich dieser entwachsen glaubt, und darin möchte er nicht im Unrecht sein. Sie haben Ihre Vormundschaft ein wenig lange ausgedehnt, beste Cousine, Sie haben ihn für sich, nicht für ihn selbst erzogen und wenn er klug ist, könnte er Sie egoistisch nennen, wie Viele in der Familie es gethan haben und es noch thun."

(Schluß auf S. 111.)

Ein Besuch in Shakspeare's Geburtsort.

Während meines Aufenthaltes in England führte mich eine Erholungsreise nach dem fashionablen Badeorte Leamington und von dort aus wurden verschiedene Ausflüge in die Nachbarschaft unternommen. Ich liebe es, altberühmte Zeiten und Persönlichkeiten vor meinem Geiste heraufzubeschwören und ihre Bilder neu zu beleben; nirgends vermag man dieß aber besser, als auf dem Schauplatze jener Begebenheiten selbst. So zog mich eine große Sehnsucht nach Stratford upon Avon, dem Geburtsorte meines großen Lieblings Shakspeare, und wie glücklich machte es mich, den alten Wunsch endlich erfüllt zu sehen. Wir waren eine Gesellschaft von vier Personen und nahmen unsern Weg über Warwick. Die Tour war ziemlich anstrengend, der Märztag kalt und nebelig; doch heiterte sich nach einem heftigen Schneegestöber der Himmel gegen Mittag etwas auf. Wir kamen guter Laune in Stratford an und begannen nach einem trefflichen Imbiß unsere Wanderung durch das Städtchen.

Zuerst gingen wir nach der Kathedrale. Dieses ehrwürdige Gebäude liegt mitten im Kirchhofe und hart an dem muntern Flüßchen Avon, das in reizenden Schlangenwindungen dahin fließt. Hier war es, wo Shakspeare als Knabe und in späteren Jahren als be-

Leamington, Badeort in England. (Warwick.)

rühmter Mann stundenlang verweilte und seinen dichterischen Träumen nachhing. In der That scheint der Platz gut gewählt zu sein für ernste Meditationen. Das Flüßchen ist nicht breit, gleicht eher einem weit ausgetretenen Bache und ist auf der andern Seite in den grünen Wiesen einer großen Ebene lieblich gebettet. So weit das Auge reicht, über die weite Strecke, erblickt man nichts als Wiesenland und einzelne Baumgruppen. Auf der Seite der Kathedrale hingegen, dicht am Rande des Flusses, hat man eine einfache steinerne Terrasse ohne Geländer erbaut, die so breit ist, daß man bequem auf und ab wandeln kann. Auch stehen dort zwei Bänke, auf denen ermüdete Fußgänger ausruhen können. Diese Terrasse dient einem doppelten Zwecke; sie schützt diesen Theil des Kirchhofes vor dem Uebertreten des Flüßchens im Winter und sie verherrlicht zugleich den Lieblingsaufenthalt des Dichters. Nicht selten soll er dort ein Nachmittagsschläfchen gehalten haben, während die Wellen ihm das Schlummerlied sangen.

Hart an dem alten Münster hat früher die reiche Abtei gestanden, von der nur noch einzelne Steinhaufen zeugen. Die Mönche hatten auch hier die Nähe von fischreichem Gewässer für ihr Kloster gewählt. Die Kathedrale, „Holy Trinity" genannt, ist sehr groß und faßt viele Menschen. Es wäre aber schwer zu sagen, in welchem Stile sie erbaut ist, denn sie zeigt ein seltsames Gemisch von rein sächsischer und normannischer Kunst. Eben so wenig weiß man genau das Jahr ihrer Erbauung anzugeben; aber entschieden verlegt man dieselbe in das 11. oder 12. Jahrhundert. Der Chor (the chancel) ist allein gut und deutlich erhalten;

er stammt aber erst aus dem 15. Jahrhundert. Dieser Chor birgt den Schatz des Ortes; auf dem Boden vor dem Hochaltare zeigt man drei Marmorplatten, unter deren mittlerer die Ueberreste des großen Mannes ruhen, zu beiden Seiten die seiner Frau und seiner Lieblingstochter. Shakspeare heirathete im 18. Jahre (1582), und zwar ein Mädchen von 26 Jahren, Anne Hathaway, mit der er ein schönes häusliches Glück genoß.

Auf Shakspeare's Grabstein liest man vier Zeilen in altenglischer Orthographie, sie sind äußerst charakteristisch und wurden von dem Dichter selbst zu seiner Grabschrift gemacht. Er sah voraus, daß man ihn nach seinem Tode in der Westminster-Abtei begraben würde, wo die edelsten Männer ihre Denktafeln besitzen, aber sein Herz hing zu sehr an seiner Vaterstadt, und um diese Versetzung unmöglich zu machen, verfaßte er die folgende Aufschrift:

Good Frend for Jesvs' sake forbeare,
To digg the dust encloased heare:
Bleste be y^eman y^tspares thes stones
And cvrst be He y^tmoves my bones.

(Um Jesu willen, guter Freund,
Laß meinen Staub der Gruft vereint:
Weh dem, der meine Ruhe stört,
Und Heil dem Manne, der sie ehrt.)

An einer Seite des Altars ist die älteste Büste des Dichters aufgestellt. Seine Frau schenkte sie gleich

Ruinen von Kenilworth.

nach dem Tode ihres Mannes der Kathedrale. Der Dichter ist sitzend dargestellt; in der einen Hand hält er eine Feder, die andere ruht auf einem aufgerollten Papierbogen. Feder und Papier sind vom reinsten weißen Marmor, ebenso das Kissen, auf dem das Papier liegt. Diese Büste, von Gerard Johnsons Meisterhand, soll das einzige nachweisbar ähnliche Porträt Shakspeare's sein. Anfangs hatte man nach dem Geschmacke damaliger Zeit die ganze Büste gefärbt, um ihr das Ansehen des Lebens zu verleihen: die Augen waren lichtbraun, die Haare und der Bart kastanienbraun, die Bekleidung bestand in einer scharlachrothen Weste, darüber ein weites schwarzes Gewand ohne Aermel.

Ueber der Büste befinden sich die Wappen des Dichters, im Schilde ein Speer (speare), dessen Spitze nach oben gerichtet ist. Jetzt ist diese schöne Büste gereinigt von der entstellenden Farbenpracht und schaut ernst und feierlich auf den Grabstein herab. Man könnte sich fast einbilden, er bewache mit argwöhnischem Blicke die Ruhestätte, die auch bis jetzt unentweiht geblieben ist. Der Führer sagte uns, von London aus sei öfters die Rede davon gewesen, die Ueberreste nach St. Paul oder Westminster zu versetzen, aber die ganze Stadt Stratford habe sich dawider gesträubt, denn neben der Liebe zu dem berühmten Manne übt die Sage ihren Einfluß, daß die Stadt nur so lang bestehen werde, als diese Reliquien darin verweilen.

Von dem Chore aus, wo sich außer diesen Gräbern und der Büste nichts Bemerkenswerthes zeigt, verfügten wir uns nach der kleinen Sakristei, um das zweite Wunder des Ortes zu besichtigen. Es ist dieß eine

alte Bibel, und zwar die erste, welche nach der Reformation in englischer Sprache vorgelesen wurde. Sie ist ungeheuer groß, in Leder und Eisen gebunden und mit einem Schlosse versehen. An dem Schlosse ist ein großer Ring befestigt, an welchem eine ziemlich dicke eiserne Kette hängt. Das Ganze ist so schwer, daß es die Kraft zweier Männer bedarf, um die Bibel bequem zu heben und zu bewegen. Die Schrift ist uns heutzutage völlig unleserlich; die kleinsten Buchstaben derselben sind so groß, wie unsere mittelgroßen, und über jedem Kapitel befindet sich eine Erklärung oder Andeutung des Inhaltes in nicht sehr zierlichen Bildern. Die Darstellung der Schöpfung ist in der That ein vollkommenes Chaos für den flüchtigen Betrachter: Thiere aller Gattungen, Adam und Eva in der Mitte, wirr durcheinander! Aus dieser Bibel wurde jeden Sonntag der Gemeinde vorgelesen, und damit sie in den Zeiten der verschiedenen Gottesdienste nicht gestohlen würde, weder von den Papisten, noch von den eifrigen Protestanten, kettete man sie an den Altar.

Ich betrachtete dieses Buch mit tiefer Rührung; unwillkürlich mußte ich daran denken, wie viel Blut vergossen, wie viele Scheiterhaufen aufgerichtet worden waren, ehe diese Schrift in's Dasein treten und in diesem heiligen Raume Allen zugänglich werden konnte. Jetzt sind freilich die Zeiten anders. Heutzutage bestiehlt man wohl noch den Altar und die Schätze des Gotteshauses, aber die Bibel stiehlt Niemand. —

Von der Kirche aus besahen wir uns noch verschiedene alte Gebäude und Plätze, welche der Dichter zu besuchen pflegte. Namentlich zeigt man eine Ruine, die früher eine Herberge war, wo Shakspeare oft gesessen und lustige Verse improvisirt hatte, ferner die Ecke des alten Stadthauses, wo er als muthwilliger Knabe die Vorübergehenden mit Schneebällen traktirte, und das kleine Häuschen, in dem seine Liebe — Anne Hathaway — wohnte. Man bewahrt noch die Spinngeräthschaften, welche diese benützte, sowie noch andere Andenken.

Am merkwürdigsten indessen war uns das Haus, in dem der Dichter geboren worden und seine Jugend verlebt hatte. Wir hatten erst Mühe, dasselbe zu finden, denn es zeichnet sich durch nichts aus und befand sich bis vor Kurzem in dem Besitze eines Metzgers. Es wurde aber damals (1859) leer und hinter dem Hause war man beschäftigt, einen Garten anzulegen. Ein reicher Mann, Verwandter dem Namen wenn auch nicht dem Blute nach, hatte 2500 Pfund Sterling hinterlassen, damit das Haus von der Stadt angekauft und der Garten angelegt werde. Das Innere ist armselig, die Zimmer sind ungemein niedrig. Der Boden ist mit breiten schwärzlichen Steinen gepflastert, die Fenster sind schmal und haben die bekannten kleinen runden Scheibchen jener Zeit. Die Mauern sind schmutzig, und bemerkenswerth ist der große Kamin, der einen Alkoven bildet, wo zu beiden Seiten des lodernden Holzblockes die Aeltesten oder Gelehrtesten der Hausbewohner sitzen durften. Wenn es reden könnte, würde es uns manches Ergötzliche erzählen können, wie hier der Knabe zu den Füßen der alten Leutchen des Städtchens gekauert und sich ihre Schwächen, ihre lächerlichen Seiten gemerkt, die er in spätern Jahren so trefflich zu schildern wußte. Aber man kann sich wohl vorstellen, wie gern er aus dem engen Raume entschlüpfte, um im Freien am Rande des muntern Avons zu träumen. Man begreift kaum, wie ein solcher Riesengeist sich in einen so dumpfen Kerker habe bannen lassen. Mittelst einer schmalen Treppe gelangt man in das Zimmer, wo er das Licht der Welt erblickte. Es ist freundlicher, weil es höher liegt, aber die Decke ist ebenfalls sehr niedrig und von getäfeltem Holze. An der Stelle, wo er neben dem Bette der Mutter in der Wiege lag, steht ein Tisch mit schönen Ausgaben seiner Werke, Ansichten von Stratford, Büsten &c., zum Verkaufe ausgestellt; natürlich Alles zu englischen Preisen. Die Wände sind tüchtig bemalt und bekritzelt mit Namen der Reisenden, darunter sehr merkwürdige, wie Voltaire, Keen, Lucien Bonaparte u. A.

Unsere Rückreise nahmen wir über Kenilworth, ebenfalls einen historischen Punkt. Bekanntlich war es in Kenilworth-Castle, wo der ehrgeizige Graf Leicester die Jungfrau-Königin Elisabeth empfing und große Summen verschwendete, um durch Festlichkeiten und Schmeicheleien aller Art ihre Hand zu gewinnen. Wir durchgingen die Ruinen mit Walter Scotts bekanntem Werke „Kenilworth", und erschöpften unsere Phantasie in Heraufbeschwörung aller darin beschriebenen Personen und Situationen. Die Trümmer sind noch sehr prächtig und lassen deutlich den Umriß des ganzen Gebäudes verfolgen. Der Boden ist dicht mit Rasen bewachsen und an schönen Sommertagen ist die Ruine nie leer. Zahllose Picnic-Partieen wallfahrten aus weiter Ferne hieher, um die vielbesungene Stätte zu sehen. Kenilworth eignet sich auch ganz besonders zu solchen romantischen Ausflügen; namentlich soll der herrliche Wald und das reizende Bächlein darin wunderliche sentimentale Geschichten erzählen können von Liebesbanden, welche hier geknüpft wurden. Um das Schloß herum ist der „See" verschwunden; der Boden ist angebaut, aber noch sehr feucht und sumpfig. Vergißmeinnichte und andere Wasserblümchen wachsen hier in Menge und beweisen hinlänglich, daß das Schloß von einem solchen See, wie Scott ihn beschreibt, umgeben war. Von der reichen Abtei, die zum Schlosse gehörte, finden sich nur noch einzelne Mauern und Grabsteine.

Wehmüthig berühren uns diese Alterthümer. Aber dürfen wir es bedauern, daß sie verschwinden mußten, damit Feudalsystem und mönchische Allgewalt von der schönen Erde Gottes zerstieben? Möchten wir sie wieder herbeirufen, jene Zeiten der Pracht und des Wohllebens, wenn wir an die Greuel denken, welche sie im Gefolge hatten? Müssen wir uns nicht vielmehr freuen, daß das Licht überall hereingebrochen ist? Friede sei mit den Schatten der Vergangenheit — die Sonne der Freiheit und Gerechtigkeit strahle der Gegenwart und der Zukunft! —

Das alte Giebelhaus.

Novelle von **Fanny Lewald**.

(Schluß von Seite 107.)

Er wendete sich ab und zündete sich, Mamsell Philippinens Erlaubniß dazu erbittend, die Cigarre an. Sie hatte ihm sagen wollen, daß Alt und Jung, daß die Männer immer einig wären, wenn es gälte, eine Frau anzuklagen; aber sie besann sich eines Bessern, denn sie verstand den Vetter, und dieß Verstehen schmeichelte ihr. Er hatte noch seine drei jüngsten Töchter zu versorgen, und Philipp, zu dessen Vermögen man seit seiner Kindheit Zins auf Zins gehäuft, war sehr reich geworden.

Sie fühlte sich dadurch plötzlich einem Bundesgenossen gegenüber, aber vorsichtig wie dieser selbst, bemerkte sie, sie habe wohl oft daran gedacht, daß ein ergebenes Frauengemüth neben sich zu haben, sie für spätere Zeiten sehr beglücken könne, nur daß es so unberechenbar sei, wohin das Herz eines Unerfahrenen sich wende.

„Hätten Sie eine Besorgniß in dem Punkt, Cousine? Eine Besorgniß bei einem jungen Manne, den Sie erzogen haben, ganz nach Ihren Ansichten erzogen haben?" wendete der Vetter ein, der es sich nicht versagen konnte, Mamsell Philippine aufzuziehen.

„O nein! o nein!" rief sie, „aber wenn ich bedenke, was wir an Ihrer eigenen Verwandten, was wir an der Meerfeld erlebt, und wenn mir daneben einfällt, wohin meines Bruders Neigung sich verirrte, dann denke ich, daß auch die beste Erziehung die Menschen selbst in Familien wie die unsere nicht gegen das Temperament beschützt. Und" —

Sie hielt inne, es kam ihr gar zu hart an, etwas auszusprechen, das in ihren Augen gegen ihren Philipp und damit gegen ihre Theorien sprach, aber der Commerzienrath hielt sie bei ihrem Worte fest. „Und?" fragte er sehr freundlich.

„Und," fuhr sie heraus, „nun Sie haben ja die Meerfeld selbst genau gekannt! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und — Hedwig, die Sie besser gar nicht in Ihrem Hause leiden sollten, Hedwig hat sich meinem Philipp in einer Weise aufgedrängt, daß er nichts Anderes denkt, als sie, daß er sie vertritt, wie mein seliger Bruder seine Marion zu vertreten pflegte, daß er — ich glaube er wäre fähig und ginge mit ihr davon, wenn sie es darauf abgesehen hätte."

Sie war außer Athem, so angegriffen fühlte sie sich. Der Commerzienrath erwiderte nichts, als ein langgedehntes: „So!" — Erst nach einer Weile sagte er: „Ich hätte das von der Hedwig nicht gedacht. Aber freilich, da die Mutter kränklich ist, ist sie in gewissem Sinne ohne Aufsicht hier, und die Stadt ist groß. Sie wäre an einem kleineren Orte vielleicht besser aufgehoben, würde dort auch leichter unter die Haube zu bringen sein, wenn man denn doch einmal daran dächte."

„Gewiß, gewiß!" rief Mamsell Philippine eifrig, „und der Mutter wäre ja die Landluft auch gesünder!"

„Möglich!" bekräftigte der Commerzienrath, „man kann das überlegen. Inzwischen sprachen Sie doch davon, meine liebe Cousine" — er nannte sie jetzt mit ganz besonderer Betonung seine liebe Cousine, denn es freute ihn, wie gut sie sich stillschweigend verständigten — „inzwischen sprachen Sie doch davon, daß Ihr lieber Philipp sich auszubilden, einen Stand zu ergreifen, die Welt zu sehen wünsche, und Zeit ist es dazu, denn er ist zwanzig Jahre und hat damit nach seines Vaters Testamente über die Hälfte seiner Revenuen zu verfügen. Ja er könnte es jetzt bereits verlangen, das Gut zu übernehmen, was ja der natürlichste Lebensberuf für ihn sein würde. Lassen Sie ihn also lernen, sein Vermögen zu gebrauchen. Unterrichtet ist er, es fehlt ihm nur an Welt, an Praxis. Lassen Sie ihn reisen! Er könnte eine landwirthschaftliche Akademie besuchen, und wäre es Ihnen ohne Ihren Philipp auf dem Lande dann etwas zu einsam, nun so würden meine Mädchen eine Freude daran finden, Ihnen abwechselnd Gesellschaft zu leisten, wenn Sie dieses einmal wünschen sollten!"

Er reichte der Cousine die Hand hin, sie schlug ein, und Beide waren ungemein zufrieden mit einander. Der Commerzienrath hielt sich einen Schwiegersohn in Bereitschaft, den anzunehmen oder abzuweisen ja immer in seiner Töchter Hand lag, und Mamsell Philippine hatte nach ihrer Meinung für ihren Philipp jetzt die Auswahl zwischen drei der angenehmsten Mädchen, während ihr ein neuer Einfluß und ein neues Ansehen in der Familie gesichert wurden. Daß Philipp nicht an Hedwig denken konnte, wenn man ihm die drei Töchter des Commerzienraths in Aussicht stellte, daran zweifelte sie bei den Grundsätzen, nach denen er erzogen war, in keiner Weise.

Die Menschennatur ist aber ein unberechenbares Wesen und der Druck, welcher die eine niederhält, hebt die andere empor. Philipp gehörte zu den Letzteren. Er hatte viel gelernt, viel geschwiegen, viel gedacht; es bedurfte nur eines Anlasses seine Kräfte in Bewegung zu setzen, und Beschämung von der einen, schnell erwachte Liebe von der andern Seite kamen ihm an einem und demselben Tage entgegen, um ihn völlig zu verwandeln. Und wie ein lange zurückgepreßter Wasserstrahl, wenn er plötzlich seine Freiheit gewinnt, um so gewaltsamer in die Höhe springt, so schnell und kräftig empörte Philipp sich gegen seine Unterdrückung sobald er deren Wirkung an sich inne geworden war.

Während Mamsell Philippine mit dem Commerzienrathe die Zukunft ihres Neffen berieth, war er selbst nicht müssig gewesen. Eine Weile hatte er, nachdem er seine Tante im Zorn verlassen, aus dem Fenster seines Zimmers zu Frau Meerfelds Fenster hinübergeschaut. Hedwig saß bei ihrer Arbeit, kein Blick von ihr wendete sich zu

ihm herauf. Er sah, wie sie den feinen Kopf gesenkt hielt, wie das schwarze Haar auf ihrem Scheitel glänzte, wie ein paar kleine Löckchen sich auf ihrem Nacken kräuselten. Ihre Hand flog emsig auf und nieder, er hätte sie ihr küssen mögen, die kleine fleißige Hand. Selbst als die Mutter ihr das Frühstück auf den Tisch setzte, nickte sie nur mit dem Kopfe als Zeichen ihres Dankes. Die hochmüthigen Töchter des Commerzienraths, sagte Philipp sich, dehnen sich jetzt gewiß noch in den Federn oder sitzen und denken, womit sie ihre leeren Stunden füllen sollen. Und ich selbst, was thue ich denn jetzt? fragte er sich.

Es kam wieder eine große Unruhe über ihn. Er freute sich, daß Hedwig ihn nicht so müssig dastehen sah, er wollte sich an eine Arbeit setzen, aber fern vom Fenster, ohne ihren Anblick fühlte er sich nur noch unruhiger, er mußte wieder hinaus in das Freie, er mußte zu ihr und mußte ihrer Mutter sagen, daß er sie nicht verstoße, daß sie an ihm einen Freund und einen treuen Verwandten besitzen solle für alle Zeit.

Im nächsten Momente stand er vor der Thüre von Frau Meerfelds kleiner Wohnung, und es war gut für ihn, daß nicht die Tochter, sondern die Mutter ihm mit dem schleichenden Schritte einer gelähmten Frau langsam die Thür öffnete. Denn nun er in das kleine Stübchen eintrat, nun er Hedwig wieder vor sich sah und die Augen der Mutter sich auf ihn hefteten, war er verwirrt und wußte nicht, wie er sein Kommen einkleiden sollte.

Glücklicher Weise kam die Mutter ihm zu Hilfe, sobald sie ihn erkannte. „Es ist gut, daß ich Sie sehe," sagte sie, „denn ich habe meine Tochter vor Ihnen zu rechtfertigen. Sie hat mir erzählt, wie heftig und undankbar sie sich gestern gegen unsere Verwandten geäußert hat, zu denen ja auch Ihre Tante und Sie selbst gehören —",

„O!" rief Philipp, sie unterbrechend, „zählen Sie mich nicht zu den Verwandten, welche Sie verstoßen haben, und welche unbarmherzig genug sind, Hedwig einem Feste beiwohnen zu lassen, an dessen Freuden sie keinen Antheil nehmen darf. Es ist eine Qual, sich so von allen Andern abgesondert zu fühlen; ich habe das gestern auch durchlebt. Und ehe ich Hedwig traf, war ich auf dem Balle eben so vereinsamt und verlassen, als sie selbst.

„Nun, Ihre Lage und die meiner Tochter sind denn doch verschieden," wendete die Mutter ein, während Hedwig mit gesenktem Haupte und flammenden Wangen schweigend auf ihre Arbeit niedersah. Philipp wußte nicht, was er von ihr denken sollte, nicht was sie der Mutter gesagt, und ob diese etwas von ihrer Begegnung wisse und von dem, was nach derselben geschehen war. Er hatte noch nicht die Kunst gelernt, sich zu beherrschen oder gar sich zu verstellen, er war es auch nicht gewöhnt, die Pein der Ungewißheit zu ertragen, und nur sich selber und seinem innern Drange nachgebend, sagte er plötzlich: „Lassen Sie es sich nicht leid sein, Madame Meerfeld, daß Hedwig mir ihr Herz ausgeschüttet hat, ich würde sie nicht verrathen, auch wenn ich sie nicht so lieb hätte, als sie es mir geworden ist. Ich kam nur herüber, um eine Bitte an Sie zu richten —"

Er hielt inne; Madame Meerfeld fragte: „Weiß Ihre Tante, daß Sie bei uns sind?"

„Nein! aber es kommt darauf nicht an!"

„Im Gegentheil, mein Bester!" versetzte die bleiche Frau. „Wir haben uns mancher Hilfe, manches Beistandes von der Cousine Philippine zu erinnern, und sie würde es sicher nicht wünschen, daß Sie uns besuchen."

„Ebendeshalb kam ich ja!" sprach Philipp nur noch eifriger.

„Weil sie es mißbilligt?" fragte Jene noch einmal.

„Auch deshalb!" rief Philipp, „ja, auch deshalb! Die Tante muß sich doch daran gewöhnen, daß ich ein Mann und mein eigener Herr bin. Aber —" er trat an Hedwig heran, und mit einer Stimme, deren Weichheit gegen seine bisherige Redeweise auffallend abstach, bat er: „Steh mir doch bei, es Deiner Mutter begreiflich zu machen, daß sie Nichts annehmen soll von allen den Menschen, die Euch helfen, als ob das nicht ein großes Vergnügen wäre. Niemand soll Euch helfen, als ich; hörst Du? bitte Deine Mutter darum, denn gewiß ich thue es gern und habe es reichlich dazu übrig."

Sie gab ihm keine Antwort. Die Aufregung des gestrigen Abends war von ihr gewichen und mit ihr die Frische und Keckheit, welche Philipp gleichsam erweckt und zu ihr hingezogen hatten. Da sie ihn nicht ansah, da sie keine Silbe sprach, wurde er immer dringender. „Was fehlt Dir denn? Hast Du heute kein Vertrauen mehr zu mir? Was habe ich Dir denn gethan? forschte er, während er dicht an sie heran trat und ihre Hand zu fassen suchte.

Sie sah ihn zum ersten Male an, die Augen waren ihr roth, sie mußte geweint haben, ehe er gekommen war. „Geh' hinaus!" befahl die Mutter ihr. Sie stand von ihrem Platze auf, aber als sie an ihm vorüber in die Nebenstube gehen wollte, hielt er sie fest.

„Weshalb schicken Sie sie fort?" verlangte er zu wissen.

„Weil ich mit Ihnen etwas zu sprechen habe," versetzte die Mutter, das sich besser abmachen läßt, wenn wir allein sind."

Philipp war des Widerstandes gegen seine Wünsche nur wenig gewohnt. Er reizte ihn also zum Trotze, und die Liebe, deren er sich mehr und mehr bewußt ward, das Verlangen, den beiden Frauen seine Unabhängigkeit darzuthun, trieben ihn vorwärts und hoben ihn über sich selbst hinaus.

„Bleibe hier!" rief er, „ich weiß Alles, was Deine Mutter mir sagen will, und ich kann ihr im Voraus die Antwort darauf geben. Sie will nicht, daß wir uns lieben, weil meine Tante und ich weiß nicht wer sonst noch dieß ungern sehen werden. Aber als Deine Mutter jung war, hat sie gehandelt, wie es ihr um's Herz gewesen ist und mein Vater hat es, als er meine Mutter heirathete, eben so gemacht. Ich habe in ein paar Jahren nach Niemand auf der Welt zu fragen. Ich habe einst freie Wahl. Sag's also gerade heraus: willst Du auf mich warten, bis ich wieder komme?"

„Hedwig!" warnte die Mutter; indeß Philipp und auch das Mädchen beachteten die Warnung nicht. „Willst Du warten? bat er noch einmal, und die ganze Zuversicht, die er zu ihr hatte, lag in seinem Tone.

„Ja," sagte sie leise, aber fest, und reichte ihm die Hände hin, während das Vertrauen, mit welchem sie ge-

Van der Brach. (S. Seite 125.)

stern zu ihm gesprochen, wieder über ihr klares Antlitz leuchtete. Er schüttelte ihr die Hand, als wäre sie ein Jüngling und nicht das Mädchen, das er liebte.

„Gott sei Dank! nun kann ich reisen," sagte er mit befreitem Herzen und blieb dann vor ihr stehen und sah sie an und sah sich in der kleinen Stube um. „Nun weiß ich, wo Du bist und wie Du wohnst, nun kann ich gehen," widerholte er, und wurde gerührt, und wagte doch nicht, das Mädchen zu umarmen, sondern ließ es los und ging zur Mutter hin und warf sich dieser an die Brust.

Die schwache Frau nahm sich zusammen. Alles was sie erlebt, alles, was sie einst als Folge ihres unbewachten Herzens erlitten hatte, stand warnend vor ihr. Sie wollte mit der Aengstlichkeit abhängiger Armuth Philipp von sich weisen, denn sie fürchtete, man werde ihr die Unterstützung entziehen, wenn sie sich auf irgend eine Art dem Unwillen ihrer verwandten Wohlthäter aussetze, indeß sie hatte einst selbst geliebt, und wenn Philipps ehrliche Mienen nicht täuschten, wenn sein Entschluß nicht wankte, wenn er Hedwig Wort hielt, so wurde dieser eine ganz andere Zukunft an seiner Seite bereitet, als die Mutter sie jemals für ihre Tochter zu hoffen gewagt hatte. Sie war gerührt, sie konnte nicht widerstehen, aber einer reinen Freude vermochte sie sich nicht zu überlassen. „Gott gebe, daß Sie nicht vergessen," sagte sie, „welche Hoffnungen Sie in dem armen Mädchen erregen, und nicht vergessen, wie schwer Enttäuschungen sich tragen lassen!" — Sie seufzte, ihr bleiches Gesicht sah noch trauriger als gewöhnlich aus, sie mußte sich niedersetzen und den beiden jungen Leuten war der Aufschwung der ersten Freude gelähmt. Sie standen neben der kranken Frau und wagten einander nicht anzusehen, bis Hedwig bittend sagte: „Geh' lieber fort! Die Mutter hat Ruhe nöthig und Deine Tante würde auch böse sein, wenn sie's erfährt —"

„Was?" fragte er.

„Was Du mir und ich Dir versprochen!" sagte sie leise und sah ihm dabei freundlich in die Augen.

„Wie Du willst!" versetzte er, und sie gaben sich wieder die Hände, und er bot den beiden Frauen sein Lebewohl. An der Thüre fragte er, ob er wieder kommen dürfe.

„Thun Sie es lieber nicht," bat die Mutter. Er wollte sich ausbedingen, Abschied nehmen zu dürfen, sie meinte, sie würde ruhiger sein, wenn er das unterließe, ja sie würde dann zuversichtlicher an sein Versprechen glauben.

„So leb' denn wohl, Hedwig!" sagte er schnell und mit Ueberwindung. „Ich werde Dir schreiben, wann ich fortgegangen bin, und wenn Du etwas brauchst, so schreibe auch Du es mir. Leb' wohl!" Er ging schnell hinaus, Hedwig kniete vor ihrer Mutter nieder und verbarg ihr Gesicht weinend in deren Schoos.

Als Philipp heimkehrte, war Mamsell Philippine noch nicht zu Hause. Sie ließ ihn rufen, als sie kam, und Beide fanden sich sehr ruhig wieder. Sie sagte ihm, daß sie seinetwegen mit dem Commerzienrathe Rücksprache genommen habe, weil sie nach seinem heutigen Betragen sich nicht mehr die Kraft zutraue, seine Zukunft zu leiten. Sie habe sich Raths erholt bei ihrem alten Freunde, und dieser billige Philipps Wunsch, die Welt zu sehen. Sie machte ihm darauf den Vorschlag, eine landwirthschaftliche Akademie zu besuchen, um sich durch Studium für die Selbstverwaltung seines Gutes vorzubereiten und wider ihr Erwarten war er gleich völlig mit diesem Plane einverstanden; aber er war einsilbig und auch sie hatte nicht die gewohnte Lust, sich gegen ihn auszusprechen. Sie wünschte ihn je eher je lieber zu entfernen, er schien seine Abreise nicht genug beschleunigen zu können, Jedes war über das Verhalten des Andern verwundert, und obschon sie Ursache gehabt hätten, mit einander zufrieden zu sein, weil ihre Plane so wohl zusammengingen, waren doch Beide kalt gegen einander und blieben auch ganz verstimmt.

Acht Tage gingen in Vorbereitungen für Philipps Reise hin. Als er und die Tante dann endlich am letzten Abende beisammen saßen, kam eine wärmere Empfindung über Beide. Mamsell Philippine dachte, daß sie den einzigen Gegenstand ihrer Liebe auf Jahre hinaus entbehren und von sich lassen solle, und daß sie alt sei. Philipp dachte auch an die Jahre seiner Tante und daß sie es mit ihm so gut gemeint habe und daß die Menschen sie nicht liebten. Er mußte sich es vorstellen, daß sie recht verlassen sein würde, wenn sie krank werden sollte, und ohne es zu wollen, sagte er wehmüthig zu sich selber: „Kein Mensch würde sich um sie kümmern!"

„Um wen?" fragte Mamsell Philippine argwöhnisch, denn sie meinte, sein Ausruf gälte Hedwig.

„Um Dich," sagte er, und gestand ihr seine Sorge. Das rührte sie und söhnte sie mit ihrem Philipp aus. Es war dem alten Mädchen nicht viel Liebe zugewendet worden, und sie bemerkte tröstend, der Commerzienrath habe ihr versprochen, ihr seine Töchter oft zu schicken, die würden sie auch nicht verlassen, wenn Unglück über sie kommen sollte, schon aus Freundschaft für ihren Philipp nicht!

„Die Putzdocken!" rief Philipp, „die sich in guten Tagen nie um Dich gekümmert, die Dich und mich verspottet haben! Wie kommst Du nur darauf, zu glauben, daß Du denen werth bist, daß ich ihnen etwas anderes als ein Gegenstand des Lachens bin?"

Mamsell Philippine schwieg, sie hatte es wieder vergessen, daß er nicht mehr der alte Philipp war. Indeß er wußte sie daran auf feine Weise zu erinnern. „Tante!" sagte er plötzlich, „so oft ich von meiner Kindheit an mit unsern Verwandten zusammen gekommen bin, habe ich sie sagen hören, daß Du selbstsüchtig und ohne Liebe wärest. Ich habe es aber besser gewußt, denn Du hast mich immer geliebt und hast immer Dein Bestes an mir gethan. Ich allein kenne Dich anders als die Menschen, ich allein habe Dich lieb — und wer mich nicht liebt, wen ich nicht liebe, der wird auch Dich nicht lieben und Dir keine Stütze sein, darauf verlaß Dich! Also —"

Er stand auf und trat an das Fenster. Er war nicht fähig zu sagen, was er im Herzen und auf der Zunge hatte. Weil er so schnell von ihr gegangen war, folgte die Tante ihm. Sie stellte sich zu ihm und legte ihm ihren Arm um den Hals; das war nie geschehen, denn äußere Zärtlichkeitsbeweise lagen ihr sonst fern. Er hatte den Kopf an die kalten Scheiben gepreßt, sie wußte nicht, was sie machen sollte.

„Kannst Du denn nicht bei mir bleiben?“ fragte sie plötzlich, und es war ihr, als erlöse sie sich mit der Bitte von einem schwerem Unheil.

Er schüttelte verneinend das Haupt, aber er umfaßte sie, wie ein Sohn die Mutter zutrauensvoll umfaßt, und sein frisches Antlitz an ihre welke Wange legend, sagte er: „Hedwig laß Dir holen, wenn Dir etwas zustößt, und wenn ihnen drüben irgend ein Unglück begegnet, so nimm Dich ihrer an.“

Er konnte seine Thränen nicht verbergen und sie weinte mit ihm. „Warst Du denn drüben?“ fragte sie. „Einmal!“ gab er ihr zur Antwort. „Ich mußte versprechen, nicht wieder zu kommen.“

„Armer Junge!“ rief die Tante, ohne recht zu bedenken, was sie damit that. Aber Philipp drang dieser Ton zu Herzen, wie ihm Mamsell Philippinens Stimme noch nie zu Herzen gegangen war. Er schloß sie in die Arme und küßte sie. Das Herz wurde ihr erweicht, sie empfand eine Freude und ein Glück, wie in der Stunde, in der er einst geboren worden war und in der sie ihn zum ersten Male in ihren Armen gehalten hatte. So voll Liebe und voll Zutrauen hatte er niemals an ihrem Herzen gelegen. Sie nahm seinen Kopf in die Hände und küßte ihn auf das Haar.

„Verlaß Dich auf mich!“ sagte sie.

„Das thue ich auch,“ gab er ihr zur Antwort, küßte ihr die Hand und entfernte sich dann schnell.

Sie sah ihm nach und trat dann wieder an das Fenster, an dem sie mit ihm gestanden hatte. Drüben an der Eingangsthüre des Hauses, in welchem die Meerfelds wohnten, war es dunkel. Das ganze Haus schien bereits im Schlafe zu liegen, nur in der Stube der Wittwe brannte noch Licht. Mamsell Philippine hatte bei manchem früheren Aufenthalte in der Stadt diesen Lichtschimmer auch schon zu späten Stunden wahrgenommen, ohne ihn sonderlich zu beachten. Jetzt hätte sie es wissen mögen, ob die Mutter krank, ob Hedwig noch bei der Arbeit sei. Sie fühlte Mitleid mit ihnen und fand es brav, daß man Philipp nicht wiederzukommen verstattet hatte und sie nahm sich vor, etwas für die beiden Frauen zu thun. Sie erinnerte sich der Zeiten, in welchen Frau Meerfeld jung und schön und viel umworben gewesen war, dann blickte sie auf ihr eigenes Leben zurück. Philipp hatte die Wahrheit gesprochen, es hatte sie Niemand geliebt, Niemand als er allein, dem sie Liebe bewiesen, so viel sie es vermocht hatte. Liebe beweisen war also das Mittel, um so glücklich zu werden, als sie sich heute in der Zärtlichkeit ihres Pflegesohnes gefühlt hatte. Nun denn! Philipp sollte es sehen, daß sie ihn liebte; immerdar wollte sie es ihm beweisen, auf jede mögliche Art. Aber was sollte sie thun?

Mit der Frage beschäftigt legte sie sich nieder und die Antwort, welche sie sich darauf gab, ließ sie den Schlaf nicht finden. Das Eine stand fest, Liebe und Hingebung hatte sie von den Töchtern des Commerzienraths nicht zu erwarten und Frieden und Behagen in ihrem Hause noch viel weniger, wenn eine von ihnen einst in dasselbe als Hausfrau einziehen sollte. Nicht ein Stück von der alten Einrichtung würde an seinem Platze bleiben und wo Mamsell Philippine bleiben würde, wenn eine junge, an Luxus und an's Befehlen gewöhnte Frau in dem Hause der Senatorin und auf dem Gute schaltete, das war nicht vorauszusagen. Der Commerzienrath war recht dazu geschaffen, für seine Töchter in einer Weise vorzusorgen, bei welcher Mamsell Philippinens alte Tage und ihres Philipps künftiges Glück nicht in Betracht gezogen würden. Sie kannte ihn darauf, und sie ärgerte sich, daß sie sich hatte von ihm beschwatzen lassen. Sie mochte gar nicht daran denken, wie leichten Kaufes er sein Spiel gewonnen. Und dabei hatte er ihr im Grunde nichts versprochen, er hatte nur gesagt, daß man es überlegen könne, und sie war so schwach gewesen, sich zu binden.

Sie stutzte bei dem Worte. Sie halte ja auch gar nichts zugesagt, sie war immer noch Herr zu thun und zu lassen, was sie wollte. Sie lachte vor Vergnügen bei der Vorstellung, wie es jetzt recht eigentlich in ihre Hand gegeben sei, es dem Commerzienrathe einzutränken, daß er sie und Philipp bisher verabsäumt hatte und sie war ganz erschrocken, als sie sich laut die Worte aussprechen hörte: sie sollen es schon merken, daß ich noch meinen Willen habe, und daß mir mein Philipp lieber ist, als die ganze übrige Verwandtschaft! — Vergnügter war sie nie gewesen, ungeduldiger hatte sie nie einen Morgen herbeigewünscht, als am Ende dieser Nacht. Sie empfand es gar nicht, daß sie einschlief, denn auch im Traume noch blieb sie mit ihrem Philipp und mit seinem Glücke und mit der Schadenfreude gegen den Commerzienrath beschäftigt.

Es war noch ganz dunkel, als sie nach kurzem Schlaf erwachte und sich von ihrem Mädchen ankleiden ließ. Oben in Philipps Stube regte sich noch nichts, aber drüben brannte die Lampe schon wieder in dem Zimmer. Gegen ihre Gewohnheit fing sie gleich in der Frühe an, in ihrem Hause umherzugehen. Sie gab das gute Kaffeeservice und das schwere Silber heraus, schickte den Diener nach einem Kuchen und ließ sich Pelz, Hut und Muff geben, als wäre es heller Tag gewesen. Ihre Mägde trauen ihren Augen nicht, als sich Mamsell Philippine ihre kleine Handlaterne anzünden ließ und allein in der Frühe auf die Straße hinausging. Neugierig folgten beide Mägde ihr bis vor die Thüre und mit Verwunderung sahen sie ihre Herrschaft in die Schmale Gasse einbiegen und in das erste Haus derselben hineingehen, das sie nie zuvor besucht hatte.

Vorsichtig leuchtete die alte Dame sich die beiden engen steilen Treppen hinan. Sie kam sich wie der heilige Nikolaus vor, der den frommen Kindern heimlich ihre Weihnachtsbescherung in die Häuser trägt. Oben an der einen Thüre las sie den Namen Meerfeld. Sie klopfte an, man öffnete; ein paar strahlende Augen schauten sie erstaunt an, und kaum hatte Hedwig Mamsell Philippine vor sich erblickt, als sie erbleichend die Frage ausstieß: „Was ist ihm geschehen?“

„Nichts! Nichts!“ begütigte Mamsell Philippine.

„Nichts?“ rief Hedwig, „und Sie kommen in der dunkeln Frühe hier zu uns herauf?“ Die Stimme bebte ihr vor Angst, sie ergriff Philippinens Hand und wiederholte ihre erste Frage.

„Laß mich eintreten, Kind, und niedersitzen,“ befahl Philippine und Hedwig gehorchte ihr, aber es that der Tante wehe, daß Hedwig sie nur als den Boten übler Kunde ansah, und ihren Gedanken Worte gebend, sprach sie: „Kann ich Dir und Deiner Mutter denn nicht etwas Gutes bringen?“

Hedwig senkte verlegen die Augen zu Boden; ihre Mutter sei noch nicht aufgestanden, sagte sie.

„So gehe, ihr zu melden, daß ich sie zu sprechen hätte!“ bedeutete sie Philippine, und Hedwig verließ die Stube, um sich zur Mutter zu begeben.

Alles in dem Raume athmete Sauberkeit und Ordnung. Trotz der frühen Stunde war das Zimmer schon völlig aufgeräumt, das einfache Kaffeegeräth stand auf dem Tische, der Mutter Kleider hingen am Ofen, um sie ihr beim Anziehen behaglicher zu machen, der Kaffee wartete schon in der Röhre. Hier walteten Fleiß und Ordnung und vor allem Liebe, das sah Mamsell Philippinens scharf beobachtendes Auge bei dem ersten Blick und Hedwig war dazu gar lieblich in ihrem ärmlichen und doch so saubern Morgenkleide. Das Mädchen mußte der Mutter eine gute Pflegerin und Stütze sein. Es währte auch nicht eben lange, bis, auf den Arm der Tochter gestützt, Frau Meerfeld in die Stube trat. Man konnte ihr ansehen, in welche Unruhe sie sich über die ungewohnte Erscheinung ihrer Verwandten fühlte, und Philippine, der dieß nicht entging und der es leid that, sagte: „Sie werden sich wundern, Cousine, daß ich komme, und obenein, daß ich um diese Stunde komme, aber glauben Sie, es ist nichts Böses, was ich bringe. Wir haben einander lange nicht gesehen, wollen Sie nicht heute mit Ihrer Tochter meine Gäste sein?“

„Und deßhalb kommen Sie selbst, und kommen im

Morgendunkel?" wendete Madame Meerfeld mit sichtlichem Mißtrauen ein.

„Ich wollte, daß Sie mit mir frühstücken sollten," sagte Mamsell Philippine, die es zum ersten Male in ihrem Leben auf eine allgemeine Ueberraschung abgesehen hatte und diese nicht zum Opfer bringen wollte.

„Ich bin zu solchen Dingen nicht gesund genug und würde es büßen müssen, wollte ich meine Stube jetzt verlassen," antwortete Jene, unfähig zu begreifen, was sie sah und hörte.

„Nicht gesund genug?" rief Philippine, und ihre natürliche Ungeduld und Selbstsucht brachen unwillkürlich los, „gesund oder nicht gesund! Darauf kommt es heute ja gar nicht an. Was schadets denn, wenn Sie es büßen müssen? Bereuen werden Sie es nicht. Geh' Hedwig! hole der Mutter warme Kleider, ich will Dir helfen, ich ziehe sie an, aber schnell muß es gehen, schnell! sonst ist's zu spät.

Hedwig stand und wartete auf den Befehl der Mutter. „Schicken Sie sie fort," sagte Mamsell Philippine leise zu derselben, und von ihrem befehlenden Tone gezwungen, folgte Madame Meerfeld ihrer Anordnung. Kaum aber waren die beiden Frauen allein, als Philippine, während sie der Kranken beim Ankleiden behilflich war, ihr zuflüsterte: „Muth, Muth, Cousine! ich komme gut zu machen, was ich, wie wir Alle, an Ihnen die Jahre her versäumt; aber ich mache es dabei jetzt gerade, wie Sie's einst gemacht, und noch weit schlimmer. Sie haben Ihrer Liebe in Ihrer Jugend nachgegeben, ich gebe meiner Liebe jetzt auf meine alten Tage nach und ich denke, das werden Sie mir wohl verzeihen. Nur lassen Sie Hedwig ja vorerst nichts merken!" Sie drückte der Mutter die Hand, jetzt war dieser das Räthsel gelöst. Sie fiel Mamsell Philippine um den Hals. „Schon wieder liebt mich Eins!" rief diese trotz ihrer Rührung lachend aus.

Inzwischen war es Tag geworden. Behutsam führten Mamsell Philippine und das junge Mädchen Frau Meerfeld die Stiegen hinab, behutsam geleiteten sie dieselbe über die Straße und in das alte Haus. Die Dienerschaft staunte sie an, als sie Befehl erhielt, einen Sessel zu holen und die Frau die Treppe hinaufzutragen in das Zimmer, in das die Morgensonne jetzt hell hinein schien. Frau Meerfeld sprach nur wenig, Mamsell Philippine ließ auch Niemand recht zu Worte kommen, so viel hatte sie anzuordnen und vorzubereiten, so oft mußte Hedwig nach der Uhr im großen Hinterzimmer sehen, ob es noch nicht neun sei.

Um neun Uhr klingelte Mamsell Philippine, aber die Hand zitterte, mit der sie es that, und doch sah sie so klar und so verändert aus, daß ihre Jungfer sie darauf betrachtete und meinte, es müsse die Morgensonne sein, die ihr so hell über das Antlitz strahlte.

Um neun Uhr, um die Frühstücksstunde, trat Philipp in das Zimmer und blieb wie festgezaubert an der Thüre stehen. Er traute seinen Augen nicht. Auf dem Platz der Tante, in dem großen Lehnstuhl saß Frau Meerfeld, hinter ihr stand Hedwig; und was war denn der Tante geschehen, daß sie weinte, während es doch so festlich in dem Zimmer aussah?

„Nun Philipp?" rief sie ihm entgegen.

„Tante! liebe Tante! war Alles, was er sagen konnte, aber er eilte auf sie zu und küßte sie in trunkener Freude.

„Reise nur getrost! es wird jetzt Niemand verlassen sein, nicht sie, nicht ich," sprach sie und nahm Hedwig bei der Hand.

„Ja!" rief er, ohne daß er es wagte, sich dem Mädchen zu nähern, „nun reise ich getrost, und wenn ich erst etwas geworden bin, wenn ich wieder komme —" er sprach es nicht Ende, was er dachte und sagte dann, sich selber unterbrechend: „Wir wollen Dich auf den Händen tragen, Tante."

Die Rührung, die Erschütterung waren allgemein. Madame Meerfeld weinte, Hedwig kniete an ihrem Sessel, Philipp war versunken in ihren Anblick, wie in seine Freude, und Mamsell Philippine stand und sah umher.

So viel Liebe hatte in diesem Zimmer nie geathmet, so war ihr selbst niemals zu Muthe gewesen. Wie eine gute Fee, wie sich selbst entfremdet, kam sie sich vor. Mit einem Male jedoch zuckte es durch ihre Mienen und spöttisch lachend rief sie: „Wie mich's freut, daß es den guten Commerzienrath so ärgern wird; denn ärgern wird's ihn!"

Der Ausruf brachte Alle wieder in das Gleichgewicht. Man setzte sich zum Frühstück nieder, die Stunde bis zur Abreise verging, ehe man es gewahr wurde. Als es zehn Uhr schlug, stand Philipp auf. Sie wurden Beide blaß, er und Hedwig, als er ihr die Hand zum Abschied reichte. Sie konnte nichts sagen, er war eben so sprachlos. So schieden sie. Nur als er ihrer Mutter die Hand küßte, da konnte Hedwig sich nicht halten und eilte weinend davon.

Mamsell Philippine hielt sich tapfer und begleitete, ruhig sprechend, ihren Philipp in den Flur hinaus. Sie sah zu, wie der Diener ihm den Mantel umgab und sein Gepäck nach dem Wagen hinunterschaffte. Als derselbe sich dann entfernt hatte und sie mit Philipp allein war, rief er überwältigt: „Wie soll ich Dir vergelten, Tante!"

„Du mir vergelten?" wiederholte sie, indem sie ihm beide Hände auf die Schulter legte, „Du hast mir nichts zu danken, denn mit Deinem bloßen Dasein begann für mich das Glück. Ich lernte den Segen wahrer Liebe kennen. Ich habe Dich erzogen, das hast Du mir wett gemacht, denn auch Du hast mich erzogen," sagte sie, Deine Liebe zu mir hat mir das Herz erweicht und seit ich gestern beschlossen, Dich glücklich zu machen, nach Deinem und nicht nach meinem Sinne, bin ich erst recht glücklich geworden durch Dich. Du hast mir nichts zu danken. Ich bin Deinem Vater und Deiner Mutter viel Liebe schuldig geblieben, die werde ich Dir und Hedwig noch bezahlen; und nun geh! Und wenn Du einst auch einer Andern gehören wirst —"

„O!" fiel er ihr, mitten in seiner Bewegung lachend, in das Wort, „ich werde nun erst recht für's ganze Leben Dein Sohn und Mamsell Philippinens Philipp bleiben."

Und sie haben einander redlich Wort gehalten. Philipp ist ein tüchtiger Landwirth und ein wackerer Mann geworden und Mamsell Philippine hat noch seine und seiner Hedwig älteste Kinder auf ihrem Schooße gewiegt. Wer aber die heitere, liebevolle Matrone auf dem Landsitze zwischen ihren Kindern und Enkeln schalten und walten sah, der konnte nur noch an ihrem Aeußern die eigensüchtige und lächerliche Mamsell Philippine wieder erkennen, denn im Herzen und im Geiste war sie eine Andere geworden ganz und gar. Und wie Philipp und Hedwig die Stunde segneten, in der sie einander gefunden hatten, so segnete die Tante bis an ihr Lebensende den Augenblick, in welchem die Furcht, ihren Philipp an das junge Mädchen zu verlieren, sie dahin gebracht hatte, sich und ihre Wünsche und alle Vorurtheile ihrer Vergangenheit aus Liebe aufzugeben. Sie hatte sich damit die Freude ihrer alten Tage erkauft und heitere, fröhliche Bewohner in das alte Landgut und in das Giebelhaus am Markte eingeführt.

Denn wo einst das starre Antlitz der Senatorin die Wege und Stege ihres Gatten bewachte, da sieht jetzt Hedwig nach ihrem Philipp liebevoll hinaus, und wo einst Mamsell Philippine mit erzwungenem Lächeln am Fenster saß, blickt eine Masse junge Volkes vergnügt auf die Straße hinab, während Marions und Mamsell Philippinens und Frau Meerfelds Bilder verträglich nebeneinander über dem Sopha hängen und ihr Andenken gemeinsam von den Bewohnern des Giebelhauses hoch gehalten wird. Und wie vor langen Jahren, wird die Schwelle der Eingangsthüre wieder von Gästen viel betreten und der Thürklopfer mit seinem Greisenkopfe oft und lustig in Bewegung gesetzt; denn wo Liebe und Friede herrschen, fehlen Freunde und Gäste nie!

Das ist die Geschichte vom alten Giebelhause und von Mamsell Philippinens Philipp.

Die Geheimnisse des Kalenders.

Von **Otto Fischer.**

1. Einleitung. — 2. Der Tag und seine Theile. — 3. Das Jahr und der Monat. — 4. Die Woche. — 5. Der altrömische, der julianische und der gregorianische Kalender. — 6. Die Methoden der Jahreszählung oder die Aeren. — 7. Der Revolutions- und Zukunftskalender. — 8. Die Wochentags- und Osterrechnung.

1. Einleitung.

„Und Gott sprach: es werden Lichter an der Veste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre."

Wir sehen aus dieser Stelle, daß Adam, als er im Paradiese erstmals die Welt erblickte, keineswegs ein Leben der Unthätigkeit vor sich hatte. Wenn er auch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen und den Wohnort sorgenfreier Entwicklung dadurch verwirkt hätte: für seine Beschäftigung war dennoch im Voraus gesorgt; denn abgesehen von allen übrigen Aemtern, deren legitimer Inhaber er war, geht aus obiger Stelle hervor: Adam war geborener, oder richtiger gesagt, geschaffener Kalendermacher, und wir werden sehen, daß dieß kein leichtes Geschäft ist. Lichter fand er an der Veste des Himmels und sollte sie verstehen lernen als Zeichen für die Behandlung der Zeit. Nun ist aber der Stoff, welchen der Kalendermacher zu bearbeiten hat, gerade der Begriff der Zeit, und das ist ein inhaltsreicher Begriff, wie man gerne zugestehen wird, wenn man daran denkt, was alles in demselben liegt, oder vielmehr, was man in denselben zu legen pflegt. Sagen wir nicht, wenn wir eine Erscheinung im socialen und politischen Leben erklären möchten, ohne sie eigentlich erklären zu können, kurzweg: es liegt in der Zeit? Kein Wunder, wenn die Zeit von dem Inhalt, dessen Gefäß sie abgeben muß, gar mancherlei Eigenschaften annimmt, bald rosig, bald düster, bald golden, bald ehern auftritt und unser Gemüth so mannigfaltig in Anspruch nimmt, daß wir sie in verzweifelter Liebkosung anreden: „o du liebe Zeit", oder sie bald mit einem verderblichen Thiere vergleichen, wenn wir vom „Zahn der Zeit" reden, bald mit einem wohlmeinenden Arzte, wenn wir uns oder Andere über eine empfangene Wunde trösten, „welche sicherlich die Zeit heilen" wird. Recht hat daher der Sprachgebrauch, wenn er einen bestimmten Theil der Zeit einen Zeitraum nennt; denn Raum muß das Gefäß haben, das einen so reichen Inhalt fassen soll. Anders als von einem solchen dichterischen oder gemüthvollen Standpunkt aus sieht jedoch der Kalendermacher den Begriff der Zeit an. Für ihn sind alle oben angeführten Eigenschaften der Zeit nicht vorhanden, sondern die einzige Tugend, welche er an derselben anerkennt, ist die Lage, das heißt das Früher oder Später, und die Dauer oder die Länge. Die Zeit in diesem Sinne aufgefaßt ist daher ein eben so armer Begriff, als in der Raumlehre der Begriff der Linie, von welcher man auch zu sagen pflegt, sie sei ein Ding, welches bloß Länge hat, aber nicht, wie der Raum, auch Breite und Dicke. So unpassend wir aber den Ausdruck „Zeitraum" finden müssen, weil wir am Leichtesten zurecht kommen, wenn wir uns die Zeit durch Vergleichung mit einer anfangs- und endlosen Linie vorstellig machen, so schnell versöhnen wir uns mit dem Sprachgebrauch, wenn wir an die Grenze eines Zeittheils denken, die mit vollem Rechte „Zeitpunkt" genannt wird. Denn wie die Grenze der Linie nicht etwa ein Theil der Linie ist, sondern nur ein Punkt, ein Ding, das nicht nur keine Breite und

keine Dicke, sondern auch keine Länge hat, so hat auch der Zeitpunkt keine Länge. Die Stunde von 12 bis 1 Uhr ist eine Zeit von gewisser Länge; 12 Uhr und 1 Uhr sind aber keine Zeiten, sondern nur Zeitpunkte, d. h. Zeitgrenzen ohne Länge, und wenn die Thurmuhr auch nur 1 Uhr schlägt, so ist schon der Ton von dem einzigen Schlage lang genug, um einen Theil der folgenden Stunde einzunehmen, einen Theil, welcher mit 1 Uhr zwar beginnt, aber nicht mit 1 Uhr selbst verwechselt werden darf. Den Zeitpunkt, der „1 Uhr" heißt, können wir also bloß denken; jeder sinnliche Vorgang aber, welcher denselben dem Ohr erkennbar machen will, ist, genau genommen, schon über eine Zeit, wenn auch über eine sehr kurze, ausgedehnt.

Arm ist also der Begriff der Zeit; sie ist nichts, als eben nur lang. Aber die Armuth dieses Begriffs ist zugleich sein Reichthum. Denn gerade diesen mageren Stoff zu bearbeiten und auszubeuten, diesen Faden, der uns unhaltbar und unterschiedslos durch die Finger zu gleiten droht, mit Knoten zu versehen, welche uns eine Eintheilung in gleiche Theile, eine Längenvergleichung verschiedener Theile, eine Messung derselben, eine für das Gedächtniß faßbare und haltbare Beobachtung ihrer Aufeinanderfolge erlauben, welche es uns möglich machen, die einzelnen Theile mit Namen und Zeichen nach einem so gemeinfaßlichen und doch sicher durchführbaren Systeme zu versehen, daß wir mittelst dessen uns mit jedem auch nur halbwegs unterrichteten Menschen schnell und ohne Mißverständniß auseinandersetzen können, — das hat von den ältesten Zeiten an die Thatkraft und Beharrlichkeit der scharfsinnigsten Köpfe in's Spiel gesetzt; so daß die Geschichte des Kalenders zugleich ein schönes Stück von der Geschichte der Menschheit, daß das Verständniß des Kalenders schon einen wichtigen Theil von der Kenntniß des Weltgebäudes ausmacht. Welcher Stufenabstand zwischen dem Australneger, der auf die Frage, wann ein gewisses Ereigniß sich zugetragen habe, auf seinen Bart deutet, um anzuzeigen, daß dieser seither um so viel gewachsen sei, und zwischen dem zeitkundigen Mathematiker eines modernen Kulturvolkes! Wiederum, welch' verschiedene wissenschaftliche Kräfte müssen zusammenhelfen, um einerseits in den vieltausendjährigen Lauf der Geschichte der Menschheit, sowie der Erdrinde Ordnung und Zusammenhang zu bringen, andererseits die fast undenkbare Zeit zu messen, welche verfließt, bis die so eben abgeschossene Flintenkugel die benachbarte Wand erreicht, ein Zeittheilchen, das der gewandte Physiker mittelst des vom Reutlinger Mechaniker Hipp angefertigten Chronoskops mit Sicherheit angibt.

Hiemit ist bereits gesagt, was die erste Voraussetzung für die Möglichkeit, einen Kalender anzufertigen, bildet; sie besteht in einer zweckmäßigen Methode, die Zeit zu messen und, was genau damit zusammenhängt, in gleiche Theile einzutheilen. Die Eintheilung der Zeit, ähnlich wie die der Linie, ist aber gegeben, sobald man ein Maß hat, mit welchem gemessen wird, dem also die einzelnen Theile alle gleich werden müssen, sowie einen Zeitpunkt, von welchem an man mißt, dem also vor- und rückwärts die unendlich vielen anderen Zeitpunkte in beziehungsweise gleichen Abständen sich anreihen. Die Wahl des Zeitmaßes ist, wie die eines jeden Maßes, an und für sich, d. h. bloß in Rücksicht auf die Ausführbarkeit der Messung, etwas Willkürliches; der Erfolg wird aber bloß unter gewissen Bedingungen für das praktische Leben bequem ausfallen; weil es eine Reihe von mehr oder weniger regelmäßig wiederkehrenden, unser leibliches Dasein gänzlich beherrschenden Naturereignissen gibt, die wir kurz unter zwei Rubriken, nämlich erstens den Wechsel der Jahreszeiten und zweitens den Wechsel von Tag und Nacht, einreihen können. Das eine System wie das andere ist für uns von so einschneidender Wichtigkeit, daß uns von der Natur ohne die Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs von unserer Seite zwei Maßstäbe für die Zeitmessung vorgeschrieben sind, nämlich ein kürzerer: der Tag, und zwar der — aus einem natürlichen Tag oder Lichttag und einer Nacht bestehende — bürgerliche Tag und ein etwas mehr als 365mal längerer: das Jahr, und zwar genauer gesagt, das Jahreszeitenjahr oder, wie man es in der Astronomie nennt, das tropische Jahr. Hätten wir nach ganz freier Entschließung zwei Maßstäbe wählen können, einen großen und einen kleinern, so hätten wir es beim Messen der Zeit gerade so gemacht, wie bei anderen Größen, z. B. beim Messen einer Linie, so nämlich, daß das große Maß ein ganzes Vielfaches des kleinen geworden wäre. So ist die Ruthe das Zehnfache des Fußes oder das Tausendfache der Linie, der Thaler das Dreißigfache des Silbergroschens u. s. w. Anders bei der Zeit. Der Tag geht im Jahr nicht gerade auf, sondern das Jahr ist um einen verwickelten Tagesbruch länger als 365 und kürzer als 366 Tage. Solche zwei Maßstäbe hätten wir nimmermehr gewählt: die Natur hat sie uns oktroyirt, und die meisten u. Ziffer 5 geschilderten Schwierigkeiten rühren von diesem Beschluß der Gestirne her. Beide Maßstäbe beruhen auf der Beobachtung der Sonne, und bei ihrer genaueren Bestimmung drängt sich uns von selbst die Frage auf, ob nicht auch andere Gestirne, als die Sonne, vermöge der Erscheinungen, welche sie darbieten oder verursachen, zur Aufstellung natürlicher Zeitmaße Anhaltspunkte bieten. Es ist unmöglich, die Wichtigkeit des Mondlaufs hiebei zu übersehen; denn was dem Monde an Einfluß auf unser Leben im Vergleich mit der Sonne abgeht, das ersetzt er für den ersten Anblick durch das Auffallende seiner verschiedenen Lichterscheinungen auf hinreichende Weise, um es erklärlich zu machen, daß wir schon in den ältesten geschichtlichen Zeiten als Zeitmaß den Monat antreffen, eine Zeit, welche mit mehr oder weniger Genauigkeit, wie sich weiter unten herausstellen wird, derjenigen gleichkommt, welche von dem Moment einer gewissen Lichterscheinung an, z. B. dem des Vollmondes, bis zu ihrer nächsten Wiederkehr verfließt. Beobachten wir ferner die Zahl der Tage, welche zwischen zwei aufeinanderfolgenden von den vier Hauptlichtgestalten des Mondes (Mondsphasen), z. B. zwischen dem ersten Viertel und dem Vollmond liegen, so erhalten wir als viertes Zeitmaß die Woche von sieben Tagen, welches Maß wir freilich kaum noch als ein natürliches ansehen können, wie wir später sehen werden. Haben wir außer diesen natürlichen Maßen, etwa mit Hinzufügung von beliebigen Unterabtheilungen des Tages, also von Stunden, Minuten, Sekunden und Tertien auch einen passenden

Anfangspunkt für unsere Messung ausgesucht, so sind wir mit den Vorbegriffen eines Kalenders fertig.

Das Wort „Kalender" ist römisch-griechischen Ursprungs und kommt her von dem griechischen Worte calō rufen, bekanntmachen; weil die alten Römer am ersten Tag eines jeden Monats durch einen Ausrufer und einen öffentlichen Anschlag zu einer religiösen Festlichkeit in der Calabra curia, einem Versammlungshause auf dem Kapitol, aufgefordert wurden. Calendae wurde daher die Bezeichnung für diesen Tag, den man mit mancherlei Lustbarkeiten zu feiern pflegte. Freilich gab es für Manche auch Calendas tristes, traurige Monatsanfänge; für solche nämlich, welche an diesem Tage ihre Schulden zu zahlen veranlaßt wurden. Ein Verzeichniß der Calenden eines Jahres, sowie der sonstigen Festtage, auch der Gerichtstage, also eine Art Kalender, hieß Fasti; dagegen findet sich das Wort Calendarium erst in der Kaiserzeit und zwar in der Bedeutung: Schuldbuch. Mit deutscher Endung heißt es Kalender und bezeichnet nach unserem jetzigen Sprachgebrauch ein Buch, in welchem für eine bestimmte Zeitperiode, z. B. für ein durch Staatsgesetze bestimmtes, seinem Namen oder seiner Nummer nach bezeichnetes Jahr alle wichtigen größeren Unterabtheilungen, hier also die Monate, Wochen und Tage der Ordnung nach namentlich aufgeführt oder durch einen tabellarischen Schematismus angedeutet sind. In dieser Bedeutung ist übrigens das Wort calendarium nicht in andere Sprachen übergegangen. Das englische calendar, das französische calendrier bezeichnet vielmehr die Beschreibung der Gesetze und Methoden, nach welchen die Kalender im deutschen Sinn angefertigt werden müssen: während diese selbst mit dem Wort Almanach bezeichnet werden. Letzteres soll orientalischen Ursprungs sein, zusammengesetzt aus dem bestimmten Artikel al und manach (Rechnung). Andere erklären es aus dem Altdeutschen mit al-mond-acht, aller Monate Beachtung oder Verzeichniß, was der Name für einen vierkantigen Stab gewesen sein soll, welcher auf jeder seiner Seitenflächen ein Verzeichniß von je drei Monaten eingeschnitzt enthielt und bei den Angelsachsen als Kalender gedient haben soll.

So unvollständig ein solcher altsächsischer Kalender gewesen sein mag, so bildeten doch im Vergleich mit demselben die meisten ausführlicheren, geschriebenen oder gedruckten Kalender des Mittelalters (der erste deutsche anno 1476) keineswegs einen vernünftigen Fortschritt. Was sie Gutes an sich hatten, das war eine durch die Araber dem Abendland überlieferte Erbschaft aus dem astronomischen Schatze der alexandrinischen Griechen, welche zur Zeit des Ptolemäus (150—100 v. Chr.) Kalender zu verfertigen bemüht waren. Den Astronomen aber schloßen sich allmälig die astrologischen Kalendermacher von Profession, die sogenannten Philomathen (Wissensfreunde) an, um den Aberglauben der Menge auszubeuten, aus der Stellung der Planeten Künftiges aus der Politik und anderen Gebieten vorherzusagen, günstige und ungünstige Tage zu bezeichnen u. dgl. Ein Haupterwerbszweig derselben war, das Horoskop zu stellen, d. h. aus der Stellung der Gestirne zur Zeit der Geburt eines Menschen dessen künftige Schicksale zu entziffern und ihm Rath darüber zu ertheilen, welche Sorte von Menschen, welche Zeiten, welche Orte sein Vertrauen oder Mißtrauen verdienen. Es erhob sich zwar schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von vielen Seiten eine heilsame Opposition gegen dieses wüste Treiben; doch konnte sich sogar Kepler, wenn er seine Stellung am Wiener Hofe und ebendamit die Möglichkeit ernster astronomischer Forschungen nicht preisgeben wollte, den sterndeuterischen Forderungen nicht ganz entziehen. Auch ist es ja bekannt, daß bis in unser Jahrhundert herein die Komödie mit den Wetterprophezeiungen des hundertjährigen Kalenders und den Aderlaßbüchlein fortgespielt hat, daß Mancher jetzt noch fragt, welcher Planet das Jahr, die Woche, den Tag regiere, ob der gütige Jupiter, der böse Saturn oder der zweifelhafte Mond; daß sogar unter sogenannten Gebildeten in der Stille noch ein ähnlicher Schauder durchstreicht, wenn der Einzug in die neue Wohnung am Freitag erfolgen muß, oder wenn dreizehn Genossen an einem Tische sich zusammenfinden.

Der Kalender mit dem oben angegebenen Inhalt heißt insbesondere bürgerlicher Kalender. An denselben schließt sich leicht ein Verzeichniß an von allen weiteren wichtigen Ereignissen, deren Eintreffen mit wirklicher oder vermeintlicher Sicherheit vorhergesagt werden kann. Da aber verschiedene Menschen verschiedene Interessen haben, wonach sie die Wichtigkeit eines Ereignisses taxiren, so gibt es in diesem Sinne als Erweiterung des bürgerlichen Kalenders verschiedene andere Kalender. Der Eine reist als Handelsmann: er braucht den Meßkalender; der Andere geht auf den Schnepfenstrich: er greift nach dem Jagdkalender; der Dritte will den Gang der Schwurgerichtssitzungen verfolgen: er wünscht sich einen Justizkalender; der Vierte ist in Verlegenheit über die rechte Zeit, seine Spargeln zu legen: ihm hilft der Gartenkalender; der Fünfte beschäftigt sich mit Anlegung eines Herbariums und schreibt sich das Datum auf, an welchem er diese und jene Pflanze blühend gefunden hat: dadurch erhält er einen botanischen Kalender; der Sechste notirt sich die Jahrestage für die Gedächtnißfeier geschichtlicher Ereignisse: es entsteht ein Geschichtskalender; tausend Andere möchten bei gutem Wetter reisen oder Wäsche halten: sie lassen sich mit einem Witterungskalender anführen. Den Festkalender müssen wir wegen seiner weitgreifenden Bedeutung als einen wesentlich integrirenden Theil des bürgerlichen betrachten. Wie aber diese Kalender des praktischen Lebens bloße Anhängsel des bürgerlichen Kalenders sind, so ist dieser selbst wieder, wie sich aus dem Wesen der oben angegebenen Zeitmaße ergibt, gegründet auf den astronomischen Kalender, der in seiner für wissenschaftliche Zwecke erforderlichen Ausdehnung in Form von Tabellen den Stand der Gestirne auf ein Jahr oder eine Reihe von Jahren voraus anzeigt. Der bürgerliche Kalender nimmt gewöhnlich aus dem astronomischen folgende Notizen auf: die Stellung der Sonne im Thierkreis, die Zeit des Auf- und Untergangs und der Mittagsstellung der Sonne (Zeitgleichungstabelle); ebenso vom Monde, mit Hinzufügung der Zeit der Mondsphasen; ebenso von den auffallendsten Planeten, für Seeplätze auch die Zeit der Ebbe und Flut. Die Versuche, einen astronomischen Kalender zu Stande zu bringen, sind vielleicht so alt, als die menschliche Gesellschaft selbst. Zu allen Zeiten haben die Erscheinungen des gestirnten Himmels dazu gedient,

Zeit und Raum für den Erdbewohner abzumessen und die Geschäfte des bürgerlichen Lebens zu ordnen. Man glaube nicht, für die gebildeten Völker der Jetztwelt sei das Bedürfniß, aus dieser Naturquelle zu schöpfen, gar nicht vorhanden, weil es sich vielleicht weniger unmittelbar und dringend geltend macht: auch wir sind auf dieselbe angewiesen, so gut als der Naturmensch; nur haben wir dieses Geschäft größtentheils den gelehrten Forschern und mechanischen Künstlern übertragen, die uns Kalender schreiben, Uhren konstruiren und die Ergebnisse ihrer Messungen in Gestalt von Karten und Modellen vor's Auge führen. So bequem hat man es den Alten nicht gemacht; selbst die klassischen Griechen und Römer, noch mehr alle jetztlebenden, durch europäische Kultur noch nicht umgewandelten Völker sehen wir arm an solchen Hilfsmitteln. Für diese ist vielmehr der Himmel mit seinen Lichtern und Zeichen die alleinige Uhr sammt Kalender und Wegweiser. Ueberraschend ist aber für uns die nicht allein bei halbkultivirten, sondern selbst bei ganz rohen Völkern auftretende Kenntniß des gestirnten Himmels, sowie die Sicherheit in den Zeit- und Ortsbestimmungen, welche sie kraft dieser Kenntniß nicht selten an den Tag legen. Wir finden Tempel in Mexiko aus einer Zeit, wo die Buchstabenschrift noch unbekannt war, bis auf einen unbedeutenden Fehler genau nach den Weltgegenden gerichtet; wir treffen eigene Namen für sämmtliche, dem bloßen Auge sichtbare Planeten und die wichtigsten Fixsterne in Araukanien, auf Otaheiti, auf den Sandwichsinseln, aus hohem Alter stammend, wo noch keine europäische Kultur jene Gegenden erreicht hatte, aber das Kreuz des Südens und die Sterne des Argo den nächtlichen Wanderer durch pfadlose Thäler geleiteten und sicher an das vorgesteckte Ziel führten. Je weniger aber für die meisten Mitglieder eines Volkes von europäischer Bildung der unmittelbare Gebrauch jener natürlichen Hilfsmittel eine äußere Nothwendigkeit ist, weil jedem die von den Fachmännern daraus abgeleiteten künstlichen Hilfsmittel zur Orientirung nach Zeit und Ort leicht zu Gebot stehen: desto größer ist andererseits die vom Geiste der Kultur auch an die Laien in der Wissenschaft gestellte Anforderung, wenigstens die allgemeinen Grundsätze, nach welchen jene Instrumente angefertigt und gebraucht werden, kennen zu lernen; zumal jeder auch für's alltägliche Leben wünschenswerthe Fortschritt in der Herstellung derselben vielfach bedingt ist durch ein einsichtsvolles Interesse, das ihnen die Masse des Volkes, wenigstens der denkende Theil desselben, zuwendet.

Mögen die folgenden Zeilen für die Erfüllung dieser allgemeinen Pflicht in ihrem Theile förderlich wirken!

(Fortsetzung folgt.)

Maria von Brabant.

Historische Erzählung von A. Wilhelmi.

Im Schlosse zu Donauwörth saßen zwei Frauen in traulichem Gespräche bei einander. Es war der 18. Januar 1256, und die Abenddämmerung war bereits hereingebrochen. Zu den Füßen der beiden Frauen saß auf einem Schemel ein Knabe von etwa vier Jahren. Er hatte soeben die Armbrust weggelegt und erwartete nun von zarter Frauenhand seine Lorbeeren. Aber es ließ ihm keine Ruhe. Bald stand er auf, bald setzte er sich wieder und hielt immer die Armbrust als sein Kleinod in der Hand. Mit wonnigen Blicken verfolgte jede seiner Bewegungen die eine der Frauen; man sah es ihr an, daß sie die Mutter, daß er ihr Ein und Alles war. Es war ein bildschöner Knabe: mit seinem blondlockigen Haar, mit seinem feinen hohenstaufischen Profil, mit seinem milden und doch entschlossenen, verständigen Blick glich er am meisten seinem Großvater, dem Kaiser Friedrich II. und seinem Oheim, dem König Enzio, der schon seit sieben Jahren in der Gefangenschaft zu Bologna schmachtete. „Mutter!" sagte er, „kommt der Oheim nicht bald zurück?"

„Es geht Dir scheint's wie uns," erwiderte Elisabeth, die Gemahlin König Konrads IV. und seit zwei Jahren Wittwe. „Auch wir vermissen den Oheim sehr und wünschen dringend seine baldige Rückkehr."

„Warte nur, lieber Konrad," sagte die andere, etwas jüngere Frau, „der Herzog wird wohl noch in dieser Woche kommen, und dann wird er den Unterricht bei seinem gelehrigen Schüler wieder fortsetzen."

„O wie ich mich freue!" rief Konrad. „Der Oheim zeigt mir, wie man die Armbrust spannt, wie man sie hält und abdrückt; er setzt mich auf's Pferd und reitet mit mir durch den Park, er läßt mich mit einer kleinen Lanze werfen und sagt, ich müsse bald einer der ersten Ritter von Deutschland sein. Wenn ich einmal zehn Jahre alt bin, dann lasse ich mich nicht mehr halten, Mutter, dann ziehe ich fort."

„Und wohin willst Du denn ziehen?" fragte Elisabeth.

„Nach Italien, Mutter; der Herzog hat gesagt, dort liege ein schönes Land, das mir gehöre; der Oheim Manfred regiere jetzt dort, aber wenn ich älter sei, müsse er mir das Land abtreten. Gehst Du dann auch mit, Mutter?"

„Nein, liebes Kind, und wenn Du die Mutter nicht betrüben willst, so gehst Du auch nicht in diesen ewig rauchenden Krater, der keinem Deiner Ahnen Glück und so vielen tausend deutschen Rittern den Tod gebracht hat. Lieber gehe ich mit Dir in Dein Herzogthum Schwaben und auf die schöne Staufenburg."

„Das können wir auch thun, Mutter, aber König von Italien muß ich doch werden, und der Oheim hat mir gesagt, ich könne dann auch noch Kaiser von Deutschland werden."

„Das lasse ich mir eher gefallen," sagte die Mutter; „aber wenn Du ein so vornehmer Fürst wirst, was soll dann aus Deiner armen Mutter werden?"

„Bin ich Kaiser," erwiderte Konrad, „so bist du meine Frau Kaiserin." Mit diesen Worten sprang er auf ihren Schooß und umarmte und küßte sie auf's zärtlichste.

Die Frauen lachten herzlich über die Einfalt des Knaben, und dieser sprang wieder weg, setzte sich auf den Boden und fing an, mit schön geschnittenen Hölzchen eine Festung zu bauen.

„Glaubst Du wirklich," fragte Elisabeth ihre Schwägerin, die Herzogin Maria von Brabant, „daß Dein Gemahl, mein Bruder Ludwig, noch in dieser Woche zurückkommen wird? Er ist zwar schon seit längerer Zeit im Felde; aber der Krieg ist, wie Du wissen wirst, so heftig entbrannt, und die Augsburger mit ihrer zahlreichen und reichen Bürgerschaft leisten so entschlossenen Widerstand, daß sich noch gar kein Ende absehen läßt. Was man gern wünscht, das glaubt man gern, und so scheint es Dir dießmal zu gehen."

„Gerade weil ich weiß," entgegnete Maria, „wie hitzig der Streit geführt wird, wünschte ich allerdings sehnlichst sein Ende. Ludwig ist zwar mit dem festen Vorsatz in's Feld gezogen, nicht eher zu ruhen, als bis er dieses stolze Augsburg völlig gedemüthigt hat. Aber ich weiß von meiner Heimat, von Brabant her, recht wohl, welche Kraft in diesen Städten liegt, wie alle Tapferkeit der Ritter wenig oder nichts vermag gegen die festen Mauern und Thürme dieser Städter, gegen ihre Geschicklichkeit und Ausdauer in der Vertheidigung, gegen ihren unbezwinglichen Freiheitssinn. Ludwig hat nun schon mehrere kleine Vortheile errungen, hat einige Ausfälle glücklich zurückgeschlagen, und kann somit, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten, den Kampf aufgeben. Es ist nicht blos rühmlich, den Feind zu überwältigen, es ist auch rühmlich, Maß zu halten und einen edlen Gegner zum Freunde zu gewinnen. Ich bin seit anderthalb Jahren hier in Bayern und die Gemahlin des Herzogs Ludwig, aber wie selten ist er bei mir zu Hause! wie muß ich fortwährend in Angst um ihn sein, da ich täglich höre, welchen Gefahren er sich aussetzt, indem er es allen Rittern in Kühnheit zuvorzuthun sucht."

„Daran erkenne ich den Wittelsbacher," sagte Elisabeth lebhaft; „und als eine Tochter dieses Hauses wünsche ich, daß nie ein Wittelsbacher anders denke, anders handle."

„Und dennoch glaube ich, daß Ludwig in den nächsten Tagen zurückkommt," erwiderte Maria.

„Darf ich vielleicht fragen," sagte Elisabeth, „mit welchem Zaubermittel du ihn so schnell herbeibringen willst? So Etwas hätte mir auch frommen können, als mein Gemahl drei Jahre in Italien blieb und dann, wie er im Begriff war, von Italien aus Deutschland wieder zu erobern und die päpstliche Partei sammt ihrem Pfaffenkönig zu vernichten, von einem Fieber weggerafft wurde, fern von der Heimat, fern von Frau und Kind."

„Das ganze Zaubermittel," antwortete Maria, „besteht in zwei Briefen, welche ich gestern früh in das Lager vor Augsburg abgeschickt habe. Ich hatte schon einmal an Ludwig geschrieben und ihn gebeten, sich doch ja zu schonen und bald zurückzukehren; aber da dieß vergebens war, schrieb ich ihm noch dringender und schilderte ihm meine ganze Herzensangst. Zugleich schrieb ich aber auch dem Ritter Rucho von Ottlingen. Du kennst ihn ja, diesen Ritter, der sich bei den Männern durch seine Tapferkeit, bei den Frauen durch seine Feinheit und Gewandtheit Achtung und Beliebtheit zu verschaffen weiß. Er ist ein sehr guter Schachspieler, und da auch ich dieses Spiel allen andern vorziehe, so habe ich ihn schon öfter zu einem Wettstreit aufgefordert. Dieß machte ihn nun so zutraulich, daß er mich bat, ich möchte ihn nicht mehr als einen fremden Ritter ansehen, sondern wie die Diener meines Hofes behandeln und ihn daher künftighin nicht mehr mit „Ihr", sondern mit „Du" anreden. Da ich aber keinem einzigen der fremden Ritter je diese Auszeichnung gegeben habe und auch bei ihm keinen Grund dazu einsah, so erfüllte ich seine Bitte nicht und wies sie schweigend ab. Nun gilt aber kein anderer Ritter so viel bei Ludwig, als eben dieser Ottlinger, und so suchte ich ihn dadurch zu meinem Verbündeten zu machen, daß ich ihm schrieb, wenn er seine Bitten mit den meinigen vereinige und durch seine Beredsamkeit den Herzog bewege, das Feld zu verlassen und zu den Seinigen zurückzukehren, so werde ich ihm den Wunsch, um dessen Erfüllung er mich so oft angegangen habe, gewähren. Du siehst nun, Elisabeth, worauf sich meine Hoffnung gründet."

„Ich bewundere Deinen Scharfsinn und Deine List," erwiderte Elisabeth; „fürwahr, wenn es einem gelingt, den Herzog zu etwas zu überreden, so ist's der Ottlinger. Wenn Du durch ihn Deinen Zweck erreichst, so hast Du dieß sehr wohlfeil erkauft. Doch was ist das für ein Geräusch vor der Thüre?" setzte sie besorgt hinzu.

Alle drei hielten an sich, die Frauen mit Reden, der Knabe mit seinen Bauhölzchen, und lauschten verwundert, wer in dieser Abendstunde mit heftigem Geschrei, mit polternden Schritten die Gänge erfülle. Der Lärm kam näher, die Thüre wurde weit aufgerissen, und mitten im Zimmer stand auf einmal der von seiner Gemahlin so heiß ersehnte Herzog Ludwig von Bayern, von seinen Zeitgenossen der Strenge genannt. Freudig sprangen ihm alle entgegen, Maria voran, und unter den Worten: „Wie lieb ist es von Dir, daß Du jetzt schon kommst!" wollte sie ihn eben in ihre Arme schließen. Da stieß er sie mit gewaltiger Hand von sich, seine Augen funkelten vor Wuth, und mit geballter Faust rief er ihr zu: „Weg von mir, falsches Weib! Noch in dieser Stunde mußt Du sterben!" Maria, Elisabeth und Konrad sahen ihn an, als wollten sie ihn und sich selbst fragen, ob sie auch recht gehört hätten. Es war eine lautlose Stille im Zimmer, die aber bald wieder durch Ludwig unterbrochen wurde,

welcher einige Schritte auf Maria zulief und ihr entgegendonnerte: „Verrätherin! Ehebrecherin! Du sollst Deinen Lohn bekommen!“

Da faßte sich Maria und entgegnete ihrem Gemahl mit würdevoller Haltung: „An ein Vergehen, wie Du mich dessen zeihst, auch nur zu denken, ist mir unmöglich. Hast Du aber wirklich diesen unglückseligen Verdacht auf mich, so bitte ich Dich nicht um Schonung, sondern nur um kurzen Aufschub der Rache, nur um so viel Frist, um Dir und Jedermann das Ungegründete Deines Argwohns, meine gänzliche Unschuld darthun zu können.“

Aber Ludwig rief ihr zu: „Ich brauche nichts weiter von Dir zu wissen, ich weiß genug und nur zu viel, nicht eine Viertelstunde gebe ich Dir Frist!“

Auch Elisabeth bat ihn, von dieser schrecklichen Beschuldigung abzustehen, die offenbar nur auf einem Mißverständniß, auf einer Verleumdung beruhe, und seiner Gemahlin Zeit zu lassen, von einer so schweren Anklage sich zu reinigen. Er werde gewiß, sobald sich seine Aufregung lege, einsehen, daß Maria die tugendhafteste aller Frauen sei.

Vergebens waren alle Bitten, alle Betheuerungen. Der Herzog ließ sich weder erweichen, noch zur Besinnung bringen. Der Wüthende schrie sich in eine immer größere Wuth hinein, erfüllte das ganze Haus mit seiner lärmenden Rache und Mordlust und befahl den Wächtern, in das Zimmer zu treten.

Inzwischen waren auch die Frauen, welche zum Hofstaate der Herzogin gehörten, aufgeschreckt durch das Geschrei, hereingekommen, und die Oberhofmeisterin trat mit Entschiedenheit vor den Herzog und erklärte ihm, daß sie, die alle Schritte seiner Gemahlin kenne, für ihre Schuldlosigkeit bürge. In seiner Abwesenheit sei nicht das Geringste vorgefallen, was auch nur einen leisen Schatten auf die Ehre der Herzogin werfen könne.

„Der Brief!“ rief Ludwig.

„Welcher Brief?“ fragten die Frauen.

„Der Brief!“ rief Ludwig noch einmal.

Alle besannen sich, was für einen Brief er denn meinen könne.

„Der Brief!“ rief Ludwig zum dritten Male.

„Ich weiß von keinem Brief,“ erwiderte endlich die Oberhofmeisterin, „als von dem einen, den die Herzogin an Euch, und von dem andern, den sie an den Ritter Rucho von Ottlingen —“

„Wer hat ihn geschrieben?“ schrie der Herzog.

„Ich habe ihn auf Befehl der Herzogin geschrieben,“ sagte das Hoffräulein Eilika von Breunberg.

„Und ich habe beide dem Boten übergeben,“ setzte die Oberhofmeisterin hinzu.

„So seid ihr schuldig wie sie!“ tobte der Herzog, zog rasch ein Messer und durchbohrte das Fräulein Eilika. Lautlos stürzte sie nieder, ein dicker Blutstrom quoll aus dem getroffenen Herzen. Alles stand entsetzt und erstarrt. „Und diese,“ befahl der Herzog (auf die Oberhofmeisterin deutend) seinen Trabanten, „führt ihr sogleich auf den Thurm und werft sie von der Zinne herab! Sie war über das Höchste, was ich auf Erden hatte, gesetzt, sie soll nun auch von der Höhe zur Erde geschleudert werden!“

Die Wächter führten nicht, sondern sie schleppten die Unglückliche, von welcher man die Herzogin mit Gewalt wegreißen mußte, aus dem Zimmer, laut tönte ihr Klagegeschrei, allmälig wurde es schwächer und schwächer, man hörte nichts mehr als Tritte, es wurde ganz still, ein dumpfer Fall — und die That war vollbracht.

Kaum hatte das zweite Schlachtopfer die Schwelle des Zimmers verlassen, so befahl der Herzog drei anderen Wächtern, seine Gemahlin vorzuführen und niederknieen zu lassen. „O mein Vater! o meine Mutter!“ rief Marie. „Nimmt sich denn Niemand meiner an? Ludwig! Ludwig! ich schwöre Dir's bei der heiligen Jungfrau, ich bin unschuldig, ich bin Dein treues Weib von Anfang bis zu dieser Stunde gewesen. Ludwig! Du wirst mich doch nicht tödten wollen? O nur nicht heute, nur so laß mich nicht sterben!“

Auch Elisabeth machte noch einen letzten Versuch. Sie umklammerte ihres Bruders Kniee und flehte ihn unter vielen Thränen an, sein Gewissen nicht mit einem solchen Verbrechen zu belasten. „Hast Du noch nicht genug an den zwei unschuldigen Opfern? Soll auch noch das Haupt Deiner Gemahlin fallen? Willst Du das Unglück, das der Staufen Haus fast ganz vernichtet, mit der Hand eines Wahnsinnigen in Dein eigenes tragen? Laß ab, Ludwig! bei Deinem Seelenheil, bei dem Andenken an unsere guten Eltern bitte ich Dich, laß ab!

Auch der kleine Konrad, der sich indessen ängstlich an seine Mutter angeschmiegt hatte, faßte bittend des Herzogs Hand und sagte: „Mußt nicht so böse sein, Oheim! Sieh nur, wie die Mutter und die Herzogin weinen!“

„Ich kann nicht anders, ich muß!“ rief der Herzog, „der Brief! der Brief!“ Mit diesen Worten stieß er Elisabeth und Konrad von sich, winkte dem Wächter, der hinter Maria stand, und als dieser zögerte, stampfte er mit dem Fuße und schrie: „Wollt ihr gehorchen, Schurken?“ Da gehorchte der Wächter. Ein rascher Hieb und das schöne, blasse Haupt der Maria von Brabant flog von dem Rumpfe und rollte hin zu den Füßen des kleinen Konrad. Mit einem lauten Schrei sprang dieser auf seine Mutter zu, und als Elisabeth das Entsetzliche vor Augen sah, raffte sie ihre letzte Kraft zusammen, stand auf und, das weinende Kind auf den Armen, schritt sie rasch der Thüre zu.

Noch standen die Wächter im Zimmer, den Blick starr auf den Herzog geheftet, welcher selbst keinen Menschen anblickte. Es war eine Todesstille im Zimmer, Todesstille im ganzen Hause. Hier lag der Rumpf der Herzogin, dort lag ihr Kopf, und wohin auch der Herzog sehen mochte, der Anblick seines Opfers wurde ihm nicht erspart. Er winkte den Wächtern und ging langsam hinter ihnen zur Thüre hinaus. Draußen war kein Licht; rasch und heftig verlangte er ein solches, und er, der sonst keine Finsterniß fürchtete, wagte nun nicht ohne Wächter und ohne Licht über den Vorplatz in sein Schlafgemach zu gehen.

Da saß er nun, das Haupt wie nach einem schweren Tagewerk mit der Hand gestützt, lange Zeit unbeweglich. Er hatte seine Rache befriedigt, ohne dadurch Befriedigung zu finden. Hatte er als Othello gehandelt, so ging es ihm nun auch wie Othello. Wie dieser sieggekrönte Mohr, Feldherr der Republick Venedig, wegen eines verlorenen Schnupftuchs, auf die Verleumdung eines Schurken hin, seine treue Frau Desdemona in rasender Eifersucht erwürgte, so ward Herzog Ludwig wegen eines verwechselten und mißverstandenen Briefes zum vierfachen Mörder. Der von Maria in's Lager abgesandte Bote hatte ungeschickterweise die Briefe verwechselt und den für Ritter Rucho bestimmten dem Herzog übergeben. Zufällig waren die beiden Ritter von Isols und von Brokkensberk bei ihm, welche schon längst mit neidischen Augen zusahen, wie Rucho von der Herzogin ausgezeichnet wurde. Sie ließen keine Gelegenheit vorbei, wo sie ihm schaden konnten, suchten den Umstand, daß die Herzogin mit ihm öfters Schach spielte, zu mißdeuten, warfen in Gegenwart des Herzogs zweideutige Worte hin, und als er ihnen nun jenen Brief zu lesen gab, lachten sie höhnisch und brachten dadurch den Herzog, der die ihm unklaren Worte des Briefes sogleich auf's ärgste mißdeutete, in eine so sinnlose Wuth, daß er den Boten niederstieß und Tag und Nacht reisend unerwartet an diesem Abend in Donauwörth ankam. Auch dem Ritter Rucho war das gleiche Schicksal wie Maria zugedacht, und zwar sollten auf des Herzogs Befehl die zwei obengenannten Ritter ihn noch am nämlichen Abend ermorden. Aber er wurde noch rechtzeitig gewarnt, entkam der ihm zugedachten Rache und erwies seine und Maria's Unschuld auf's glaubhafteste.

Als Ludwig seinen Blick erhob, bemerkte er über seinem Bette einen Lorbeerkranz, welcher ein Papier umschloß, auf dem die Worte standen: „Meinem Ludwig zur baldigen Heimkehr." Auf dem Tische sah er eine Stickerei, auf welcher sein Lieblingshund abgebildet war, und daneben lag ein Zettel, in dessen Schrift er der Herzogin Hand erkannte. Zitternd nahm er den Zettel und las: „Am 10. Januar. Heute habe ich Ludwig nach Augsburg geschrieben und ihn zu baldiger Rückkehr ermahnt. Am 17. Januar. Heute habe ich ihm noch einmal geschrieben und zugleich dem Ritter Rucho, den ich für seine Mitwirkung dadurch zu gewinnen suchte, daß ich ihm versprach, ihm in diesem Falle seine Bitte, ihn nicht mehr mit „Ihr", sondern mit „Du" anzureden, erfüllen zu wollen. Was thut man nicht aus Liebe zu seinem Gatten!"

Ludwig war wie versteinert; er las den Zettel noch einmal und zum drittenmal und wagte kaum zu athmen. Dann rief er einen Diener und befahl ihm, den Zettel der Königin Elisabeth zu überbringen und sie zu fragen, ob die Sache sich so verhalte, wie auf dem Zettel geschrieben stehe. Als der Diener zurückkam, fand Ludwig am Rande des Blattes die Worte bemerkt: „Unglücklicher Bruder! Maria's Schrift ist die lautere Wahrheit." Er konnte nicht mehr stehen, seine Kraft brach zusammen, mit kaltem Angstschweiß sank er auf das Lager. Die Furien des bösen Gewissens packten den starken Mann, und indem sie ihm das Bild seiner Gemahlin bald in ihrer rosigen Lieblichkeit bald in ihrer blutigen Todesblässe vorhielten, erschütterten sie ihm Mark und Bein und raubten ihm fast auf's Neue die Besinnung. Mit Mühe erhob er sich am andern Morgen von seinem Lager, und mit Entsetzen sahen seine Diener, wie der erst 27jährige braungelockte Mann über Nacht eisgrau geworden war. Er zögerte nicht, für sein Vergehen Buße zu thun, ließ Maria und Eilika im Kloster zum heiligen Kreuz in Donauwörth bestatten und erbaute als Zeichen seiner Reue das Kloster Fürstenfeld. Aber trotz Buße und Kloster hatte er noch Humor genug, um in demselben Jahre mit König Richard wegen seiner dritten Vermählung mit einer englischen Prinzessin zu unterhandeln. Zu einem solchen Humor konnte sich selbst der Mohr Othello nicht aufschwingen.

Elisabeth fand unter solchen Umständen ihren Aufenthalt in dem Schlosse ihres Bruders von Tag zu Tag unerträglicher. Sie sah es daher nicht ungern, als ihr der Graf Mannhard von Görz und Tyrol seine Hand anbot. Sie vermählte sich mit ihm drei Jahre nach der Schreckensnacht von Donauwörth und wurde durch ihre Tochter Elisabeth, welche den Kaiser Albrecht I. heirathete, die Ahnfrau des gesammten habsburg-lothringischen Kaiserhauses.

Dem kleinen Konrad aber blieb die Greuelscene noch lange Zeit im Gedächtniß. Und wie bedeutungsvoll war für ihn jener Abend! Noch zwölf Jahre, und Konrad, oder wie er nach italienischer Bezeichnung gewöhnlich genannt wird, Konradin, erfüllt mit dem Zauber seines Namens ganz Italien, zieht in Rom ein, wird von dem Räuber seines Königreichs, dem französischen Prinzen Karl von Anjou, bei Skurkola geschlagen, von einem früheren Freunde seines Hauses, Frangipani, auf der Flucht gefangen und verrathen, von Karl zum Tode verurtheilt und steht auf dem Marktplatz von Neapel, den wunderschönen Golf vor sich. Er sinkt auf die Kniee, er betet, er küßt seinen Freund und Todesgefährten Friedrich von Baden, er gedenkt seiner Mutter Elisabeth mit den Worten: „Mutter, welche Schreckenskunde wirst Du von mir hören!" und gleich darauf fällt das Haupt des letzten Herzogs von Schwaben durch Henkers Hand, während Karl von Anjou von einem Thurme herab dem Schauspiele zusieht.

Auf dem ital'schen Boden, der
So blumen- und so düftereich,
Ist nicht zu finden eine Blume,
Die doch bei uns den kleinsten Garten
Selbst eines schlichten Landmanns ziert:
Die zarte Lilie, die so lieblich
In ihrer blüthenweißen Reinheit
Die Paradiesesunschuld malt,
Und wie mit scheuer, frommer Liebe,
Aufwärts gerichtet, still empfangend,
Dem Licht und Athemzug des Himmels
Geöffnet hält die keuschen Kelche.
Nur dort, wo jene edle Perle
Des Golfes von Neapel schwimmt
In blauen Wellen, Ischia,
Läßt einzig sich so wunderbar
Die Blume schaun, die reine, zarte,
Hervorgesproßt aus deinem Blute,
Dem edlen und jungfräulichen,
Das du, des Heilands fromme Braut
Und Blutzeugin, dort hast dereinst
Vergossen unter Henkersstreichen,
Du heilige Rosalia.
Ja lilienweiß und heiligrein
Steigt aus den Gräbern unsrer Lieben,
Die in dem Herrn gestorben fromm,
Ihr Bild herauf und leuchtet hell
Mit Himmelsschein in unsre Nacht,
Uns aufwärts weisend zu dem Sitze
Verklärter Geister um den Thron
Des Herren über Tod und Leben.
Das ew'ge Licht, das sie hienieden
Vordem heildürstend eingesogen
Und still bewahrt im Herzen sein,
Bricht draus hervor mit hellen Strahlen,
Zu segnen uns, zu mahnen und
Mit leisem Wink hinanzuziehn.
Drum Lilien pflanzt auf's Grab, geweiht
Als Sinnbild dem entschwundnen Geist.

K. L.

Richard III. und die Söhne Eduards.

(Zu Seite 101.)

Unser Holzschnitt folgt einem Bilde des Historienmalers Stilke, welches sich im Besitze des schwedischen Gesandten in Berlin befindet. Dasselbe bringt eine Scene zur Darstellung zwischen Richard III. und seinen Neffen, den jungen Söhnen Eduards IV., bevor diese von dem Thronräuber im Tower eingesperrt und umgebracht werden. Der Charakter der Hauptpersonen ist mit großer Wahrheit und Energie ausgedrückt. Uns fesselt zunächst die boshaftheuchlerische Geberde, die krallende Handbewegung des Herzogs von Gloster, vor welchem die Königin in verzweifelndem Schmerze niederkniet. Der ältere Prinz gibt den Schrecken und Abscheu zu erkennen, den ihm sein tyrannischer Oheim einflößt, während sich der jüngere mit rührender Angst an seine Mutter klammert. Beide Verfolgte sind von der Ahnung des schrecklichen Schicksals erfüllt, welches ihnen bevorsteht. Die Gruppen im Hintergrund ergänzen die Hauptscene und vollenden die Wirkung der interessanten Komposition.

Der stumme Handel.

Der Verkehr reißt die Menschen aus ihrer Vereinzelung; er zwingt auch den Wilden, Furcht und Scheu vor Anderen zu überwinden. Wenn dieser nicht wagt, Angesicht gegen Angesicht mit den Fremden Waaren auszutauschen, so verfällt er auf ein einfaches Auskunftsmittel, indem er den sogenannten stummen Handel treibt. Diese eigenthümliche Art des Verkehrs reicht aus den Zeiten des Alterthums bis in unsere Tage herab. Schon der griechische Geschichtschreiber Herodot, fünfthalbhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, kannte ihn und entwirft eine wahrheitsgetreue Schilderung. „Die Karthager," schreibt er, „haben mir erzählt, daß sie außerhalb der Säulen des Herkules (der Straße von Gibraltar) nach einem Volk an der libyschen (westafrikanischen) Küste zu schiffen pflegten. Nachdem sie dort angelangt seien, brächten sie ihre Waaren an's Ufer, legten sie dort nieder und begäben sich wieder auf ihre Schiffe, nachdem sie Rauch hätten aufsteigen lassen. Auf dieses Zeichen kämen die Landeseinwohner an die Küste, legten neben die Waaren Gold hin und gingen wieder von dannen. Darauf stiegen die Karthager noch einmal aus, um zu sehen, ob es genug sei; in letzterm Falle nähmen sie es und gingen davon. Sei es aber nicht hinreichend, so gingen sie abermals zu ihren Schiffen und warteten. Jene aber kämen wiederum und legten so viel Gold hinzu, bis die andern befriedigt seien. Dabei thäte Keiner dem Andern Unrecht; denn die einen berührten das Gold nicht, bis es dem Werthe der Waaren gleichkam, und die anderen ließen die Waaren liegen, bis jene das Gold genommen hatten."

Aus neuerer Zeit haben wir eine Mittheilung, daß sich an gewissen Orten Nigritiens auf der einen Seite irgend eines Hügels die marokkanischen Handelsleute aufstellen und auf der jenseitigen die Schwarzen von Beru und von

anderen Ufern des Niger. Jene legen ihre Waaren auf den Hügel nieder und entfernen sich. Die Neger kommen, untersuchen und schieben unter jedes Stück Waare so viel Goldstaub, als sie geben wollen, und gehen ihrerseits wieder fort. Die Mauren kehren zurück und wenn sie dann den Goldstaub dem Werthe des Gegenstandes angemessen finden, nehmen sie ihn und lassen die Waare; wenn nicht, nehmen sie diese zurück. Der Handel ist zu Ende, im Falle das Gebot nicht erhöht wird, und man trennt sich; wenn aber beide Theile zufrieden sind, vereinigen sich Mauren und Neger und reisen mit einander. Hier haben wir also genau denselben Handelsbetrieb, wie Herodot ihn vor zweitausend Jahren geschildert hat. Auch im fernen Ostasien geht ein Austausch in gleicher Weise von Statten. Auf Sumátra, der großen und schönen Insel im indischen Archipelagus, leben in dichten Wäldern an den Flüssen, welche sich in den Banyu Assin ergießen, die Orang Kubus, „braunen Leute", in einem fast wilden Zustande. Manche sammeln Benzoïn und Weihrauch, um diese Waaren gegen allerlei Eisengeräth und Stücke gefärbten Baumwollzeuges zu vertauschen. Nachdem die Malayen verrätherischer Weise Manche von ihnen überfallen und in die Sklaverei abgeführt hatten, wurden jene scheu, zogen sich tiefer in die Wälder zurück und brachen allen Verkehr ab. Aber das Bedürfniß war mächtiger als die Furcht und rief einen stummen Handel in's Leben. Heute bringt der Orang Kubu an eine den fremden Handelsleuten durch das Herkommen wohlbekannte Stelle seinen Gummi, Weihrauch und was er sonst gesammelt hat, und schlägt mit der Keule auf einen hohlen Baumstamm. Dann eilt er sogleich in den Wald zurück. Die Kaufleute erscheinen und legen andere Waaren hin, welche der braune Mann abholt; doch meidet er gern den Malayen, während er gegen Chinesen und Araber nicht so schüchtern ist. Nicht selten findet dieser lautlose Verkehr auch in umgekehrter Weise statt; die Araber oder Chinesen schlagen auf eine weithin schallende Kesselpauke, legen ihren Tand nieder und gehen fort; der Orang Kubu kommt und bringt allemal reichliche Gegengabe.

Nicolaus van der Brach.

(Mit Porträt auf S. 113.)

In einer der Gemäldegallerieen zu Florenz befindet sich ein unvergleichlicher Schatz von nahezu 400 eigenhändigen Porträts berühmter Maler. Unter diesen Bildnissen, welche möglichst nach Schulen geordnet sind und somit einen lehrreichen Ueberblick über die Kunstgeschichte gewähren, sieht man auch das originelle Selbstporträt von Nicolaus van der Brach, das unser Holzschnitt wiedergibt. Dieser Maler wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Messina von flämischen Eltern geboren, lebte geraume Zeit in Livorno, und erwarb sich durch seine Blumen-, Frucht- und Thier-Stücke einen bedeutenden Ruf.

Die eiserne Krone von Italien.

Die Longobarden in Oberitalien wählten im Jahre 584 den tapfern Autaris zu ihrem Könige. Dieser begehrte Theodolinde, die Tochter des bayerischen Herzogs Garibald, zur Gemahlin und warb persönlich um ihre Hand, indem er sich für einen Gesandten des Longobarden-Königs ausgab. Als das Heirathsgesuch angenommen war, wünschte Autaris, ohne sich zu erkennen zu geben, die Prinzessin sehen zu dürfen, damit er seinem König ihre Schönheit beschreiben könne. Theodolinde erschien vor ihm, und während sie ihm auf seine Bitten einen Becher Weines reichte, drückte er ihr leise die Hand und berührte, unbemerkt von den Uebrigen, ihr Angesicht. Jetzt erkannte die Prinzessin ihren künftigen Gemahl, denn kein Anderer würde sich solche Freiheit genommen haben.

Die Geschichte erzählt weiter, daß Autaris schon im Jahre 590 gestorben sei und seine Wittwe sich mit dem schönen Agilulf, Herzog von Turin, vermählt habe, den sie mit der zu diesem Zwecke angefertigten eisernen Krone schmückte; auch blieb in der Folge die Krönung der Longobardenkönige an diese Krone gebunden.

Theodolinde stand in eifrigen Beziehungen zu Papst Gregor dem Großen, denn sie hatte es zum Hauptzweck ihres Lebens gemacht, das Christenthum bei den Longobarden einzuführen. Sie baute den Dom zu St. Johann dem Täufer in Monza, in welchem die eiserne Krone aufbewahrt wurde. Im Jahre 1797 wanderte das ehrwürdige Erbstück mit den übrigen Schätzen des Domes nach Paris, von wo es im März 1816 nach Monza zurückkam.

Die Krone besteht aus einem drei Finger breiten Goldstreifen, der auf emaillirtem Grunde mit Rubinen, Smaragden und Sapphiren besetzt ist. Inwendig schmiegt sich an den Umkreis ein schmales, dünnes Eisenband, welches der Krone den Namen gegeben hat und aus einem der Nägel, womit Christus gekreuzigt worden ist, geschmiedet sein soll.

Im Laufe der Jahrhunderte wurden 36 Fürsten mit der eisernen Krone zu Königen von Italien gekrönt, zuletzt Ferdinand von Oesterreich im Jahre 1838. Napoleon hatte sie sich am 23. Mai 1805 in Mailand selbst auf's Haupt gesetzt mit den Worten: Dieu me l'a donnée, garde à qui y touchera!

Wie verschiedene Leute Angst hatten.

Von **M. Baumgärtner.**

(Schluß von Seite 104.)

2. Wie ein Student Angst hatte.

Der Student war der Schreiber dieser Zeilen selbst. Im Jahre 1842 machte ich von Wien aus eine Ferienreise nach Italien. In Laibach hatte mir ein italienischer Student einen schlechten Streich gespielt und war, als ich von Besichtigung der Stadt in das Gasthaus zurückkehrte, auf und davon auf dem Wege nach Triest. Obwohl ich Fußreisender war, miethete ich doch rasch einen offenen Wagen, um den Flüchtling zu verfolgen. Ich erreichte ihn nach kaum einer halben Stunde, verschaffte mir die Genugthuung, nach der ich dürstete, und bestieg wieder meinen Wagen, den ich bis Oberlaibach gemiethet hatte. Es war im Monat Juli, ungefähr um ein Uhr Mittags und die Hitze fürchterlich. Ich hatte Mitleid mit einem Frauenzimmer, das, einen großen Korb am Arme, auf der staubigen Straße durch die gräuliche Hitze dahinwanderte. Ich lud sie ein, den freien Platz auf dem Sitze neben mir einzunehmen. Sie nahm dankbar an, plauderte und machte mir kein Hehl daraus, daß ihr Geschäft die Schmuggelei war. Aus ihren Reden erkannte ich, was mir übrigens nicht ganz fremd war, daß die Gegend von Laibach südwärts von sehr vielen Schmugglern bewohnt war, welchen der Freihafen von Triest Gelegenheit zu ihrem Geschäfte bot. Aus anderen ihrer Reden erkannte ich ferner, daß sich in der in nationaler Beziehung so sehr gemischten Bevölkerung dieser Gegenden, besonders aber in der Furlanischen und speziell in Oberlaibach, sehr viel Gesindel finde, das allerlei zweideutige Gewerbe treibe. Ich errieth endlich, daß die Frau, die ich aus Barmherzigkeit aufgenommen, trotz dem wahrhaft antiken Typus ihres Gesichtes, diesem Gesindel nicht ferne stehe. Und darum dankte ich ihr auch ablehnend für ihr Anerbieten, mich in Oberlaibach in eine ihr bekannte Herberge zu bringen; wohl aber horchte ich auf ihren Rath, in Oberlaibach wieder einen Wagen zu miethen, um so rasch als möglich durch eine uninteressante Gegend zu kommen. Vor dem Flecken angelangt, stieg das Weib ab und ich fuhr weiter, um vor einem größeren Gasthause zu halten. Noch war ich nicht abgestiegen, als ein Mann am Wagen stand, der mir sagte, daß er mir den Wagen, den ich brauchte, verschaffen wollte. Nur jenes Weib konnte ihn an mich geschickt haben. Der Mann trug einen breiten schwarzen Filzhut, dessen Krämpen schlaff herunterfielen und ein schwarzes dickes, beinahe riesiges Gesicht beschatteten. Sein Bart war unrasirt und während er sprach, kaute er Tabak. Ganz kleine schwarze Augen blickten zwischen dicken Backen und geschwollenen Lidern lauernd hervor. Die Gestalt war athletisch groß und stark. Ich sah mir den Mann an und da er mir ganz das Gegentheil von Zutrauen einflößte, lehnte ich seine angebotenen Dienste ab und ging in die Gaststube. Nach kaum einer Viertelstunde — ich hatte eben erst mit meinem Mittagessen begonnen — kündigt mir die Aufwärterin an, daß mein Wagen vor der Thüre bereit stehe. Ich gehe an's Fenster und sehe in der That einen offenen Korbwagen, die man in dieser Gegend Pritschka nennt, und an dem Wagen wartend jenen unheimlichen Gesellen, den ich abgewiesen hatte. Auf dem Kutschersitze saß ein kleiner bucklicher, ziemlich bejahrter Kutscher, mit der Peitsche in der Hand und einem kurzen Pfeifchen im Munde. Ich ging hinaus, um mir ihn näher anzusehen, und ich fand, daß er eben so wenig Vertrauen einflößte, wie der Andere. Er schielte, hatte ein ganz verdrehtes Gesicht und man konnte nie bestimmen, welchen Gegenstand er ansah oder welche Art Gedanken er hegte. Auf meine Fragen antwortete er kaum, sondern überließ das Antworten dem Andern. Trotz alledem überlegte ich nicht lange, ich wollte meine Zeit nicht erst mit Aufsuchen eines andern Wagens verlieren, gab jenem großen Dicken ein Trinkgeld für seine Mühe, bestieg die Pritschka und setzte meine Reise fort.

Hinter Oberlaibach lenkt mein Kutscher mit einem Male rechts von der weißen staubigen Straße ab und wir befinden uns auf einem Wege, der zum Theil mit Gras bewachsen war. Warum, frage ich den Kutscher, fährst du nicht auf jener Straße weiter? Er brummte etwas Unverständliches und ich wiederhole meine Frage. Endlich antwortet er etwas ärgerlich, aber mit größerer Deutlichkeit, als ich bei ihm vorausgesetzt hatte: Dieses hier ist die alte Straße, sie ist die kürzere, die neue geht in zu vielen Windungen den Berg hinauf. Diese Antwort leuchtete mir ein, die neuen Kunststraßen machen den Kutschern immer zu viele Windungen, die alten Straßen sind kürzer, wenn auch steiler. Es ist die Sache des Kutschers, wenn er sein Pferd mehr anstrengen will. Daß er die Wahrheit sagte, bezeugte die Straße, auf der wir fuhren. Obwohl offenbar schon seit vielen Jahren verlassen, da sie beinahe ganz von Gras bedeckt war, hatte sie doch noch ganz die Form einer angelegten Chaussée, hie und da Bäume rechts und links und unausgefüllte Chausséegräben. Wir fuhren weiter, einen Abhang hinan; kein Mensch und kein Wagen begegnete uns. Endlich verschwand auch Oberlaibach in unserm Rücken und wir befanden uns in ödester Einsamkeit, die noch durch das Gras auf der Chaussée und durch den kahlen grauen Berg zu unsrer Linken erhöht wurde. Es war mir nach einer kleinen halben Stunde, als wäre ich hunderte von

Meilen von allen menschlichen Wohnungen entfernt. Ich athmete auf und es war eine wahrhafte Seelenerquickung, als uns drei Esel, von einem Jungen getrieben, mit großen Hühnerkäfigen auf dem Rücken, entgegenkamen, und das Gegacker einiges Leben in diese Wüste brachte. Aber diese angenehme Erscheinung zog vorüber und Alles war wieder ringsum öde und leer. Das Pferd zog keuchend die Höhe hinan; der kahle kalkige Berg links an der Straße blieb immer derselbe, aber rechts von mir begann sich ein Wald zu entwickeln, der der Straße immer näher rückte. Da dieser Wald eine angenehmere Augenweide war, als der kalkige Berg, wandte ich meine Blicke mit Vorliebe ihm zu, in Ermangelung einer bessern und schönern Aussicht. Aber wie ward mir zu Muthe, als ich plötzlich, tief drinnen im Gebüsche und trotz der Dunkelheit des Waldes, mit Hilfe meines guten Auges ein Gesicht entdecke, das ich sofort als das Gesicht jenes tabakkauenden unheimlichen Gesellen aus Oberlaibach erkannte. Doch wollte ich meinen Augen nicht sogleich vertrauen. Der Hut war zwar derselbe, aber er konnte Landestracht sein und auch von einem Andern getragen werden. Ebenso konnte dieses Gesicht nur ein ähnliches sein und es hieße seinem Auge zu viel zutrauen, auf diese Entfernung in diesem Dunkel ein nur so kurz gesehenes Gesicht wieder erkennen zu wollen. Allein unterhalb dieses Gesichtes durch das Gestrüppe sah ich auch Hemdärmel, und in Hemdärmeln ging auch jener Mann einher. Ich strengte meine Augen an, sah schärfer hinein in den Wald — aber da war der Mann verschwunden. Ich hätte mir einreden können, daß es eine bloße Hallucination gewesen, und in der That glaubte ich, daß ich mich wenigstens in der Person geirrt hatte. Indessen erweckte dieser Zwischenfall doch allerlei Gedanken in mir, ich sah mich um und überzeugte mich, daß wenn man mich in dieser Gegend ermordete, kein Hahn nach mir krähen würde. Es war nicht die geringste Aussicht vorhanden, Hilfe herbeirufen zu können, da, so weit man auch spähte und blickte, keine menschliche Gestalt zu entdecken war. Die Gegend war wie gemacht zu einem Raub- und Mordanfall.

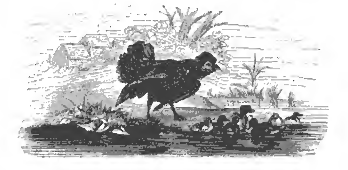
Kaum war ich zu dieser tröstlichen Ueberzeugung gekommen, als ich jenen Mann auf's Neue im Walde entdeckte und nunmehr mit Gewißheit jenen unheimlichen Gesellen aus Oberlaibach in ihm erkannte. Was hatte er in dem Walde zu thun? Er ging in unserer Richtung: warum, wenn er Unverfängliches vorhatte, kam er nicht zu meinem Kutscher, seinem Bekannten, um von ihm einen Platz auf dem Wagen zu erbitten, da Platz genug da war? Des Schattens wegen ging er jetzt gewiß nicht durch den Wald, denn der Himmel hatte sich umzogen und mit Wolken bedeckt. Er wäre auf der Straße viel bequemer gegangen, als durch den struppigen unebenen Wald. Er hatte also seine Ursachen, sich bis zu einem gewissen Punkte zu verstecken. Ich machte einige Proben, um zu wissen, ob sich die Wanderung dieses Mannes auf mich beziehe oder nicht? Ich sah in den Wald hinein, er versteckte sich; ich that, als ob ich gerade vor mich hinsähe, während ich doch dem Walde zuschielte, und er benützte diese Zeit, um rasch vorwärts zu kommen. Nun hatte ich noch eine kleine Probe mit meinem Kutscher anzustellen. Ich machte ihn auf das drohende Gewitter aufmerksam und forderte ihn auf, rascher zu fahren. Er that, als ob er gehorchte, schlug das Pferd mit der Peitsche und hielt es zugleich mit dem Zügel zurück, so daß es höchstens drei, vier raschere Schritte machte und dann wieder so langsam weiter schritt, daß der unheimliche Schatten im Walde, bei allen Hindernissen, die sich ihm entgegenstellten, mit uns gleichen Schritt halten konnte. Doch war die Höhe, der wir entgegenfuhren, derart, daß wir um ein Bedeutendes rascher hätten vorwärts kommen können. Es war kein Zweifel mehr erlaubt; ich war in eine Falle gerathen. Dabei war ich ohne jede Waffe, ich hatte nichts als einen Stock bei mir und ich mußte mir sagen, daß jener riesige Kerl, der hinter dem Vorhang des Gebüsches bald sichtbar, bald unsichtbar, wie das Verhängniß neben mir einher ging, allein hinreichen würde, um mit zwei solchen jungen Büchermenschen, wie ich einer war, fertig zu werden. Und sie waren zwei gegen mich Einzelnen, und sie werden sich wohl zu ihrem Zwecke auch mit den nothwendigen Waffen versehen haben. Meine Lage war in der That sehr ernst und ich war überzeugt, daß meine letzte Stunde geschlagen habe. Am liebsten wäre ich vom Wagen gesprungen und auf und davon gelaufen, aber wohin? Der Berg links von mir war zu steil, um ihn mit Erfolg erklimmen und den Mördern entgehen zu können. Die Straße entlang hätten sie mich mit ihrem Pferde jedenfalls erreicht, auch wenn ich der beste Renner gewesen wäre, und in den Wald hinein springen, das hätte geheißen, meinem Mörder in die Arme laufen und selbst den günstigsten Ort zum Verbrechen aussuchen. Der Schweiß fing an, in großen Tropfen aus meiner Stirne zu brechen. Ich hatte Momente, in denen ich die ganze Reise verwünschte und vor Allem meinen Leichtsinn, so allein in solche verrufene Gegenden und ganz und gar ohne Waffe mich eingelassen zu haben. Dann aber hatte ich wieder Augenblicke, in denen mir Gedanken und Gefühle gänzlich ausgingen. Minutenlang starrte ich dem Walde entgegen, immer den Augenblick erwartend, da der Räuber oder Mörder dort herausbrechen werde. Ich gab mich auf. Aber sonderbarer Weise kommt der Muth und kommt die Kaltblütigkeit zurück, wenn man auf dem Höhepunkte oder vielmehr in dem Abgrunde der vollkommensten Ergebung angekommen ist. Mit einem Male suchte ich mit der größten Ruhe nach Mitteln und Wegen, um aus dieser Gefahr zu entwischen und in demselben Augenblicke war auch schon mein ganzer Plan fix und fertig, und ich war überzeugt, daß er mir gelingen werde. Mein Auge, als ich mich nach Rettung suchend umsah, fiel auf den Mantel meines Kutschers, der links von ihm auf dem Sitze lag. Dieser Mantel, sagte ich mir, muß mich retten. Ich bückte mich leise vor, faßte den Mantel mit beiden Händen und zog ihn mit der größten Ruhe und Vorsicht an mich, so daß der Kutscher das Verschwinden desselben gar nicht bemerkte. Dann wandte ich mich wieder dem

Walde zu, erhob mich ein wenig und blickte auf etwas auffallende Weise hinein. Ich wollte damit den unheimlichen Gesellen auf einige Augenblicke zu etwas tieferem Rückzuge in das Gebüsch bewegen, damit er nicht Zeuge dessen sei, was ich jetzt beginnen wollte. Das gelang mir auch. Der Mann, der wieder emporgetaucht war, verschwand hinter den Büschen, und diesen Moment benützte ich, um den Mantel, der in meiner Gewalt war, leise vom Wagen hinab auf die Straße gleiten zu lassen. Nun erst, da ich das Werk begonnen hatte, ergriff mich eine ungeheure Angst; ich zitterte am ganzen Körper und mußte mich mit höchster moralischer Anstrengung zusammennehmen, um dieses Zittern zur Ruhe zu bringen und meine Unternehmung zu Ende führen zu können. Das gelang mir während des Zeitraums, den der Wagen brauchte, um sich auf ungefähr hundert Schritte vom Mantel zu entfernen. Dann klopfte ich dem Kutscher auf die Schulter und sagte ihm mit der größten Unbefangenheit, daß er seinen Mantel verloren. Er erschrack, sah sogleich, ohne mich anzublicken, die Straße entlang nach rückwärts und in der Freude seines Herzens, sich den Mantel noch so nahe zu sehen, warf er die Zügel in den Wagen und sprang sogleich ab, um den Verlorenen zu holen. Ich ergriff die Zügel und wartete ruhig, bis der Kutscher ganz in der Nähe des Mantels angekommen war, dann sprang ich mit einem Satze über den Vordersitz und da der Kutscher seine Peitsche mitgenommen hatte, beugte ich mich weit vor und ließ mit einem Male einen Hagel von Stockschlägen auf den Rücken des Pferdes niederregnen, während ich zugleich ein gewaltiges Geschrei erhob. Das Pferd bäumte sich entsetzt, griff aber sogleich aus und eilte im schnellsten Galopp die Anhöhe hinauf, als wäre es die sanfteste schiefe Ebene. Ich floh, ohne nur einen Augenblick mit Schlagen und Schreien einzuhalten. Was indessen hinter mir vorging und was ich ganz genau sah, da ich nicht umhin konnte, triumphirend zurückzublicken, zeigte mir, daß ich mich in der Schätzung der Gefahr, in welcher ich schwebte, nicht geirrt hatte, denn in demselben Augenblicke, in dem ich die Flucht ergriff, sprang der Mann aus dem Walde mit wenigen Sätzen hervor und strengte sich mit ungeheuren Schritten an, mich zu erreichen, während er von Zeit zu Zeit einen Knittel drohend in der Luft schwang. Auch der Kutscher lief, so gut er konnte. Sie schienen beide darauf gerechnet zu haben, daß das Pferd doch ermüden oder wenigstens bei meiner schrecklich schnellen Fahrt etwas am Geschirre geschehen werde, was mich in ihre Hände liefern könnte. Aber es geschah nichts, nach weniger als zehn Minuten befand ich mich auf der Höhe und vor mir lag der sanft abfallende Theil der alten Straße, welcher mich geraden Weges und in weniger als drei Minuten auf die neue, von andern Wagen belebte Chaussée führte. Hier sah auch die ganze Welt freundlicher aus. Ich athmete auf und fühlte in einem Momente das unendliche unsägliche Glück wieder gewonnenen Lebens. Auf der neuen Chaussée hielt ich eine Zeit lang, einmal, um in Ruhe mich meines Glückes besser freuen zu können, dann um das arme Pferd, das ich so schrecklich malträtirt hatte, ein wenig verschnaufen zu lassen, und endlich, um abzuwarten, ob meine beiden Verfolger auf der Höhe erscheinen und ob sie den Muth haben werden, mich auf die neue Chaussée zu verfolgen. Ich hielt so lange, daß sie Zeit gehabt hätten, mich zu erreichen; aber sie kamen nicht, sie erschienen nicht einmal auf jener Höhe, von der aus die alte Straße sich auf die neue abdachte. Und dieses war mir noch ein Beweis mehr, daß ich ihnen und ihren Absichten nicht unrecht gethan hatte. Was hätte sie sonst abgehalten, mich, den Entführer ihres Pferdes und ihres Wagens, weiter zu verfolgen?

Gemächlich trabte ich der nächsten Poststation — wenn ich nicht irre, hieß der Flecken Prewald — entgegen und hielt vor dem Posthause. Vor der Thüre saßen der Postmeister, einige Zollwächter und einige andere deutsche Beamte. Sie sahen es mir und dem Pferde an, daß wir aus irgend einer ungewöhnlichen Fährlichkeit kamen. Sie fragten, ich erzählte und sie wünschten mir Glück, so davon gekommen zu sein. Denn, meinten sie, sie kennten die Gegend und das Gesindel, das sich da herumtreibe, und sie hegten nicht den geringsten Zweifel, daß es auf meine Habseligkeiten und höchst wahrscheinlich auch auf mein Leben abgesehen gewesen.

Da bald die „Ordinaire“ abging, der Platz neben dem Postillon frei war und ich an diesem Tage noch Adelsberg erreichen wollte, reiste ich nach einer halben Stunde wieder ab und habe so nie erfahren, was aus Pferd und Wagen geworden, die ich vor dem Posthause stehen ließ.

Es ist sonderbar! Weder eine verlassene Straße, noch eine ähnliche Gegend, noch irgend ein verrottetes unheimliches Individuum, das mit dem Oberlaibacher Tabakkauer Aehnlichkeit hat, erinnert mich an jenes Abenteuer — aber ich sehe nie einen Käfig mit Hühnern, ohne daß mir jener ganze Nachmittag mit allen seinen Schrecken auf's Lebhafteste vor die Seele träte.



Briefe aus dem Orient.

Von **Max Eyth.**

1.

Alexandrien, am 4. Februar 1863.

Die eingetauchte Feder, mit der ich versprochenermaßen vom Bord an's Ufer stürzte, um meine glückliche Ankunft auf afrikanischem Boden zu melden, ist mir vertrocknet bei der ersten Berührung mit dem Lande der Magier und Zauberer. Aber ich tauche sie jetzt, vierundzwanzig Stunden später, abermals ein, und zwar in ägyptische Tinte. Für Euch macht dieß keinen Unterschied; denn das nächste Boot geht erst in einigen Tagen nach Triest zurück.

Verführerisch ist es, mich alsbald an eine Beschreibung meiner Umgebung und besonders des gestrigen Tages zu machen. Meine Phantasie, wie Ihr ja wißt, war von jeher eine Art von — Nilpferd und badete sich nirgends lieber, als in den heiligen Wassern des alten Sagenlandes. Aber ich will bei der Stange bleiben und ordentlich fortfahren, wo ich und mein Dampfer „Bombay" stehen geblieben.

Das war etwa zehn Stunden Wegs von Corfu. Das Schiff tritt dort zwischen die Küsten des Festlandes und der Insel; das tief dunkle Meer nimmt eine etwas hellere Farbe an und wird ruhiger. Die letzten Spuren der Seekrankheit verschwinden und zum ersten Male mit wirklicher Herzenslust fühlt man das Wiegen des Schiffes und athmet die Luft von Barcellona, von Neapel und vom Bosporus. Die Ufer der Insel, Berge von runden, weichen Formen, überragt von kecker geschnittenen Gipfeln, sind vollständig grün. Orangen, Cypressen und Oliven sind deutlich zu erkennen und treten dem Schiffe bald auf eine Meile nah. Eine kleine Felseninsel mit weißem Leuchtthurme liegt bereits hinter uns. Wieder wird das Meer um ein Merkliches weiter, und rings eingeschlossen, wie ein Binnensee, liegt die Bucht von Corfu, das Fort und die Stadt vor uns.

Es war zwölf Uhr, als wir ankamen. Die ganze Gesellschaft begab sich an's Ufer und Jeder ging seinem Vergnügen nach. Ich skizzirte, kaufte Orangen und trank Wein von Cephalonia, den man aber nicht trinken kann, wie „bayrisches Bier", obgleich er fast so billig ist und ebenso aussieht.

Die Stadt ist wunderschön gelegen und natürlich voll südlichen Lebens in Sprache und Trachten. Die unteren Theile in der Nähe des Hafens sind freilich nur enge Gassen, hohe, im neuen Zustande weiße Häuser, mit schmutzigen Kramläden und Weinbuden im untern Stock und wunderlich unregelmäßigem Arrangement nach oben. Den höheren Theil der Stadt bilden die Forts und ein Glacis, von dem man herrliche Aussichten über die Bucht nach der türkischen Küste und in's Innere der Insel hat.

Es wurde sechs Uhr, bis das Schiff seine Kohlen geladen hatte und die Anker gelichtet waren. Aber das Bild, welches sich Abends vom Schiffe aus darbot, übertraf Alles, was uns der Tag gezeigt hatte, und nöthigt mir die verwerfliche Bezeichnung „unbeschreiblich" ab. Die Sprache, auf die wir uns, gegenüber dem Gorilla, so viel zu gute thun, ist in der That das Schwächste an uns schwachen Menschen: sie läßt uns im Stiche, selbst wenn wir nichts zu beschreiben haben, als einen im Mondschein liegenden Hafen, ein paar duftige Berge, eine tiefe, spiegelglatte See und einen tieferen, wolkenlosen Himmel.

Und dann war ich Barbar genug, um recht gesund zu schlafen und schlafend an der Küste des unsterblichen Ithaka vorbeizufahren!

Des andern Morgens erwachten wir in einer Bucht von Livadien und fuhren an der Küste Griechenlands

hinunter, dann südöstlich, bis Abends das Kap Matapan in der Dämmerung verschwand. Das Ganze ist eine fortwährende landschaftliche Ruine, — braune, kahle, leblose Berge, — manchmal eine braune, kahle, leblose Insel, — Alles vom Schäferleben Arkadiens bis zur Schlacht von Navarin herab voll großer Erinnerungen, mit denen man die deutsche Jugend großzieht. Alles ist todt. Wir berührten fast die Mauern von Modon, aber es war unmöglich, einen sterblichen Menschen in dieser Steinhaufenstadt zu entdecken. Schön und den ganzen Tag sichtbar war nur die Kette des Taygetus mit ihren schneebedeckten Gipfeln und der blaue Himmel und die schwärzlich blaue See.

Wieder wurde es Nacht und wieder Tag und ziemlich fern im Morgendufte lagen Creta und die letzten Schneeberge, die ich für einige Zeit sehen werde. Der Ida und die ganze Insel hat ein imposantes Aussehen; doch war sie zu fern, als daß ich Einzelnes hätte unterscheiden können. Gegen Mittag verschwand auch sie und nun hatten wir uns für zwei Tage mit Wasser und Luft zu begnügen.

Die Seekrankheit, die ich jetzt näher kennen gelernt habe, als es zwischen England und Deutschland möglich ist, war in ihrer vollen Gestalt mit der Nacht des zweites Tages vorüber; doch verließ mich ein gewisses Uebelsein auch nachher nur auf Stunden oder im Bette vollständig. Sie tritt bei jedem Menschen in so individueller Weise auf, daß sich gar nichts Allgemeines darüber sagen läßt. Ein Sturm hätte mich übrigens sicher wieder unpäßlich werden lassen, und daß überhaupt die Seekrankheit ein für allemal abgemacht wird, ist die größte Thorheit, die man behaupten kann. Auf dem rothen Meere erwarten mich sicher die alten Freunden. Doch ist's eine Krankheit, bei der das Bewußtsein, daß man eigentlich nicht krank ist, sehr viel Linderndes hat.

Die Gesellschaft auf dem Boote zeigte nichts Hervorragendes und doch war sie in mancher Hinsicht charakteristisch. Schon bemerkte man einen kleinen orientalischen Anstrich, indem zehn bosnische Türken, auf der Wallfahrt nach Mekka begriffen, auf dem Verdeck herumkauerten, bald rauchend, essend, kaffeetrinkend, bald andächtig ihre Gebete murmelnd. Einige fromme Belgier machen eine Pilgerreise nach Palästina; die Franzosen scheinen nur den Zweck zu haben, überall liebenswürdig und lustig zu sein; etliche junge Engländer eilen nach den Reichthümern Indiens und die anwesenden Deutschen beabsichtigen, in Aegypten gelehrte Studien zu machen über Alles, was vor vier oder mehr Jahrtausenden in diesem hieroglyphischen Lande geblüht hat. Auch eine hübsche Engländerin befand sich an Bord, war aber unnahbar; denn der Schatz wurde von einem grimmigen Drachen bewacht. Zudem war die Reise zu kurz und die Seekrankheit zu lang, um auf Galanterien studiren zu können. In Corfu kam — neben einer neuen Ladung Türken — auch noch eine italienische Familie hinzu, — Herr und Frau, Sohn und Magd. Diese guten Leute waren aber sämmtlich todtkrank und kamen daher nie zum Vorschein. Man hörte nur manchmal einen wahren Höllenspektakel in der Kajüte, in die sie sich eingeschlossen hatten, indem der alte Italiener den jungen — unter heftigem Protest der Gemahlin — zu prügeln pflegte, wenn er sich erbrach.

Gegen vier Uhr des andern Tages stand unsere ganze Mannschaft auf den Zehenspitzen, um nach dem ersehnten Lande auszuschauen. Endlich, um fünf Uhr, erschien ein kleiner Punkt am Horizont, der Leuchtthurm von Alexandrien, das erste Stückchen Afrika, das ich je gesehen! Dann kamen etliche leichte, weiße Punkte in Sicht — das Harem und der Palast des Pascha. Aber wir waren doch zu spät daran: die Einfahrt in den Hafen ist so schwierig, daß sie nur bei Tage gewagt werden kann, und so hatten wir also noch eine Nacht vor der Küste auf- und abzufahren. Mir that es kaum leid; denn diese Nacht war wunderbar schön. Der Vollmond warf in die nahezu schwarze Meeresfläche eine goldkäfergrüne Straße. Gespenstisch weiß lag in der Dämmerung die Stadt und fast unkenntlich die niedere Küste des Delta. Am andern Morgen, als ich mich in aller Frühe auf das Verdeck begab, liefen wir mit vollem Dampf, einen weiten Kreis beschreibend, den Masten- und den Palmenwäldern entgegen.

Das Schiff hielt. Mein Koffer war der erste, der aus seinem hohlen Bauch herauskam und in die Hände der Araber, Fellah's, Zigeuner und Mohren fiel, die in Schaaren herbeiruderten und das Deck erkletterten. Ich hatte mich einem Mohren anvertraut und saß mit meinem gesammten Gepäck, eh' ich mich dessen versah, in einem Kahn und ruderte dem Ufer zu, — aber bereits nicht mehr mit dem besagten Mohren, den die Andern umgeworfen hatten, sondern mit einem sonstigen braungelben Kinde der Wüste. Die Fahrt zum Ufer dauert fünfzehn Minuten. Man hat Zeit, sich zu sammeln, die sanften, weiblichen Züge der Fellah's, die uns rudern, die Palmen über des Pascha's Palast, die ägyptische Flotte, die mit Stern und Halbmond bemalt daliegt, zu betrachten und sich auf neue Kämpfe vorzubereiten.

Man stößt an's Land. Vier braune Kerls reißen sich um den Koffer und etliche rennen bereits mit Schirm und Reisesack davon. Man bezahlt die Hälfte von dem, was für das Boot verlangt wird, unter dem leidenschaftlichen Proteste des Bootführers, und man hat viermal so viel bezahlt, als recht ist. In der Douane feiert man ein fröhliches Wiedersehen mit seinem Regenschirm und schwarze äthiopische Hände greifen lüstern im europäischen Weißzeug herum. Das Alles geht jedoch reißend schnell und nun folgt ein kurzer Kampf um den Esel oder vielmehr der Esel um den Reisenden. Mit der Entschlossenheit der Verzweiflung war ich auf dem ersten besten Vieh, das mich auf die Füße trat, und fort gings im Trab durch ein Gewinde gräßlicher Gassen, drei Gepäck schleppende Fellah's voraus, den Eseljungen hintendrein, dem Gasthof zu.

Ich war der Erste von unserem Schiffe, der so auf festem Lande eingebürgert war und der nach kurzer Frist auf seinem Thiere wieder in die Weite ritt. Mein Eselbube ist ein Zigeuner und spricht famos englisch. Ich

bezahle ihm zwei Schillinge des Tags, wofür er Wegweiser, Dolmetscher und Treiber ist, und habe das Vieh noch extra. Zuerst ging's der Pompejussäule zu. Unterwegs bekam die Bestie einen Anfall ungebührlichen Jugendübermuths und rannte mit mir in das österreichische Konsulatsgebäude. Doch wiederholten sich solche Extravaganzen nicht und wir kamen während weiterer acht Stunden auf's Beste mit einander aus.

Zur Pompejussäule ist es von meinem Gasthofe (Peninsular and Oriental Hotel) ziemlich weit. Erst geht es durch den europäisch zugeschnittenen Theil der Stadt an das „Nilthor", hierauf durch Gärten und einen herrlichen Palmenwald und durch einen Theil der armen Erdhüttenvorstädte einer Anhöhe zu. Dort steht das schöne, einsame Denkmal, das Ihr hinlänglich kennt auch ohne meine Skizze, die ich pflichtmäßig auf dem Rücken meines Esels nahm. Gegen Norden übersieht man den arabischen Kirchhof und die weißen, schattenlosen Gebäude der Stadt; östlich und südlich liegen die Palmenwälder, durch welche wir kamen, nebst Gärten, mit Sykomoren und Akazien bepflanzt, und den ruhigen Hintergrund bildet der blaue See Mareotis. Alles ist still und heiß, und nur die Steine sprechen.

Von hier gings an die „Nadel der Cleopatra", die östlich von der Stadt zwischen ein paar Kalkgruben steht und an deren Sockel zwei zerbrochene Eisenbahnräder lehnen! Der Vordergrund — ein Schutthaufen von modernem Mörtel, Richtscheiten, Zaunpfählen u. dergl., ist schauderhaft, und den Hintergrund bildet eine Bauhütte!

Wir eilten nun zurück an die Katakomben und Aehnliches, und so kam der Abend heran. Jetzt erst erschien die Krone des Tages. Denn gestern war der neue Vicekönig angekommen; deshalb wurde heute die Stadt festlich illuminirt. Ich bestieg also nochmals meinen Esel und nun begann ein Umritt, den ich nicht so bald vergessen werde. Auch wenn man Paris und London gründlich kennt, macht man sich dennoch keinen Begriff von der bunten Mannigfaltigkeit des orientalischen Straßenlebens. Im fränkischen Viertel, auf dem großen Platze, wo mein Hotel und die Konsulate stehen, wogte zwischen springenden Wassern und steigenden Raketen, zwischen aufgeputzten Lichtgerüsten, knallenden Feuerrädern und gegen einander losgelassenen Musikbanden eine summende, schreiende, jubelnde Masse vom schwarzen Aethiopier bis zur marmorweißen Engländerin, vom braunen, halbnackten Zigeuner bis zum steifsten Yankee; Roth, Blau, Grün, Gelb und Schwarz — Alles wogte und wallte durcheinander, betäubend und verwirrend für die stärksten Nerven. Noch dichter war das Gedränge in den türkischen Vierteln. Namentlich war der Esel kaum durch den türkischen Bazar durchzubringen, diese eigenthümliche, mit Tüchern überhängte Gasse, wo man auf der Straße in Läden und Zimmern steht, und in den Läden und Zimmern auf der Straße. Von dort, zum nicht geringen Erstaunen meines Eselbuben, ritt ich noch durch die ärmsten, abgelegensten Gassen, die oft kaum zwei Ellen breit sind. Hin und wieder waren zwei oder drei Lampen ausgehängt, — geheimnißvolle, halbbeleuchtete Löcher da, — absolute Nacht dort, — gespenstische, weiße Gestalten lautlos den verödeten Weg kreuzend, — ein lebendiges Schattenspiel!

Müde und matt kam ich endlich nach Hause. Aber ich kann's nicht beschreiben, was wunderlich Wunderbares ich an diesem Tage, in diesen zehn Stunden gesehen.

Morgen fahre ich nach Cairo. Soeben erhalte ich Briefe von London; bis Ende Mai muß ich in Calcutta sein. Tausend Grüße an die Heimat!

Amor

von **Rafael Mengs.**

(Mit Stahlstich.)

Die Lebensgeschichte des Malers Rafael Mengs, der aus der harten Schule eines rohen Vaters als edler Charakter und vortrefflicher Künstler hervorging, ist von so vielseitiger Bedeutung, daß wir sie späterhin ausführlich erzählen werden. Hier sei nur mit Wenigem angedeutet, daß Rafael Mengs zu Aussig in Böhmen am 12. März 1728 geboren und in Dresden erzogen wurde, wo er sich der Gönnerschaft des Königs August III. erfreute. In Rom bildete er sich mit anhaltendem Fleiße weiter aus, wurde später Hofmaler König Karls III. von Spanien und lebte bald in Madrid, bald in Rom. An letzterem Orte starb er den 29. Juni 1779, nachdem er theils durch eigenes Beispiel, theils durch Lehre und Schrift für die Verjüngung der Kunst rastlos gewirkt hatte.

Das Original unseres Amor ist jenes viel bekannte und oft copirte Pastellbild in der Dresdener Gallerie — ein blonder Knabe, der einen Pfeil schärft und schalkhaft fragend nach oben blickt. Das blühende, geistvolle Gesicht mit dem lieblichen Munde und dem himmlischen Glanze der Augen hat sich von jeher allgemeine Bewunderung verdient.

Wasserfall

von **Jakob Ruysdael.**

(Zu Seite 119.)

Der bedeutendste unter den holländischen Landschaftsmalern ist Jakob Ruysdael, 1635 in Harlem geboren, wo er schon 1681 starb. Er hatte Medizin studirt, vertauschte aber die ärztliche Praxis mit der Malerei und brachte in knapp zugemessener Lebensfrist eine große Anzahl von Bildern hervor, welche den Liebhaber und Kenner auf gleiche Weise befriedigen; denn Ruysdael verband poetische Stimmung mit vollendeter Technik und wußte allen Forderungen zu entsprechen, welche der äußere Sinn an Kunstwerke machen kann. Einsame Wälder, rauschende Wasserfälle, Sonnenblicke, schaurige Einöden sind Hauptgegenstände seines Pinsels. Wo er sich an symbolische Darstellungen wagt und Begriffe versinnlicht, welche dem reinen Verstande angehören, kommt ihm der malerische Ausdruck niemals abhanden; mit sicherer Produktionskraft geht er in solchen geistreichen Bildern bis an die Grenzen seiner Kunst, ohne sie zu überschreiten, und ergötzt den Beschauer, indem er ihn zum Nachdenken anregt.

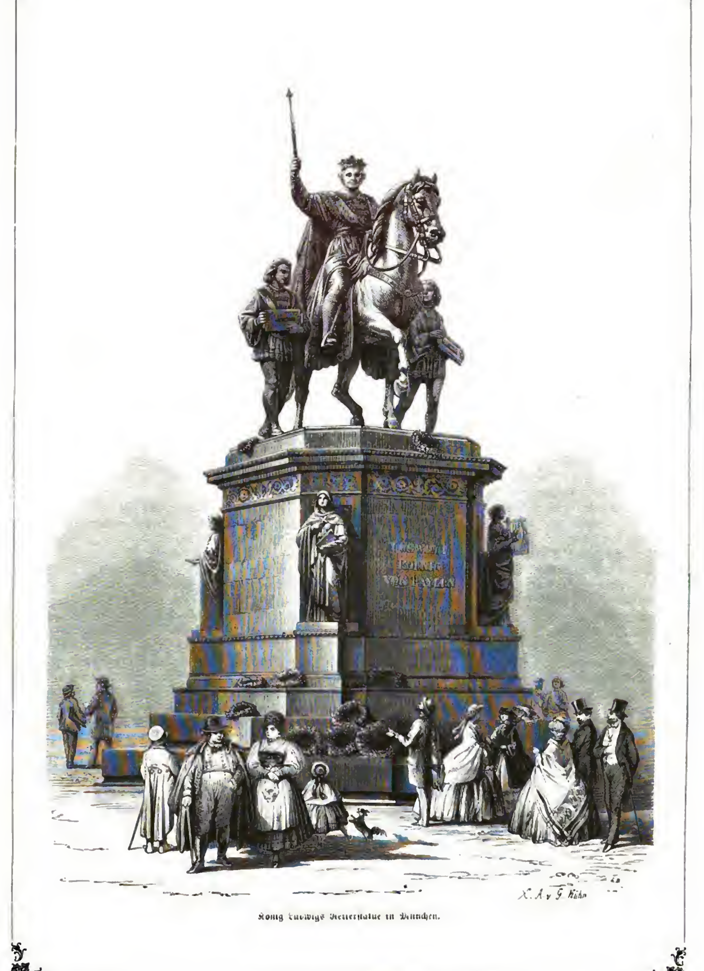
Ludwig I. von Bayern.

(Mit Porträtfigur in Farbendruck nach Kellerhofers Oelgemälde.)

Der greise König Ludwig von Bayern hat sich durch seine zahlreichen und großartigen Kunstschöpfungen, durch seinen originellen Geist und sein reichbegabtes Gemüth einen unvergänglichen Namen gesichert und erfreut sich innerhalb und außerhalb Bayerns einer Popularität, wie nur wenige deutsche Fürsten.

Erster Sohn des Pfalzgrafen von Zweibrücken, spätern Königs von Bayern, Maximilian Joseph, und dessen erster Gemahlin Marie Wilhelmine Auguste, Prinzessin von Darmstadt, wurde Karl August Ludwig am 25. August 1786 zu Straßburg geboren. An die Rheinpfalz blieb er immer anhänglich und wählt sie seit seiner Thronentsagung vorzugsweise zum Aufenthalte. Unter Aufsicht seines Vaters erzogen, besuchte er später die Universitäten zu Landshut und Göttingen, bereiste sodann einen großen Theil Europa's und nahm thätigen Antheil an dem Kriege gegen Oesterreich und in Tyrol. Am 12. Okt. 1810 vermählte er sich mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, und lebte abwechselnd in Salzburg, Innsbruck, Würzburg und Aschaffenburg. Als Kronprinz nahm er nur wenig Antheil an den Regierungsgeschäften, widmete sich dagegen mit Ernst und Fleiß den Wissenschaften und Künsten, die er mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit bedachte. Er war in Freundschaft und Umgang mit den vorzüglichsten Gelehrten und Künstlern seiner Zeit, und beschäftigte sich frühe mit den Entwürfen seiner nachmaligen Schöpfungen. Einfach und sparsam in seinem Privatleben, verwandte er mit edler Uneigennützigkeit schon damals beträchtliche Summen auf den Ankauf von Kunstschätzen und auf die Erbauung der Glyptothek in München, jenes herrlichen, im jonischen Styl aufgeführten Gebäudes, das im Jahr 1816 von L. v. Klenze begonnen, 1830 vollendet und zur Aufnahme eines Schatzes von plastischen Meisterwerken bestimmt wurde. Auch entwarf er noch in jener Zeit den Plan der Walhalla. Der Tod seines Vaters rief ihn am 13. Oktober 1825 auf den bayerischen Thron. Er zog nun hervorragende Talente in seine Nähe, verlegte 1827 die Universität von Landshut nach München, reorganisirte die Akademie der Künste und war unablässig für die Hebung und Verschönerung der Hauptstadt München bemüht, welche durch ihn aus einem unscheinbaren, reizlosen Platze in kurzer Zeit eine Schatzkammer alles Schönen, eine Heimat der Talente und das Reiseziel von ganz Europa wurde.

Während seiner Regierung entstand für ideale und praktische Zwecke eine solche Fülle von Prachtbauten, daß wir sie nicht alle anführen können. Erwähnt sei die Pinakothek oder Gemäldesammlung, deren Grundstein 1826 an Rafaels Geburtstage (7. Apr.) gelegt wurde, die neue Pinakothek, der alten gegenüber, der neue Königsbau, der Saalbau am Hofgarten, das Bibliothek- und Archivgebäude, der Wittelsbacher Palast, die Feldherrnhalle, das Siegesthor, der Industrie-Palast; die Ruhmeshalle mit der 65 Fuß hohen Bavaria wurde begonnen, das Isarthor restaurirt und mit prachtvollen Fresken versehen. In weiterer Glanzreihe stehen vornehmlich: die protestantische Kirche mit viereckigem, 170 Fuß hohem Thurme, die Ludwigskirche in byzantinisch-italienischem Styl, mit zwei achtseitigen Thürmen von 220 Fuß Höhe, meisterhaften Freskogemälden von Cornelius, und kolossalen Standbildern von Schwanthaler, die Allerheiligen-Kapelle, die einen Theil des Neubaues der königlichen Residenz bildet und deren untere Wände mit Marmor bekleidet, die obern mit Freskobildern auf Goldgrund bedeckt sind, die Mariahilfkirche in



König Ludwigs Reiterstatue in München.

der Vorstadt Au, mit prachtvoll gemalten Fenstern, die Basilika oder St. Bonifaciuspfarrkirche, ein Prachtbau aus naturfarbenen Backsteinen, nach dem Vorbilde römischer Basiliken, und das Odeon; der Campo Santo, der Obelisk, zum Andenken an die in dem Feldzuge in Rußland gefallenen Bayern, das Monument des Königs Max I. auf dem Max-Josephs-Platze, und die Reiterstatue des Kurfürsten Max I. auf dem Wittelsbacher Platze.

Auch in den Provinzen unternahm der König großartige Bauten, von denen wir die Befreiungshalle bei Kellheim hervorheben, welche diesen Sommer vollendet sein wird, ferner die Walhalla bei Donaustauf, ein Ehrentempel für verstorbene Deutsche, welche sich durch That und Schrift ausgezeichnet haben; die Villa bei Edenkoben, das pompejanische Haus in Aschaffenburg und die Verschönerungen und Ausmalungen der Dome in Bamberg, Regensburg und Speyer. Dazu kommen noch zahlreiche Standbilder, z. B. in Bayreuth (Jean Paul), in Mannheim (Iffland), in Nürnberg (Albrecht Dürer), in Speyer (Rudolf von Habsburg) u. v. a. Ein Schillermonument sieht am Dultplatze in München seiner Aufstellung entgegen.

(Schluß auf Seite 156.)

Neues aus Pompeji.

Wer hat je von Pompeji gelesen und gehört, ohne auf's Tiefste ergriffen zu werden von dem Gedanken an das Geschick der 18 bis 20,000 Einwohner jener einst so blühenden Stadt, die sich plötzlich von allen Schrecken des furchtbarsten Todes umringt sahen! Wie strengt sich die Einbildungskraft an, die letzten Augenblicke der Unglücklichen, jeden Wechsel von Furcht und Hoffnung bis zur grauenvollen Entscheidung zu vergegenwärtigen! Vergebens! Der kühnste Dichter vermöchte nicht alle die Geheimnisse aufzuschließen, die hier verborgen liegen. Einzelne müssen sich gerettet haben. Man hat ja so viele Spuren, daß bald nach der ersten Zerstörung und Ueberschüttung der Stadt wieder nachgegraben worden ist. Man hat in einzelnen Häusern Bilder aus den Wänden ausgesägt gefunden; man hat, wo man nach der ganzen Bauart auf kostbare Kunstwerke, auf Schmuck und Kleinodien hoffen durfte, alles leer getroffen; auffallend ist, wie außerordentlich wenig baares Geld sich bis jetzt vorfinden wollte, obwohl allmälig der dritte Theil der Stadt aufgedeckt worden ist. Hätten auch Auswärtige jene ersten Nachgrabungen veranstaltet: so müssen doch ursprüngliche Bewohner der Stadt Ort und Stelle angegeben haben. Es bleibt also immer das Wahrscheinlichste, daß ein Theil der Einwohner sich gerettet hat. Aber der größere Theil scheint, da die Ausbrüche so rasch auf einander folgten, dennoch umgekommen zu sein, nur erst draußen vor der Stadt, im freien Felde, auf der Flucht. In Pompeji selbst hat man bis jetzt verhältnißmäßig wenige Leichen entdeckt. Die höchste Schätzung vom Anfang der Nachgrabungen an geht auf 5 bis 600. Manche hatte die Pflicht festgehalten, wie die Soldaten auf ihren Posten, andere die grausame Nothwendigkeit, wie jenen Gefangenen in den Fußeisen. Unter dem Thorweg des Theaters fand sich ein Mann, vielleicht ein Angestellter, mit einem Beutel in der Hand. Im Isistempel waren noch zwei Priester, einer in der Nähe des Herdes, auf dem die letzten Speisen lagen; der andere, in einem inneren Gemach überrascht, hatte mit den Kräften der Verzweiflung mittelst einer eisernen Stange noch die Wand in das anstoßende Gemach durchbrochen; aber auch hier fand er den Ausgang durch die Asche verschlossen. Noch einmal bricht er eine zweite Wand an: dort lag er neben seiner eisernen Stange. Bekannt ist allen, die das Neapler Museum besucht haben, der Gipsabdruck von dem Halse, den Schultern und der Brust einer schönen jungen Frau, über deren Achseln das Gewand aus feinstem Stoffe läuft. Eine ganze Familie, 18 Personen, Frauen und Mädchen, hatten sich im Hause des Arrius Diomedes in einen Kellerraum geflüchtet, zum Theil mit Kostbarkeiten, ein Kind auch mit einem Vogel in der Hand. Sie scheinen in ihr Schicksal ergeben gestorben zu sein, man fand sie mit verhülltem Haupte. Ihre Gebeine waren unter mehrere Fuß hoch liegender feiner Asche begraben, welche, durch nitfolgende Regengüsse verbunden, eine ziemlich feste Masse bildete, worin sich die bedeckten Gegenstände abformten. Leider ist bis auf jene eben erwähnten Reste, die zufällig beisammen blieben und einen Abguß zuließen, alles andere beim Aufgraben zertrümmert worden, während natürlich die eingeschlossenen Leichname längst in Staub und Asche zerfallen waren.

Soviel mußten wir Bekanntes vorausschicken, um unsern Lesern das Neueste aus Pompeji mittheilen zu können. Der gegenwärtige Direktor der dortigen Ausgrabungen, Cavaliere Fiorelli, hat überaus merkwürdige Versuche gemacht, die letzten Spuren des Lebens, welche bis daher alle zerstört werden mußten, auf eine sichtbare, sichere Art für immer festzuhalten. Wir geben im Folgenden die Beschreibung, die ein sehr geachteter Neapler Professor, Cavaliere L. Settembrini, in einem der neuesten Neapler Journale gibt. (Giornale di Napoli 17. Febr.)

Neapel, 13. Febr. 1863.

Soeben komme ich von Pompeji zurück, das Herz voll von Trauer über dem Anblick eines jammerwür-

digen Schauspiels. Einige Bekannte waren mit mir hingegangen, hatten gesehen, was ich gesehen, das Jammerbild jener Unglückseligen. Und auf dem Heimweg konnten sie ruhig schlafen, während mir das Hirn brannte, tausend Gedanken sich darin umherjagten. Erst wollte mich ihr Schlaf verdrießen; nachher war es mir recht, mich ganz dem Zuge meiner Einbildungskraft hingeben zu können.

Doch ich muß von vorne beginnen. Heute früh waren wir, eine kleine Gesellschaft, nach Pompeji hinausgefahren, um ein neues Wunderstück unseres Fiorelli zu besichtigen, der die alten Pompejaner auferstehen läßt vor unsern Augen, sie uns sehen läßt, wie sie waren an jenem verhängnißvollen 23. November des Jahres 79, dem letzten Tag ihrer unglücklichen Stadt. Er, der uns die letzten Worte sammelt, welche sie mit Nägeln, Bleistift, Kohle oder sonstwie auf ihre Mauern hingeschrieben haben, flüchtige Spuren, die nach kurzer Zeit, wie die Tünche springt und sich ablöst, verschwinden; er, der uns aus diesen Schriftzügen die alte Sprache, wie sie hier vom Volk gesprochen wurde, wieder herstellt: er läßt uns jetzt auch sehen die alten Menschen in ihren Kleidern, in ihrem Todeskampf.

Pompeji wurde begraben zuerst durch einen Regen kleiner Bimssteinstückchen (lapilli), die eine Schichte über drei Meter hoch bilden, hierauf dann durch einen Regenguß von Asche und Wasser. Die Asche wurde sofort hart und fest, indem das Wasser durch die untere Schichte der Steinchen ablief. Jeder Körper eines Menschen, der so von der Asche umgeben wurde, bildete also darin eine Höhlung; der Körper selbst verweste mit der Zeit, die Höhlung blieb, und in der Höhlung die wenigen Ueberreste des zerstörten Körpers. Früher hatte man auf diese Höhlungen keine Acht. Die Hacke zerriß, zertrümmerte Alles, und man sammelte nur die Schädel und Knochen aus der Asche, um sie in einigen Kisten unordentlich untereinander aufzubewahren. Unser Fiorelli mit seinem Scharfsinn, mit dem wunderbaren Instinkt archäologischer Spürkraft, schlug einen neuen Weg ein. Er sagte den Aufsehern: Wenn ihr eine Höhlung findet, berührt sie nicht; benachrichtigt mich auf der Stelle. Und sieh, wie man kürzlich in einer der kleinen Straßen bei den Bädern gräbt, recht mitten in der Straße, findet man zwei Paar goldene Ohrringe, ein größeres und ein kleineres, einen goldenen Fingerring, hundert Silbermünzen und zwei eiserne Schlüssel, alles auf einer Stelle, bei einem Loche, das auf eine Höhlung wies. Fiorelli, sogleich zur Stelle, holt mit langen Häkchen einige Knochen aus dem Loche, und läßt darauf eine Gipsauflösung in die Höhlung eingießen. Nachdem der Gips verhärtet, getrocknet, von der angehängten Asche gereinigt ist, stellt sich das Bild eines Mannes dar, auf dem Rücken liegend, mit offenem Mund, Brust und Leib aufgetrieben, wie man gewöhnlich bei Ertrunkenen sieht. Vollständig erhalten ist der linke Arm, ausgestreckt, die Hand krampfhaft geschlossen, außen die kleinen Knochen der Finger im Gips steckend, am kleinen Finger ein eiserner Ring. Der rechte Arm fehlt; dort war das Loch gemacht, durch das der Gips eingegossen worden war. Unter dem linken Arm und auf der Brust ein kleiner Wulst, wie es scheint, von der Kleidung; der Leib bloß, die Beinbekleidung umgestülpt unter den Schenkeln, an den Füßen die angeschnürten Sohlen, auf der untern Seite mit Nägeln beschlagen; aus den Binden, mit denen der linke Fuß umwickelt ist, sieht die große Zehe bloß hervor. Es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Nase und Wangen sieht man noch deutlich, von den Augen nichts mehr, eben so wenig die Haare. Im offenen Mund sieht man einige Zahnlücken. Hie und da noch eine Spur von dem Gewebe der Kleidung.

Tags darauf findet man eine neue Höhlung. Fiorelli zieht so viele Knochen, als er kann, heraus, läßt Gips zugießen, und siehe da, zwei Frauen erscheinen, liegend als wie auf einem Bett, die eine zu den Häupten, die andere zu den Füßen. Die größere, auf die linke Seite niedergefallen, scheint eine Frau mittleren Alters. Das Gesicht ist nicht zu erkennen; aber sehr gut der eine Arm, die beiden Beine, und ein Gürtel unter der Brust. Die kleinere, deren unversehrte Hirnschale auf dem Gips aufsitzt, liegt mit geschlossenem Mund, mit bloßen Beinen, ein Mädchen von höchstens sechzehn Jahren. Die ganze Haltung des Mädchens, alle ihre Glieder scheinen noch vom Krampf ergriffen und erregen das tiefste Mitleid. Dieser Schädel, halb von Asche, halb von Bimssteinstückchen eingehüllt, die rechte Hand, nah am Gesichte, vielleicht am Munde, der linke Arm, ausgestreckt mit der festgeschlossenen Hand, in den einzelnen Fingern noch die Knochenreste unter dem Gips, zeigen uns den letzten schweren Todeskampf des armen Kindes. Man sieht deutlich das Gewebe des Kleides, die Stickerei darauf, die Schleifen; die Arme bedeckt bis an die Hand; unterhalb der Hüften hie und da das bloße Fleisch, die kleinen Füße in gestickten Stiefelchen. Es war wohl Mutter und Tochter, auf der Flucht: sie stürzten, sie starben neben einander; und jener Mann war vielleicht der Vater des Mädchens, der in der Hand den Schmuck seiner beiden Lieben, den kleinen Geldvorrath der Familie, die Schlüssel des Hauses trug, in das er bald heimzukehren gedachte. Vielleicht waren sie im Hause während des Fallens der kleinen Bimssteinstücke geschützt geblieben; als es vorüber schien, hatten sie sich eilig geflüchtet, waren unterwegs vom Aschenregen überrascht worden und waren erschöpft, erstickt niedergesunken.

Es ist unmöglich, diese drei furchtbar entstellten Gestalten zu sehen, ohne die tiefste Bewegung zu fühlen. Besonders die Kleine mit ihrem Schädel, mit ihrem Körper, der, noch besser erhalten als der der beiden andern, etwas jugendlich Leichtes hat, zerreißt einem das Herz. Achtzehnhundert Jahre liegen sie da, aber es sind menschliche Wesen, die wir in ihrem Todeskampfe erblicken. Das ist nicht die Kunst, nicht eine Nachahmung: es sind ihre Gebeine, Reste ihrer Haut und ihres Fleisches, Stücke von ihrer Kleidung unter dem Gips; es ist der Todesschmerz, der sich vor unseren Blicken neu gestaltet. Ich sehe das arme Kind, ich höre, wie sie der Mutter ruft, ich sehe sie fallen, ringen, enden. Wie viele Andere kamen unter den gleichen,

vie
me
sch
bei
d
S
ist

M

an
lu
m
S
pe
w
G
b
u
L
L
L

Raphael Mengs gez. — sculp.

AMOR.

Verlag von Krais u. Hoffmann in Stuttgart

vielleicht unter noch größeren Qualen um! Bisher hatte man Tempel entdeckt, Häuser, Mauern, Gemälde, Inschriften, Bildwerke, Gefäße, Waffen, Hausrath, Gebeine und was sonst die gebildete Welt, Künstler, Archäologen fesselte; du, mein Fiorelli, hast jetzt den Schmerz des Menschenlebens entdeckt; wer ein Mensch ist, fühlt ihn mit.

Noch liegt ein weiteres Gipsbild draußen, ein Mann sicherlich, aber entstellt, unerkennbar.

Fiorelli geht mit weiteren Planen um; er sinnt auf Mittel, der Asche Festigkeit zu geben, die Höhlungen zu reinigen, klare Abdrücke zu bekommen. Damit gedenkt er alle Einzelnheiten über Kleidung und Schmuck der Männer wie der Frauen im alten Pompeji gewinnen zu können, unsere Kunde des Alterthums wesentlich zu bereichern. Ich bin gewiß, er wird noch Großes leisten, denn er hat schon Großes geleistet; er besitzt die gründlichsten Kenntnisse und hat eine brennende Liebe zu seinen Forschungen. Seitdem er die Ausgrabungen in Pompeji leitet, herrscht wunderbare Ordnung, Reinlichkeit, Pünktlichkeit in allen Stücken. Alles wird aufbewahrt, alles angesammelt, nicht ein Steinchen geht mehr verloren. Die umgestürzten Mauern werden an ihrem Platze wieder aufgerichtet, während sie früher oft weggeschafft wurden, um eine größere Fläche für die Ausgrabung berechnen, höheren Lohn ansetzen zu können. Die Mauern der neuesten Ausgrabungen sind darum auch ziemlich höher, als die aus früherer Zeit. Wo Thüren waren, wird ein Gipsabdruck genommen, der das längst zerstörte Holz erkennen läßt. Zerbrochene Gefäße von irgend einem Werthe werden zusammengefügt. Die Frescobilder werden mit Wachs überzogen, was die Farben frischer macht, die Gemälde gegen Luft und Witterung schützt; über ihrer Erhaltung wird sorgfältig gewacht. Auf den Straßen zieht sich nicht mehr das Unkraut in langen Streifen hin. Einige hundert Knaben, Mädchen und Frauen tragen die Erde fort, ohne Geschrei, ruhig, folgsam. Jeder Besuchende zahlt beim Eintritt zwei Lire und keinen Heller weiter den Ciceroni, die höflich, gut gekleidet, anständig bezahlt sind. An den Sonntagen völlig freier Eintritt für Jedermann. In Summa, die Stadt der Todten ist besser in Ordnung, als die der Lebendigen. L. Settembrini.

Eine Stunde im Leuchtthurm.

Erzählung von **Moritz Hartmann**.

Von der Mündung der Loire in den Ozean einige Seemeilen entfernt liegt der traurige Flecken Le Croisic. Die breite Landzunge, deren äußerste Spitze der Flecken einnimmt, ist bis über die kleine Stadt Guerant hinaus kahl wie eine Wüste Afrika's; nur unmittelbar hinter den Häusern Le Croisic's hat man auf angehäufter Dammerde zu Nutz und Frommen der Kurgäste mit Mühe und Noth einige Vegetation hervorgerufen, die es aber bis auf den heutigen Tag nicht über die Verkrüppelung gebracht hat. Das einzige Produkt dieser Gegend ist das Salz, das die Einwohner gewinnen, indem sie das Seewasser durch kleine Kanäle in seichte Teiche leiten und das Wasser verdunsten lassen. Das so gewonnene Salz wird meist in Le Croisic verladen, und von diesem Handel, sowie von der Sardinenfischerei, die hier aber bei weitem nicht so ergiebig ist, wie weiter im Norden der Bretagne, endlich von den Kurgästen, die hier im Sommer die Seebäder gebrauchen, lebt der ganze Flecken und die Umgegend. Aber dasselbe Meer, das auf diese Weise den Anwohnern Nahrung bringt, macht das Land durch die Salztheile, mit denen es die Atmosphäre anfüllt, unfruchtbar und wüstenähnlich. Es ist eine unerquickliche Gegend und von dieser unerquicklichen Gegend aus hat man die Aussicht auf einen unheimlichen, auf einen schauderhaften Punkt im Schooße des Ozeans. Ich meine: Klippe und Leuchtthurm, welche zusammen Le Four heißen. Der Leuchtthurm hat den Zweck, erstens die gefährliche Klippe selber, auf der er steht, zu beleuchten und davor zu warnen, zweitens den vom weiten Ozean heimkehrenden Schiffen den Eingang in die Loire, in die Häfen von Le Croisic, St. Nazaire und Nantes zu zeigen. Bei gutem Wetter sieht man den Four von Le Croisic aus; aber beim geringsten Winde springen die Wellen an seiner Klippe so hoch auf, daß der Leuchtthurm jeden Augenblick verschwindet und daß man ihn vom Ozean begraben glaubt. Die Klippe war, so lange sie den Leuchtthurm nicht besaß, eine der gefährlichsten an der Westküste Frankreichs; der Leuchtthurm macht einen öden, unheimlichen Eindruck, der sich noch steigert, wenn man hört, daß er zwei Wächter beherbergt, die ihn nie verlassen können, und die nur alle vierzehn Tage einmal andere als ihre beiderseitigen menschlichen Gesichter zu sehen bekommen. Es ist diesen Leuchtthurmwächtern nämlich nicht erlaubt, einen Kahn zu besitzen. Man fürchtet, daß sie das Gefühl der Einsamkeit in dieser Meereswüste manchmal mit solcher Gewalt überfallen könnte, daß sie das Weite suchten; oder möchten sie bei Sturmwetter, wenn der Leuchtthurm in allen Fugen kracht und wie ein Baum erzittert, in ihrer Angst im Stande sein, ihren Posten zu verlassen. Der Aufenthalt ist während eines Sturmes so gefährlich, daß man zu dieser Befürchtung berechtigt ist, obwohl der Posten nur erprobten, in vielen Fährlichkeiten gehärteten Männern anvertraut wird. Aber, selbst wenn man ihnen einen Kahn gestattete, es fände sich an der Klippe nicht der geringste Raum, in dem er mit Sicherheit untergebracht werden könnte; sogar bei ruhigem Wetter würde

Raphael Mengs gem. [illegible] gest.

AMOR.

Verlag von Krais u Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

das Fahrzeug von den Wellen an der Klippe zerschellt. Alle vierzehn Tage fährt von Le Croisic aus ein eigens dazu bestimmtes Fahrzeug nach dem Four hinüber, um den Wächtern die nothwendigen Lebensmittel zu bringen. Während der Stunde nun, die das Fahrzeug an der Klippe hält, sehen diese Verbannten andere menschliche Gesichter, als die ihrigen; sonst müssen sie sich mit dem Anblick des unendlichen Ozeans und der Schiffe begnügen, welche sie mit Hilfe ihres Fernrohres in weite Fernen verfolgen können.

Diese höchst traurigen Posten der Leuchtthurmwächter sind Stellen, die man tapfern, besonders verdienten, alles Vertrauen einflößenden alten Soldaten aufbewahrt; Stellen, mit denen man Verdienste belohnt. Unsre zwei Unglücklichen, Einsamen da draußen, die von beständigen Gefahren hart umdrängt und an ein Gefängniß gewiesen sind, das jeden Augenblick ihr Grab werden kann, sind zwei Männer, die der Staat auf diese Weise belohnt, für deren Alter er sorgt: der Leuchtthurm Le Four ist ein Prytaneum.

Dieß Alles erfuhr ich, als ich im Jahre 1852 einige Zeit in den Seebädern von Le Croisic verbrachte. Ich konnte nie meinen Spaziergang auf der Werfte machen, ohne einen mitleidigen Blick nach dem fernen Four hinüberzusenden. Nach und nach bildete sich in mir ein solches Gefühl der Theilnahme für die beiden verbannten Menschenfreunde aus, daß es geradezu zur Sehnsucht wurde und ich mir vornahm, sie auf ihrer unwirthbaren Klippe zu besuchen. Durch Vermittlung des Doktors wurde mir die Mitfahrt gestattet, als die Schaluppe ihre vierzehntägige Fahrt unternahm.

Die Fahrt dauerte an zwei Stunden. Der Leuchtthurm kam in seiner ganzen Größe erst in nächster Nähe zum Vorschein, denn die Wellen springen selbst bei nur gering bewegter See rings herum so hoch hinan, daß sie dem Nahenden immer die ganze Klippe und beinahe immer den untern Theil des Gebäudes verdecken. Sei es Ebbe oder Fluth, von einer oder der andern Seite schäumen die Wogen den trotz seiner Kleinheit furchtbaren Felsen hinan. Bei ruhigstem Wetter kann man es sich leicht vorstellen, wie die stürmische See bis an die Laterne hinaufspritzen muß. Der Leuchtthurm ist so gebaut, daß er sich nach oben verjüngt und unten mit der breiten Basis beinahe die ganze Klippe bedeckt oder vielmehr umklammert, denn das Gemäuer streckt sich wie ein Baum mit vielen Wurzeln durch alle Riffe bis hinab in das Wasser.

Die Schiffer hielten die Schaluppe nur mit Mühe so nahe der Thüre des Thurmes, daß wir hineinspringen konnten; dann wurden die Lebensmittel uns nachgeworfen und im Innern aufgefangen. Die Schaluppe zog sich nach diesem Geschäfte ungefähr hundert Ruderschläge weit zurück, um uns, nämlich den Beamten und mich, auf offener See zu erwarten. Ein alter, freundlicher Mann, der in wasserdichte Lootsentracht gekleidet war, empfing uns im untern Raum und lud uns ein, ihm in den obern nachzusteigen. Vermittelst einer schmalen Treppe, die mehr einer Leiter glich, kamen wir in ein rundes Gemach, das nicht vier Schritte im Durchmesser hatte. In diesem Gemache fanden wir einen zweiten alten Mann, der ebenso gekleidet war, wie der erste, aber sich von diesem dennoch auf das Wesentlichste unterschied. Der erste, Jean Jacques Olivier, ein kurzer, breitschulteriger Mann, hatte ein arg verbranntes, braunes, dickhäutiges Gesicht voller Falten. Dicke graue Augenbrauen fielen wie starkes Gestrüpp über die Augen und verdeckten sie zur Hälfte, daß man sie hätte für sehr klein halten können, obwohl sie ungewöhnlich groß waren. Der graue Schnurrbart war nur wie eine etwas größere Wiederholung der Augenbrauen. Weißer als Augenbrauen und Schnurrbart waren die Hauptshaare, die zum Vorschein kamen, als Jean Jacques Olivier oben im Gemache den breiten Lootsenhut abnahm, und die, kurz geschoren, aber überaus dicht, einen ziemlich großen Kopf bedeckten. Nach dieser Beschreibung wird sich der Leser eine nichts weniger als freundliche Erscheinung vorstellen, aber ich kann ihm die Versicherung geben, daß schon der erste Blick auf diesen alten, gehärteten Kopf die Seele mit wahrem Wohlbehagen erfüllte. Diese von so struppigen Brauen bedeckten Augen blickten mit solchem Wohlwollen, als wünschte der Mann demjenigen, mit dem er sprach, fortwährend etwas Gutes zu sagen oder zu thun. Und von dem mit dem breiten Schnurrbart bedeckten Munde kam doch ein Lächeln zum Vorschein, das herzgewinnend war — ich möchte sagen, wenn es nicht von einem so rauhen Gesellen sonderbar klänge, daß es bezaubernd war, wie das Lächeln eines liebenswürdigen, liebevollen jungen Mädchens. Wir waren kaum in dem Gemache, als er sich schon alle Mühe gab, es uns bequem zu machen, und wir saßen kaum, als er schon von allen ihren Vorräthen herbeibrachte, um uns zu bewirthen. Es waren nur zwei Gläser da. Er füllte sie mit Rothwein und sie gingen zwischen uns Vieren von Mund zu Munde. Dabei fragte er nach Neuigkeiten aus der Welt, und den Beamten nach dem Wohlergehen seiner Bekannten in Le Croisic. Ich meinerseits hätte gerne Manches über die Lebensweise dieser Einsamen erfahren und ich fing an, den freundlichen Alten auszufragen. Aber er hatte mir auf meine Fragen nur kurze Antworten zu geben und versicherte, daß man sich in dem Leuchtthurme ganz wohl befinde. Nicht ein Wort von den Gefahren, von der Schwierigkeit seines Amtes und nicht ein Wort über die Größe seiner Pflichten und seiner Opfer. Sein Gefährte Louis Marie war von ganz anderer Art. Seine Gesichtsfarbe war nur oberflächlich wettergebräunt; im Ganzen war sein Antlitz ziemlich hell und fein, und seinen Haaren, die übrigens dünn um die Schläfe lagen, sah man es noch an, daß sie einst blond gewesen. Alle seine Züge waren feiner und weicher, als bei dem Andern, dagegen zeigte sich von jener unendlichen Freundlichkeit Jean Jacques' keine Spur. Louis Marie war schweigsam, zwar nicht düster, aber doch traurig und verschlossen. Er gab sich alle Mühe und hatte offenbar den besten Willen, ebenfalls zuvorkommend und gastlich zu sein, aber er vergaß manchmal die Rolle, die er spielen wollte, hörte nicht auf das Gespräch, versank in sich und brütete. In solchen Momenten hatte Jean

Jacques so viel Aufmerksamkeit für ihn, als wäre er ebenfalls einer der Gäste. Er drückte ihm das eine Glas in die Hand, ließ das andere leise anklingen und munterte ihn, indem er ihn beinahe zärtlich beim Namen nannte, zum Trinken auf. Louis Marie erwachte dann wie aus einem Traume und lächelte dem Andern eben so freundlich und liebenswürdig zu, wie dieser beinahe immer lächelte. Und diese Augenblicke waren es, die den Fremden, den er anfangs erschreckt hatte, mit ihm versöhnten, ja auch für ihn einnahmen. Wer die Beiden nur eine halbe Stunde lang mit einiger Aufmerksamkeit beobachtete, mußte sich sagen, daß zwischen ihnen ein eben so eigenthümliches als inniges Verhältniß bestehen müsse, und wenn die beiden Leuchtthurmwächter dem Fremden einige Theilnahme einflößten, so freute er sich dieser Entdeckung, denn ihr Loos erschien durch das geheimnißvolle, innige Band, das sie verknüpfte, bedeutend gemildert.

Die halbe Stunde in dem kleinen Thurmgemache verfloß auf die angenehmste Weise. Man aß, man trank, man plauderte, während die Wogen da draußen ihre monotone, doch harmonische Musik machten, und während von Zeit zu Zeit in größerer oder kleinerer Entfernung, die Fluth benützend, eine ganze Menge von Schiffen der Loire zusteuerten und durch das kleine Fenster mir gegenüber sichtbar waren. Die andere halbe Stunde verstrich mit Besichtigung der Laterne, auf die mich Jean Jacques begleitete, um mir die Einrichtung zu erklären und von der Gallerie aus die fernsten Punkte, die von da sichtbar waren, zu zeigen. Er freute sich mit meiner Freude an der frischen Seeluft, an dem großartigen Anblick des Ozeans und an den Wellen, die uns zu Füßen ihr unermüdliches Spiel trieben. Ich bedauerte, mich dieses Genusses nicht länger freuen zu können und er lud mich freundlich ein, auf dem Leuchtthurme zu bleiben, bis das nächste Schiff wieder komme. Ich hatte aber nicht den Muth, mich nur auf vierzehn Tage auf diese Klippe zu verbannen, auf der mein freundlicher Führer seit beinahe zwanzig Jahren lebte und auf der er, wie er mir sagte, bis zu seinem Tode auszuharren hoffte.

Unsere Zeit war um, wir stießen noch einmal an, die rauhen Hände unserer Wirthe drückten die unsrigen und wir fuhren wieder zurück nach Le Croisic. Ich setzte mich so im Schiffe, daß ich während der ganzen Fahrt mein Gesicht dem Leuchtthurm zukehrte. Jean Jacques hatte mir ein so inniges Gefühl für sich eingeflößt, daß ich mich in der That mit einem gewissen Kummer von ihm trennte. Und nun will ich dem Leser etwas mittheilen, das ihm eigenthümlich und als nicht am Platze erscheinen wird, das ich aber doch nicht verschweigen mag, weil es eine Thatsache ist. Jener Leuchtthurmwärter Jean Jacques Olivier hatte eine erstaunliche Aehnlichkeit mit einem Manne, der mir persönlich theuer war und der gewiß vielen meiner Leser ebenfalls sehr theuer ist: mit dem Dichter Nikolaus Lenau. Ja, trotz der Rauheit seines Gesichtes, der Derbheit seiner Züge, gab ihm der Blick seines dunkelbraunen Auges, sein Schnurrbart und das höchst merkwürdige einnehmende Lächeln eine ganz überraschende Aehnlichkeit mit jenem edlen Dichter, dessen Blick und Auge und dessen Lächeln Niemand vergessen wird, der sie jemals gekannt hat. Nun sind wir so geartet, daß wir mit solchen physiognomischen Aehnlichkeiten auch gerne den Glauben an die Aehnlichkeit des Wesens verbinden und daß, wenn uns eine solche Aehnlichkeit an eine geliebte Person erinnert, wir schnell bereit sind, auch die alten Gefühle wieder zu empfinden. Die Aehnlichkeit hat gewiß viel dazu beigetragen, daß ich mich zu Jean Jacques Olivier so sehr hingezogen fühlte, doch aber glaube ich, daß er, wie er einmal war, auch ohne diesen Umstand auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben würde. Ich konnte während der Rückfahrt und während des ganzen folgenden Tages nur an ihn, an sein Amt und an sein Schicksal denken und ich konnte ferner nicht umhin, mir einzubilden, daß dieser Mann irgend eine bedeutendere Geschichte haben müsse, oder wenn nicht eine bedeutende Geschichte, doch jedenfalls irgend ein bedeutendes, inhaltsvolles Wesen.

Ich theilte dem Doktor, mit dem ich vertraut war und dem ich die Fahrt zum Leuchtthurme verdankte, meine Gefühle mit und er erwiderte lächelnd: Nun, wenn die Geschichte der beiden gerade keine weltbewegende ist, vielleicht nicht einmal eine bedeutende, so ist es doch eine Geschichte. Sie sollen selber urtheilen. Ich bin vielleicht im Stande, diese Geschichte ausführlicher zu erzählen, als irgend ein anderer Bewohner Le Croisics. Als ich vor mehr als zehn Jahren als junger Arzt in diese Gegend zurückkehrte, schämte ich mich meines gezwungenen Müssigganges, da ich nicht einen einzigen Kranken hatte, und ich ergriff mit Eifer die Gelegenheit, mich auf einige Zeit zu entfernen, als es hieß, daß einer der beiden Leuchtthurmwächter sich schwer verwundet habe und daß dort drüben ein Arzt nothwendig sei. Ich verbrachte volle vierzehn Tage auf dem Four. Der Verwundete war Louis Marie, und es fiel mir gleich bei meiner Ankunft auf, mit welcher Sorgfalt, ja Zärtlichkeit, ihn sein Gefährte pflegte. Der Kranke hatte auch keine andere Pflege gewünscht, und dieß war die Ursache, warum er nicht an's Land gebracht wurde und warum der Arzt zu ihm hinüber mußte. Jean Jacques Olivier gewann mein Herz so schnell, wie er gestern das Ihrige gewonnen. Bei einem Zusammenleben auf einem so engen Raume und an einem Krankenbette mußte sich zwischen uns Beiden bald eine große Vertraulichkeit herstellen. Jean Jacques zeigte mir neben dem Wohlwollen, das er Jedermann entgegenbringt, viel persönliche Freundschaft, die aus der Dankbarkeit für die Pflege seines Freundes hervorging und für den guten Willen, mit dem ich mich allen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Lebens im Leuchtthurm unterzog. Was hatten wir Anderes zu thun, als zu plaudern und einander Geschichten zu erzählen. Ich fand in der Unterhaltung Jean Jacques' einen so wohlthuenden Reiz, daß ich selbst die Nächte mit ihm auf der Gallerie an der Laterne verbrachte, und da, in dieser doppelten Einsamkeit der Nacht und des Ozeans, erzählte er mit offenem Herzen Manches, was er mir wohl auf dem Festlande oder unten in der Enge des Thurmgemaches

selbst bei größerer Freundschaft nicht vertraut haben würde. Manches erfuhr ich auch hier in Le Croisic, und so, glaube ich, bin ich mit der Geschichte dieser beiden Greise bekannter als viele Andere. Machen wir einen Spaziergang auf die Werfte, dort überblicken wir den Hauptschauplatz dessen, was ich Ihnen erzählen will.

Der Doktor faßte mich am Arme, wir wanderten auf die Werfte und er begann: Jean Jacques Olivier und Louis Marie sind hier in Le Croisic geboren und zwar zur Zeit, als die große französische Revolution in höchster Blüthe stand. Sie sind Kinder zweier Freunde, zweier Salinenarbeiter, deren Freundschaft damals so sprichwörtlich war, wie es später die Freundschaft ihrer Söhne wurde. Beide Kinder wurden sehr frühe und gleichzeitig verwaist, denn ihre Väter nahmen Theil an der Chouanerie, die man hier „den großen Krieg" nennt, und Beide fielen am selben Tage in der Nähe von Nantes den republikanischen Kugeln. Nur der eine der beiden Knaben, Jean Jacques, hatte noch eine Mutter; diese nahm sofort den andern in ihre Hütte, um auch ihn mit der schweren Arbeit in der Saline zu ernähren. Sie lebte nicht lange unter dieser Last, und Niemand hier in Le Croisic wird Ihnen zu sagen wissen, wie sich die beiden verlassenen Knaben forthalfen, wie sie nicht dem Elende erlagen. Die Zeiten waren derart, daß man die Bewohner Le Croisic's, welches damals ein elendes Fischerdorf war, nicht anklagen darf, die verwaisten Kinder ihrem Schicksale überlassen zu haben. Die Chouanerie hatte viele Familien um ihre Väter gebracht, die Kriege der Republik und des Kaiserreichs brachten sie um die jungen, arbeitsfähigen Männer, und die Engländer, die Frankreichs Schifffahrt vernichteten, blokirten alle Küsten und hätten diese auch ohne alles vorhergegangene Elend in Armuth gestürzt. Von den Kindern weiß man nur, daß man sie in jener Zeit immer zusammen gesehen, daß sie fischten, Krebse fingen und dergleichen, daß sie jeden Bissen mit einander theilten und unzertrennlich waren. Endlich, in einem gewissen Alter, findet sich der Eine in einer Schlosserwerkstätte, der Andere hilft einem Fischer und so ist mit achtzehn oder neunzehn Jahren Louis Marie Schlossergeselle, während Jean Jacques die meisten Nächte auf der See oder in der Loiremündung verbringt. Aber Beide bewohnen noch immer dieselbe Hütte. Sehen Sie, dort links von der Saline stand diese Hütte, die Schlosserwerkstätte da, wo sie jetzt noch steht; Sie können sie von hier aus sehen, denn sie beherrscht den ganzen Flecken. Aber dort weit nach Osten steht noch eine Hütte, einsam, hart am Meeresufer — gehen wir einige Schritte weiter und Sie werden auch diese Hütte sehen können. Sie bemerken die vielen Netze, die dort ausgespannt sind; sie ist heute wie damals von einem Fischer bewohnt. Mit diesem Fischer in Gemeinschaft trieb Jean Jacques sein Gewerbe, und dieser Fischer hatte eine Tochter, Anna, die für das schönste Mädchen nicht in der Umgegend, sondern in der ganzen Bretagne galt. Sie wissen, daß in der Bretagne der Volksgesang noch nicht ausgestorben ist, daß er sich jedes schönen oder merkwürdigen Gegenstandes bemächtigt, um ihn in Balladen und Liedern zu verherrlichen. Er wächst aus dem Boden heraus, man kennt äußerst selten die Verfasser der Lieder, aber diese selbst verbreiten sich mit zauberischer Schnelligkeit und manche von ihnen leben dann, von der offiziellen Literatur kaum gekannt, im Munde des Volkes unsterblich fort. Nun wohl — sehen Sie sich diese Fischerhütte näher an; sie ist von der Poesie verklärt, wie selbst wenige historische Punkte in der Bretagne, und diese Verklärung dankt die unscheinbare Muschel der Perle, die sie in sich schloß, jener Anna. Ich will Ihnen, wenn Sie mir morgen zum Kaffee wieder das Vergnügen machen, von meiner Magd einige Lieder singen lassen, deren Gegenstand jene Anna ist. Wenn nun Jean Jacques mit seinem Meister von der See heimkehrte und in jener Hütte von jenem Gegenstande der Poesie empfangen wurde, wenn ihm nach der Oede des Meeres solche Augen entgegenleuchteten, eine solche Wirthin den Tisch deckte — wie sollte ein Herz wie seines widerstehen? Louis Marie, wenn die Schlosserwerkstätte geschlossen war, ging geraden Weges hinaus zum Fischer, um daselbst seinen Freund zu erwarten und zu seinem Unheil oder zu ihrer beider Unheil, sah er so das schöne Mädchen ebenfalls zu oft. Mit einem Worte, die beiden Freunde hatten das tragische Schicksal, dasselbe Mädchen zu lieben. Nach Allem, was ich von Jean Jacques selbst und von Andern gehört habe, war Anna allerdings ein Geschöpf, das selbst ohne ihre außerordentliche Schönheit alle Liebe verdient hätte. Die sich ihrer erinnern, wissen noch heute von ihrer Anmuth und ihrem vortrefflichen Herzen nicht schön genug zu singen und zu sagen und es ist auch bezeichnend, daß die Lieder, die auf sie gedichtet wurden, obwohl offenbar von ihrer Schönheit angeregt, gerade von ihrer Schönheit am wenigsten sprechen, wohl aber von dem Behagen, das man empfand, sobald man in ihre Hütte trat, von ihrer Güte für alle Welt und von allerlei guten Thaten, die sie mit Muth oder mit Selbstverläugnung verrichtete.

Den beiden Freunden war es bald kein Geheimniß, daß sie beide das Mädchen liebten, damals hatten sie eben noch keine Geheimnisse vor einander; bald aber wurde es Jean Jacques auf offener See unheimlich, wenn er dachte, daß jetzt Louis Marie bei Anna sein könnte, und Louis Marie wurde es in der Schlosserwerkstätte zu heiß, wenn es draußen stürmte und er sich sagte, daß heute die Fischer nicht auslaufen, und daß Jean Jacques, mit Anna an demselben Netze strickend, seinen Tag in der Fischerhütte zubringe. Der Eine zog oft vor der Zeit die Netze aus dem Wasser und lenkte eiligst seinen Kahn dem Ufer zu, und der Andere warf oft vor Feierabend Hammer oder Feile hin, um in die Fischerhütte zu eilen. Von der Schlosserwerkstätte aus konnte Louis Marie den ganzen Küstenstrich beobachten; er sah den Kahn, sobald er zum Lande zurückkehrte, und er war an den Strand hinabgeeilt, bevor der Kahn anlegen konnte. Beide Nebenbuhler waren nur ruhig, wenn Jeder den Andern von Anna getrennt wußte oder wenn sie beide zugleich, Einer den Andern überwachend, bei ihr waren. Jean Jacques sagte mir, er habe viele Leiden erlebt und viel Schreckliches mit angesehen, da er auch den

russischen Feldzug mitmachte, aber die traurigste, die ödeste und härteste Zeit seines Lebens sei diese gewesen, als er seinen Freund, den einzigen Menschen auf Erden, der zu ihm gehörte, als seinen Nebenbuhler zu fürchten anfing, ohne zu wissen, welchem von Beiden Anna den Vorzug gab. Aus dieser Furcht wurde bald ein stiller Haß, den sich beide selbst nicht zu gestehen wagten. Noch wohnten sie zusammen, aber sie legten sich stumm zu Bette, standen stumm auf und gingen von einander und grüßten sich nur, um nicht auch ohne Gruß von einander zu gehen. Louis Marie erinnerte sich plötzlich, daß die Hütte an der Saline nicht ihm gehörte, daß er die Wohlthat, in dieser Hütte beherbergt zu werden, lange genug genossen und er verließ sie, um eine Dachstube über der Schlosserwerkstätte zu beziehen. Von dieser Dachstube aus sah er noch besser nach der Fischerhütte und überwachte mit noch größerer Bequemlichkeit das Meer. Die Wohnungen der beiden Freunde waren nur durch einen Raum von hundert Schritten getrennt, aber ihnen war schon zu Muthe, als wären sie durch viele Meilen und durch lange Zeiten von einander geschieden.

Was aber wollte nun Louis Marie in die Fischerhütte, da er den Freund nicht mehr dort erwartete? Jean Jacques sagte sich, daß er nur als sein Freund dahin gekommen war; nunmehr er sich von ihm getrennt und die alte Freundschaft selbst begraben, was hatte er noch dort zu thun? Es schien Jean Jacques eine treulose Heuchelei, daß der Andere noch so that, als ob er seinetwegen dahin käme und die Eifersucht wuchs in seinem Herzen um so rascher, als er zu so häufigen Trennungen gezwungen war und oft Tage lang auf offener See verbringen mußte, allein mit dieser Eifersucht, allein mit dem Gedanken, daß jetzt Louis Marie glücklich in der Fischerhütte an Anna's Seite sitze. Louis Marie hatte es gut. Er sah den Kahn heimkehren und er war da, bevor Jean Jacques den Fuß auf die Schwelle setzte. Louis Marie war jedenfalls der Glückliche, er triumphirte und wie sollte ihm der Einsame draußen auf dem Meere diesen Triumph vergeben? „O," rief Jean Jacques aus, als er von diesen Leiden erzählte, „was habe ich damals in der Einsamkeit des Meeres, nur von Gott gesehen, durchgemacht! Gewiß, der Kahn wäre eines Tages ohne Fischer von den Wellen an's Ufer gespült worden, ich hätte mich in die Tiefe des Meeres gestürzt, wenn mich nicht die Hoffnung, daß Anna vielleicht doch mich liebte und mehr noch — ja ich gestehe es — wenn mich nicht die Lust nach Rache an meinem Nebenbuhler, am Leben erhalten hätte. Er sollte glücklich sein, während ich mich auf öder See herumtrieb! Diese See hatte ich einst geliebt; jetzt haßte ich sie, wie ich überhaupt alles haßte, nur nicht Anna."

Jean Jacques bemerkte es bald, daß Louis Marie seine Heimkehr belauerte und er richtete sich so ein, daß er in der Nacht heimkehrte. Er ging in seiner Vorsicht so weit, den Kahn nicht an der Fischerhütte anzulegen, sondern in den Hafen zu fahren und von da aus zu Fuß nach der Fischerhütte zu wandern. Er wußte eigentlich selbst nicht, warum er so that; aber auf dem Meere hatte er so vielfache schwarze Gedanken, träumte so manche Möglichkeiten, daß es ihm zu seiner Beruhigung nöthig schien, die Fischerhütte in der Nacht zu überraschen. Es war nach Mitternacht. Sie können den Weg, den er einschlug, von hier aus verfolgen. Obwohl es ziemlich dunkel war, fürchtete er doch, auf seinem Spähergange gesehen zu werden und er verließ den Pfad, der von Le Croisic geraden Weges zur Fischerhütte führt und ging, die Ebbe benützend, am äußersten Rande des Ufers hier um dieses kleine Vorgebirge, dann an den Dünen vorbei, dort am Eingange in den kleinen Golf, in dessen Hintergrunde Anna wohnte. Rechts hatte er das Meer, links das genug hohe Ufer und die Dünen, und so konnte er ungesehen, wie in einem Laufgraben, bis an die Hütte gelangen. Während dieses Weges wurde es ihm immer gewisser, daß er Louis Marie dort finden werde, vielleicht sogar bei Anna in der Stube. Und wenn auch nur in der Nähe der Hütte! — schon dieser Gedanke war hinreichend, ihm das Blut in den Kopf zu treiben. Was hatte er in der Nacht dort zu thun? Und wenn er nichts anderes da zu thun hätte, als ihn, Jean Jacques, zu überwachen, so reichte das schon hin. Die beiden sahen einander längst nicht mehr als Freunde an; sie betrachteten einander, wie sich zwei Bretonen betrachten, die Nebenbuhler sind. Solche zwei Bretonen, wenn sie einander begegnen, fahren beide unwillkürlich mit der rechten Hand die Seite hinab bis an die Tasche, wo das kurze breite Messer steckt. Mit der Hand an diesem Messer kam Jean Jacques an der Hütte an. Aber da war es so still; nichts war zu hören, als das Gelispel der Welle, die sich weit zurückgezogen hatte, und das leise, feine Rauschen des Nachtwindes, der durch die ausgespannten Netze zog. Jean Jacques ging mehreremale um's Haus, spähte in jedem Winkel und entdeckte nichts. Dann zog er die Schuhe von den Füßen, stieß leise ein kleines Fenster auf und stieg in das Innere der Hütte. Der Vater war abwesend in Nantes, das wußte er. Desto vorsichtiger mußte er sein, um Anna nicht zu wecken, die ihm den nächtlichen Besuch während der Abwesenheit des Vaters nicht vergeben hätte. Er wußte, was er wagte, aber er konnte nicht anders, er mußte sich beruhigen mit einem Blicke in das ruhige und unschuldsvolle Gesicht der Geliebten. Auf den Zehen schlich er an das Fenster, um die Schürze, die davor hing, abzunehmen und das Mondlicht, das ihm leuchten sollte, hereinzulassen. Dann schlich er an die Vertiefung, eine Art von Koje, in welcher ein alter, zu einem Bette eingerichteter Kahn stand, der Anna zum Lager diente. Da lag sie, fest und gesund schlummernd, und in jedem ihrer Arme lag eines ihrer kleinen Geschwister, denen sie die Mutter ersetzte. Bei diesem Anblicke fuhr Jean Jacques erschrocken zurück. Es war nicht mehr die Angst, sie zu wecken, aber es war ein heftiger Biß seines Gewissens wegen der Gedanken, deren er sich fähig wußte, sobald er von ihr entfernt war. Eilends verließ er die Hütte wieder und lief desselben Weges zurück gegen Le Croisic. Aber dort, wo die Düne sich so sehr aufhäuft und den Weg verengt, stieß er plötzlich mit Jemand zusammen, der ihm

Frühling.

eben so eilig entgegen kam. Er wußte im Augenblick, daß es Louis Marie war, mit dem er zusammenstieß, und wie es ihm Gewohnheit geworden war, beim bloßen Gedanken an Louis Marie nach dem Messer zu greifen, so fuhr er jetzt auch im Momente des Zusammenstoßes mit der Hand nach dem Griffe; der ganze Grimm, der ihn vorhin auf dem Wege nach der Fischerhütte erfüllte, kam verdoppelt zurück, und mit dem Rufe: Elender, gehst du hin, um ihren heiligen Schlaf zu stören? führte er den Stoß gegen seinen ehemaligen Freund.

Ach, Jean Jacques! ächzte Louis Marie, während er zusammensank.

Jean Jacques fühlte seine Hand plötzlich von einer großen Wärme übergossen. Er griff mit der andern darnach — es war Blut. Hatte er seinen Freund ermordet? Schon kniete er neben ihm im Sande und blickte in das todtenblasse Gesicht. Louis Marie lag da wie ein Todter, und dieser Anblick wischte alles weg, was er in diesen letzten Monaten gefühlt und erlebt hatte. Er sah nur noch den sterbenden Freund, die ganze alte Liebe kehrte mit der Kraft der Verzweiflung zurück. Er sprang wieder auf und eilte den Wellen zu, um den Mörder im Ozean zu begraben. Aber vielleicht war der Freund noch nicht todt? In der That hörte er seinen Namen rufen, als ob sein Opfer zu ihm um Hilfe flehte. Er eilte wieder zurück, hob den Blutenden auf seine Arme und trug ihn laufend in seine Hütte, in dieselbe Hütte, in der sie in Elend und in Freundschaft so viele Jahre verlebt hatten.

Die Blutspuren am Ufer hatte die Fluth am andern Tage getilgt, und so war auch der Haß, war die Eifersucht zwischen den beiden Freunden, zwischen dem Kranken und seinem Wärter, getilgt. Die Wunde war nicht gefährlich und schloß sich bald unter der unausgesetzten Sorgfalt Jean Jacques', und schon nach vierzehn Tagen sah man die Beiden unzertrennlich und vertraut, wie ehemals. Nur gemeinschaftlich gingen sie noch zu Anna und sie hatten jetzt das Glück gewonnen, einer dem andern von seiner Liebe sprechen zu können. Es stand zwischen ihnen fest, daß sie es, in ihr Schicksal ergeben, abwarten wollten, welchen von beiden Anna wählen würde. Aber wie sollte sie wählen, da sie die Liebe Beider kannte und ihre neue Freundschaft durch die Wahl wieder zu zerstören fürchtete? Sie schwieg; auch die beiden Freunde schwiegen ihr von ihrer Liebe und so verstrich eine lange glückliche und unglückliche Zeit.

Da kam der Kaiser wieder mit seinen nicht enden wollenden Aushebungen. Die große Armee, der Feldzug nach Rußland wurde vorbereitet. Beide Freunde mußten nach Nantes zur Ziehung. Andern Tages kamen sie beide gleich traurig zurück; Jean Jacques hatte eine gute, Louis Marie eine schlechte Nummer gezogen. Eine schlechte Nummer bedeutete in jener Zeit beinahe so viel wie ein Todesurtheil. Sie kamen auf ihrem Kahne zurück und landeten, wie sie es versprochen hatten, vor der Fischerhütte. Anna stand erwartend vor der Thüre. Mit angestrengten Augen sah sie den Ankommenden entgegen und wartete nur so lange auf der Schwelle, bis sie so nahe waren, daß sie die Nummern auf ihren Hüten erkennen konnte. Dann erhob sie die Arme, schlug die Hände zusammen und eilte in die Stube zurück. Die beiden Freunde eilten ihr nach und fanden sie bewußtlos auf dem Boden liegend. Louis Marie wollte sie aufheben, aber Jean Jacques hinderte ihn daran, zog seine Hände mit sanfter Gewalt zurück und ihn selbst wieder hinaus vor die Thüre. Nun, sagte er lächelnd, obwohl mit blassem Gesichte und mit zitternder Stimme, nun bedarf es keiner weitern Erklärung; nun wissen wir, welchen von Beiden sie liebt. Du, Louis Marie, darfst jetzt nicht fort, Du mußt bei ihr bleiben, sie heiraten und sie glücklich machen. Du mußt einen Stellvertreter haben.

Einen Stellvertreter! sagte der Andere achselzuckend, und er hatte Recht, die Achsel zu zucken. Ein Stellvertreter wurde in diesen blutigen Tagen mit Tausenden von Franken bezahlt, und er hatte gerade so viel, als er als Schlossergeselle verdiente. Der Stellvertreter, sagte Jean Jacques, ist gefunden.

Wozu soll ich Ihnen, fuhr der Doktor fort, noch weiter auseinandersetzen, welch' ein Opfer Jacques dem Freunde und der Geliebten brachte — genug, er zog für ihn in den Krieg, nachdem er sich hatte versprechen lassen, daß Freund und Geliebte sich bald verheiraten und in Liebe seiner gedenken werden.

Es beginnt jetzt im Leben Jean Jacques' eine große Odyssee, die aber nicht zu unserer Geschichte gehört, eine Odyssee, wie sie damals viele Söhne Frankreichs durchzumachen hatten. Er war in Rußland und kam mit dem Leben davon; er machte die deutschen Feldzüge, die französischen, und dann die hundert Tage mit. Nach dem zweiten Sturze Napoleons verbrachte er den Rest seiner Dienstjahre in entfernten Garnisonen. Seine acht Jahre waren um und er hätte wieder heimkehren können, aber er wußte, daß seine Liebe zu Anna dieselbe war, wie vor acht Jahren, und er traute sich den Muth nicht zu, nicht die Stärke, sie in den Armen eines Andern sehen zu können. Er wußte, daß sie glücklich waren und er hatte sich geschworen, nicht heimzukehren, so lange er noch einen Funken von Liebe in seinem Herzen fühlte. Wie ein Gespenst verfolgte ihn die Erinnerung an die Zeiten, die er in Haß und Eifersucht auf offener See verbrachte, an jene Gefühle, die ihn so weit brachten, daß er eine mörderische Hand gegen seinen Freund erhob. Er war sich dessen bewußt, daß er aller dieser Gefühle noch heute fähig war, denn sie wurden in der Erinnerung eben so lebendig, wie sie es damals waren. Nach abgelaufener Dienstzeit war es ihm als einem Fischer von den Küsten der Bretagne leicht, in die königliche Marine aufgenommen zu werden und als Seemann machte er mehrere große Reisen in die verschiedensten und entferntesten Länder der Erde mit. Auch diese Dienstzeit war vorüber und dieselben Ursachen hielten ihn noch immer von der Heimat ferne. Wie sehr er sich sehnte, die Küsten der Bretagne wieder zu sehen, die er vor so langer, langer Zeit verlassen, dennoch zog er es vor, mit der Besatzung am Senegal zu bleiben, wo Frankreich, das so viele Kolonien verloren hatte, sich zu befestigen und eine neue Kolonie in Blüthe zu bringen suchte.

So waren seit seiner Trennung von dem Freund und

der Geliebten über zwanzig Jahre verstrichen. In Frankreich hatte sich indessen viel geändert; die Bourbonen waren verjagt und der Krieg gegen Algier wurde von der neuen Regierung mit Kraft fortgesetzt. Jean Jacques war noch immer Soldat und wünschte an diesem Kriege gegen die Barbaresken theilzunehmen. Er erhielt die Erlaubniß, kam nach Algier und schlug sich tapfer in verschiedenen Gefechten. Dort aber erhielt er die Nachricht von dem Tode Anna's und von dem Trübsinn, in welchen Louis Marie seit ihrem Tode versunken war. Wie ihn diese Nachricht erschütterte, darüber sagte mir Jean Jacques kein Wort. Er ist nicht der Mann, um über dergleichen zu sprechen. Aber er nahm seinen Abschied und eilte nach Le Croisic zurück.

Er fand Louis Marie nicht mehr im Orte. Die neue Einrichtung des Leuchtthurmes hatte es nothwendig gemacht, dem einen Wächter einen Mechaniker oder Schlosser beizugeben, der die nothwendigen Verbesserungen sogleich vornehmen könnte. Louis Marie war gleich bereit, sich in die Einsamkeit des Leuchtthurmes zurückzuziehen und er bekam diese Stelle sehr leicht, da er nicht einen einzigen Mitbewerber hatte. Welcher Arbeiter, der sich auf dem Festlande ehrlich ernähren kann, wird sich freiwillig in diese schreckliche Gefangenschaft begeben? Aber Louis Marie hatte auf dem Festlande nichts mehr zu suchen; denn dieses hatte für ihn nur noch ein Grab, das sein Weib und ein Kind umschloß. Jean Jacques kam mit dem Grade eines Sergeant-Major zurück, außerdem mit einem Orden und den ehrendsten Zeugnissen. So ausgestattet hatte er die Wahl unter den besten Stellen, die man alten und verdienten Soldaten aufbewahrt. Auch bewarb er sich sofort um eine derselben in Nantes, um eine sorgenlose einträgliche und ruhige Stelle, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Aber einmal im Besitze derselben, bot er dem Leuchtthurmwächter, dem Gefährten Louis Marie's, ebenfalls einem alten Soldaten, einen Tausch an, den dieser natürlich anzunehmen sich beeilte. Jean Jacques bezog also den Leuchtthurm, um seinem alten Freunde Gesellschaft zu leisten und da sitzen nun die beiden alten Knaben seit zwanzig Jahren.

Fragen Sie mich nun, wie die Beiden die unendlich lange Zeit da verbringen, so ist die Antwort einfach diese: Louis Marie erzählt von seinem gestorbenen Glücke und Jean Jacques hört zu — so treiben sie es seit zwanzig Jahren und werden dieses Treibens nicht müde und empfinden die Last der Einsamkeit nicht im Geringsten. So haben sich beide noch so viel des Glückes gerettet, als sie zu empfinden im Stande sind, als sie beide überhaupt noch wünschen.

Thomas Carlyle,

der Vertreter deutscher Literatur in England.

Von **R. v. Hof.**

Unter allen englischen Schriftstellern ist Carlyle derjenige, der am tiefsten in deutsches Denken und Fühlen eingegangen, der dem deutschen Geiste am nächsten gekommen ist und — was viel mehr sagen will — der die Anerkennung und Hochachtung, die ihm eben dieser Geist eingeflößt, öffentlich ausgesprochen hat; ja, so weit geht seine Vorliebe für das deutsche Element, daß die Konstruktion seiner eigenen Sprache eine Nachahmung der unsrigen ist. Er hat es herausgefühlt, daß Deutsch die Sprache ist, die da herrschen sollte im Reiche der Gedanken, wie das Französische über die glatte, vieldeutige Konversation des Salons, wie das Englische im Handel und Wandel, wie das Italienische in der Musik. Aber eben diese Eigenschaft des großen Denkers kann England ihm nicht verzeihen; England, das sich als die von Gott bevorzugte und auserwählte Nation ansieht, das auf alle andern Völker der Erde so stolz herablickt, findet es unerträglich, daß einer seiner Söhne aufsteht, um die Wahrheit auszusprechen: daß England noch viel von Deutschland lernen könne und solle.

Thomas Carlyle wurde 1795 in einem Dorfe von Dumfriesshire geboren, wo sein Vater eine Farm besaß. Seine früheste Erziehung erhielt er zu Annan; nur fünfzehn Jahre alt, bezog er die Universität Edinburg, wo er mit Eifer Mathematik studirte. Sein Vater — ein frommer Mann — wünschte, der Sohn möge den geistlichen Stand erwählen, da er aber bald einsah, daß dieser Beruf mit dessen eigenthümlichem Wesen nicht harmonirt haben würde, so gab er den Wunsch auf. Carlyle hielt sich die sechs Universitätsjahre in stiller Zurückgezogenheit. Seine Ferien verbrachte er in seiner Heimat auf dem Lande: das Stillleben in dieser schönen Natur sagte seinem, zur Meditation und Reflexion geneigten Geiste mehr zu, als gesellige Vergnügungen. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Lehrer der Mathematik an einer Schule in Fifeshire, entschloß sich aber, nach ungefähr zwei Jahren, ausschließlich der Literatur zu leben.

Die ersten Früchte seines Geistes waren einige Artikel über große Männer, z. B. Nelson, die Brüder Pitt, Montaigne; sie erschienen in der Edinburgh Encyclopaedia. Dann folgte die Uebersetzung von Legendre's Geometrie, und später die von Wilhelm Meister. Es ist augenscheinlich, daß Carlyle mächtig angezogen wurde von dem Geiste unseres Goethe; ja, man darf behaupten, daß seine literarische Richtung überhaupt auf dieser Einwirkung beruht.

Kaum war diese Uebersetzung vollendet, als er das Leben Schillers begann; vielleicht erreicht es nicht ganz Lewis' unübertreffliches Leben Goethe's, aber so viel ist gewiß, daß die nie versiegende, wahrhaftige Begeisterung, mit der er stets von diesen beiden Sovereign Souls of German Literature spricht, einen Beweis ablegt, wie nahe er selbst mit diesen beiden Geistern verwandt ist.

Im Jahre 1822 verheiratete er sich, und diese, aus gegenseitiger Neigung geschlossene Ehe hat sich als eine der glücklichsten bewährt. Mrs. Carlyle ist eine Frau, der sogar die heftigsten Gegner ihres Mannes den Ruhm des trefflichsten und liebenswürdigsten Wesens zugestehen. An Goethe schrieb er einmal folgendermaßen: „Unser Haus liegt nicht etwa in der Stadt Dumfriesshire selbst, sondern fünfzehn Meilen nordwestlich davon, zwischen Hügeln von Granit und schwärzlichen Mooren, die sich über Galloway hinaus bis zum irischen Meere erstrecken In dieser kleinen Wildniß von Fels und Moor liegt unser Gütchen wie eine Oase, umgeben von einem Stück Ackerland, theilweise umzäunt und bepflanzt, wo das Korn wächst und Bäume Schatten verleihen, obwohl die See so nahe und die Heidschnucken an unserer Seite grasen. Mit nicht geringer Anstrengung habe ich hier ein nettes, wetterfestes Haus gebaut und möblirt. Hier, ohne Amt oder Bestallung irgend einer Art, leben wir, um die Literatur fleißig und in unserer eigenen Art zu kultiviren. Wir hoffen auf Gesundheit und Seelenfrieden zur Beförderung unserer Plane, wir wünschen den Blumen, den Rosen unseres Gartens ein fröhliches Gedeihen; diese letzteren freilich müssen noch theilweise gepflanzt werden, aber wir sehen ihren Knospen schon entgegen. Zwei Ponies, die uns überall hintragen, und die frische Bergluft sind das beste Mittel für schwache Nerven. Diese tägliche, mir äußerst angenehme Bewegung ist die einzige Zerstreuung, der ich mich hingebe. Im ganzen Brittenlande gibt es kein so einsam gelegenes Fleckchen, als das, wohin wir uns zurückgezogen: der nächste Besucher ist sechs Meilen entfernt. Hier möchte Rousseau glücklich gewesen sein, wie auf der Petersinsel."

In wenigen, einfachen Zügen gibt er uns hier ein Bild von sich selbst, dem Manne, der die Welt mied, weil er das Glück schätzte, mit seinen eigenen Gedanken zu leben und zu verkehren.

Dennoch fühlte er sich 1830 veranlaßt, seinen Aufenthalt in London zu nehmen, und seiner literarischen Thätigkeit eine mehr produktive Richtung zu geben, als während der letzten Jahre, wo er nur dann und wann einen Artikel für gewisse Zeitschriften, z. B. für The Foreign Review schrieb.

In Fraser's Magazine erschien nun »Sartor Resartus.« Der große Censor seiner Zeit hat es mit edlem Freimuthe gewagt, in diesem Werke die Wahrheit auszusprechen, daß in England Vieles anders und besser sein könnte. „England ist das reichste Land der Welt," diese Behauptung hört man nirgends so häufig wiederholen, als in England selbst, gewöhnlich von der schon erwähnten Idee begleitet, daß hier die von Gott dem Vater bevorzugten Kinder leben, bevorzugt um ihrer höheren sittlichen Würde willen. — Anders, ganz anders war es nun mit Carlyle; inspirirt vom Geiste deutscher Philosophie, gelang es ihm, über diese Goldberge hinweg zu sehen, in die Tiefen der jammervollen Armuth, worin beinahe ein Viertel dieser reichsten Nation schmachtet; zugleich verschwand denn jede Ehrfurcht vor dem goldenen Ideal, und deutsche Kunst und Wissenschaft, deutsche Arbeitsamkeit und Genügsamkeit stieg hundertfach in seiner Anschauungsweise. — Das Werk erfuhr eine scharfe, mitunter ungerechte Kritik. Hätte er die Fehler seiner Zeit, mit Ausnahme Englands, geschildert, man würde ihn gelobt und ihm seinen Jean Paul'schen Styl verziehen haben.

Im Jahre 1837 erschien Carlyle's »The French Revolution« — ein historisches Produkt originellster Art; lebendige Darstellung, warmes Gefühl für die Menschheit und eine edle Großmuth sprechen zu uns von jeder Seite, die Fülle seiner tiefen Gedanken geht uns leider zum Theil verloren, indem weit hergeholte Vergleiche es unmöglich machen, die eigentliche Meinung des Verfassers zu enträthseln. Dennoch war es dieses Werk, das ihn seinem Volke als den großen Schriftsteller offenbarte. — Zwei Jahre nachher veröffentlichte er eine Sammlung seiner »Essays« und die Schrift »Chartism«. Etwas später folgte »Hero-Worship«, ursprünglich eine Reihe von Vorlesungen über diesen Gegenstand.

Demnächst im Jahre 1843 erschien »Past and Present«, eine Verherrlichung der Vergangenheit im Vergleiche zur Neuzeit, freilich mitunter in zu scharfen Umrissen, zu grellen Farbentönen. Er bezeichnet die Altzeit, nämlich den Geist derselben, als einen Herokönig, dessen Verwirklichung und Zurückberufung in's Leben einen Zustand vollkommener Glückseligkeit auf Erden herbeiführen würde.

Die »Latter-day Pamphlets« wurden im Jahre 1850 herausgegeben; sie waren gegen die Revolution von 1848 gerichtet, hießen die Anforderungen der Völker nicht gut, mißbilligten das Verharren der Fürsten, und nannten es unmöglich, daß aus solchen Zuständen der „Herokönig", d. h. eine neue bessere Zukunft hervorgehen könne.

Die Biographie seines wenig gekannten Freundes John Sterling wird kaum gelesen. Dagegen wächst Carlyle's Ruhm als Schriftsteller und als Mensch mehr und mehr, man kann ihn sogar populär nennen, wenn man die gebildetsten Klassen der Leser im Auge hat. Seine Ausdrucksweise ist ernst, bisweilen rauh; die Hoheit seiner Gedanken hat noch an Umfang gewonnen durch das Lesen der großen Deutschen. Flachheit, Gesinnungslosigkeit und Anmaßung hatten niemals einen furchtbarern Feind als eben Carlyle. Aber inmitten seines gerechten Zornes gibt er uns so manchen Beweis eines demüthigen, aufrichtigen und freundlichen Geistes, daß er die strengste Wahrheit mit einer Freimüthigkeit aussprechen darf, welche dieses Zeitalter kaum einem andern lebenden Menschen gestatten würde.

Carlyle's neuestes historisches Werk „Friedrich der Große" würde seine Popularität sogar in den weitesten Kreisen außer Frage gestellt haben, wenn nicht die deutsche Geschichte nur einem auserlesenen Cirkel in England bekannt wäre; eben dieser Cirkel nun stellt das Werk um so höher, als der deutsch-englische Styl dem verwandten Stoffe angemessener ist, als dieß bei der Geschichte der französischen Revolution der Fall war.

Lang lebe Carlyle, dem es gelungen, in die geheimnißvolle Tiefe deutschen Geistes und Gemüthes einzudringen, den seine Göttin geweiht hat zum würdigen Priester im großen Heiligthume deutscher Literatur!

Göttliche Reminiscenz.

Von **Eduard Mörike**.

Illustrirt von **Eugen Neureuther**.

Πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο.

Vorlängst sah ich ein wundersames Bild gemalt,
Im Kloster der Karthäuser, das ich oft besucht.
Heut, da ich im Gebirge droben einsam ging,
Umstarrt von wild zerstreuter Felsentrümmersaat,
Trat es mit frischen Farben vor die Seele mir.

An jäher Steinkluft, deren dünn begraster Saum,
Von zweien Palmen überschattet, magre Kost
Den Ziegen beut, den steilauf weidenden am Hang,
Sieht man den Knaben Jesus sitzend auf Gestein;
Ein weißes Vließ als Polster ist ihm unterlegt.
Nicht allzu kindlich däuchte mir das schöne Kind;
Der heiße Sommer, sicherlich sein fünfter schon,
Hat seine Glieder, welche bis zum Knie herab
Das gelbe Röckchen decket mit dem Purpursaum,
Hat die gesunden, zarten Wangen sanft gebräunt;
Aus schwarzen Augen leuchtet stille Feuerkraft,
Den Mund jedoch umfremdet unnennbarer Reiz.
Ein alter Hirte, freundlich zu dem Kind gebeugt,
Gab ihm soeben ein versteinert Meergewächs,
Seltsam gestaltet, in die Hand zum Zeitvertreib.
Der Knabe hat das Wunderding beschaut, und jetzt,
Gleichsam betroffen, spannet sich der weite Blick
Entgegen dir, doch wirklich ohne Gegenstand,
Durchdringend ew'ge Zeitenfernen, grenzenlos:
Als wittre durch die überwölkte Stirn ein Blitz
Der Gottheit, ein Erinnern, das im gleichen Nu
Erloschen sein wird; und das welterschaffende,
Das Wort von Anfang, als ein spielend Erdenkind
Mit Lächeln zeigt's unwissend dir sein eigen Werk.

Die Einheit des Menschengeschlechts.

Zwei wissenschaftliche Unterhaltungen

von

Dr. Otto Köstlin.

I.

Der höchste Gegenstand der Naturforschung ist der Mensch. So muß es denn schon im Allgemeinen als eine Frage von großer Wichtigkeit erscheinen, wie man die Unterschiede in Gesichtsform, in Hautfarbe und in Haarform aufzufassen habe, welche der Mensch an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche zeigt. Sind diese Unterschiede ursprünglich vorhanden gewesen, mit dem Menschen erschaffen worden, oder sind sie erst durch die Wirkung äußerer Einflüsse im Laufe der Zeit entstanden? Denkt man sie als ursprüngliche, so war das Menschengeschlecht von Anfang an aus verschiedenen, durch ihre Körperbeschaffenheit von einander getrennten Gruppen zusammengesetzt, welche als besondere Arten oder Spezies angesehen werden müssen; im andern Falle aber bestand ursprünglich nur Eine Spezies Mensch, und die Verschiedenheiten, welche wir jetzt bemerken, sind aus jener Urform als Varietäten oder Spielarten hervorgegangen.

Zu dem allgemeinen wissenschaftlichen Interesse, welches sich an diese Frage knüpft, kommt noch ein zweites, welches als das praktische bezeichnet werden kann. Die Naturwissenschaft hat zwar ihr eigenes Gebiet, auf welchem sie sich unabhängig von anderen Gebieten bewegt und entwickelt. Aber sie berührt doch vielfältig andere Lebensgebiete, und wenn ihre Ergebnisse auf diese bestimmend einwirken, so kann es auch nicht fehlen, daß jene anderen Gebiete einen gewissen Einfluß auf die Anschauungen der Naturforscher ausüben. Insbesondere tritt die Frage von der Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechtes zu gewissen sozialen und religiösen Problemen in eine nähere Beziehung.

Das Verhältniß der Sklaverei bestand im Alterthum und besteht jetzt noch bei barbarischen Völkern zwischen Siegern und Besiegten. Aber in Amerika hat es sich anders gestaltet; dort besteht es zwischen einer höheren, herrschenden, und einer tieferen, geknechteten Rasse. Der Sklave gehört seinem Herrn nicht durch Gewalt oder durch ein erworbenes Recht, sondern durch ein Naturgesetz ist die niedere Rasse zur Sklavin der höheren bestimmt. So wurde die Sklaverei völlig in ein System gebracht, und dieses setzte voraus, daß das Menschengeschlecht in mehrere Spezies zerfalle, welche ursprünglich verschieden und im Range, in der Dignität einander untergeordnet seien. Wie das eine Thier das andere, der Fleischfresser den Pflanzenfresser für seine Zwecke benützt, so sollte der Schwarze den Zwecken des Weißen dienen. Die soziale Institution der Sklaverei machte sich aber in Amerika nicht bloß auf politischem Gebiete geltend, sondern gerade unter den amerikanischen Naturforschern, unter Männern, wie Morton, Nott und Gliddon, hat die Ansicht von der Vielheit des Menschengeschlechtes ihre entschiedensten Anhänger gefunden. Man kann sich dem Gedanken nicht verschließen, daß die politischen und sozialen Anschauungen, in welchen diese Männer herangewachsen und erzogen worden sind, auch auf ihren wissenschaftlichen Standpunkt in dieser Frage nicht ohne Einfluß bleiben konnten, daß hier die sozialen Probleme, welche den nordamerikanischen Freistaat auf's Tiefste erschüttern, auch die ruhige und vorurtheilslose Auffassung des Naturforschers getrübt haben. Sicher könnte es ja für die Begründung der Sklaverei keine festere Stütze geben, als wenn es sich nachweisen ließe, daß in der That einzelne Menschenrassen von den andern ursprünglich verschieden, mit geringeren körperlichen Vorzügen und schwächeren geistigen Fähigkeiten begabt, also zur Unterordnung unter die höheren Rassen eigentlich geschaffen seien.

Andere Gegner fand die Einheit des Menschengeschlechtes unter den Kritikern, welche mit den übrigen Büchern der heiligen Schrift auch den mosaischen Schöpfungsbericht zum Gegenstande einer freien, durch keine Voraussetzungen gehemmten Erörterung machten. Von den Zeiten der französischen Encyklopädisten bis auf unsere Tage herab hat es immer theils Naturforscher, theils Philosophen, theils Gebildete im Allgemeinen gegeben, welchen es mit den Gesetzen des gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes unvereinbar schien, daß alle verschiedenen Menschenrassen aus einem ersten Menschenpaare entstanden seien. Die Unterschiede, welche diese Rassen von einander trennen, schienen durch ihre Größe die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprunges auszuschließen. Aus dieser Schwierigkeit schöpften nun viele Gegner der Autorität der heiligen Schrift ein neues Argument, indem sie den mosaischen Schöpfungsbericht als unvereinbar mit den naturwissenschaftlichen Thatsachen darstellten.

Hier ist vor Allem hervorzuheben, daß Religion und Naturwissenschaft, Glaube und Wissen wesentlich getrennte Gebiete darstellen. In den Naturwissenschaften ruht alles Erkennen auf der sinnlichen Wahrnehmung, der Glaube aber stützt sich auf Eindrücke und Erfahrungen aus einer höheren, übersinnlichen Ordnung der Dinge. Daher können Glaube und erfahrungsmäßiges Wissen im Allgemeinen gar nicht in

Collision kommen. Aber einzelne Fälle gibt es, wo Bibel und Naturwissenschaft sich berühren. Dieß sind jene Stellen der heiligen Schrift, welche von bestimmten natürlichen Vorgängen berichten. Hier mußte die Naturwissenschaft nach ihren eigenen Grundsätzen die Berichte prüfen, und es hat bei dieser Vergleichung an einzelnen Widersprüchen nicht gefehlt. Galilei's Verurtheilung ist in den Annalen der Wissenschaft ewig denkwürdig geworden; aber die Religion hat dadurch keinen Schaden gelitten, daß unsere Erde jetzt von Allen als ein um die Sonne bewegter Planet erkannt wird. Auf ähnliche Weise haben die geologischen Forschungen der neueren Zeit zu einer anderen Anschauung von der Entstehung der Erde geführt, als sie sich bisher aus der buchstäblichen Auffassung der mosaischen Schöpfungsgeschichte ergeben hatte. Sicher wird auch hier der Autorität der heiligen Schrift kein wirklicher Eintrag geschehen, wenn der mosaische Bericht als eine allgemeine Darstellung der Hauptmomente des Schöpfungsaktes und nicht als eine in's Einzelne gehende und allen Bedingungen der Erfahrungswissenschaften genügende Geschichte der Erdbildung aufgefaßt wird.

Nun entsteht die Frage, ob zu diesen Punkten, wo die Naturwissenschaft mit der Bibel zu collidiren scheint, auch die Erzählung von der Erschaffung des ersten Menschenpaares und die biblische Lehre von der adamitischen Abstammung aller Menschen gerechnet werden soll. Schon im 17. Jahrhundert versuchte La Peyrère der biblischen Lehre dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er annahm, die Erzählung von Adam und Eva und ihren Nachkommen beziehe sich nur auf das jüdische Volk und nicht auf die Heiden, in ähnlicher Weise, wie einige Amerikaner die biblische Lehre nur für die weiße Rasse in Anspruch genommen haben.

Die Frage von der Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechtes kann nur dann gelöst oder wenigstens ihrer Lösung zugeführt werden, wenn die Untersuchung weder durch soziale, noch durch religiöse Motive getrübt wird. Führt aber die Erörterung zu dem Schlusse, daß das Menschengeschlecht nur Eine Spezies bilde, so ist damit keineswegs die Abstammung der Menschen von einem Paare bewiesen, sondern es sind nur diejenigen Hindernisse weggeräumt, welche gegen jene Abstammung in den Thatsachen der Naturwissenschaft zu liegen scheinen. In den Erfahrungswissenschaften ist es unmöglich, über Vorgänge zu entscheiden, welche, wie die Erschaffung des Menschen, jenseits aller Erfahrung liegen.

Zunächst ist es nöthig zu zeigen, was man überhaupt in den Naturwissenschaften unter einer Art oder Spezies zu verstehen habe. Dieser Begriff läßt sich genau nur auf Organismen, auf Pflanzen und Thiere anwenden; er bildet den eigentlichen festen Punkt der organischen Systeme. Die Spezies ist der Inbegriff aller organischen Individuen, die in ihren wesentlichen Eigenschaften unter einander übereinstimmen. Diese wesentlichen, spezifischen Eigenschaften erhalten sich unverändert, entstehen und vergehen nicht in der Aufeinanderfolge der Generationen, während Klima und Lebensweise auf die unwesentlichen Eigenschaften vielfach verändernd einwirken. Die Charaktere der Spezies werden also durch die Fortpflanzung von einer Generation auf die andere übertragen. Jede Spezies weist daher auf einen gemeinsamen Ursprung hin, in welchem sie durch eine kleinere Zahl von Individuen vertreten war. Gegenüber von andern ist jede Spezies scharf abgegrenzt. Innerhalb der Spezies selbst drückt sich die Verwandtschaft der Individuen dadurch aus, daß sie unter einander in unbeschränkter Weise fortpflanzungsfähig sind. Zwischen verschiedenen Spezies ist entweder gar keine Fortpflanzung möglich, oder die Bastarde, welche aus dieser Vermischung entspringen, sind unmittelbar oder in einer der nächstfolgenden Generationen unfruchtbar; so verhalten sich z. B. die Maulthiere, Bastarde von Pferd und Esel.

Innerhalb der Spezies selbst besteht keineswegs eine völlige Gleichheit der Individuen. Geschlecht und Alter bedingen mannigfache Verschiedenheiten. Außerdem aber führen äußere Umstände, wie Klima, Nahrung, Lebensweise überhaupt, nicht selten bei längerer Dauer solche Veränderungen herbei, welche nicht mit dem einzelnen Thier, der einzelnen Pflanze erlöschen, sondern durch eine längere Reihe von Generationen sich forterben. Hierauf beruhen die Rassen oder Varietäten, wie sie vorzüglich bei Kulturpflanzen und Hausthieren vorkommen und in ihrem zeitlichen Entstehen und Vergehen öfters genau verfolgt worden sind. Zwischen verschiedenen Rassen einer und derselben Spezies ist die Fortpflanzung unbeschränkt, und die Mischlinge, welche aus diesen Verbindungen entspringen, sind unbedingt fruchtbar.

Wie nun die Spezies ein in sich geschlossenes, nach außen begrenztes Ganzes bildet, so steht auch jede Spezies zu ihrer Umgebung, zu Boden, Wasser und Luft, in eigenthümlicher Beziehung. Bau und Thätigkeit der Spezies ist dieser Umgebung angemessen, und jede Spezies von Pflanzen oder Thieren dehnt sich daher auch nur über eine gewisse Strecke des Landes oder des Wassers aus, welche man als ihren Verbreitungsbezirk bezeichnet. Man nimmt an, daß die Spezies in diesem Bezirke auch erschaffen sei, daß in ihm ihr Schöpfungsmittelpunkt liege, an welchem sie in einer kleineren Zahl von Individuen zuerst in's Dasein getreten sei. Von diesen Mittelpunkten aus verbreiteten sich die Spezies nach allen Richtungen hin. Winde und Wasserströmungen führten Pflanzen und Thiere, pflanzliche und thierische Keime an entferntere Punkte, Thiere wanderten nach inneren, unbestimmten Trieben aus, und die Spezies siedelten sich an neuen Orten an, wenn die neue Umgebung den Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation entsprach. Nicht selten verdrängte hiebei eine Spezies die andere; wie z. B. unsere Hausratte fast ganz von der Wanderratte verdrängt worden ist, welche seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts vom kaspischen Meere her nach Westen wanderte.

Nun entsteht also die Frage, ob auch das Menschengeschlecht verschiedene Spezies enthalte, ob vielleicht der Kaukasier, der Mongole und der Neger solche darstellen. Die Maßstäbe für die Beantwortung dieser

Frage sind in der vorhin gegebenen Schilderung der Spezies enthalten. Stellen wirklich die Menschenrassen ursprünglich verschiedene, als solche im Anfang entstandene Formen des Menschengeschlechtes dar, so müssen sie von einander vor Allem scharf geschieden sein; — dann dürfen die unterscheidenden Charaktere nicht im Laufe der Zeit, in der Aufeinanderfolge der Generationen entstanden oder vergangen sein; — weiter dürfen sich diese Rassen unter einander gar nicht oder nur bedingt fortpflanzen; — endlich muß sich für jede ihr eigener Schöpfungsmittelpunkt und Verbreitungsbezirk nachweisen lassen.

Die wichtigsten Charaktere, durch welche sich die Menschenrassen in körperlicher Beziehung von einander unterscheiden, liegen theils an der Körperoberfläche, in der Farbe der Haut und der Haare und in der Form der Haare, theils im Knochensysteme, in der Form der Knochen, welche den Kopf mit seinem Gesichts- und Schädeltheile darstellen.

Der menschliche Körper ist, wie der Körper der höheren Thiere, von einer gefäß- und nervenreichen Bedeckung, von der Lederhaut, eingeschlossen. Diese selbst aber wird überzogen von der Oberhaut, welche weder Gefässe noch Nerven besitzt und, während sie sich immer von ihrer Unterlage her erneuert, an der äußeren Oberfläche fortwährend abgenützt und abgestoßen wird. Diese Oberhaut zeigt an verschiedenen Punkten verschiedene Dicke; an besonderen Körperstellen entwickelt sie sich zu Nägeln oder Haaren. Diese Hervorragungen der Körperoberfläche haben zur Eintheilung der Thiere vielfach gedient; Huf- und Klauenthiere werden als Gruppen der Säugethiere unterschieden, und die Farbe, Form und Anordnung der Haare oder Federn ist für die Eintheilung der Säugethiere und Vögel besonders wichtig geworden. So wurde denn auch die Eintheilung der Menschenrassen vor Allem auf die Farbe und Form der Oberhaut und ihrer haarförmigen Anhänge gegründet.

Die tiefsten und jüngsten Schichten der Oberhautzellen sind der Sitz des Farbstoffes, welcher die Farbe der Haut bestimmt. Nur bei den Albinos fehlt dieser Farbstoff ganz, sowohl in der Haut, als im Grunde des Auges, aber nicht durch eine Art von Rasseneigenthümlichkeit, sondern in Folge von mangelhafter Entwicklung. Die verschiedene Tiefe seines Tones bedingt in der Haut lichtere und dunklere Färbungen, die helle Haut des Europäers, die braune Farbe des Malayen, Amerikaners und Mongolen, endlich die schwarze Hautfarbe des Negers. Mit der Farbe der Haut hängt die Haarfarbe unmittelbar zusammen. Nur die hellfarbigen Stämme haben lichte Haare; sowohl die braunen, als die schwarzen Stämme sind durch schwarzes Haar ausgezeichnet.

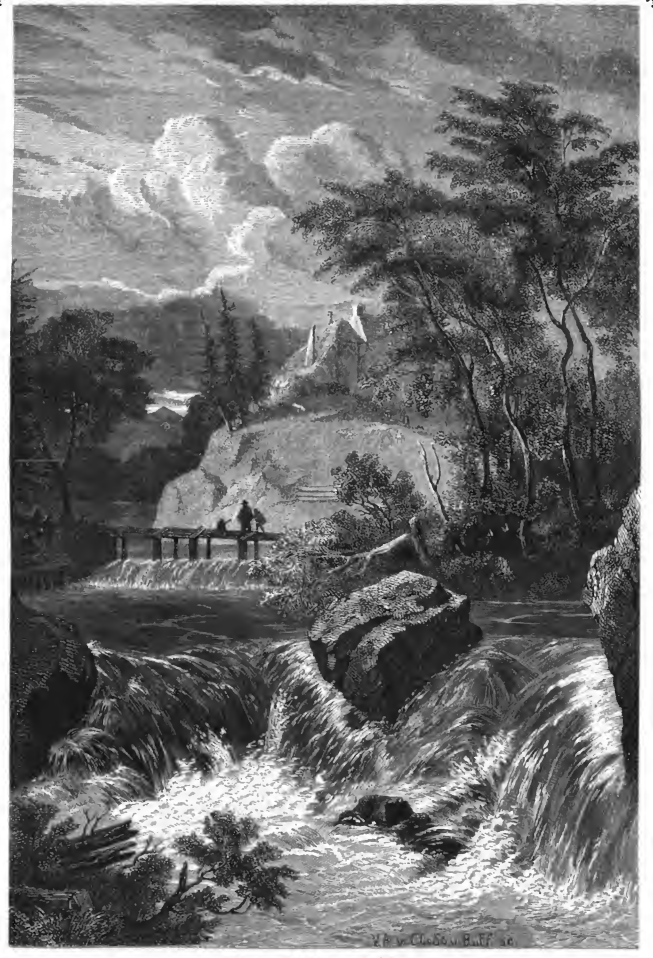
Nach der Haarform unterscheidet man schlichtes, gelocktes und wolliges Haar. Das erste ist besonders den mongolischen und amerikanischen Stämmen eigen; das zweite findet sich häufig bei den Europäern; die dritte Haarform ist die eigenthümlichste und zeichnet vorzüglich die Negerstämme aus.

Welche Haut- und Haarfarbe, welche Haarform die schönste, dem menschlichen Ideale am meisten entsprechende sei, läßt sich nicht nach allgemeinen Grundsätzen entscheiden. In der Regel zieht jede Rasse ihre Eigenthümlichkeiten denen aller andern Rassen vor. Gott und Teufel werden mit dem Gegensatze von lichter und dunkler Hautfarbe bei verschiedenen Menschenrassen in eine sehr verschiedene Beziehung gebracht.

Wichtiger als diese äußeren Charaktere ist die Form des Kopfes. Dieser bildet in seinem oberen Theile die feste, knöcherne Kapsel, in welcher das Gehirn eingeschlossen liegt; sein unterer Theil umschließt in der Nasen- und Mundhöhle die Anfänge jener innern Höhlen und Kanäle, welche der Athmung und Ernährung dienen. Man unterscheidet daher am Kopfe den Schädeltheil und den Gesichtstheil. In beiden prägen sich die Eigenthümlichkeit der einzelnen Menschenrassen aus.

Von allen Thieren, auch von den höchsten Affen, unterscheidet sich der Mensch durch die Entwicklung seines Schädels, welche gleichen Schritt hält mit der überwiegenden Ausbildung des Gehirns. Indem die Schädelkapsel sich nach allen Richtungen, nach vorn, nach oben, nach hinten und nach den Seiten zur Aufnahme des am höchsten entwickelten Seelenorganes stark auswölbt, tritt nach hinten hervor ein breites Hinterhaupt, und das Gelenk zwischen Kopf und Wirbelsäule rückt an die untere Schädelfläche; nach vorn aber kehrt der Schädel zum ersten Male die breite Fläche der Stirn. Unter diese treten die Kinnladen zurück, und es entwickelt sich so nach vorne die Gesichtsfläche, welche unter der Stirn die Augen, die Nase, die Mundöffnung mit der obern und untern Kinnlade umschließt und nach den Seiten vom äußern Ohre begrenzt wird. Unter die Kapsel, welche das Gehirn umschließt, ziehen sich also beim Menschen jene Kopftheile zurück, welche nur zum Stoffwechsel in nähere Beziehung treten.

Von den verschiedenen Formen, welche der Kopf des Menschen darbietet, müssen vor allem jene ausgeschieden werden, die auf einer krankhaften oder künstlichen Verbildung des Kopfes beruhen. Dahin gehören zunächst die Mikrocephalen, Menschen mit sehr kleinem Schädelraume und wenig entwickeltem Gehirn, Formen, welche auf eine krankhafte Hemmung in der Ausbildung jener Organe hinweisen und bisweilen von Spekulanten als besondere Menschenrassen, z. B. vor einigen Jahren als Azteken, dem Publikum vorgeführt wurden. Dann gehören hieher die langgezogenen, künstlich verbildeten Schädel, wie sie an zwei verschiedenen, weit entfernten Punkten der Erdoberfläche, in den Gräbern der alten Peruaner und unter den Resten der alten, vorderasiatischen Avaren gefunden worden sind. Noch jetzt besteht unter amerikanischen Stämmen, z. B. unter den Indianern des Oregongebietes, die Sitte, den Kopf der kleinen Kinder, so lange die Schädelknochen eine gewisse Beweglichkeit haben, durch mehrfach umgeschlungene Binden zusammenzupressen und so eine nach hinten und oben lang ausgezogene Schädelform mit flacher, schief ansteigender Stirn hervorzubringen. Ohne Zweifel verdanken die langgezogenen Schädel der alten Peruaner und Avaren ihren Ursprung einer ähnlichen Behandlung.



Wasserfall. Von Ruysdael. (S. Seite 131.)

Am normalen Kopfe wird zuerst das Verhältniß zwischen Länge- und Breitedurchmesser des Schädels berücksichtigt. Ueberwiegt der erstere Durchmesser bedeutend, so entsteht der schmale Schädel des Negers; er ist seitlich plattgedrückt, nach vorn keilförmig verschmälert, und Stirn und Hinterhaupt sind schmal vorgewölbt. Das andere Extrem stellt der breite Schädel des Mongolen dar; hier nähert sich der Querdurchmesser des Schädels dem Längedurchmesser; Hinterhaupt und Stirn sind breit, flach, wenig hervortretend. Die Mitte zwischen beiden Extremen hält der ovale Schädel des Europäers mit breiter Wölbung von Hinterhaupt und Stirne. Wir sind gewöhnt, diese ovale Form als die schönste, am meisten harmonische und ebendamit als die vollkommenste anzusehen. Aber im Allgemeinen läßt sich nicht entscheiden, ob die ovale, die schmale oder die breite Form am höchsten stehe. Insbesondere ist noch keineswegs entschieden, ob die eine Form, z. B. die schmale Form des Negerschädels, dem eingeschlossenen Gehirn einen kleineren Raum gewähre, als die übrigen Formen, ob sie ebendamit auf eine geringere Entwicklung der vom Hirn vermittelten höheren geistigen Thätigkeiten hinweise.

Im Gesichtstheile des Kopfes beruhen die Unterschiede auf dem stärkeren oder schwächeren Hervortreten des vorderen Randes der Kinnladen. Die stärkste Hervortreibung der Kinnladen zeigen die Neger; sie ist hier verbunden mit einer Neigung der obern und untern Schneidezähne nach vorn und drückt sich auch in den Weichtheilen des Gesichtes aus durch das wulstige Vortreten der Lippen. Es ist kein Zweifel, daß die Negerstämme durch diesen Charakter sich den höchsten Affen nähern; die Eigenthümlichkeit des Menschen beruht ja eben auf dem Zurückweichen der Kinnladen unter den dominirenden Schädeltheil des Kopfes, und je stärker dieses Uebergewicht des Schädels sich ausprägt, desto höher ist der Platz in der Reihe der menschlichen Kopfformen.

Endlich sind am Kopfe noch jene Theile von Bedeutung, welche den Schädel mit dem Gesichte verbinden. Zwischen den Augenhöhlen senken sich von der Stirne zu der obern Kinnlade die Nasenbeine als Decke der Nasenhöhle herab. Diese sind bei schmalem Schädel, wie bei den Negern, schmal und flach; ebenso bringt die flache Stirn der breitschädligen mongolischen Völker eine Verflachung der Nasenbeine mit sich; nur bei ovalem Schädel, wie bei den europäischen Stämmen, erhält mit der breitgewölbten Stirn auch die Nase eine schönere, vollere Wölbung. Am äußeren Rande der Augenhöhlen wird die Stirn mit dem Oberkiefer durch die Jochbeine oder Wangenbeine verbunden. Die Form des Gesichtes wird bestimmt durch den Vorsprung, welchen die Wangenbeine nach den Seiten bilden. Dieser Vorsprung ist am größten bei dem breiten Kopfe der mongolischen Stämme; da die Stirne sich nach oben, der Unterkiefer sich nach unten verschmälert, so erhält das Gesicht bei diesen Stämmen ein rautenförmiges Ansehen. Bei ovalen und länglich schmalen Schädeln treten die Jochbeine viel weniger seitlich hervor. Es läßt sich nicht entscheiden, welche Form der Nasen- und Jochbeine im Allgemeinen eine höhere Entwicklungsstufe des menschlichen Typus bezeichne.

Aus diesen verschiedenen Gebieten, aus der Farbe der Haut und Haare, aus der Form der Haare, endlich aus der Form des Kopfes werden die Charaktere hergenommen, welche zur Unterscheidung der Menschenrassen dienen. Die Eintheilung dieser Rassen ist zu verschiedenen Zeiten auf sehr verschiedene Weise versucht worden; aber man kommt immer wieder auf die ursprüngliche Eintheilung Blumenbachs mit kleinen Verbesserungen zurück. Nach diesem ersten Begründer der vergleichenden Ethnographie unterscheidet man drei Hauptrassen, die kaukasische, die mongolische und die Negerrasse; und an diese schließen sich zwei Neben- oder Mittelrassen an, die amerikanische und die polynesische.

Die kaukasische Rasse zeichnet sich aus durch ovalen Schädel, breitgewölbte Stirn, ausgebildete Nase, schwaches Hervortreten der Kinnladen und Jochbeine, durch lichte Farbe der Haut und Haare, endlich durch schlichtes oder gelocktes Haar. Als Charaktere der mongolischen Rasse werden aufgestellt: breiter Schädel, wenig vorspringendes Hinterhaupt, flache Stirn und Nase, flaches Gesicht überhaupt mit seitlich vortretenden Jochbeinen, lange, seitlich erhobene Augenlidspalten, gelbe bis braune Hautfarbe, schwarzes, schlichtes Haar. Die Negerrasse endlich ist charakterisirt durch schmalen, keilförmigen Schädel, durch schmales Gesicht, schmale und flache Nase, durch vortretende Kinnladen, wulstige Lippen und schiefstehende Schneidezähne, durch schwarze Hautfarbe und durch schwarzes, wolliges Haar. Dieß sind die drei ausgeprägten Hauptrassen des Menschengeschlechtes. Zwischen ihnen stehen Nebenrassen, deren Charaktere weniger scharf umschrieben sind, und welche daher eher Mittelformen zwischen den extremen Rassen darstellen. Die eine dieser Rassen, die amerikanische, ist der mongolischen verwandt durch breiten Schädel, vorragende Jochbeine, braune Hautfarbe, schwarzes, schlichtes Haar; aber sie weicht von ihr ab und nähert sich den kaukasischen Formen durch entwickeltere Gesichtszüge, durch gewölbtere Nase und stärkere Lippen. Die andere, die polynesische Rasse, hat zwar zum Theil noch vorragende Jochbeine, wie die mongolischen Stämme; aber ihre vorragenden Kiefer nähern sie mehr den Negern. Ihre Haut ist theils braun, theils schwarz; ihr Haar ist schwarz und theils schlicht, theils gelockt. So steht diese Rasse in der Mitte zwischen mongolischen und Negerformen; sie zerfällt in mehrere Zweige, von welchen die braunen Malayen sich mehr der mongolischen Rasse, die schwarzen, schlichthaarigen Alfurus und die schwarzen, gelockthaarigen Papuas sich mehr der Negerrasse annähern; einzelne Glieder des malayischen Zweiges erinnern ganz an kaukasische Formen.

Faßt man diese fünf Rassen als die Hauptformen des menschlichen Typus auf, so treten sie in ganz besondere Beziehung zu gewissen Hauptgruppen der Kontinente und Inseln an der Oberfläche unseres Erdkörpers. Die geographische Gliederung der Erdoberfläche entspricht jener Rassengliederung in auffallender Weise. Die mongolische Rasse gehört wesentlich dem asiatischen Kontinente an. Sie bewohnt Hochasien und die Län-

der, welche sich im Südosten, im Osten und Norden an die Abhänge jenes Hochlandes anschließen. Ebenso beherrscht die Negerrasse den afrikanischen Kontinent; südlich von der Saharawüste werden alle Stämme Afrika's zu dieser Rasse gerechnet. Die Wohnsitze der kaukasischen Rasse liegen in der Mitte zwischen dem asiatischen und afrikanischen Kontinent. Es sind jene langgestreckten, vielfach eingeschnittenen Landstriche, welche das mittelländische Meer, den persischen und arabischen Meerbusen im Norden und Süden begrenzen und sich im Allgemeinen in der Richtung von Nordwest nach Südost ausdehnen. Gegenüber von diesen Rassen der alten Welt bewohnt die amerikanische Rasse Amerika mit den anliegenden Inseln vom Nordpolarmeere herab bis zur Südspitze des Feuerlandes; ihre Ausdehnung geschieht also in der Richtung des Meridianes. Die polynesische Rasse aber erstreckt sich über das ganze Inselmeer von Madagaskar bis zur Osterinsel, also im Süden des asiatischen Kontinentes von der Ostküste Afrika's bis zur Westküste Amerika's; sie dehnt sich aus in der Richtung der Breitegrade.

Sollte nicht hierin ein Fingerzeig liegen, daß die fünf Menschenrassen eben so viele Spezies darstellen, von welchen jede ihren eigenen, geographisch umschriebenen Verbreitungsbezirk hat, daß ferner innerhalb dieses Verbreitungsbezirkes der Schöpfungsmittelpunkt jeder einzelnen Menschenrasse zu suchen sei?

Die großen Abtheilungen der Erdoberfläche, welche den Hauptrassen des Menschengeschlechtes entsprechen, zeichnen sich zugleich durch besondere Thierformen von einander aus. Der Gegensatz zwischen dem asiatischen und afrikanischen Kontinente ist ausgeprägt in dem zweihöckerigen und einhöckerigen Kameele, in dem indischen und afrikanischen Elephanten, in den zwei größten, menschenähnlichen Affen, Orang und Gorilla, in besondern Geschlechtern der Wiederkäuer, wie Hirsch und Antilope, Stier und Giraffe. Stärker sind die Gegensätze zwischen alter und neuer Welt. Nahe verwandt ist noch der Auerochs Europa's mit dem Bison Amerika's. Schärfer treten sich entgegen das Kameel und das höckerlose Lama, die Affen der alten Welt mit fünf und die Affen der neuen Welt mit sechs Backenzähnen, der starke Löwe und der schwächere, mähnenlose Cuguar, der Leopard und der Jaguar, das europäische Schwein und das amerikanische Pekari, der afrikanische Strauß und der amerikanische Nandu. Noch eigenthümlicher sind die Thierformen der polynesischen Welt, besonders Australiens und der benachbarten Inseln. Dort finden sich von den Säugethieren jene Gattungen mit unvollkommen entwickelten Geschlechtsorganen, nämlich die Beutelthiere, das Stachelschwein und Schnabelthier Neuhollands. Auf jenen Inseln wohnten einst und wohnen noch jetzt zahlreiche Vogelgeschlechter mit unvollkommenen Flügeln und theils mit raschem Gang, wie die noch lebenden Casuare und der ausgestorbene Moa, theils mit kurzen Beinen und schwerbeweglichem Körper, wie der noch lebende Apteryx und der ausgestorbene Dodo.

So würde die Erdoberfläche in fünf große Gruppen zerfallen, jede geographisch umgrenzt und jede ausgezeichnet durch eigene Thierformen und durch eine besondere, hier entstandene Menschenrasse. Asien hätte für sich die breitschädlige mongolische, Afrika die schmalschädlige Negerrasse; die Zwischenländer wären ausgezeichnet durch die kaukasische Rasse, deren ovaler Schädel die Mitte hält zwischen den Extremen der asiatischen und afrikanischen Formen. Die amerikanische Rasse dehnte sich durch Amerika in der Richtung der Meridiane, die polynesische Rasse durch Polynesien in der Richtung der Breitegrade aus, beide Mittelformen zwischen den extremen Rassen der großen Kontinente der alten Welt.

Auf diese Weise würden wir dahin geführt, das Menschengeschlecht in fünf Spezies zu spalten, welche sich nach Art der thierischen oder pflanzlichen Spezies gegenüberstehen, jede mit ihren Eigenthümlichkeiten ursprünglich erschaffen, jede von den übrigen scharf getrennt, jede von einem besonderen Schöpfungsmittelpunkte ausgegangen und über einen bestimmten Bezirk verbreitet. Hiemit stünden wir im Wesentlichen auf dem Standpunkte von Agassiz, welcher zwar behauptet, der Mensch bilde nur Eine Spezies, aber zugleich annimmt, das Menschengeschlecht sei an verschiedenen Stellen der Erdoberfläche ursprünglich in verschiedenen Formen, entsprechend der verschiedenen Umgebung, erschaffen worden. Sind wirklich schon im Anfang solche verschiedene Formen des menschlichen Typus entstanden, so können sie unmöglich als Glieder Einer Spezies betrachtet werden. Denn was ursprünglich verschieden war, muß auch als wesentlich verschieden angesehen werden, und die ursprünglich verschiedenen Formen müssen die Ausgangspunkte für verschiedene Spezies gebildet haben.

Es wird Gegenstand unserer zweiten Unterhaltung sein, zu prüfen, ob man wirklich berechtigt ist, die Menschenrassen als ursprünglich verschieden, als eben so viele Spezies oder Arten des Menschengeschlechtes anzusehen.

Charlotte von Kalb.

Eine Lebensbeschreibung von J. C. A. Pfälzer.

(Fortsetzung von S. 87.)

3. Am Musenhofe zu Weimar.

Von Mannheim aus begab sich Charlotte in die goldene Aue nach Kalbsried, dem Landgute ihres Schwiegervaters. Einsam verstrichen ihr dort die Tage, „wie ein flaches Gefilde ohne Unterbrechung", nur die reiche Büchersammlung gewährte ihrem Geiste Beschäftigung und Unterhaltung. Sie las mit Eifer Voltaire's, Robertsons und Rollins historische Werke; auch Herders Schriften wurden ihr jetzt zuerst bekannt und sie empfand „die geistige Macht seiner offenbarenden Anschauungen". Doch es gab für sie noch einen höheren Genuß: sie schöpfte ihn aus dem Briefwechsel mit Schiller, der jetzt in Dresden lebte. „In seinen Briefen," äußert sie, „war die Sprache der Unbefangenheit, wie das Gemüth sie nur mittheilen möchte einem Wesen, das auf der Bahn des Lebens wir nie zu verlassen gedenken." Allein plötzlich gerieth sie in ernste Gefahr, die geliebten Schriftzüge des Freundes nicht mehr zu schauen. Eines Morgens, als sie ein Blatt zur Hand genommen, schwammen ihr die Zeilen zu vollkommener Unterscheidungslosigkeit zusammen: das Licht ihrer Augen, von jeher schwach, drohte gänzlich zu erlöschen. Um ärztliche Hilfe zu finden, begab sie sich nach Gotha, wo sie den Dichter und Theaterdirigenten Gotter kennen lernte, und von hier kam sie im Sommer 1787 nach Weimar, wo Hufelands nachdrückliche Behandlung ihrem Augenleiden einstweilige Heilung brachte.

In Weimar wohnte sie in demselben Hause mit Wielands Tochter Sophie, der jungen Gattin des Philosophen Reinhold; durch die Tochter trat sie in Verbindung mit Wieland selber, der sich der lebhaften Theilnahme freute, welche Charlotte seinen Gesprächen und literarischen Mittheilungen entgegentrug. Wichtiger wurde für sie die Bekanntschaft mit Herder. Auf einer Partie nach Tieffurt, zu dem Landsitze der Herzogin Mutter Amalie, sah sie ihn und seine Gattin zuerst, und bald bildeten sich zwischen ihnen herzliche Beziehungen. Charlotte weihte dem hohen Manne ihre ganze Verehrung; „seine persönliche Erscheinung," sagt sie, „entsprach dem Gewicht und der Anmuth seiner literarischen Wesenheit"; seine Predigten, die sie häufig hörte, waren ihr „gleich dem Psalter, mächtig glühendes Feuer der Andacht," sie vermochten „das Leben zu erwecken und die ewige Pilgerschaft zu erhellen." Was Charlotte noch nie erblickt, das sah sie bei Herder: „die Leiden Derer, die sich tieferen Forschungen geweiht". Ja sie erklärt, „daß die erhabenste Anschauung und Freude ihr nicht geworden wäre, wenn sie seiner Gegenwart sich nicht erfreut — ihn nicht vernommen hätte."

Weimars ersten Glanzstern dagegen sollte sie für jetzt nicht schauen: Goethe weilte in Italien. Indeß konnte ihr des Dichters vertraute Freundin, Frau von Stein, mit der sie bald eine nähere Bekanntschaft knüpfte, gar Manches von ihm erzählen, gar manchen jener schönen Briefe und Verse mittheilen, die sie von seiner Hand empfangen hatte. Und die liebenswürdige Freundin selbst mußte ihr ein eigenthümliches Interesse einflößen, wenn sie über dieselbe in einem Briefe an Wieland folgendes Geständniß Goethe's las: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, welche diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. Ja wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keinen Namen für uns: — die Vergangenheit — die Zukunst — das All!"

Indessen so viel Anregendes der Weimarische Kreis darbot, Charlotte vermochte sich doch nicht recht heimisch in demselben zu fühlen. Der warme Pulsschlag der Empfindung, das Drängen und Dürsten nach Erkenntniß, nach Selbstverständigung, das ihre Seele bewegte, war für die Weimaraner bereits Vergangenheit, ihre fertigen Gestalten hatten den Kampf des Lebens schon hinter sich; und so erschien der Ton der Gesellschaft Charlotten wohl kalt und leer: inmitten des geräuschvollen Treibens, das sie umgab, fand sie sich fremd und vereinsamt. Mit desto stärkerer Sehnsucht harrte sie der Ankunft Schillers entgegen, der ihr sein Kommen verheißen hatte.

Am 21. Juli 1787 traf Schiller in Weimar ein und eilte sogleich zu der Freundin. „Schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins," schreibt er an seinen Freund Körner, „fühlte ich mich nicht anders, als hätte ich sie gestern erst verlassen: so einheimisch war mir Alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umgangs wieder an." Und in einem andern an denselben: „Charlotte ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich wie schöne Partieen in einer weiten Landschaft überraschen und entzücken." Ausführlicher äußert er sich über seine Stellung zu ihr in einem Briefe vom 8. August: „Unser Verhältniß ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus und Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner

Ludwig I. v. Bayern

Digitized by Google

image
not
available

die Freundin nur einige Mal in der Woche, um von ihr freundliche Worte zu vernehmen in der trüben Stimmung, die ihn beherrschte. Auch auf Charlottens Gemüth lasteten ernste Sorgen. Die Vermögensverhältnisse der Familie waren in eine mehr und mehr bedenkliche Lage gerathen. Man sah sich wegen der Ostheim'schen Güter, die der Präsident von Kalb verwaltete, in Prozesse verwickelt, zu deren günstiger Gestaltung man große Summen aufwendete, ohne doch die Gefahr des Verlustes abzulenken. Zur Ordnung dieser Angelegenheiten trat im Februar 1788 die Familie in Waltershausen zusammen, wo die dienlich scheinenden Maßnahmen verabredet wurden. Niedergedrückt durch diese Verlegenheiten, kam Charlotte nach Weimar zurück. Da verließ sie im Frühling auch Schiller, um die Sommermonate zu Volkstädt bei Rudolstadt zuzubringen. Bald wurden hier seine Beziehungen zu der Lengefeld'schen Familie sehr innige, und nur zuweilen noch kamen Briefe von ihm an Charlotte. Es war eine Verstimmung zwischen ihnen eingetreten, hervorgerufen vorzüglich durch Charlottens Weigerung, sich gänzlich von ihrem Gatten zu trennen, wie es Schiller ihr gerathen hatte. Freilich war ihr eheliches Verhältniß so gut wie aufgelöst: Herr von Kalb begab sich nach Frankreich und die Entfernung von mehr denn hundert Meilen wurde von keiner Seite bemitleidet. „Beschlossen war die Geschiedenheit im äußern und im innern Leben — doch nie mit Vorwurf; denn dies Loos war das erträglichste.“ „Einige Monate nach der Abwesenheit des Herrn von Kalb,“ fährt Charlotte fort, „erhielt ich ein Schreiben von F. (Schiller), in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellt, wie es ein falscher Schritt sei, dieß Verhältniß nicht ganz zu lösen — mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mitempfinden konnte: „„Es ist an sich nichts gut — nichts schlecht — aber geistige Anerkennung, ein gleiches Wollen muß sein — und wenn ein Blitz das Leben erhellt, so ist es offenbar geworden, was die Wesenheit sein könnte und die Erkenntniß unvertilgbar.““ — Ja, er sprach mit so heftigen Klagen und Vorwürfen, bewußt der schnöden Oede, die damals mich umgab. „„Diese Erstarrung der Falschheit solle man nicht dulden. Wir wissen längst von uns, wie von wahrhaftigen Wesen, aber in dieser Region sind wir uns gegenseitig furchtbar, wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen.““

„„Die vergangenen Wintermonate waren uns eine zerstörende Zersplitterung, — Sie haben über die Verstimmung jener Tage geklagt: sie waren unmöglich ein Verstehen, ein wechselseitiges Durchdringen der Wesenheit. Dieß ist das Ideal, was ich Freundschaft nenne. Es ist ein Wahn, wenn Sie meinen, ohne ein bestimmtes Abbrechen den Frieden wieder zu gewinnen. — Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und Gemüths, bedürfen Sie nur die Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne, — sonst bleibt ewig Ihr Bewußtsein entstellt und getrübt. Darf ich rathen? Soll ich wollen? — So kommen Sie in dieß Gebirge, wo auch ich jetzo wohne. Sie finden daselbst Bekannte, die Ihre Freundinnen werden können, und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten. — Der Ihnen dieses Blatt einhändigt, wird wieder zu Ihnen kommen, um Ihre Antwort abzuholen; ich irre wohl nicht, wenn ich meine, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne.““

„In diesem Schreiben,“ bemerkt Charlotte, „war die freimüthige Innigkeit, wie ich sie vormals gekannt, und es war mir, wie ein Strahl des Himmels, diese hohe Bedeutung der Gesinnung wieder in ihm zu finden, und gelänge es uns, die bekannte Bahn mit erhöhtem Frieden zu betreten, der höchste Lebenszweck wäre dann erreicht. Aber in Rücksicht auf Form und Bedingniß der Gewohnheit mußten sehr viele Zweifel entstehen. Kein anderer Grund zu dieser Veränderung des Aufenthaltes war zu finden, als nur sein Name! Wie hätte dieser Eifer des Sehnens und des Wollens, der aus seinem Briefe sprach, sich immer gleich bleiben können? — und ohne sein ernstes, absolutes Wollen wäre jeder Schritt dafür beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung selbst, die mich dazu persönlich aufforderte, bestimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Gesellschaft nicht haben darf und wodurch wir Beide aus ihr schieden. Wenn es uns gelänge, so hatte ich wenigstens die Sorge der Unvollkommenheit. „„O (schrieb sie dem Freunde) zu der Zufriedenheit gehört so viel Ruhe — und wie sehr würde diese gestört werden! Ich wünsche viel — aber ich fürchte Alles, ich theile keine Meinung Anderer, auch Sie nicht; aber die Gesellschaft würde sich rächen, wenn wir uns trennen wollten. — Es ist nicht entscheidend, was ich hier sage. Sind Sie nicht dieses Vorsatzes, so werden Sie nach W. (Weimar) kommen, entweder, um mir den Entschluß zu geben, Ihrem Willen zu folgen oder Ihre Meinung aufzulösen.““ — Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeschickt und eben ein solches erhielt er wieder; denn meines Lebens Loose waren ja darin enthalten. — Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort. Da schrieb ich, um ihm zu melden, daß ich seinen Brief erhalten und durch denselben Ueberbringer ihn beantwortet hätte. „„Haben Sie diesen erhalten, so glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; ist dieß aber nicht der Fall, so kann ich, da ich Ihren Brief bewahrt, ihn zum zweiten Mal beantworten.““

„„Ich habe (antwortete Schiller) Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weise behindert worden, ihn erwägend zu beantworten. In einigen Tagen reise ich mit Wolzogen nach Franken — vielleicht kommen Sie auch in jene Gegend rc.““

Es ist offenbar: Schillers Herz, von andern Banden gefesselt, nach einer „häuslichen Existenz“ sich sehnend, war Charlotten fremder geworden; daß sie zögerte, auf seine Anforderungen sofort einzugehen, hatte ihn verstimmt. Im November kam er nach Weimar zurück und überbrachte ihr einen Brief von Lotte von Lengefeld, in welchem diese um ihre Freundschaft bat. „Sie war mir stets hold erschienen,“ bemerkt Frau von Kalb, „aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt! Ich sagte zu ihm: ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt; mein Segen bleibt Ihnen — aber verschieden ist unsere Ansicht für unsere Zukunft, und so muß sich ergeben, daß

image
not
available

Ludwig I. von Bayern.

(Schluß von Seite 134.)

Diese Werke alle, und das ist das Wichtigste, wurden nicht vom Standpunkte eines prahlerischen Luxus oder fürstlicher Liebhaberei hervorgebracht, sondern im Dienste der Idee, daß die Kunst ein Hohes und Heiliges ist, daß sie dem öffentlichen Leben angehört, daß die Gesammtheit des Volkes sich an ihren Gestalten erfreuen und bilden soll. Welche Opfer der König aus seinen Privatmitteln für Durchführung dieser Idee brachte, mögen folgende Ziffern beweisen. Auf den Bau der Glyptothek verwendete er (noch als Kronprinz) die Summe von 1,206,970 fl.; auf den der Allerheiligen-Hofkapelle mit Einrichtung 481,500 fl.; auf den Königsbau 2,157,429 fl.; auf den Saalbau 1,004,640 fl. Das Blindeninstitut kostet 121,291 fl.; die Basilika mit ihrer Einrichtung 841,355 fl.; die Benediktiner-Abtei und das Kunstausstellungsgebäude 682,578 fl.; die Feldherrnhalle 245,739 fl.; die Brunnen am Universitätsplatze 174,435 fl.; die Villa der Königin Therese mit Einrichtung 100,000 fl.; Bayerns Ruhmeshalle mit der Bavaria 708,642 fl.; das Siegesthor 346,852 fl.; die neue Pinakothek 273,932 fl. Für Herstellung des Isarthores verwendete der König 25,858 fl.; für Verschönerung der Arkaden des Hofgartens 71,920 fl.; für Bemalung des Hoftheaters 21,878 fl.; für den Monopteros im englischen Garten 42,000 fl. Als Beitrag zum Bau der Ludwigskirche gab er 101,065 fl.; zur Kirche in der Vorstadt Au 100,000 fl. und für die Glasfenster dazu 209,374 fl. Auf Erwerbung von Kunstwerken, auf Errichtung von Denkmälern und auf Glasmalereien hat König Ludwig 1,338,267 fl. aufgewendet. Die Walhalla bei Regensburg erbaute er für 2,165,425 fl.; das pompejanische Haus bei Aschaffenburg kostete 222,354 fl.; die Villa bei Edenkoben in der Pfalz 271,853 fl.; die Fenster des Domes in Regensburg 68,070 fl.; die Ausmalung des Domes in Speyer 117,059 fl. u. s. w.

Außer der großen und dauernden Förderung, die er allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft angedeihen ließ, nahm König Ludwig die schon von Karl dem Großen erfaßten Idee, den Main durch die Altmühl mit der Donau, das Atlantische Meer mit dem Schwarzen Meere zu verbinden, wieder auf und verwirklichte, mit Ueberwindung unglaublicher Hindernisse, die Ausführung des kühnen Werkes. Von besonderer Wichtigkeit für Rhein-Bayern wurde die von ihm veranlaßte Gründung der Stadt Ludwigshafen an der Stelle der frühern Rheinschanze, die der ehemaligen Festung Mannheim als Brückenkopf diente; ist diese Stadt auch erst im Entstehen begriffen, so hat sie doch, durch die Verbacher-Bahn mit Paris, und durch zwei andere Schienenwege mit Mainz und Straßburg verbunden, bereits eine unverkennbare Bedeutung für den Verkehr erlangt.

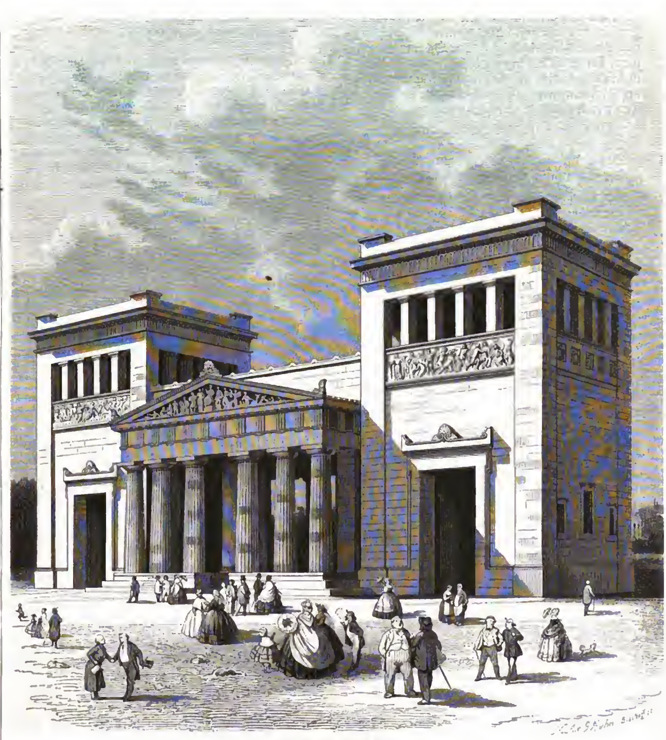
König Ludwig, nach einer Photographie.

Auch als Dichter trat König Ludwig auf, und seine „Gedichte“, die zuerst 1829, in vierter Auflage 1842 erschienen, geben, bei allen Verstößen gegen die Form, ein schönes Zeugniß seines Gemüthes, und tragen, wie seine Prosa („Walhalla's Genossen“, München 1843) das Gepräge eines originellen Geistes. Daß er selbst seine poetischen Leistungen nicht überschätzte und die Lobhudeleien wohl erkannte, die ihm in Menge gespendet wurden, sprach er mit ungekränkter Heiterkeit in folgendem Distichon aus:

„Daß Dich nicht täusche das reichliche Lob! Denn, was Du gedichtet,
Ungepriesen blieb's, säßest Du nicht auf dem Thron.“ —

In politischer Hinsicht waren die ersten Regierungsjahre König Ludwigs vielverheißend und zogen die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich. In der Folge trübte und zerklüftete sich aber das Verhältniß des Herrschers zu seinem Volke, und als die Ereignisse des Jahres 1848 unwiderstehlich herandrängten und das Einschlagen einer neuen Richtung verlangten, fand sich Ludwig bewogen, die Regierung in die Hände seines ältesten Sohnes Maximilian, des jetzigen Königs, niederzulegen. Die Geschichte jener Tage ist noch im frischen Gedächtniß der Zeitgenossen. Durch Patent vom 20. März verzichtete Ludwig öffentlich auf die Krone Bayerns und richtete folgende Abschiedsworte an sein Volk:

„Bayern! — Eine neue Richtung hat begonnen,



Die Propyläen in München.

eine andere als die in der Verfassungsurkunde, in welcher Ich nun im dreiundzwanzigsten Jahre geherrscht. — Ich lege die Krone nieder zu Gunsten Meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. — Treu der Verfassung regierte Ich; dem Wohl des Volkes war Mein Leben geweiht; als wenn Ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging Ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen. Und nun Meinen tiefgefühlten Dank Allen, die Mir anhingen. — Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend Mein Herz für Bayern, für Deutschland."

Der Eindruck, welchen diese Thronentsagung und der Abschied des König hervorbrachte, war ein mächtiger. Leicht konnte man bemerken, wie tief die Liebe zu ihm fast allgemein wurzelte, wie man seine vielen Verdienste und seine deutsche Gesinnung zu schätzen wußte.

Von jetzt an lebte König Ludwig als Privatmann, im freundlichsten Umgange mit allen einzelnen Gliedern

seiner aus vier Söhnen und vier Töchtern bestehenden Familie, und nur mit seinen künstlerischen Neigungen und Strebungen beschäftigt. Den Schritt, den er gethan, hat König Ludwig nie bereut. Tief empfunden ist sein Dankgedicht auf die von 264 Künstlern bei seiner Thronentsagung an ihn gerichtetete Adresse, welchem wir nachstehende Strophen entnehmen:

„Kein Opfer war's, der Herrschaft zu entsagen.
Daß für die Kunst ich weniger vermag,
Das ist das Einzige, was schwer zu tragen;
Der Schatten ist es mir in meinem Tag ...

Der Herrschaft Größe vor der Kunst verschwindet,
Für welche liebeglühend schlägt mein Herz.
Auch ich empfinde das, was ihr empfindet,
Ich fühle mit des Künstlers Wonn' und Schmerz.

Die Reiche enden und die Throne stürzen,
Vertilgend ziehet über sie die Zeit;
Die Kunstgebilde nur das Leben würzen,
In ihnen währet die Vergangenheit."

Seit seinem Rücktritt von der Regierung blieb König Ludwig stets für die Verschönerung Münchens thätig. Der letzte Prachtbau, womit er die Residenzstadt schmückte, die im jonischen Style gehaltenen Propyläen, zwischen der Glyptothek und dem Kunstausstellungsgebäude, wurde am 18. August des vorigen Jahres vollendet und der Stadtgemeinde als Geschenk des Fürsten feierlich übergeben. Am 25. desselben Monats wurde die kolossale Reiterstatue des Königs auf dem Odeonsplatze eingeweiht.

Alles zusammenfassend, sehen wir von König Ludwigs Hand eine reiche Saat ausgestreut und vielartige Früchte herangereift zum unverkümmerten Genusse der Mitlebenden und zur fortwirkenden Wohlthat für späte Geschlechter.

Keplers Mutter im Hexenprozeß.

Von **Dr. Friedrich Pressel.**

Im Jahre 1614 geschah es, daß in dem Württemberg'schen Amte Leonberg, damals Löwenberg genannt, etliche der Zauberei verdächtige Weiber durch den herzoglichen Vogt eingezogen und abgeurtheilt wurden. „Der Vorfall erweckte", schreibt ein Zeitgenosse, „under dem aberglaubischen, sonderlich dem weibervolckh ein großes gesäg, murmel und sörschelung. ‚Ob in der Statt auch deren leut sein möchten?' hieß es, da dan sonderlich diejenige herhalten müeßen, so der jungen herwachsenden Schnöden Welt zu lang gelebt und per vitia senectutis [durch Gebrechen des Alters] verdrießlich worden, Nach dem allzugemainen unchristlichen Sprichwort: Nur auff den Scheiterhauffen mit alten Weibern!"

Das Ungewitter entlud sich jedoch ungefährlicher, als in unzähligen ähnlichen Fällen, und meine Geschichte wird weder mit Folterscenen noch mit einem Scheiterhaufen schließen. Aber daß es Keplers Mutter gerade war, die darein verwickelt wurde, gibt diesem Hexenprozesse seine eigenthümliche, tief tragische Bedeutung. Es bewährte sich wieder einmal das alte zur Schlange gesprochene Wort: „derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Fersen stechen."

Katharina Kepler war eine hochbetagte Frau, die, wie ihr Sohn nicht verhehlt, mit manchen Gebrechen des Alters, als Geschwätzigkeit, Neugierde und derlei mehr behaftet, dazu von rauhen Sitten und unruhiger Gemüthsart war. Doch hebt er auch wiederholt hervor, daß sie bis dahin „secundâ famâ [mit gutem Namen] gelebt und sich jederzeitt, wie einer christlichen ehrliebenden Frauen gepürt (so vil nach menschlicher schwachheitt müglich) verhalten habe." Wodurch erweckte sie aber nun den schwarzen Argwohn wider sich?

Hören wir zunächst, wie sich Kepler selbst ausspricht. „Das aber sie," heißt es in einem noch ungedruckten Briefe, der nebst elf andern von der Kgl. Oeffentlichen Bibliothek zu Stuttgart aufbewahrten Schriftstücken die Hauptquelle unserer Darstellung ist, „in solchen bösen verdacht kommen, kann ich auß Erforschung aller umbstände khain andere ursach finden, als das sie sich mit iren unerzogenen vilen Kindern in die 28 Jahr ohne beystand und wittibsweise under dem gmainen Gesindl und faece populi [Hefe des Volkes] nietten und wehren müeßen, sich kärglich ernehret, ir güetlin verpessert, umb das irige geredt, und hierüber je zuweilen in allerhand zanckh und feindschafft gerathen."

Diese Angabe erhält durch sonstige Nachrichten, namentlich durch die von Breitschwert in seiner Lebensbeschreibung Keplers auf's Gründlichste und Lichtvollste behandelten Prozeßakten, ihre genauere Erläuterung, und man erkennt daraus, daß sich bei der unseligen Frau Verhängniß und Verschuldung ziemlich die Wage hielten. Schon die Umstände, unter denen sie nach Leonberg eingewandert war, hatten etwas Abenteuerliches. Denn kaum ein Jahr in Weil der Stadt verheirathet, war sie ihrem Manne in die Niederlande nachgezogen, wo derselbe unter Herzog Alba Dienste genommen hatte. Aus dem Lagerleben zurückgekehrt, pachteten die Eheleute eine Wirthschaft zu Ellmendingen im Badischen. Aber eines Tags verschwand der Mann, um nimmer wiederzukehren: er ging nach Oesterreich und fiel vermuthlich gegen die Türken. Katharina ließ sich nun mit vier unerzogenen Kindern in Leonberg nieder, wo sie als Fremde und noch mehr als Verlassene ein Gegenstand der Neugier, wenn nicht des Argwohns wurde. Es kam hinzu, daß ihre äußere Erscheinung einen unfreundlichen Eindruck machte.

Sie hatte die Gewohnheit, wenn sie mit Jemand sprach, ihm nicht in's Gesicht zu sehen, sondern den Blick seitwärts auf den Boden zu heften. Verlieh ihr dieß für den Unbefangenen nur den Ausdruck von Listigkeit, so urtheilte dagegen der Volksglaube viel strenger: man nannte es den bösen Blick und sah darin eines der untrüglichsten Kennzeichen des Bundes mit dem Teufel. Doch bei weitem das Schlimmste war, daß sie selbst durch verschiedene seltsame Handlungen den Verdacht fast herausforderte. So ging sie einst auf den Gottesacker, um auf das Grab eines Enkels ein kleines Denkmal zu setzen. Sie bemerkte, daß der Todtengräber im Umgraben nahe an das Grab ihres Vaters kam, und da ihr einfiel, in einer Predigt einmal gehört zu haben, daß es Völker gebe, welche die Schädel ihrer verstorbenen Verwandten als Trinkbecher gebrauchen, so bat sie den Todtengräber, ihr den Schädel ihres Vaters zu geben, sie wolle ihn in Silber fassen lassen und ihrem Sohne, dem Mathematiker, schicken. Die Unvorsichtige wußte nicht, was sie sprach — waren doch Todtengebeine nach dem Volksglauben eines der hauptsächlichsten Zauberwerkzeuge. Ein anderes Mal kniete sie an der Wiege eines Kindes, das die englische Krankheit hatte, nieder und sprach folgenden Segen:

Bis mir Gott willkommen
Sonn und Sonnentag,
Kommst daher geritten,
Da steht ein Mensch, der läßt Dich bitten,
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist
Und die heilige Dreifaltigkeit,
Gib diesem Menschen Blut und Fleisch,
Auch gute Gesundheit!

Unglücklicher Weise fruchtete der Segen nichts. Im Gegentheil, das Kind wurde kränker und starb, und bei dem Vater stieg die Besorgniß auf, es möchte Zauberei angewandt worden sein.

Solches und Anderes der Art lag gegen Katharina, wenn man ihr übel wollte, vor, als eine geisteskranke, übelberufene Weibsperson, die Frau des Glasers Reinbold in Leonberg, die erwähnte Aufregung in der Stadt benützte, um sich an den Kepler'schen, aus Anlaß eines Streits, in den sie mit ihnen gerathen war, zu rächen. Auf der Bank vor ihrem Hause erzählte sie Jedem, der sie im Vorübergehen anhören wollte, ohne Scheu: das Kätherchen (so wurde Katharina im gemeinen Leben genannt), sei sicher eine Unholdin, sie habe ihr einst einen Trank eingegeben, auf welchen sie sogleich von ihrer Krankheit befallen worden sei. Kein schnellfüßigeres Uebel, sagt Kepler, als die Lästerzunge! Die Beschuldigung faßte Wurzel, man hielt es für eine üble Vorbedeutung, wenn man der alten Frau begegnete, man schrieb es auf ihre Rechnung, wenn ein Stück Vieh starb. Sie selbst, außer sich vor Zorn, wenn ihr eine derartige Meinung zu Ohren kam, vermehrte noch das Gerede, indem sie sich mit der Hefe darob herumzankte; die Reinboldin aber, durch das Aufgehen ihrer bösen Saat ermuntert, ging zuletzt so weit, daß sie ihren Beichtvater zu sich beschied und ihre Aussage auf die Hostie beschwor.

Der Hexenglaube, als besondere Art des Glaubens an Zauberei überhaupt, ist ein Stück Mittelalter, und wir werden ihn aus dem Charakter des Mittelalters, aus seiner Romantik zu erklären haben, nicht aus Dingen, welche, wie die christliche Teufellehre, nur seine allgemeine Voraussetzung bilden. Das Gefühl, daß in der weiblichen Natur etwas Göttliches wohne, verirrte sich im Mittelalter nach zwei Seiten hin, zuerst in eine überschwängliche Verehrung und später in eine wahnsinnige Beargwöhnung; denn wenn schon auch das männliche Geschlecht von der Wuth der Hexenprozesse ergriffen wurde, so ist doch bekanntlich das Verhältniß ein höchst ungleiches: auf einen Hexenmeister, sagte ein Hexenrichter unter Ludwig XIII., kommen zehntausend Hexen. Aber die alte Magie, wie sie von den Büchern Mosis bis auf die zwölf Tafeln der Römer und die Virgil'schen Gedichte herab sich verfolgen läßt, hatte der mittelalterlichen eine reiche Erbschaft hinterlassen, und einem solchen Erbstück begegnen wir auch in unserem Prozeß. Schon Vater Homer kannte das Mittel, die Lösung eines Zaubers von dem Zaubernden zu erzwingen. Odysseus wandte es gegen Circe an: als er mit gezücktem Schwert auf sie eindrang, erschrack sie und gab seinen Gefährten ihre Gestalt zurück. Dasselbe Verfahren wurde gegen Katharina Kepler in Scene gesetzt. Am 14. August 1615 war ein Bruder der Reinboldin, Meister Urban Kräutlein, Bürger in Tübingen und Leibbarbier der daselbst residirenden Prinzen, mit dem Prinzen Achilles nach Leonberg gekommen. Der Vogt wurde zur Tafel geladen und der Barbier nützte die Gelegenheit, machte mit demselben unter fleißigem Auffüllen seines Bechers Brüderschaft und versicherte sich seines Beistandes. Wohlbezecht begab sich das Paar nach aufgehobener Tafel in die Vogtei. Katharina wurde vorgeladen, ihre Anklägerin angehört; jene wollte sich vertheidigen, als der Barbier zu den schrecklichsten Verwünschungen und gräßlichsten Drohungen noch Thätlichkeiten fügte und, indem er ihr das gezückte Schwert vor die Brust hielt, sich wiederholt hoch und theuer verschwur, wenn sie nicht seine Schwester wiederherstelle, so werde er sie erstechen. Als Katharina erwiderte, was man von ihr fordere, sei teuflisch und als sie auch auf die Drohung des Vogts, sie in den Thurm zu stecken, bei ihrer Erklärung blieb, wurde sie endlich, nachdem das Maß der Mißhandlung erschöpft war, entlassen.

Es stand ihr nicht frei, den Vorfall ungeahndet hingehen zu lassen, sie mußte sonst befürchten, daß er als Beweismittel gegen sie gebraucht werde. Aber der Richter, bei dem sie ihre Klage einzugeben hatte, war der Vogt, und dieser, wenn er nicht seine eigene Schuld aufgedeckt sehen wollte, mußte darauf denken, den Prozeß entweder unentschieden hinzuziehen oder durch einen Gegenprozeß niederzuschlagen. Er versuchte zunächst das Erstere und zögerte mit der Anberaumung des Zeugenverhörs, als bei dem Magistrat ein Schreiben des Mathematikers einlief, in welchem derselbe gegen den Mißbrauch der fürstlichen Autorität protestirt, diejenigen, welche seine Mutter hätten zwingen wollen, einen Teufel mit dem andern zu bannen, selbst als mit dem Teufel in Vertrag stehend bezeichnet und verlangt, daß ihm unverzüglich Abschriften von dem, was verhandelt wurde, durch die Post nach Prag, wohin er sogleich reisen werde, um den Kaiser um Urlaub nach Haus zu bitten, geschickt werden, indem er seine Mutter mit Daransetzung Leibes

und Gutes, mit Hilfe seiner Freunde und Gönner zu verfechten gedenke und nicht eher ruhen werde, als bis er ihre Sache auf dem rechtlichen Wege zu Ende geführt habe. Hätte Kepler nicht darauf gerechnet, daß seine Mutter seiner Einladung nach Linz folgen werde, er hätte sich wahrscheinlich vor einem unmittelbaren Angriff auf den Vogt gehütet. Allein auch dieß gehört zu dem Tragischen unserer Geschichte, daß in der Regel Keplers bestes Meinen von dem Unverstand der Seinigen in Schaden verwandelt wird. Katharina blieb in dem Bereich, wo der Vogt, nunmehr ihr erklärter Feind, eine paschaähnliche Gewalt übte, und stellte sich dadurch einem in jeder Hinsicht ungleichen Kampfe bloß. Zwar als der Vogt ihrem Sohne Christoph, der als Zinngießer in Leonberg ansäßig war, vor gesessenem Gericht befahl, dafür zu sorgen, daß seine Mutter den Leuten nicht so viel in die Häuser laufe und Verdacht errege, zog sie zu ihrer Tochter Margaretha, der Frau des Pfarrers Binder in Heumaden im Amte Stuttgart. Allein was wollte diese Entfernung besagen? Ihr bei dem Stadtgericht Leonberg anhängiger Prozeß gab sie, sobald der Vogt wollte, in seine Hand zurück, und wenn er zögerte, sie seine Macht fühlen zu lassen, so geschah es nur in der Absicht, daß der Verdacht inzwischen seine ansteckenden Wirkungen immer weiter und weiter ausbreite.

Nachdem ein volles Jahr hingegangen war, wurde endlich am 13. Oktober 1616 Katharina vorgeladen, um ihre Zeugen zu benennen, und auf den 21. wurde das Verhör festgesetzt, als sich den 15. Oktober ein Zwischenfall ereignete, den Kepler in einem lateinisch geschriebenen Brief an den Vicekanzler Faber in Stuttgart folgendermaßen erzählt:

„Auf einem Gang in ein benachbartes Dorf begegnete meine Mutter einer Reihe Mädchen, welche Kalksteine in den Ziegelofen trugen. Im Vorübergehen streifte sie etliche der Mädchen mit ihren Kleidern. Als sie bemerkte, daß jene fliehen und sich vor ihrer Begegnung entsetzen, schaute sie sich, da sie schon vorüber war, noch einmal nach ihnen um und sah, daß sie ebenfalls herumschauten. Eines von den Mädchen, ein achtjähriges Kind, gehörte einer Frau, Namens Burge (mit dem Geschlechtsnamen Haller), die seit etlichen Wochen gegen meine Mutter ebenfalls mit der Behauptung auftrat, daß sie ihren Sohn, den Bruder dieses Mädchens, behext habe, während doch gewiß ist, daß der Knabe von früh auf kränklich war. Allein die Burge treibt verbotenen Aberglauben und hat einen Bruder, der sich auf's Wahrsagen legt und durch Anwendung verbotener Mittel berüchtigt ist. Da sie nun auf dessen Rath ihren Sohn dreimal unbeschrieen baden wollte, kam meine Mutter, die eine Schuld von ihr zurückzufordern hatte, von ungefähr dazu. Aus diesem Anlaß denn waren schon vordem meine Mutter und die Burge einander feind geworden, weil meine Mutter ihr gedroht hatte, sie zu verklagen. Das Kind dieser Burge also klagte hierauf über einen Schmerz im Arme, und sogleich sah man in den nächsten zwei Tagen die Burge und den Mann der Reinboldin mit einander eifrig verkehren. Die Burge ist nämlich eine Art Vasallin der Reinboldin, denn die Familie ist arm und lebt vom Almosen der Leute. Auch soll sie den Kopf der Reinboldin unter Aussprechung der üblichen Formel (denn das ist sonst ihr Gewerbe) gemessen und aus dem Maß den Beweis dafür hergeholt haben, daß ihr die Krankheit angehext sei. Auch kam innerhalb dieser drei Tage der Bruder der Reinboldin, der Chirurg, zu Pferd in Leonberg an. Also begann die Burge am 17. Oktober (den 21. sollte das Zeugenverhör stattfinden) Beschwerden auszustoßen, lief gegen Abend zu meinem Bruder, fuhr auf meine Mutter, als sie an ihr vorüberging, mit bloßem Messer los und forderte sie auf, ihr Töchterlein wieder gesund zu machen. „Denn warum," sagte sie, „hast Du drei Schritte zurück gemacht und sie geschlagen? Das behauptet mein Kind und das ganze Gesinde des Zieglers." Meine Mutter klagte beim Vogt, der Vogt beschied das Gesinde des Zieglers, aber außer Derjenigen, welche verletzt worden zu sein vorgibt, fand sich nur Eine, die eben dasselbe behauptete, das zehnjährige Mädchen des Zieglers, die andern wissen nichts von einem Schlag, meine Mutter zieht es auf's Entschiedenste in Abrede. Der Vogt aber (seine Unschuld betheuern „sei ein Hexengriff, sei eben das rechte Krautt") lockte meine Mutter in die Falle, indem er das, was die unvorsichtige Frau, umstellt von einem unvorhergesehenen Uebel und durch die Vereitlung ihrer Hoffnung auf das Zeugenverhör verwirrt, herausschwätzte, dazu benützte, um verschiedene Beweismittel zusammenzuklauben, darunter vornämlich, daß sie den Tag vergessen hatte, an dem sie den Mädchen begegnet war, während sie doch zugestand, es sei der Tag gewesen, an welchem Ziegel in den Ofen getragen wurden, ferner, daß sie, als sie hörte, daß der Vogt auf die Aussage so windiger Leute hin (der Mann der Burge wurde schon wegen Diebstahls bestraft, sein Schwiegervater aber war der Schinder, daher die Burge ihren Zunamen hat „Schinders Burge"), das Zeugenverhör abstellen wolle, in ihrer Bestürzung dem Vogt ein Geschenk versprach, wenn er das Zeugenverhör stattfinden lassen wolle, was der Vogt als Anzeichen eines bösen Gewissens an die Kanzlei berichtete. Durch solche Kunstgriffe entging der Vogt der ihm drohenden Nothwendigkeit, in vier Tagen ein eidliches Zeugniß über den Vorfall abzulegen, durch solche Kunstgriffe hofft der Chirurg ungestraft davon zu kommen, durch solche Kunstgriffe wird die alte schwache Frau erdrückt."

(Schluß folgt.)

Marietta.

Erzählung einer Französin.

„Sie wollen also Marietta nicht besuchen? Sie versteht französisch, es würde ihr Vergnügen machen!"

Der Mann, welcher diese Worte an mich richtete, war ein Schuhmacher, Meister Schimp; er wohnte in der kleinen deutschen Stadt, wohin ich die Baronin begleitet hatte, welche der alte General beschützte.

Meister Schimp hatte mir Stiefelchen gebracht; zuweilen machte er mir welche; wenn sie fertig waren, brachte er sie mir, wenn er sie brachte, setzte er sich, und wenn er einmal saß, stand er nicht mehr auf.

Meister Schimp war ein Greis von siebzig Jahren, lebhaft, munter, runzelig wie eine alte Fahne, mit struppigen Haaren auf dem Kopfe, kleinen hellgrauen Augen, beredter Zunge, einer ziemlich bedeutenden Meinung von sich selbst und dem besten Herzen von der Welt.

Er sprach viel, er sprach gut, das Französische beinahe ohne Accent, indem er ganz behaglich den richtigen Ausdruck suchte. Hatte er ihn gefunden, was nicht ohne Schwierigkeit war, so machte er fort auf die gleiche Weise, immer in einem und demselben Tone sprechend, wie das Gemurmel eines Springbrunnens.

Von Zeit zu Zeit legte er ruhig seinen grünen Sack zwischen seine Beine auf den Fußboden, zog aus den Tiefen seiner Tasche seine Tabacksdose hervor, klopfte dreimal leicht auf den Deckel, holte sich eine Prise, sagte zu mir: Sie nehmen keine? machte die Dose wieder zu, stopfte sich gewissenhaft den einen und den andern Nasenflügel voll, entfernte mit einem Schlag der Hand die Tabakskörnchen von seinem Hemde und nahm dann den Faden des Gesprächs wieder auf.

Lieber Leser, weißt Du, was es heißt, vor innerer Ungeduld beinahe zu verzweifeln? Da zu sitzen, lächelnd, leutselig, dienstfertig den Kopf schüttelnd, bald ja bald nein antwortend, während im Grunde des Herzens eine Stimme überlaut ruft: Langweiliger, einfältiger Mensch, wirst Du wohl bald gehen! Eine Stunde ist er schon da und bleibt noch wenigstens eben so lang! Hat denn Niemand Mitleid mit mir? Ruft man mich denn nicht ab?

Egoist! murrt das Gewissen, Egoist, der nicht einmal sechzig Minuten Langeweile ertragen kann. Dieser Mensch ist dein Nächster, dein Bruder, er ist sicher mehr werth als du; würde er dich um ein Almosen angehen, du würdest es ihm schenken, weil es dich nichts kostet; ihm ein Bischen Güte zu schenken, das verstehst du nicht!

Die Seele endlich spricht: durch kleine Widerwärtigkeiten lernt man Gehorsam im Großen. Sei geduldig, zwinge deinen Willen, es zu sein. Der Herr schickt nicht jeden Tag Löwen auf den Weg, Ameisen sind immer darauf zu finden.

Sei's drum! ruft die erste Stimme: ein Löwe wäre mir aber lieber!

Während dieses in mir vorging, macht Meister Schimp immer fort; er perorirt, er kommt auf seine jungen Jahre zurück und erinnert sich da aller möglichen nicht allzupikanten Anekdoten, er spricht über Religion, über Philosophie; er hat Etwas gelesen, der Unglückliche, er hat von Allem ein Körnchen aufgeschnappt und nichts vergessen! Von der Philosophie geht er zur Politik über, von der Politik auf Frankreich, von Frankreich auf Paris, seinen Lieblingsaufenthalt, wo er zehn Jahre unter Napoleon Bonaparte gelebt hat; Napoleon bringt ihn nach Deutschland zurück, die Allürten wieder nach Paris; er vergleicht die Straßen seiner Zeit mit den jetzigen, die Namen, die sie früher getragen, mit ihren heutigen Namen.

Die Sonne steht tiefer, der kühle Abend bricht an, der Unglückliche wird ihn auch noch verschlingen! Absichtliches Stillschweigen, ein Hustenanfall, Stuhlrücken, alles umsonst!

Endlich, endlich kommt ihm der lichtvolle Gedanke, von Marietta zu sprechen!

Wer war Marietta? Eine Cousine, glaube ich, ein schwächliches Wesen, welches er mit ihrer Schwester bei sich aufgenommen hatte.

Wer und wie sie auch sein mochte, Marietta rettete mich, ich segnete sie und nahm meinen Hut: Gehen wir, sagte ich, tief aufathmend.

Meister Schimp bewunderte diesen schnellen Entschluß, er, der nichts bewunderte.

Wenige Schritte brachten uns an das Häuschen von jener spinatgrünen Farbe, welche die Deutschen so

sehr lieben. Die Fenster waren spiegelblank; die Werkstätte Meister Schimp's war neben der Thüre; hier arbeiteten seine Gesellen, während er selbst, der Unmensch, es sich vorbehielt, die Waare in die Stadt zu tragen.

Eine Frau in mittleren Jahren, ein gutes, einfaches Geschöpf, die Schwester Marietta's, stand auf der Schwelle; sie trat auf die Seite, uns vorbei zu lassen. Meister Schimp ging in die Werkstätte, legte seinen Pack weg, nahm aus den Händen eines der Gesellen dessen Arbeit, richtete eine lange Anrede in deutscher Sprache an ihn, gab ihm seinen Stiefelschaft zurück, trat zu einem andern Arbeiter, untersuchte das Oberleder, begann wieder in dem gleichen belehrenden und klagenden Ton seine Rede, sah mich an und lächelte, wie um mir zu sagen: Haben Sie von all' dem Etwas verstanden? — Ich machte ihm ein demüthiges Zeichen, welches ihm meine Unwissenheit gestand. Er lächelte von Neuem, nahm seinen Hut ab, vertauschte ihn mit einem grünen Schirm, schob seine Brille auf die Stirne, holte seine Dose heraus, that die drei kurzen Schläge auf den Deckel, schnupfte und ließ die Dose in die Tiefe zurücksinken. Dann murmelte er eine Entschuldigung, ging voraus und betrat einen langen Gang. Ich folgte ihm.

Sie kennen Marietta nicht? sagte er im Gehen, nun wohl, Sie werden etwas Merkwürdiges sehen!

Er hatte die Thüre geöffnet; der Tag beleuchtete hell den Gang, und in dieser Beleuchtung sprang in der That Etwas von einem Stuhle herab und kam auf uns zu.

Dieses Etwas machte mich plötzlich stehen bleiben; ich würde geschrieen haben, wenn mir nicht der bedeutungsvolle Blick der kleinen grauen Augen Meister Schimp's die Kehle zugeschnürt hätte. Dieses Etwas war ein weibliches Wesen, höchstens zwei Fuß hoch, dazu ganz verunstaltet: ein Kopf, der mich an die großen Kappenköpfe erinnerte, auf welche die Putzmacherinnen ihre Hauben setzen, Hände ohne Arme, die mit ihren zehn Fingern wie Floßfedern aus der Schulter herauskamen, keine Beine, kaum Füße — ein Wickelkind, welches auf der Erde stand! Und das lebte, das sprach, das hatte eine Seele, das erröthete stark bei meinem Anblick!

Meister Schimp schien unbestimmte Gewissensbisse zu empfinden über das, was er gethan. Aber wenn er welche hatte, lange dauerten sie nicht. Zwei Scherzworte, an Marietta gerichtet, stellten das Gleichgewicht wieder her. — Sei ohne Furcht, Bäschen: Gut Freund! wie es im Felde heißt. Getrost! Wir kommen, um französisch zu sprechen.

Meister Schimp fing an, sein Wunder zu erklären. Während er, ohne ein Datum oder den geringsten Zwischenfall zu übergehen, erzählte, wie er Marietta bei sich untergebracht, zuerst deutsch, dann französisch lesen und schreiben, ferner Arithmetik, Geographie und Geschichte gelehrt habe, wie sie „von sich selbst" stricken, sticken und alle weiblichen Arbeiten gelernt; während er mir ihre Hefte zeigte und aus dem Arbeitskorbe des armen Mädchens eine Spitzenhäckelei herauszog — hatte sich Marietta von ihrer verlegenen Bestürzung etwas erholt.

Sie heftete äußerst sanfte Augen mit einem solchen Ausdruck der Dankbarkeit, mit solch' achtungsvoller Zärtlichkeit, mit einem solch' unbegrenzten Vertrauen auf ihren Vetter, sie war in diese Betrachtung so ganz versunken, daß sie nichts weiter sah.

Ich benützte die Gelegenheit, mich meinerseits zu fassen. Bald wagte ich es, Marietta zu betrachten. Der erste Blick erschreckte. Diese Zusammensetzung war ungereimt, sie war unmöglich. Schrecken und Mitleid ergriffen mich zu gleicher Zeit. Der gesunde Menschenverstand empörte sich gegen ein solches Spiel der Natur, und wenn man bedachte, daß die Natur der Schöpfer war, der diese lächerliche, fürchterliche Abscheulichkeit zugelassen hatte, so erhob sich in der Seele ein: Warum? welches beinahe wie Gotteslästerung klang. Dieß dauerte nur einen Augenblick gleich einem Blitzstrahl. Sobald man das Gesicht ansah, vergaß man Alles. Dieses Haupt hatte reiche schwarze Locken, regelmäßige Züge, schöne Augen; aber nicht das war es, was bezauberte, es war ein unvergleichlicher Ausdruck von Glück, eine unaussprechliche Zärtlichkeit, ein himmlischer Friede, es war wie innere Poesie, wie ein Hauch jungfräulicher Frische, und so viel Bescheidenheit, so viel stille Anmuth, daß man den Körper darüber vergaß.

Wußte wohl Marietta, in welch' seltsamer Hülle ihre Seele lebte? Vielleicht; dem Anscheine nach nicht. Nachdem sich die anfängliche Verlegenheit gegeben, sprach sie in ihrer einfachen Weise, mit einer Stimme, deren jugendlicher, weicher Ton das Herz rührte.

Meister Schimp wurde abgerufen. Er ließ uns allein. Die Freude, welche in Marietta's Augen leuchtete, verdüsterte sich ein wenig, wie eine Lampe, deren Licht gedämpft wird.

Mein Vetter ist gut, sagte sie, sich plötzlich zu mir wendend; er ist sehr gut! Dann lächelte sie: Er verderbt mich! Er glaubt, ich wisse etwas; ich weiß so gut, wie nichts; sein Werk ist Alles, er ist mir Vater, er ist mir Mutter gewesen.

Marietta schwieg; ich sah wohl, daß ihr Thränen in die Augen traten. Nach einigen Augenblicken, in welchen ihr Herz — ein Herz schlug in diesem kleinen Körper — bewegt war, fuhr sie, gleichsam als Antwort auf meine Gedanken, fort:

Ich bin glücklich, Gott hat mich geliebt, eine arme kleine Kreatur, wie mich! —

Dieß war die einzige Anspielung auf ihre Gebrechlichkeit.

Mein Vetter liebt mich und meine Schwester und Jedermann. Der Tag ist nicht lang. Abends sind wir sehr glücklich, wir lesen zusammen.

Gehen Sie nicht aus, Marietta?

Jetzt nicht mehr. Mein Vetter hatte mir einen kleinen Wagen bauen lassen und zog ihn selbst; seit einer schweren Krankheit kann ich die Erschütterung, welche die Räder verursachen, nicht mehr ertragen.

Vermissen Sie nicht die Spazierfahrten auf dem Lande?

Ein flüchtiges Roth bedeckte Marietta's Stirne.

Früher, ja, vermißte ich sie, jetzt nicht mehr. Ich wende meine Blicke anderswohin. Dann, nach kurzem Schweigen und weil sie mich traurig sah, setzte sie hinzu: Es gibt Blumen im Paradiese.

Ja, dachte ich, und verklärte Leiber; aber ich sagte es ihr nicht.

Weil in dem Kreise, in welchem sie lebte, vollständige Aufrichtigkeit herrschte, weil sie sich noch an keiner jener scharfen Ecken gestoßen hatte, welche bei uns nur Narben zurücklassen und offene gegenseitige Mittheilung zur Unmöglichkeit machen, so waren ihre Gefühle natürlich, und sie ließ sie immer mit auserlesenem Takte sprechen.

Mein größter Kummer ist, daß ich undankbar bin.

Sie bemerkte das Erstaunen, welches mein Blick ausdrückte.

Sie hätten es nicht geglaubt, und doch ist es so! Es gibt Stunden, in welchen ich niedergeschlagen bin; das Leben erscheint mir trübe, ich fühle hier eine Last, eine Herzensangst, einen Drang zu weinen ... O! aber das dauert nie lange! Und dann vergibt mir mein Gott. Er hat mir Alles vergeben!

Hierauf erzählte sie mir, wie sie ihre Tage zubrachte.

Vetter Schimp hatte diesen Verstand mit so reichlicher Nahrung versehen, diesem Leben einen so nachhaltigen Wirkungskreis angewiesen, es wohnte hier so viel praktischer Glaube, daß weder für Verzweiflung noch für Langeweile Platz vorhanden war. Vetter Schimp war ein vollständiges Genie. Wie jene Phrasen, so führte er auch sein Werk zu Ende. Indem ich meine Blicke durch das Zimmer schweifen ließ, bemerkte ich, mit welcher Kunst er die Einrichtung angegeben hatte. Marietta war mit Gegenständen umgeben, die zu ihrer Gestalt paßten, alle gut gemacht, alle hübsch; Lehnstuhl, Tisch, Pult, Blumenvasen und, um den großen Nelkenstock zu erreichen, welcher seine rothen Köpfchen am Fenster ausbreitete, kleine Stufen für Marietta's Füßchen. Es fiel nicht auf, Harmonie fällt niemals auf, nur fühlte man, daß ein Hauch tiefer, warmer Liebe, deren zarte Aufmerksamkeit sich bis in's Einzelne erstreckte, diesen Raum erfüllte.

In diesem Moment öffnete sich mit Geräusch die Thüre; sechs schöne Kinder, sechs kleine, gelockte, rosige Mädchen, ihre Körbchen am Arme, stürmten herein und stürzten auf Marietta zu, welche sie mit ihren Küssen beinahe erstickten. Da leuchtete Marietta's Gesicht auf! Mit dem Lächeln eines Engels sagte sie: Ich unterrichte sie im Lesen und Arbeiten!

Man mußte sehen, wie artig und glückselig sich die kleinen Mädchen in einem Kreise um Marietta herumsetzten.

Ich verließ sie.

Auf der Schwelle der Werkstätte, den Lichtschirm auf den Augen, die Brille auf der Stirne, die Dose zwischen den Fingern, stand Meister Schimp: Nun? frug er.

Ich konnte nicht sprechen, ich drückte ihm die Hand.

Es ist mein Kind, sagte er ernst.

Meister Schimp, Sie sind ein großer Mann. Und du, mein Gott, du bist der große Gott des Himmels und der Erde!

Die Kartenlegerin.

Von **C. F. A. Kolb.**

Ein naives, leicht zu deutendes Bildchen; — wer hätte nicht schon einmal die Karten legen und die zufällige Nachbarschaft derselben zu schalkhaften, im Tone eines Orakels gegebenen Prophezeiungen benützen sehen! Zumeist sind es Frauen, die sich an diesen Ergebnissen des Zufalls ergetzen, und weil sich die Orakel oft seltsam genug fügen, so werden die Karten nicht allein zur harmlosen Unterhaltung, sondern auch mit jenem unheimlichen Gefühle gelegt, welches schwache Gemüther ergreift, wenn sie an die geheimnißvolle Urne des Geschicks zu rühren glauben. Stets bleibt im Menschen das Verlangen rege, den Schleier lüften zu können, der uns die Zukunft verbirgt, und zahllos sind die eiteln Versuche, ihn zu heben, zumal bei wichtigen Angelegenheiten und vor großen Entscheidungen. Wenn nun aber Frauen an diesem Schleier zu zupfen wagen, so geschieht es vor allem in den für sie wichtigsten Angelegenheiten, nämlich der Liebe und Ehe, und die Dinge, welche die ländliche Schöne auf unserem Bilde aus den Karten liest, möchten sich denn auch schwerlich auf Anderes beziehen.

Mit komischem Ernste recitirt sie die wunderlichen, wohl der Großmutter abgelauschten Phrasen: „Herz-Dame", sagt sie, „das bist Du — daneben das Herz-Aß ist das Haus oder die Nachbarschaft und der Herz-Bube dabei eine Liebschaft in der Nähe." Die kleine Zuhörerin erröthet und protestirt. „Still, ich sag' es ja nicht, die Karten sagen es. Links liegt Carreau-Zehner, das ist eine Warnung zur Vorsicht, und Herz-Achter bringt angenehme Ueberraschung oder Besuch. Jetzt aber spukts, nimm Dich in Acht, es will Dich hassen: der Achter ist gedeckt vom Schippen-Aß, das ist der Malefiz, 's gibt einen jähen Schreck und zwar durch eine böse Frau, denn Carreau-

Dame liegt dabei. Treff-Achter aber, die Hochzeitskarte, ist ausgeblieben. Jetzt leg' Dir's selber aus, so liegen eben die Karten."

Kommt nun zu allem Zufälligen noch zufällig die Großmutter dazu, so wird auch der Treff-Achter nicht ausbleiben und die Prophezeiung noch schneller eintreffen, als wenn die eiserne „Ahne" heute Abend die verschlagene Enkelin im vertrauten Gespräch mit dem jungen Nachbar ertappt, und wenn die beiden Mädchen noch nicht an die Unfehlbarkeit der Karten glaubten, so werden sie doch sicher an den Treff-Achter glauben.

Ein solcher Köhlerglaube hat freilich an unmündigen Dorfbewohnerinnen wenig Auffallendes, da er uns ja auch in den Kreisen gebildeter Damen begegnet. So fand ich einst in einer Gesellschaft mehrere, meist schriftstellernde Damen mit Kartenlegen beschäftigt, um sich, wie sie sagten, eine unschuldige Unterhaltung zu verschaffen. Da sie sich fast sämmtlich in den Jahren befanden, in welchen man nur noch um Besuche, Sterbfälle und Erbschaften die Karten befragt, so suchte man einem jüngern, noch Zukunft, vermuthlich aber auch schon Gegenwart habenden Fräulein zu dienen. Hatte die orakelnde Dame Kenntniß von zarten Beziehungen des Fräuleins, oder hatte nur der Zufall sein Spiel, kurz das Mädchen wurde von der den Karten gegebenen Deutung ganz außer Fassung gebracht, und obgleich die erschrockene Kartenschlägerin alles für Scherz erklärte und alle Anwesenden ihr Möglichstes thaten, das arme Kind zu trösten, so blieb doch jede Vorstellung fruchtlos und das Mädchen entfernte sich in einem wirklich beunruhigenden Gemüthszustande. Sie glaubte sich von einer geheimnißvollen Macht umgeben und ihr verborgenstes Denken belauscht. Auf Anrathen des Arztes traten die Verwandten eine Reise mit ihr an, durch deren heilsame Zerstreuung glücklicherweise ihr gestörtes Gemüth wieder in's Gleichgewicht kam. —

Vor einigen Jahren sah man in den meisten größeren Blättern einen Holzschnitt, welcher Demoiselle Lenormand, die berühmteste Wahrsagerin der Neuzeit vorstellt. Er sollte als lockender Aushängeschild dienen zum Verkaufe ihrer Karten und einer Anweisung, sich dieselben selbst zu legen und sein Schicksal zu deuten. Zehn Silbergroschen ist der Preis dieser 36 Karten, mit welchen, wie es in jener Ankündigung hieß, „Demoiselle Lenormand einst Napoleon seine Größe, sowie vielen Fürsten ihren Untergang verkündete." Drei Dinge sind jedoch bei dieser Empfehlung verschwiegen worden: daß die berühmte Wahrsagerin eben so oft aus der Hand und aus dem Kaffeesatze prophezeite, daß dieselbe eine schlaue Menschenkennerin und ihr das Ahnen des innern Menschen aus der Anschauung seiner ganzen Erscheinung die Hauptsache war und endlich, daß sie gleichwohl mit ihren Schicksalskarten Unheil genug angerichtet hat. Dem Beifall gegenüber, den diese Karten auch in Deutschland gefunden, darf wohl ein Beispiel hier angeführt werden.

Ein Schauspieler, Namens Tribot, Mitglied einer kleinen Pariser Bühne, bat die Lenormand kniefällig, ihm doch eine Glücksnummer für die Lotterie zu sagen. Die Zauberin wollte ihm lange nicht Gehör geben, endlich griff sie nach ihren schmutzigen Tarok-Karten und sah in die Hand des ungestümen Menschen, schüttelte aber bedenklich das Haupt und schwieg. Tribot stellte ihr vor, daß er arm, hilflos und Vater von zehn Kindern sei. „Wenn Sie eine bedeutende Summe gewännen," erwiderte die Lenormand, „so würde dieß für Sie das größte Unglück sein." Tribot schwur hierauf, wenn er gewinne, so wolle er den Gewinn nur zum Besten seiner Familie verwenden.

„Wohlan," erwiderte endlich die Lenormand, „wählen Sie 13, den Tag Ihres Namens, und 66, die Zahl Ihres Glückssterns." Tribot besaß 20 Franken. Er wendete sie ganz an das Spiel und gewann — 96,000 Franken. Wie ein Wahnsinniger rannte er ohne Hut durch die Straßen und umarmte Freunde und Feinde. Paris ward ihm nun zu enge; er ging nach London, verschwendete die Hälfte seines Vermögens und suchte dann die Hazardspieler auf. Anfangs gewann er, dann erlitt er beträchtliche Verluste und kam endlich so herab, daß er wochenlang keine warme Suppe genoß. Im Jahre 1828 zog man ihn aus der Themse. Als die Lenormand das Schicksal Tribots erfuhr, klagte sie sich selbst als seine Mörderin an und verwünschte ihre Karten, die sie länger als ein Jahr nicht mehr berühren wollte. —

„Es ist ein Glück," hörten wir einmal eine Dame ausrufen, „in einer Zeit geboren zu sein, in welcher die Vernunft den Aberglauben ganz aus dem Ideenkreise der Gebildeten verbannt, ja denselben aufgelöst hat!" Wir sind nun zwar überzeugt, daß jene Dame weder an Hexen noch Gespenster glaubt, daß sie in der St. Andreasnacht weder Blei gegossen, noch um Mitternacht rückwärts in's Zimmer getreten, daß sie in Krankheitsfällen lieber ärztliche, als sympathetische Mittel gebraucht und schwerlich einer Zigeunermutter ihre schöne Hand darbieten wird, um sich aus den Lineamenten derselben deuten zu lassen, was ihr beschieden ist — aber hat nicht diese selbige Dame, wenn auch in moderner Weise, aus der Hand, d. h. aus der Handschrift sich wahrsagen lassen, „ob Schreiber dieses in einer zarten und wichtigen Angelegenheit Vertrauen verdiene?" fragte sie nicht bei Herrn B., einem reisenden schädeltastenden Physiologen, an, „welche Bedingungen ihres Schicksals sie nach ihrer Kopfbildung in sich selbst trage", und endlich, ist sie nicht ganz ernsthaft an klopfenden Tischen und Psychographen gesessen? Ihr jubelnder Ausruf ist also nur durch Mangel an Selbstkenntniß erklärlich, und unserer Zeit überhaupt noch mehr von den Dreifüßen zu Delphi und aus den Hainen zu Dodona und seinen weissagenden Hühnern geblieben, als die Meisten gestehen mögen.

Wenn nun also die Erfahrung lehrt, daß die beste Erziehung nicht vor romantischen Verirrungen und vor Traumgängen in das Uebernatürliche schützen kann, ja daß sich manch ein Hochgebildeter in das Zwielicht des Mysticismus flüchtet, so möchte, bei dem allgemeinen Hange zum Wunderbaren, für schwache Gemüther nichts gefährlicher werden, als wenn sie sich

Die Kartenlegerin.

selbst in Versuchung führen und mit dem Zufall spielen. Oft verblüfft die Antwort den Frager, zumal in gewissen Stimmungen und Lebenslagen, so daß er vergißt, seine Wahrnehmungen an der Vernunft zu reguliren, und zuletzt das verspottete Opfer einer selbstgeschaffenen Täuschung wird.

Der Jerusalemer Schuß.

Von Dr. **Moritz**.

Pera, die bekannte Vorstadt von Konstantinopel, wird neben Türken, Griechen, Armeniern, von Kindern aller Nationen, also auch von vielen Abenteurern und argem Gesindel bewohnt, das die halbe Gesetzlosigkeit des türkischen Staates und die schützenden Verträge der europäischen Mächte nach seiner Art benützt und ausbeutet. Jede Nation ist hier durch Individuen vertreten, auf die ihre Landsleute wenig Ursache haben stolz zu sein. Wir aber dürfen es mit wirklichem Stolze sagen, daß sich die deutsche Kolonie in Pera vor allen andern durch Ehrbarkeit auszeichnet. Unter den Kaufleuten Galata's genießen die deutschen des größten Vertrauens, aber noch ehrenwerther als die deutsche Kaufmannschaft steht das deutsche Handwerk da. Der beste Gärtner, der beste Sattler, der beste Tischler, der beste Schuster sind anerkanntermaßen Deutsche. Diese ehrenwerthen Handwerker, die sich alle mit Arbeit und Intelligenz bedeutendes Vermögen erwerben, stehen an der Spitze gemeinnütziger Anstalten, die ihren ärmern Landsleuten zu gut kommen, haben Einfluß in der Gemeinde, bei christlichem und türkischem Publikum, bei den Gesandtschaften und selbst bei der Pforte. Der Gärtner, den ich meine, war beinahe ein Günstling Mahmuds II. zu nennen und hat viel für seine Landsleute gethan. Der Schuster ist der Vertraute und Rathgeber eines der mächtigsten Pascha's und der Tischler hat viel für das deutsche Hospital und für das Wohl der Arbeiter gewirkt. Diese Männer sind für den guten Theil der deutschen arbeitenden Kolonie bezeichnend, aber es gibt eine eigenthümliche Erscheinung, eine sonderbare Spielart des deutschen Bummlers und Strohmers, die ebenso für die schlechte Seite des deutschen Handwerkerstandes im Oriente bezeichnend ist. Wir meinen jene Handwerksbursche, die mit dem „Jerusalemer Schuß“ behaftet sind.

Dem Leser ist dieser Ausdruck höchst wahrscheinlich eben so neu, als er es mir bei meiner Ankunft in Konstantinopel gewesen, und er bedarf einer nähern Erklärung. Die meisten deutschen Handwerksbursche, nachdem sie sich, von ihrer deutschen Sehnsucht in die Ferne getrieben, mit Mühe und Noth bis nach Konstantinopel durchgeschlagen und daselbst eine Zeit lang gearbeitet, werden von einem unwiderstehlichen Drange nach dem heiligen Lande und nach Jerusalem ergriffen. Einmal in Konstantinopel, warum sollten sie nicht weiter vordringen? Mit geringen Kosten gelangt man als Deckpassagier nach Beiruth und von da mit geringer Anstrengung und, als armer Mann ohne Gefahr, nach zweitägiger Fußwanderung über den Libanon und nach Jerusalem. Nichts natürlicher als diese Sehnsucht und die Lust nach der Befriedigung derselben. Wem von uns sind diese Stätten nicht theuer? Da sie in unseren Herzen die Verehrung noch mit Marathon, Athen, Rom und Florenz theilen, wie sollten sie dem Handwerksburschen nicht theuer sein, dem sich die tiefsten und schönsten Jugendeindrücke, sein ganzer Glaube, sein Gemüth und seine Phantasie an diese heiligen Orte knüpfen. Ist aber dieser Handwerksbursche, der Jerusalem gesehen, nach Konstantinopel zurückgekehrt, dann flieht ihn jeder ordentliche Geselle und will ihn kein Meister in seine Werkstatt aufnehmen. Er hat den „Jerusalemer Schuß“, und Einer mit dem Jerusalemer Schuß wird als die Pest jeder Werkstätte betrachtet, wenn er überhaupt noch Lust hat, in eine Werkstätte einzutreten. Der ehemals fleißige Geselle, der mäßige, sparsame, ordentliche Arbeiter ist träge geworden und hat neben der Trägheit noch allerlei andere Fehler und Laster aus Jerusalem mit zurück gebracht. Er trinkt gerne, er verbringt seine Zeit in der Schenke und mit Disputationen über allerlei höhere, besonders religiöse Gegenstände. Er hält sich für eingeweiht in die tiefsten Geheimnisse der Religion, für etwas Besseres als seine Standesgenossen, auf die er herabsieht und die er fortwährend meistern und belehren will; er glaubt sich überhaupt zu etwas Höherem geboren und verachtet die Arbeit. Er ist nicht nur träge im Atelier, er ist auch streit- und händelsüchtig, stört den Frieden und die Arbeit. Seine ehemalige Heiterkeit ist dahin und wenn er nicht zankt, ist er auf mürrische Weise schweigsam und grübelt. Diesen Zustand bezeichnet man mit dem Ausdruck „Jerusalemer Schuß“.

Von meinen Freunden unter den Handwerkern hatte ich schon viel von diesem Jerusalemer Schuß gehört, glaubte aber nicht, daß ich selbst bestimmt war, diese Krankheit in der Nähe kennen zu lernen. Das deutsche Hospital, in welchem ich mehrere Monate als Schwerkranker zubrachte, hatte sich eines solchen Unglücklichen erbarmt und ihn, den kein Meister mehr

beschäftigen wollte, als Krankenwärter angestellt. Es war ein Schwabe. Wir bemerken nämlich, daß unter den mit dem Jerusalemer Schuß Behafteten die meisten aus Süddeutschland und unter den Süddeutschen die meisten aus Schwaben stammen, ebenso wie es meist Protestanten sind. Mein Schwabe, den wir Ignaz nennen wollen, nahm mich anfangs mit Freundlichkeit auf, bald aber war es ihm zu viel, mich auf meiner Stube zu bedienen und ich bemerkte, daß er mich absichtlich oft lange über die bestimmte Stunde hinaus auf meine Mahlzeiten warten ließ. Brachte er sie endlich, so zeigte er mir ein höchst widerwärtiges, mürrisches Gesicht und fand, daß ich eben so gut in das allgemeine Krankenzimmer hinabsteigen könnte, um daselbst mein Essen einzunehmen. Dieses war aber im Widerspruche mit meiner Krankheit, die mir jede Bewegung unmöglich machte, und im Widerspruche mit dem, was er mir selber täglich sagte. War es Bosheit oder religiöse Absicht, um mich zu zerknirschen und auf den Tod vorzubereiten, er erzählte mir täglich, was Doktor und Spitaldirektor über meine Krankheit gesagt und daß sie meinen Zustand für hoffnungslos hielten. Er vergaß nicht hinzuzufügen, daß er als Krankenwärter auch schon seine Erfahrungen gemacht und daß er in Folge dieser Erfahrungen allerdings der Meinung der beiden Andern sein müsse; ja, daß er meine Krankheit noch für weit schlimmer halte. Er sprach dergleichen niemals in irgend welchem Tone des Mitleides, sondern auf die härteste, meist auf spöttische Weise aus. Wenn er mir eine neue Medizin brachte oder eingab, that er das immer mit einem mitleidigen Achselzucken, erklärte das alles für nutzlos und verhehlte mir nicht, daß man mich nur behandle, um die Zeit hingehen zu lassen, und daß man allerlei Kuren mit mir vornehme, nur um mich zu beschäftigen und zu zerstreuen. Hätte der vortreffliche Dr. Stoll wirklich die Absicht gehabt, mich aus Menschlichkeit zu täuschen, Ignaz würde diese Absicht auf gründliche Weise zunichte gemacht haben. Er war ganz dazu geeignet, dem Kranken jede Hoffnung, jeden moralischen Halt zu entziehen. Wie mit mir in der Einsamkeit meiner Stube, so machte er es mit den andern Kranken in den gemeinschaftlichen Sälen. Kaum hatte einer irgend welchen bedeutenderen Anfall seiner Krankheit, als er ihm schon von der Nothwendigkeit sprach, Abschiedsbriefe in die Heimat zu schreiben, seine Angelegenheiten zu ordnen und den Geistlichen kommen zu lassen! Diesen rief er oft herbei, ohne daß es der Kranke verlangt hatte, und der Unglückliche, der keine Ahnung von Gefahr hatte, sah mit einem Male den Seelsorger am Bette stehen und glaubte sich am Rande des Grabes. Ignaz hatte so die verschiedensten und ausgesuchtesten Manieren, die Kranken zu quälen. Wenn Einer da war, dem der Arzt eine strenge Diät vorgeschrieben, setzte sich Ignaz auf's freundschaftlichste an den Rand seines Bettes, stellte ihm vor, daß die Vorschriften des Arztes übertrieben und wohl vorzugsweise in dem Geize der Hospitalbeamten begründet seien. Darauf beschrieb er dem Ausgehungerten auf das ausführlichste alle die vortrefflichen Speisen, die er ihm bereiten und die der Patient gewiß ohne Schaden genießen könnte. Wenn ihn dann der Kranke anflehte, doch ja etwas derart für ihn zu bereiten, so ging er wirklich in die Küche und kochte eine der beschriebenen Speisen, mit der er alsbald zurückkam, um sich auf's Neue an das Krankenbett zu setzen. Nachdem er dann den Kranken zurechtgerückt, ihm den Duft der Speise hatte in die Nase steigen lassen, und der arme Tantalus sie schon zu kosten glaubte, ließ Ignaz plötzlich die Hand niederfallen und bekam Skrupel. Der Arzt müsse es doch besser verstehen als er; das Essen könnte dem Kranken am Ende doch schaden; sein Uebel könnte sich verschlimmern. Ignaz wollte die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen und zog sich, nachdem er die Begierde des Lechzenden auf's Höchste gesteigert hatte, mit der Schüssel langsam wieder zurück. Rief ihn dann der Kranke und beschwor ihn um wenigstens einen kleinen Theil des Dargebotenen, so wandte sich Ignaz mit der höchsten Entrüstung gegen ihn, nannte ihn einen Schlemmer, einen Nichtsnutzigen, einen Sünder, der nur an seinen Magen denke, und überhäufte ihn mit Schmähungen und Zank.

So war Ignaz und solcher Charakterzüge meines edlen Pflegers könnte ich noch viele erzählen. Merkwürdigerweise hatten wir in diesem Hospital eine Köchin, die auch mit Etwas behaftet war, was mit dem Jerusalemer Schuß die größte Aehnlichkeit hatte. Sie war ebenfalls eine Süddeutsche und die Frau eines der Beamten des Hospitales, der sich alle Mühe gab, seine Pflichten auf's gewissenhafteste zu erfüllen. Elisabeth hatte den literarischen Schuß, sie hielt sich für außerordentlich gebildet und für sehr belesen, und der Lieblingsgegenstand ihres Gespräches waren Bücher. Mir lachte in Folge dieser Disposition der Hospitalköchin eine sehr schöne kulinarische Zukunft, denn Elisabeth äußerte ihren Jubel ganz offen, als sie hörte, daß ein Schriftsteller in's Hospital kommen solle, ein Mann, mit dem sie kritische und literarische Ideen austauschen konnte. Die Unglückliche stand den ganzen Tag in der Küche, ihren Mann fühlte sie tief unter sich und die Matrosen und Handwerker, die gewöhnlich das Hospital bevölkerten, waren ihres Gespräches nicht würdig. Sie fühlte sich bei meiner Ankunft aus ihrer Verödung gerettet. Ich hatte mich in meinem Bette noch kaum zurechtgelegt, als sie mir schon einen Besuch abstattete, um ihre Freude über meine Ankunft, ihr Leidwesen, nichts von mir gelesen zu haben, und ihre Entschlüsse, mich auf das vortrefflichste zu verpflegen, auszudrücken. Daran knüpfte sie sofort in gewählten Ausdrücken ihr tiefes Bedauern, von ihrer Umgebung nicht verstanden zu werden, Niemand zu haben, gegen den sie sich aussprechen könnte, überhaupt ein verfehltes Leben zu führen.

Ich versichere Sie, Herr Doktor, ich bin zu etwas Besserem geboren; mein Beruf ist weder, Köchin zu sein, noch die Frau eines solchen Mannes. Aber das Schicksal hat es so gewollt, und wir sind nicht Herren unseres Schicksals. Mein Trost ist die Literatur und hätte ich Deutschland nicht verlassen, ich hätte Bücher geschrieben. Nun, Herr Doktor, was halten Sie von

Shakespeare, glauben Sie, daß dieser Shakespeare, ich meine William Shakespeare, wirklich ein so großer Dichter gewesen? — Allerdings, antwortete ich, ist Shakespeare, nämlich der William Shakespeare, ein großer Dichter gewesen. — So? nun das freut mich, aber glauben Sie auch, daß der Lord Byron ein großer Dichter war? — Freilich war der Lord Byron auch ein großer Dichter. — Ein größerer Dichter als Shakespeare? fragte die Köchin. — Nein, sagte ich nach einiger Ueberlegung, die ich ihr schuldig war, er war ein kleinerer Dichter. — So, sagte wieder die Köchin nachdenklich und fuhr mit Fragen fort: Aber sagen Sie mir, warum ist denn der Heinrich Heine so berühmt? — Warum sollte er nicht berühmt sein, fragte ich zurück, da es ihm Freude macht? — Die Köchin sah mich etwas verdutzt an, fürchtete aber wahrscheinlich, daß sie sich eine Blöße gebe, wenn sie eine nähere Erklärung verlangte und sprang sofort auf Schiller über. Nach ungefähr einer Stunde, die auf die angedeutete Weise im Gespräche verfloß, entfernte sich Elisabeth, augenscheinlich höchst befriedigt darüber, sich einmal recht ausgesprochen und ihre Gedanken mit einem Manne vom Fach ausgetauscht zu haben. Sie bedauerte, das Gespräch nicht länger fortsetzen zu können und zu ihren niedrigen Pflichten zurückkehren zu müssen, versprach aber, so bald als möglich wiederzukommen. In der That erneuerte sie schon am selben Abend ihren Besuch; ebenso that sie den zweiten und dritten Tag. Ich war so geduldig als möglich, beantwortete alle ihre Fragen, hörte ihre ästhetischen Ansichten an und erntete auch die Früchte meiner Humanität. Elisabeth bewies mir ihre literarische Freundschaft, wie es nur eine Köchin thun kann, mit den ausgesuchtesten Schüsseln. Ich war nicht auf Spitalkost gesetzt, bezahlte ein eigenes und höheres Kostgeld und hatte das Recht auf bessere Nahrung, aber Elisabeth that noch ein Uebriges und nährte mich nicht wie einen Kranken, sondern wie einen verwöhnten Feinschmecker. Ach! diese goldene Zeit sollte nicht lange dauern. Ich war leidend und nicht immer gut genug gestimmt, um die Gespräche mit Elisabeth, wie sie es gewünscht hatte, durch Stunden und oft mehrere Male im Tage fortzuführen; ich glaube, daß ich selbst bei bester Gesundheit weder die Geduld, noch die Kraft dazu gehabt hätte. An kurzen Antworten mußte sie manchmal erkennen, wie sehr sie mich langweilte, und endlich sah ich mich gezwungen, wenn mir ihre Besuche zu viel wurden, mich anzustellen, als ob ich schliefe. Schon wenige Tage nach meinem Einzuge vermuthete Elisabeth, daß ich sie auch nicht verstehe und war darüber melancholisch, und endlich, da sie die Gewißheit erlangt hatte, war sie erzürnt. Ihr Mann verhehlte es mir nicht, daß sie sehr verstimmt gegen mich sei und ich mußte es bald fühlen. Sie blieb aus, aber auch die guten Speisen blieben aus und ich bekam nichts, als magere höchst ärmliche Spitalkost. Es nützte nichts, daß ich mich beklagte und auf mein Recht pochte; sie erklärte, nicht für einen einzelnen Kranken besonders kochen zu wollen, und da fand sie einen mächtigen Bundesgenossen an Ignaz, der mir jetzt mit einem seligen Gesichte die armen gelben Rüben brachte, wie er mir früher die bessere Kost mit Murren und Verdruß gebracht hatte. Erlaubte ich mir gegen ihn eine Bemerkung, so wurde ich auf's empfindlichste zurechtgewiesen: man könne keine Ausnahme machen, im Hospitale sei alles gleich, ich sollte nicht den Herrn spielen und man könne nicht wissen, ob ich mein Leben lang so gut zu essen haben werde. Es sei schon zu viel, daß ich in einem besonderen Zimmer besonders bedient werde. Ich sollte übrigens in dem Zustande, in dem ich mich befinde, meine Gedanken von solchen irdischen Kleinigkeiten ab- und andern, höheren Angelegenheiten zuwenden; er sei meiner ganz und gar müde und er werde ganz zufrieden sein, wenn ich auf die eine oder die andere Art das Hospital verlasse.

Es traf sich auf eigenthümliche Weise, daß wir vom Jerusalemer-, vom literarischen Schuß und von allen damit verbundenen Leiden beinahe gleichzeitig befreit wurden. Elisabeth war eines Tages aus dem Hospitale verschwunden; sie war ihrem Manne und ihrem Dienste durchgegangen. Sie fühlte sich, wie sie ihrem Manne und den Hospitaldirektoren sagen ließ, zu etwas Höherem geboren, als Kinder zu erziehen und Hospitalsuppen zu kochen. Ignaz fand, daß er als Krankenwärter zu viel zu thun hatte, fühlte neue Sehnsucht nach Jerusalem, schnallte seinen Ranzen und pilgerte abermals nach den heiligen Stätten. Obwohl wir uns nun mehrere Tage lang ohne Köchin behelfen und mit der Kost begnügen mußten, die Elisabeths Verlassener mit viel Mühe und noch mehr gutem Willen lieferte, und obwohl manchem Kranken allerdings der Diener fehlte, waren wir doch alle sehr zufrieden und wie von einem Alpdrücken befreit, als wir uns nicht mehr in der Atmosphäre des Jerusalemer- und literarischen Schusses befanden.

Verlag von *Krais und Hoffmann* in Stuttgart. Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

EIN SOMMERNACHTSTRAUM.

Keplers Mutter im Hexenprozeß.

Von Dr. Friedrich Pressel.

(Fortsetzung von S. 160.)

Der Bericht des Vogtes Einhorn an den herzoglichen Oberrath ist ein merkwürdiges Aktenstück, er zeigt uns die ganze grauenerregende Leichtfertigkeit, mit welcher in solchen Prozessen verfahren werden konnte. Das Zeugniß eines elfjährigen Kindes und der Argwohn einer geisteskranken Frau reichen für den Vogt aus, um den Gang des Rechtes umzukehren und die Klägerin in den Stand einer Angeklagten zu versetzen. Und der Oberrath, wie lautete seine Entscheidung? „Auf die ausgewichene (!) Heinrich Keplers Wittib zu fahnden, sie zur Haft zu ziehen, und so sie ein Tag zween gelegen, auf den mit Jerg Hallers Mädle zugetragenen Casum und die theologischen Artikel im Beiseyn des Spezials, auch warum sie ausgewichen, alles Ernstes zu examiniren und ihr Bekenntniß zu berichten." Auf die ausgewichene Heinrich Keplers Wittib! War sie denn ausgewichen? Nein, nur zurückgekehrt zu ihrer Tochter nach Heumaden. Aber der Vogt stellt dieß in seinem Bericht an den Oberrath so dar, daß dieser verstehen soll, sie habe sich aus Leonberg davon gemacht, und ein neuer höchst belastender Beweis ist unterwegs, der Beweis des Fluchtversuchs. Der Vogt, wohl fühlend, daß dieser Beweis noch zu früh sei, bemüht sich, es dahin zu bringen, daß Katharina wirklich ihren Wohnort verläßt und sagt öffentlich aus, er habe Befehl erhalten, die Keplerin zu verhaften und auf die Folter zu legen. Jetzt gibt diese dem Andringen ihrer Kinder, obwohl bitter ungerne, nach, reist ab nach Linz, kehrt aber schon in Ulm wieder um, trifft ihr Eigenthum in Leonberg mit Beschlag belegt, und man läßt ihr keine Ruhe, bis sie sich abermals zum Wandern entschließt. Und so traf sie am 13. Dezember wirklich in Linz ein.

Treten wir mit ihr bei dem Astronomen ein! Werden wir zu befürchten haben, daß sie ihm seine Zirkel störe? Sie findet ihn gerade mit dem Briefe beschäftigt, den er in ihrer Angelegenheit an den Kanzler schreibt, und nicht der berühmte Entdecker der Bahn der Planeten, nur der zärtlichste, treuest besorgte Sohn kommt ihr entgegen, vorwurfslos, mit dem bleichen, aber immer heitern Angesicht, er, dessen Gemüth gewiß viel tiefer litt, für den die Erde nur Dornen zu tragen schien. Heimatlos und vaterlos in frühester Kindheit geworden, war er „durch Landsfürstliche Miltigkhaitt," wie er einmal schreibt, „bein studiis in Clöstern (Hirsau und Maulbronn) und zu Tübingen (im Stift) aufferzogen" worden zum Theologen. Aber als er in allen drei Religionsbekenntnissen das, was er mit dem Worte Gottes übereinstimmend finde, zu ehren bekannte und die Irrthumslosigkeit der Konkordienformel nicht zu unterschreiben vermochte, wurde er für untauglich zum Kirchendienste erachtet und den steyrischen Ständen als Mathematiker überlassen. Krank, mit entlehntem Gelde kommt er dort an und zu seinen Amtsgeschäften gehört es, den Kalender zu schreiben. Er verfaßt ihn nach der gregorianischen Zeitrechnung, zum großen Aergerniß der lutherischen Päpste in Tübingen, welche diese Zeitrechnung für ein Werk des Antichrists halten; er muß — so sehr galt damals noch Astronomie für gleichbedeutend mit Astrologie — darin den Einfluß der Gestirne auf den Gang der Ereignisse voraussagen, und wer konnte mehr als er diese frivolas conjecturas [nichtswürdigen Prophezeiungen], wie er einmal sagt, im Herzen verachten? Bald erscheint sein Erstlingswerk, Prodromus betitelt: Galilei jubelt, aber der Tübinger Senat wittert Ketzerei und nur der Beifall des Herzogs hält ihn ab, die Schrift zu unterdrücken, die Schrift, die Gottes Lob in so begeisterter Sprache verkündet, aber freilich auch die Kopernikanische Lehre von der Bewegung der Erde und daß die Bibel kein Lehrbuch der Astronomie oder Optik sei, vielmehr einen höheren Zweck, die Heiligung und Beseligung des Herzens, erreichen wolle. Kaum ist er im Jahre 1597 als sechsundzwanzigjähriger Mann eines häuslichen Herdes froh geworden, so verhängt Erzherzog Ferdinand die Ausweisung der evangelischen Lehrer und Prediger aus Steiermark. Eine Zeit lang schützt ihn die Freundschaft gelehrter Jesuiten; aber als er an seine gedrückten Glaubensgenossen ein Trostschreiben richtet und freimüthig bekennt: „ich habe das Augsburgische Glaubensbekenntniß aus dem elterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter, genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen der Versuchungen geschöpft, ihm hange ich an, heucheln habe ich nicht gelernt, Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel," so war auch seines Bleibens nicht länger. Umsonst richtet er die Blicke nach der Heimat, dort will man nichts von dem duldsamen Dulder wissen, er muß sich bei dem selbstgefälligen Neider des Kopernikus, Tycho de Brahe, Hofastronomen des Kaisers Rudolph in Prag, verdingen, und als er nach dessen Tod seine Stelle erhält, hat er von Jahr zu Jahr in der Hofkammer um seine Besoldung zu betteln, deren Rückstände zuletzt bis auf die Summe von zwölftausend Thalern anwachsen, weshalb er nothgedrungen die ihm von den Ständen ob der Ens angetragene Professur zu Linz annimmt. Hier wird er damit empfangen, daß ihn Dr. Hizler von der Kommunion ausschließt, weil er die Abendmahlslehre der Reformirten nicht verdammt, und als er sich darob bei dem Konsistorium zu Stuttgart beklagt, nennt ihn dieses treuherzigst einen Wolf im Schafspelz und warnt ihn, seinem guten ingenio nicht zu viel zu trauen, vielmehr der Stimme des Erzhirten gehorsamlich und in christlicher Einfalt zu folgen. So thürmten sich ihm, der auf dem Gebiete des Geistes Gesetze gab, in seiner irdischen Bahn auf jedem Schritte Hemmnisse entgegen. Ein Genius, er weiß es, leitet seinen Gang und lispelt ihm von ferne die

Wahrheiten zu. Aber auch die finsteren Mächte, deren Herrschaft zu stürzen er gesandt ist, lagern sich rachsüchtig um ihn her und vor dem Schreckenstribunale zu Leonberg steht in Wahrheit nicht die Mutter, steht er selbst.

Wie treulich nimmt er sich aber auch ihrer an! Er wandte sich sofort an den erwähnten Vizekanzler Faber und an den Herzog selbst, stellte Sachwalter zu Leonberg, Tübingen und Stuttgart auf und es gelang ihm vorläufig wenigstens so viel, daß der Oberrath seinen vorschnellen Befehl mit den Worten zurücknahm: „Wenn die Sache zwischen der Keplerin und Reinboldin in Rechten befangen, so kann man denselben nicht vorgreifen, sondern es möchte darin zu befehlen sein, darin schleunig fürzugehen und keinem Theil muthwilligen Aufschub zu gestatten. Die andere That ist nur von zwei Mägdchen von elf und zwölf Jahren bezeugt. Auch ist zu vermuthen, daß die Keplerin blos aus Schrecken und Furcht, weil Meister Urban Kräutlein ihr so stark zusprach und sie wohl merken konnte, wo der Vogt mit ihr hinaus wolle, nicht aber aus bösem Gewissen entwichen ist." Allein es war vorauszusehen, daß ihre Entfernung nach Linz von den Gegnern nach Kräften ausgebeutet werde. „Seine fürstlichen Gnaden," baten die Reinbold'schen, „welcher Gott einen langen Arm verliehen habe, möchten nach der Keplerin greifen," und auch im Oberrath war eine Partei des Vogts, welche ihre Abreise als Flucht darzustellen bemüht war. Kepler richtete daher abermals ein Schreiben an den Herzog, in welchem er bittet, „S. F. Gn. geruhen gnädig zu gestatten, das entzwischen diese rechtführung zu end gebracht, seine Mutter bei ihm rechtmässig abwesend, und ihre eigentumbliche güetter, unverhindert jemandes, administriren, vor abgang und schmelerung bewahren und davon so vil als zu unvermeidlicher Leibs und ires Rechtens notdurfft, auch abzahlung ihrer schulden gehörig gebrauchen möge." Allein, wie schon einmal ersichtlich, Keplers Arbeit war gewöhnlich eine doppelte, zuerst mit den Gegnern und dann mit den Eigenen. Ohne den Bescheid auf die eingebrachte Bitte abzuwarten, reiste seine Mutter plötzlich im September 1617 nach Württemberg zurück. Kepler reiste ihr nach, beschwor sie, sich des Handels als ihr zu schwer zu entschlagen, die Sache Gott und dem Gerichte heimzustellen und sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde wieder mit ihm nach Linz und in die Ruhe zurückzubegeben. Auch überreichte er dem Herzog von Neuem ein „underthänig flehentlich Bitten, S. F. Gn. mögen als Vater der Wittwen geruhen, ihm, einer so hochbetrübten und verwirrten sibenzigjärigen witwen eltistem sohn, zu versorg- und verhüetigung derselben, dero fürstliche gnedige Hand zu raichen und zu erlauben, das Sy ohne Verlust irer Ehren und neulich bewilligter alimenten seinem rath folgen und bei ihm ausser lands wohnen khönde, biß so lang S. F. Gn. selber dero nit wider herauff begehren." Die erbetene Erlaubniß wurde gegeben, aber Katharina ließ sich nicht von ihren Bedenken abbringen, man möchte sie abermals wie zuvor der Flucht bezichtigen und daher für schuldig erkennen, und Kepler mußte ohne sie wieder abreisen, nach nutzlos aufgewandtem Opfer an Geld und Zeit, das kommende Unheil voraussehend.

Verfolgen wir den weiteren Verlauf mit Hilfe unserer Briefe.

„Und ist sie entlich," schreibt Kepler im Jahr 1620, „anno 1618 zu der so lang gesuchten und durch Gegenthail auch appellando verhinderten Zeugenverhör gelanget, hatt integritatem famae [Ehrenrettung] biß auff den Anfang dieser Rechtführung mit gnugsamen, sonderlich mit vier alter Ehrliebender Gerichtspersonen aussag probirt und erwisen, darneben dargethan, das die beclagte, dero verführten lebens halben mit ir gar nit zu vergleichen und sampt irem Anhang nit den wenigisten grund irer Verleimbdung habe, sondern mit allerlay aberglaubischen sachen umbgangen, dardurch selber bey ir nit allain disen falschen Wahn sondern unzweivel auch ire Krankhait verursacht.

„Es wäre nu Zeitt gewest, das der Richter einen Richterlichen gerechten sentenz gesprochen hette, dessen sich Gegenthail nit zu erfreuen gehabt haben würde. Wie hette aber die beclagte disem irem unhail füeglicher entgehen sollen, als durch attentierung einer Neuen criminalaction, in deren Sy auß einer beclagten zur Klägerin werden, und also das Jenige was ires bedünckens und Wunsches, E. F. Gn. als Landsfürsten lengst gepüren wöllen, für sich selber thails hereinbringen, und mit einem Wort (Irem eigenen berhüemen nach) diß Spil der Cantzley in die Hand spilen möchte. Wie starckh aber meiner Mutter Advocat sich gegen dieser Neuerung und Absprung vom Hauptwerckh gewehret, so hatt doch Gegenthail so vil erhalten, das demselben vermittelst seines Aids, das Er nichts umb verlengerung und Auffzug willen einwerffen, sondern allain seinds Rechtens Notdurfft handeln wölle, seine Neue puncten gerichtlich fürzubringen erlaubt und meiner Mutter dieselbe anzuhören befohlen worden. Das seind nu gewest 49 die allererschröcklichiste und schendlichiste Articul, aber von dergleichen Geschichten, die sich nit allain auff Gegenthails aigene Bezüchtigung des gegebenen verzauberten Trunckhs nichts gereimet, und nur andere personen, die sich nit für Cleger, angeber, betroffen; sondern auch an und für sich selbst, noch vor Gegenthails Zeugenverhörung leichtlich zu erkennen gewest, das es lautter alte Weibertand, die allererst nach angefangner Rechtführung herfür und in einen zuvor nie erhöreten verdacht gezogen, thails erst lang nach anno 1614 geschehen sein sollen, insgemain samtlich mit einander durch der obvermelten Burge gleiche personen, dem Gegenthail zu Dienst auff- und zusamengefischet worden, deßwegen meiner Mutter Advocat sie alle nit anderst, dan für eine cumulationem der geclagten Verleumbdung angenommen, und dise, als ein Neue litem, gar nit contestirn wöllen. Und seind nunmehr im abgelauffenen 1619. Jahr, über solche 49 Articul auch Gegenthails producirte Zeugen verhöret worden: under diser langen Zeit mein liebe Mutter mit höchster irer Unglegenhaitt des Außtrags in Württemberg gegenwärtig erwartet."

Kepler bittet nun um Mittheilung der Zeugenaussagen und Abwartung seiner Vertheidigung, und schließt mit der Zuversicht, „daß S. F. Gn. unzweivel das Jenige thuen, was zu obliegender Befürderung der Gerechtigkhait, und zum Schutz erlebter Wittiben wider unbilliche undertruckung gehörig, und würt es der Almechtig E. F. Gnaden nach seiner Verheissung, darumb ich auch inbrünstig bitten will, reichlich vergelten."

Trägt dieser Brief, abgesehen davon, daß Kepler überhaupt ungleich besser Lateinisch, die damalige Gelehrtensprache, als deutsch schreibt, sichtlich das Gepräge des Flüchtigen an sich, so werden wir uns darob nicht wundern, wenn wir bedenken, in welch bedrängter Lage Kepler selbst wieder zu jener Zeit war. Wir stehen am Anfang des dreißigjährigen Kriegs. Die unterdrückten Protestanten in Oesterreich hatten sich mit den aufgestandenen Böhmen verbunden und der Herzog Maximilian von Bayern war vor Linz gerückt, belagerte und eroberte die Stadt. Keplers Besoldung wurde mit Beschlag belegt und seine Bibliothek geschlossen, auch Dr. Hizler abgesetzt, und Kepler bot seinem Verfolger die Hand und beobachtete mit ihm in brüderlicher Eintracht eine Mondsfinsterniß. Denn dorthin zu dem gestirnten Himmel und seiner ewigen Harmonie zog es ihn ja immer, wenn er sich des Erdenlebens als eines Lebens im Exil bewußt wurde. „Wer hienieden," hatte er schon in seinem Erstlingswerke ausgerufen, „die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge erkannt hat, der wird himmelwärts streben. Geringer zu schätzen wird er anfangen, was ihm nicht das Vortrefflichste schien. Gottes Werke wird er über alles hochachten und in ihrer Betrachtung eine Erquickung finden. Großer Künstler der Welt, ich schaue wundernd die Werke Deiner Hände, die Sonne, Ausspenderin Lichtes und Lebens, die nach heiligem Gesetz zügelt die Erden und lenkt in verschiedenem Lauf. Ich sehe die Mühen des Mondes und dort Sterne zerstreut auf unermessener Flur. Vater der Welt, was bewog dich, ein armes, ein kleines, schwaches Erdengeschöpf so zu erheben, so hoch, daß es im Glanze dasteht, ein weithin herrschender König, fast ein Gott, denn er denkt deine Gedanken dir nach." Und in der Harmonie der Welt, seinem Hauptwerke, das sein drittes Gesetz enthält und das, merkwürdig genug, eben aus diesen Jahren schwersten inneren und äußeren Druckes stammt, bricht er am Schluß in die Worte aus: „Ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, soviel mein beschränkter Geist deine Unendlichkeit fassen konnte. Ist etwas von mir vorgebracht worden, das deiner unwürdig ist, oder habe ich eigene Ehre gesucht, so verzeihe mir gnädiglich!"

Welch lichte Höhe heiliger Begeisterung ragt hier mitten aus dem Gewölke, das schwarz und immer schwärzer über dem Schauplatz unserer Geschichte hängt. Das längst befürchtete und von Kepler und seinen Freunden bisher nur mit Mühe Abgewandte, daß aus dem Civilprozeß ein Kriminalprozeß, eine peinliche Frage für die Klägerin selbst werde, war nun, da Kepler gelähmt war, auf Grund der in dem Briefe erwähnten 49 Artikel im Begriff sich zu erfüllen. Etliche wenige Proben reichen hin, um uns von denselben eine Vorstellung zu geben.

11. Wahr, daß die Keplerin bei ihrer Base zu Weil, so eine Hexe gewesen und daselbst verbrannt wurde, erzogen worden,

12. daß der Keplerin Mutter sagte, sie wollte ihrer Tochter das Buhlenleben gerne übersehen, wenn sie nur nicht der Unholdin Wesen zu Weil erlernt hätte,

16. daß sie zu des Schützen Bastian Töchterlein sagte: es gibt weder Himmel noch Hölle, sondern, wenn der Mensch stirbt, ist alles aus, wie bei dem Vieh auch,

17. wer Unholdinwerk treibt, hat gut leben,

18. wenn die Unholdinnen zusammen kommen, haben sie hübsche Buhlen, gut Essen und Trinken, und ist eine Wollust, davon man nicht genug rühmen kann.

24. Wahr, daß sie des Michael Stahlen Kuh wüthend gemacht,

25. dem Metzger Stoffel am Schenkel Schmerzen verursacht,

26. jedoch ihm wieder geholfen.

27 und 28. Wahr, daß sie der Guldenmännin Kraut geschickt, wovon deren Kuh erkrankt.

Endlich 49. Ursula Reinboldin würde lieber tausend Gulden verlieren, als ihre unaussprechlich großen Schmerzen täglich leiden, sie bittet daher zu erkennen, daß Kath. K. ihr diese Summe sammt Ersatz aller Kosten zu geben schuldig sei.

Auch die Zeugenaussagen sind uns noch aufbewahrt. „Als ich," sagte der Schulmeister Beutelspacher, „an einem Sonntag der Wittwe Kepler einen Brief von ihrem Sohn, dem Mathematiker, vorgelesen und die Antwort geschrieben hatte, bezauberte sie zum Dank dafür, auf Antrieb des bösen Feindes und unter der Zulassung Gottes, durch einen Trank das Mark in meinen Gebeinen, versalzte meine übrigen Lebenstage mit unerträglichen Schmerzen und beraubte mich meiner Mannschaft. Die Taglöhnerin, welche austrank, was ich im Becher übrig ließ, kränkelte von Stund an und starb. Hierauf lebe und sterbe ich." „Vor zehn Jahren," gab Schneider Schmid an, „wurden zweien meiner Kinder die Glieder verrenkt, worauf sie aussiechten und starben. Das Kätherchen kam unter liederlichem Vorwand in mein Haus und legte sich über die Wiegen, um mit ihrer Teufelskunst beizukommen. Wenn sie peinlich gefragt wird, so wird an Tag kommen, daß sie eines, wo nicht zwei meiner Kinder umgebracht hat. Sie verdient hier lebendig verbrannt und dort ewig gepeinigt zu werden."

Durch solche und ähnliche Aussagen in Verbindung mit der Reinbold'schen Klagschrift ließ sich endlich der Oberrath von dem Vogt vermögen, als Malefizgericht einzuschreiten.

(Schluß auf S. 190.)

O lichtes Roth, o zarter Glanz,
O süßen Dufts Ergießen!
Du, wahrlich, bist vollkommen ganz
Und nie genug gepriesen!

Gestalt und Duft und Farbe, wie
Gehören sie zusammen!
Wie glüh'n in Einer Harmonie
Die holden Lebensflammen!

So leuchtend rein, so lieblich frisch!
Ein tiefes Herzverlangen,
Von Lust und Bangen ein Gemisch,
Zu Wonnen aufgegangen.

Der Freude Bild, der Liebe Bild,
Aus Liebesglut geboren —
Und in der Seligkeit so mild,
So still in sich verloren.

Verklärtes Leben der Natur,
Des heil'gen Lichts Entfachen —
Und eine weltlich süße Spur
Von Schalkheit noch und Lachen.

Wie könnte Nacht in mir besteh'n,
Die Hoffnung mir zu rauben?
Ich brauche nichts als dich zu seh'n,
Um Gott den Herrn zu glauben.

Solch lichtes Wunder konnte nur
Aus ew'gem Licht entspringen;
Das Gleiche muß in sel'ger Flur
Mit allem Sein gelingen.

Wohl eigen fühlt mein Herz vor Dir,
Wie schön man leben sollte,
Und eine Wehmuth quillt in mir,
Daß nie mir's glücken wollte.

Doch nicht auf ewig ist's versäumt;
Du gibst mir holde Weisung
Auf alles Glück, hier nur geträumt,
Du Blume der Verheißung!

Melchior Meyr.

Der Bettel-Soldat.

Nach Schubarts Handschrift hier zum ersten Male gedruckt.

Im Kerker sang ich die Gesänge,
Drum tönt auch mancher Ton so matt;
Denn wem geräth im Angstgedränge
Ein Lied, das keinen Fehler hat?

Mit jammervollem Blicke,
Von tausend Sorgen schwer,
Irr' ich an meiner Krücke
Die weite Welt umher.

Gott weiß, hab viel gelitten,
Ich hab so manchen Kampf
In mancher Schlacht gestritten,
Gehüllt in Pulverdampf.

So manchen Kameraden
An meiner Seite todt!
Und mußt' im Blute waten,
Wenn es mein Herr gebot.

Mir drohten oft Geschütze
Den fürchterlichsten Tod,
Oft trank ich aus der Pfütze,
Oft aß ich schimmlig Brod.

Ich stand bei Sturm und Regen
In grauser Mitternacht
Bei Blitz und Donnerschlägen
Oft einsam auf der Wacht.

Und nun nach mancher Schonung,
Noch fern von meinem Grab,
Empfang ich die Belohnung,
Mit diesem Bettelstab.

Ich bettle vor den Thüren,
Ich armer lahmer Mann,
Doch ach, wen kann ich rühren,
Wer nimmt sich meiner an?

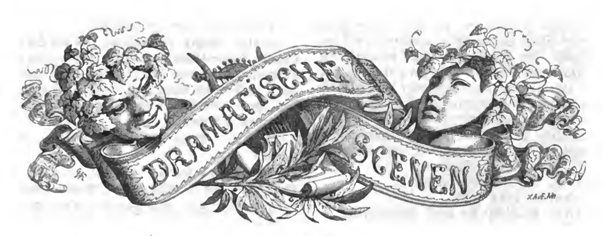
Beschwert mit dreizehn Wunden,
An meine Krück' gelehnt,
Hab ich in manchen Stunden
Mich nach dem Tod gesehnt.

War einst ein braver Krieger,
Sang manch Soldatenlied
Im Reigen trunkner Brüder,
Nun bin ich Invalid.

Ihr Söhne! bei der Krücke,
Bei der mein Leib sich beugt,
Bei diesem Thränenblicke,
Der sich zum Grabe neigt,

Beschwör' ich euch, ihr Söhne,
O flieht den Trommelton
Und Kriegstrompetentöne,
Sonst kriegt ihr meinen Lohn!

Schubart.



Zettel und Titania.

Aus Shakespeare's Sommernachtstraum.

Von **Adolf Schöll.**

(Mit einer Scene in Farbendruck.)

Einbildung und die Metamorphosen unwillkürlicher Ideen-Association, von deren geschwinden und barocken Zaubereien im Traume wir durch die Ueberreste in unsern erwachenden Sinnen und durch Rückblicke der Erinnerung Kenntniß haben, die aber auch neben unserem wachen Vorstellen und absichtlichen Denken unabgerissen fortspielen, bilden das Elementarreich der natürlich thätigen Seele, aus dem jeder Mensch den Ton und Wechsel seiner Stimmungen, den Schein und Widerschein seiner Triebe, den inneren Ausdruck seiner Affekte und die Garderobe seiner Leidenschaften hernimmt, aus dem auch der Dichter die Füllung und Verschmelzung seiner bildsamen Absichten schöpft. Dieses Element selbst, die Imagination in ihrem unveräußerlichen und durchgängigen Verhältniß zur Wirklichkeit, hat Shakespeare in der Zeit der Hochblüthe seiner Dichtung (um 1595) zum Totalgegenstand jener Komödie gemacht, die ihre ursprüngliche Bestimmung, als Festspiel einer vornehmen Hochzeit vor der Königin Elisabeth aufgeführt zu werden, sehr wohl erkennen läßt, der Bühne aber und dem Poesiegenuß aller Zeiten unter dem Namen „Traum einer Johannisnacht" überliefert ist.

Die scheinbar gesetzlose Welt der Einbildung ist im Werden und Wirken so gesetzmäßig wie alles, was wir Zufall nennen. Unsere Philosophen aus der Schule Herbarts bemühen sich, die Mechanik der Vorstellung, Ideenverbindung, Erinnerung und die Scala der Besinnung auf Zahlen und Formeln zu bringen, d. h. sie übersetzen ihre Voraussetzungen in eine vom Inhalt absehende Zeichensprache und befriedigen sich mit dem Zauberglauben, kraft der Ziffer ihre Voraussetzung bewiesen zu haben. Wer nicht von dieser Schule ist, wird sich leichter und völliger von der Gesetzmäßigkeit auch der ungebundensten Einbildung an der Lebhaftigkeit und Unfehlbarkeit der Wirkung überzeugen, mit welcher Shakespeare hier bloße Einbildungen, rein phantastische Wesen und Mittel, Zustände und Verwandlungen in Sinnenfälligkeit, in wahre Empfindung und hohe Gegenwart rückt. Es sind Täuschungen, aus lauter Wahrheit gewebt. Die Macht der Vorstellung als Vorstellung wird auf's reinste empfunden. Mit geistigem Vergnügen verweilt der Sinn an dem Unmöglichen, das sich durch seine Anschaulichkeit als ein Wirkliches aufdringt. Diesem Vergnügen ist auch Landseer in der Composition unseres Scene-Bildes gefolgt, indem er die keckste von den Metamorphosen des Lustspielzaubers in ihrer Augenscheinlichkeit ausgeführt und festgehalten hat.

Von allen Helden der Imagination in diesem Traumdrama ist Zettel die reellste. Unerachtet seines Rufs unter den Handwerkern als geschicktester Komödiant, unerachtet der allzeit fertigen Entzündlichkeit seines Gehirns, um sich mit Lust in jede Rolle zu werfen und nur zu bedauern, daß er nicht alle auf einmal spielen kann, bleibt er doch, er mache den Tyrannen oder den mehr lamentabeln Liebhaber, immer gleich constant der Weber Zettel, der so fest in seiner Haut sitzt, daß keine Schelmerei und keine Schmeichelei ihn heraus schrecken oder locken kann. Diesen soliden Charakter behauptet er müheles mitten in den äußersten Affektionen des Zaubers. Einestheils auf das derbste metamorphosirt zum haarigen Langohr, anderntheils auf das ideellste zum Gegenstande zärtlichster Neigung der Feenkönigin, findet er sich mit gleich gutem Humor und ungestörter Fassung in das Eine wie in das Andere. Er ist noch in der schwerhäuptigen Verwandlung ganz bei sich, und darum in dem schimmernden und schwärmenden Elfenkreis des Zauberwaldes ohne weiteres zu Hause. Seine neue Hofdienerschaft, diese schwindlich subtilen Subjekte, erkennt er ohne Befremden an, becomplimentirt und braucht sie ganz familiär. Der Exaltation seines Kopfes wird er unangefochten gewahr als eines Bartüberflusses um's Gesicht herum, der ihn kitzelt, weßhalb er sich aufrichtig kratzen läßt. Die Anerbietungen seiner ätherischen Freundin verführen ihn zu keiner Affektation. Von ihrem lustigen Orchester ist er räsonabel genug, sich mit einem Stück auf der

Maultrommel zu begnügen, und ihre kosende Frage nach seiner Eßlust beantwortet er unverhohlen mit dem Speisezettel, den die Appetite seiner angewachsenen Eselsorgane ihm angeben. Indessen hält er sich auch hierbei nicht auf, um eben so ungenirt der Schlaflust, die ihn ankommt, nachzugeben. Seine Indifferenz gibt sowohl den Symptomen der ihm angedichteten Thierheit lächerliche Wirklichkeit, als dem Elfentraumspiel eine Folie, an der es wahrnehmbar und empfindlich absticht. (Vierter Akt, erste Scene.)

Zettel. Wo ist Bohnenblüthe?

Bohnenblüthe. Hier.

Zettel. Kratz' mir den Kopf, Bohnenblüthe. — Wo ist Musje Spinnweb?

Spinnweb. Hier.

Zettel. Musje Spinnweb, lieber Musje, kriegen Sie Ihre Waffen zur Hand und schlagen Sie mir eine rothbeinige Biene auf einem Distelkopfe todt, und, lieber Musje, bringen Sie mir den Honigbeutel. Tummeln Sie sich nicht allzusehr bei dieser Verrichtung, Musje; und, lieber Musje, haben Sie Acht, daß der Honigbeutel nicht entzwei geht; es würde mir leid thun, Signor, wenn Sie sich mit einem Honigbeutel beschütteten. Wo ist Musje Senfsamen?

Senfsamen. Hier.

Zettel. Geben Sie die Pfote, Musje Senfsamen: ich bitte Sie, lassen Sie die Reverenzen, lieber Musje.

Senfsamen. Was befehlen Sie?

Zettel. Nichts, lieber Musje, als daß Sie dem Cavalier Bohnenblüthe kratzen helfen. Ich muß zum Barbier, Musje, denn mir ist, als wär' ich gewaltig haarig um's Gesicht herum, und ich bin ein so zärtlicher Esel, wenn mein Haar mich nur ein bischen kitzelt, gleich muß ich kratzen.

Titania. Willst Du Musik vernehmen, süßer Freund?

Zettel. Ich hab' ein räsonabel gutes Ohr für Musik; spielt mir ein Stück auf der Maultrommel.

Titania. Sag', süßer Freund, was hast Du Lust zu essen?

Zettel. Ja, meiner Seel'! Eine Krippe voll Futter. Ich könnte auch guten trockenen Hafer käuen. Mir ist, als hätte ich großen Appetit nach einem Bunde Heu; gutes Heu, süßes Heu hat seines Gleichen auf der Welt nicht.

Titania. Ich hab 'nen dreisten Elfen, der nach Nüssen im Magazin des Eichhorns suchen soll.

Zettel. Ich hätte lieber ein oder zwei Handvoll trockener Erbsen. Aber ich bitt' euch, laßt keinen von Euren Leuten mich stören. Es kommt mir eine Exposition zum Schlaf an.

Titania. Schlaf' Du! Dich soll indeß mein Arm umwinden ......

Fackeln.

Episode aus Ifflands Leben in Mannheim.

Von **E. Diethoff.**

Kurbayern und Kurpfalz, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts getrennten Hälften des einen Landes, waren wieder vereint. Aber nicht die eisenumhüllte Faust des letzten Regenten der vereinigten Lande, nicht die Hand Ludwigs des Strengen hielt die Zügel der Herrschaft — der Kurhut deckte keine narbige, vom Druck des Helmes und der Sorgen gefurchte Stirn, er ruhte weich in den gepuderten Locken und über dem glatten Angesicht Karl Theodors.

Mit den Dreitausenden seines Hofstaates war der Kurfürst nach München übergesiedelt, zum namenlosen Schmerze seiner Residenzstadt Mannheim, seines deutschen Athen, der bewunderten Schöpfung seines Kunstsinnes und der vierzig Millionen Gulden.

Die Masse des pfälzischen Adels, der höheren Beamten und der an den Hof berufenen Künstler vermißte schmerzlich den immer belebten, immer luxuriösen Hof, welcher ein so günstiger Tummelplatz gewesen war für die Carrière der jüngeren Söhne, und so sehr offenes Terrain geboten hatte dem Ehrgeize des fremdländischen Talentes und den vornehmen Schönen.

Aber noch peinlicher wurde der Wegzug des Hofes empfunden in jenen Kreisen des Handwerks und Geschäftsbetriebs, welche vorzugsweise mit demselben oder mit den durch seine Herrlichkeit herbeigezogenen Fremden und Adelshäusern in Berührung standen. Es wurde eben gar Mancher satt von den Brosamen, die von der reichen Tafel des üppigen Hofes fielen, und gar Mancher sonnte sich mit Behagen in dem Lächeln der fürstlichen Gnade.

Was Wunder also, wenn die Nachricht, der Kurfürst wolle wieder auf einige Zeit seine Residenz in Mannheim nehmen, die Stadt mit Freude und Jubel erfüllte. Die so lange Zeit verödeten Prunksäle des weitläufigen Schlosses sollten wieder, wenn auch nur auf kurze Zeit, von dem Geräusche des Hofes ertönen. Ja man schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß, den Bedingungen der Erbfolge zum Trotz, dieser Aufenthalt ein weit längerer sein dürfte, da sich der Kurfürst in München nicht gefiel, dessen noch halb bäurischer Anstrich mit dem nach allen Regeln der Kunst errichteten, verfeinerten Mannheim stark genug contrastirte. Die

Freude über die Rückkehr des Kurfürsten theilten auch diejenigen, welche mit dem Hofe in keiner näheren Verbindung standen, denn man befand sich wohl unter dem kurfürstlichen Scepter. Es konnte Jeder ruhig im Schatten seines Feigenbaumes, d. h. seines Weinstockes sitzen und dessen Früchte genießen. Auch war nicht zu läugnen, daß die Regierung viel that für die Hebung der materiellen Interessen des Volkes, und nach politischen und bürgerlichen Freiheiten trug das Volk von 1790 um so weniger Verlangen, je mehr durch den Mund der Geistlichkeit und der damals so dürftigen Presse die Gräuel der französischen Revolution hervorgehoben wurden. Gab es auch Einzelne, welche der Idee von der Gleichberechtigung Aller zujauchzten, so war die Mehrzahl doch froh, weit genug davon zu sein. Dieser Zeitpunkt nun wurde zu einer Kundgebung benützt, einerseits von denjenigen angeregt und angefacht, welchen es darum zu thun war, dem da und dort sich zeigenden revolutionären Geiste eine Ovation tiefster Unterthänigkeit entgegenzusetzen, andererseits ausgeführt von Jenen, welche den Hof als den einzigen Retter für ihre bedrohten materiellen Interessen ansahen.

Das stolze Bürgerbewußtsein des Mittelalters war gesunken und die Ideen der Neuzeit dämmerten erst leise über den Rhein. So war es möglich, daß eine Scene, wie wir sie jetzt schildern, in den Straßen von Mannheim aufgeführt werden konnte.

* * *

Der Kurfürst war im Theater. Iffland hatte den Prolog gesprochen, welcher Glucks Alceste voranging. Wieder sah das Mannheimer Theater den alten Prunk entfaltet: in den Logen drängten sich die Damen wetteifernd mit den reichsten Toiletten, Juwelen und Perlenschnüre in den gepuderten Haaren und die stets bewegten, glitzernden Fächer in den Händen. Die Bänke des Parkets schimmerten von einheimischen und fremden Uniformen, von Ordenssternen und mit Brillanten besetzten Dosen, welche die Eigner häufig genug zwischen den Fingern spielen ließen, um sich dann mit großer Grandezza und möglichster Entfaltung von Grazie ihres duftenden Inhaltes zu bedienen. Aber während drinnen im Hause die Klänge jener erhabenen Musik über die in allen Farben des Regenbogens schillernde Zuhörerschaft hinbrausten, stahlen sich nur halbe Klänge zu der vor dem Hause wartenden Menge. Mehrere Hunderte waren es von Mannheimer Bürgern, welche aus den verschiedenen Straßen herbeigeeilt waren und sich jetzt in doppeltem Spalier von dem Thore des Theaters bis zum Schlosse aufstellten. Festordner liefen auf und ab und brachten Manchen wieder in Reih und Glied, welcher schwankend und unschlüssig gegen die Häuser zurückgetreten war.

„Das Finale hat begonnen,“ hieß es. Auf diese Meldung hin kam Leben und Licht in die dunklen Reihen. Die Fackeln wurden angebrannt, von dem Einen zum Andern gingen die Zünder und jetzt flammte hell eine vierfache Feuerkette vom Portale des Theaters bis zur großen Treppe des Schlosses. „Der Kurfürst kommt!“ ging jetzt der Ruf. Er kam. Er stieg die Stufen herab, da sanken die Männer, die ihm zunächst standen, auf die Kniee und hielten die Fackeln vor sich hin.

Der Kurfürst stieg in den Wagen. Die Pferde zogen an und einer der Fackelträger nach dem andern sank auf die Kniee in den Koth der Straße. Langsam zogen die sechs angeschirrten Pferde den schwerfälligen, vergoldeten Gallawagen durch die Reihen der knieenden Bürger. Unheimlich glühten die Fackeln, ihr aufsteigender Qualm umhüllte mit einem schwarzen Schleier die auf dem Wagen ruhende Krone von vergoldetem Bronze. Nach beiden Seiten verbeugte sich Karl Theodor; er, der sonst so gewandte Mann, war unbehilflich und scheu geworden bei dieser Kundgebung unwürdiger Unterthänigkeit. Aber dem alternden Fürsten gegenüber saß der allmächtige Minister, der Jesuit Pater Lamormain. Grell warfen die Fackeln ihr Licht auf sein gelbes und spitzes Gesicht, und wie er grüßend die Hand gegen die Knieenden bewegte, schien diese Hand im rothen Scheine der Fackeln von Blut zu triefen. Mancher geheimen Hinrichtung im Innern der Klöster beschuldigte man den bayerischen Minister. Mancher, der sich mißliebig gemacht, war verschwunden, und das Volk flüsterte sich zu, daß da und dort irgend ein Pater Kapuziner oder Franziskaner dem Scharfrichter das Amt erleichtere. Das galt aber mehr für Bayern, den Pfälzern war der Minister fremder. Aber trotzdem — mit oder ohne Pater, — denen, welche da knieeten im Staub der Straße, war es einerlei, wenn nur der Hof zurückkam. Und doch mochten welche darunter sein, denen die brennende Schamröthe die Wangen noch höher färbte, als die rothe Glut der Fackel, und deren Kniee sich nur widerwillig bogen vor dem anrollenden Fürstenwagen, aber sie mußten mit, denn der Nachbar war mitgegangen oder der Vorgesetzte, und sie hatten Weib und Kinder daheim. Also mit — und die Kniee gebogen vor der kurfürstlichen Durchlaucht, sonst kommt es dem Andern zu gut von der Zunft, welcher dort knieet und die Fackel vorstreckt, daß eines der Wagenpferde scheuend dem Mann am Boden einen Tritt gibt. —

Drei Männer waren aus einer Seitenpforte des Theaters getreten und blickten schweigend dem in dem rothen Qualm verschwindenden Wagen nach.

„Um Gotteswillen, lassen Sie uns gehen!“ rief endlich der Eine, „ich kann es nicht mehr mit ansehen.“

„Warum nicht?“ fragte Der, welcher den beiden Andern vorangeschritten war, „warum nicht, man sieht dergleichen nicht alle Tage.“

Indem er so sprach, wandte er seinen von hoher, kräftiger Gestalt getragenen Kopf gegen die sich mühsam aufrichtenden Fackelträger und zeigte, so beleuchtet, ein stolzes Gesicht mit kräftig kühnen Umrissen. „Es ist ein schönes Schauspiel, welches die Deutsch-Athener uns geben!“ rief er höhnend.

„Sie können freilich spotten, Iffland,“ entgegnete Der, welcher zuerst geredet, ein Mann von mittlerem Wuchse. „Sie sind dieser Stadt ein Fremder, aber mir, der ich meine Vaterstadt liebe, der ich ihre tüch-

tigen Eigenschaften zu schätzen weiß, mir will es fast das Herz zerreißen vor Scham und Schmerz, das sehen zu müssen von meinen Mitbürgern."

Iffland war nicht so leicht aus dem einmal angeschlagenen spöttischen Tone herauszubringen. „Das sind sehr unloyale Schmerzen, Herr Hofkonditor!" versetzte er.

Der Andere empfand den Stich, erwiderte aber ruhig: „Ich habe dem Kurfürsten meine Waare gegen sein Geld gegeben zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit. Daß ich ihm aber meine Gesinnung und meine Ansichten mit den Biscuiten und Macronen mitgewogen und verkauft hätte, ist mir nicht bekannt. Meine politischen Gesinnungen sind überhaupt keine Kaufwaare."

Der Dritte hatte während dieses Gesprächs halblaut eine Melodie vor sich hingesummt. Jetzt brach er ab, denn das Gespräch schien ihm auf einen Punkt gekommen zu sein, welcher seine Einmischung erheischte. „Thun Sie mir den Gefallen, Tanner," sprach er, „thun Sie mir den Gefallen und schlagen Sie den Geschwindschritt an, denn mich friert ganz infam; Ihnen heizt der patriotische Zorn ein, und was Iffland betrifft, wissen Sie denn noch nicht, daß Schmerz und Ingrimm bei dem eine solche Farbe annehmen? der glüht jetzt innerlich wie ein Vulkan vor lauter Deutschpatriotismus. Aber ich ....."

„Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein warmes Herze nicht!" warf Iffland mit Mozarts frischer Melodie dazwischen.

Der Musikalische wickelte sich fester in seinen Mantel. „Das ist ganz gut, Iffland," sprach er lachend, „aber ein heißes Glas Punsch würde mich in dieser kalten Novembernacht noch ganz anders erwärmen, als ein warmes Herz."

„Das dürfte die kleine Baumann nicht hören," scherzte Iffland, und dann sich zu dem Hofkonditor wendend, „nichts für ungut, lieber Tanner, ich meine wir kennen uns genugsam. Kommen wir."

„Ja kommen Sie, meine Herren," rief Tanner. „Meine Hausfrau wird sonst ungeduldig werden und der Geist verdüften." Er schritt den Männern voran.

Der Musikalische zupfte Iffland am Mantel. „Du hast vorhin die Baumann genannt, was soll's?"

Iffland lächelte: „Nun, das ist des Teufels Geheimniß, daß der wohlbestallte kurfürstliche Kapellmeister und Komponist Peter Ritter unsere erste Liebhaberin gern zu der Seinen machen möchte. Soll ich behilflich sein?"

„Um Gottes Willen bleib Du mir aus dem Gehäge!" rief der Kapellmeister und fügte ernsteren Tones hinzu, indem er sich zum Weitergehen anschickte, „die Katharine Baumann darfst Du mir nicht mit den Andern verwechseln, das ist ein vortreffliches Mädchen!"

„Ja das ist sie und eine tüchtige Schauspielerin dazu," bestätigte Iffland, dem Freunde die Hand bietend. „Ich gönne sie Dir von Herzen."

„Und ich Dir die Toskani. Aber es wäre in alleweg besser, Du machtest Dich von ihr los," antwortete der Kapellmeister, indem er rasch dem vorangeschrittenen Tanner nacheilte. Iffland zuckte die Achseln. Ob es der Rede des Freundes oder den sich allmälig in die Straßen zertheilenden Fackelträgern galt, blieb ungewiß.

Man war indessen bei Tanners stattlichem Hause angekommen und eingetreten. Ein freundliches, warmerhelltes Gemach empfing die Männer. Der nicht sehr große Raum gab zugleich von dem Wohlstande und der Kunstliebe des Besitzers Zeugniß. Statt der Tapeten schmückten die Wände große Landschaftsgemälde von Kobell, welche, in das Täfelwerk eingelassen, dem Zimmer einen Anstrich künstlerischer Behaglichkeit gaben. Hell glänzte der parketirte Fußboden und das Gläserwerk, welches sich in einem halboffenen Wandschranke befand, dessen Thür eine an den Ruinen eines römischen Tempels vorbeiziehende Schafheerde in brillanter Abendbeleuchtung zeigte.

An dem Tische inmitten des Gemaches stand, mit dem Ordnen desselben beschäftigt, eine anmuthige feine Frau in mittleren Jahren. Die zarte Gestalt und Gesichtsfarbe, die sorgfältig gewählte Kleidung von dunkler Seide, verriethen die gebildete Frau, und nur wenig störte den Eindruck des Feinen und Anmuthigen in ihrer Erscheinung, daß der linke Fuß, ein wenig verkürzt, der Frau einen etwas schwankenden Gang gab.

Sie besorgte das Tischgeräthe und wandte sich nur hie und da in kurzer Rede an einen hübschen jungen Mann, welcher, in einer Fensternische lehnend, in sauberer bürgerlicher Kleidung und sorgfältig frisirtem Haar auf den Beschauer den Eindruck des Besonnenen und Wohlanständigen machte.

Die Frau am Tische begrüßte lebhaft die eintretenden Männer. „Willkommen, werthe Freunde!" sprach sie, „Sie haben mich länger warten lassen, als gut ist; Christine hat schon zweimal das kochende Wasser wieder auffüllen müssen, wir wollen ihre Geduld nicht länger auf die Probe stellen."

Während sie sprach, hatten die Männer sich ihrer winterlichen Umhüllung entkleidet, denn der scheidende November hatte kalte Tage gebracht. Sie traten jetzt, die Frau begrüßend, zum Tische. Voran der stattliche Iffland, dessen loses, ungepudertes Haar, nur von einem Bande leicht umwunden, frei auf den ziemlich entblößten Hals fiel. Ihm folgte der zierliche kleine Kapellmeister Ritter und dann der stattliche Hausherr, dessen kräftige untersetzte Figur, das klar blickende wohlwollende Auge und die männlich freie Stirn den bewußten, tüchtigen Bürger charakterisirte.

Der Kapellmeister rieb sich behaglich die Hände und ließ seine lebhaften Augen im Zimmer umherschweifen.

„Sieh' da, junger Freund!" rief er plötzlich aufspringend von dem kaum eingenommenen Sitze und auf den jungen Mann in der Fensternische zueilend — „Willkommen, Werthester! schmachten Sie da im Halbdunkel nach der Liebsten?"

(Schluß auf Seite 184.)

Als im Frühling 1801 verlautete, daß Schiller eine Jungfrau von Orleans gedichtet, erhob sich von vielen Seiten ein Vorurtheil gegen die Wahl dieses Stoffes. Vor allen beklagte der Herzog von Weimar, daß sein Schützling einen solchen Mißgriff gethan; er meinte, an dieser Jungfrau unter dem Panzer hafte nothwendig der Fluch des Lächerlichen. Sobald aber des Dichters Heldenjungfrau in Scene getreten war, nahmen die vorlauten Kritiker den Rückzug, und der Herzog bekannte freudig, daß alle die unedlen Bilder, mit denen Voltaire's berüchtigte Pucelle die Einbildungskraft erfüllt habe, alsbald verblichen seien vor diesem Heiligenbilde.

Angeregt von Schillers Genius machten es sich in der Folge zahlreiche Forscher zur Aufgabe, die Geschichte der Heldin des französischen Mittelalters aufzuhellen; wir heben namentlich die verdienstvollen Schriften von Hase und Pauli hervor, denen wir die Züge von Johanna's Bild entlehnen werden. Beide Gelehrte verfolgen den ihnen gemeinsamen Zweck, der begeisterten Patriotin bei uns die verdiente Anerkennung zu gewinnen, mit eben so großer Sachkenntniß als edler Wärme, nur daß der Historiker Pauli nicht darauf ausgeht, den geheimnißvollen Schleier dieser wunderbaren Erscheinung zu lüften, während den Theologen Hase das psychologische Räthsel vorzugsweise beschäftigt. Wie nach ihm in der Phantasie der reinen Jungfrau kein Raum war für irgend etwas Dämonisches, so lag ihr auch der Aberglaube mit all' seinem kleinlichen Zubehör von Amuletten, Besprechungen und Berührungen, Rosenkränzen und Kerzen gleich ferne. Die ihr vorschwebende große geschichtliche Bestimmung, Frankreich zu erretten, war bedingt durch eine glühende Hingabe an Gott, eine begeisterte Vaterlandsliebe und einen todverachtenden Schlachtenmuth. Wie endlich eine einzelne Persönlichkeit zu einem Phantasieleben besonders geeignet ist, so auch ein einzelnes Zeitalter, und ein solches war das Jahrhundert der Jeanne d'Arc mit seiner tiefsinnigen Gläubigkeit und phantastischen Naturanschauung. —

Nicht weit von den Quellen des Maasstromes, hart an den Grenzen der Champagne und des Herzogthums Lothringen, liegt in einem freundlichen Thale zwischen Rebhügeln der Weiler Domremy, welcher nebst seinem Pfarrdorfe Greur dem damals noch deutschen Bischofssprengel von Toul angehörte. Hier lebten in ihrer schlichten Hütte Jacques Darc und Isabelle Romée, treuherzige Bauersleute, denen unter fünf Kindern zu Anfang des Jahres 1412 auch eine Tochter geboren wurde, die in der Taufe den Namen Johanna empfing. Noch steht ihr Vaterhaus nach einem Umbau von 1481 im Wesentlichen unverändert: über der gewölbten Thüre das verwitterte Steinbild einer gewaffneten knieenden Frau, darunter ein Wappen, links mit drei Pflugscharen, rechts ein nacktes Schwert mit einer Königskrone auf der Spitze, zwischen beiden die drei Lilien von Frankreich, über ihnen ein Büschel Aehren und Trauben mit der Unterschrift: Es lebe die Arbeit, es lebe König Ludwig! — Frühzeitig lernte Johanna von ihrer frommen Mutter das Vaterunser, den Engelsgruß an Maria und den Glauben hersagen und stand ihr bald beim Nähen und bei anderen häuslichen Arbeiten zur Seite. Sie war in allen Stücken ein williges, treues, besonders aber aufrichtig frommes

Kind. Jeden Morgen ging sie zur Messe, beim Vespergeläute fiel sie auf die Kniee, und der Küster von Domremy hat erzählt, daß sie ihm einige Male Vorwürfe gemacht habe, weil er versäumt hatte, zum Ave Maria zu läuten; sie versprach ihm auch etwas Geld zum Lohne, wenn er künftig darin pünktlich sein wolle. Fast jeden Sonnabend besuchte sie auf der Waldhöhe über Domremy die Kapelle der heiligen Jungfrau von Bermont, der sie ein Licht anzündete und, wenn es die Jahreszeit hergab, einen Blumenstrauß brachte. Nur durch solche Andachtsübungen wurde ihr häuslicher Fleiß unterbrochen, oder auch je und je durch den ihr ertheilten Auftrag, die wenigen Schafe ihres Vaters auf die Dorfweide zu treiben. Da wurde sie denn häufig von ihren Gespielinnen geneckt als allzu andächtig, denn während jene scherzten, suchte sie öfter die Einsamkeit, um mit Gott zu reden. Sonst ist ihren Altersgenossen nur ihr mitleidiges Herz im Gedächtniß geblieben; denn ihre Lust, Almosen zu geben, war so groß, daß sie zuweilen auch des Vaters Habe mit hingab; Armen überließ sie gelegentlich ihr Bett und schlief in einem Winkel des Herdes. Sie war nur kindlich gläubig und dabei thätig in der Liebe, nicht abergläubisch, um nach längst verkommenen Dorfsagen einer Fieber heilenden Quelle im benachbarten Walde und einer uralten Buche nachzugehen, unter welcher ein paar greise Mütterchen nächtliche Feentänze gesehen haben wollten, obgleich hierauf später sich die schwärzesten Anschuldigungen wider sie gestützt haben. Sie stand im dreizehnten Jahre, als sie nach einem Fasttage um Mittag zur Sommerzeit im Garten ihres Vaters eine Stimme vernahm, rechts von der Kirche her, begleitet von einer großen Klarheit. Sie fürchtete sich zuerst, später aber wurde sie gewiß, daß es die Stimme des Erzengels Michael war. Von ihm angekündigt erschienen auch die heilige Katharina und die heilige Margaretha; diese Beiden kehrten seitdem oft wieder. Was die Heiligen ihr damals sagten, waren sehr einfache Dinge: sie solle von Zeit zu Zeit zur Beichte gehen, sie solle ein gutes Kind sein; aber sie hängt an diesem heimlichen Umgange mit den Himmlischen; sie empfängt ihre Erscheinung auf den Knieen mit gefalteten Händen; sie küßt den Boden, welchen sie berührt haben; sie weint, wenn sie weggehen, denn ihre Seele möchte mit ihnen gehen, und sie bekränzt ihre Bilder in der Kirche. Vom ersten Tage an, erzählte sie später, wo ich die Heiligen sah, gelobte ich die Jungfräulichkeit meines Leibes und meiner Seele in ihre Hände, obwohl sie es nicht verlangt hatten, und sie versprachen mir, wenn ich mein Gelübde halten würde, so würden sie mich in's Paradies einführen. Daher sie denn auch, bis dahin in allen Stücken ihren Eltern gehorsam, einen von diesen begünstigten Freier zurückwies und auch vor einem bischöflichen, von dem Freier angesprochenen Gerichte ihr Gelübde aufrecht erhielt. Fern von Betrug in ihrer reinen Seele, und völliger Schwärmerei unzugänglich bei ihrem hellen Verstande, erblickte sie jedenfalls in dem wunderbaren Zustande, worein sie sich versetzt glaubte, eine Wirklichkeit, eine höhere Offenbarung, und diese sollte denn in der That auch den Anstoß zur Befreiung Frankreichs geben, welches damals in einen schweren Krieg mit England verwickelt war.

Heinrich V. von England hatte nämlich die Ansprüche seines Hauses an die französische Krone erneuert und stützte sich dabei auf seine Abkunft von Isabelle, der Tochter Philipps IV., eines der letzten capetingischen Könige Frankreichs, welche mit seinem Ururgroßvater, dem englischen Könige Eduard II., vermählt gewesen war. Obgleich die französischen Reichsstände das weibliche Geschlecht und damit die englische Königsfamilie von der Thronfolge ausgeschlossen hatten, so beschloß Heinrich dennoch, seine Ansprüche mit dem Schwert in der Hand durchzufechten, und wurde hiezu noch ermuthigt durch die damaligen trostlosen Zustände Frankreichs. Hier herrschte um jene Zeit eine Seitenlinie der Capetinger, die Valois, in der Person Carls VI. Dieser schwache Fürst, nach einem leichtfertigen Leben von periodischem Wahnsinn heimgesucht, hatte in Isabella, seiner sittenlosen Gemahlin, einer bayerischen Herzogstochter, einen bösen Genius für sich und für Frankreich zur Seite. Unter solch einem Königspaare befehdeten sich um die wirkliche Regierungsgewalt zwei leidenschaftliche Parteien, die Orleans-Armagnacs und die Bourgignons: jene einen Neffen Carls, den jungen Herzog Carl von Orleans und dessen in Südfrankreich mächtigen Schwiegervater, den Grafen von Armagnac, an der Spitze und den Dauphin, Carls Sohn gleichen Namens, als ein willenloses Werkzeug gängelnd: diese besonders auf Paris sich stützend und geleitet von Johann, Herzog von Burgund, auch einem Sprößlinge eines Zweiges der Valois. Ein Friede, der zwischen beiden in Aussicht auf den drohenden Krieg mit England im Jahre 1414 geschlossen wurde, sollte nur von kurzer Dauer sein. Da landete Heinrich im folgenden Jahre an der nordfranzösischen Küste und trug bei Azincourt, einem Dorfe der Picardie, am 25. Oktober über das viermal stärkere feindliche Heer einen glänzenden Sieg davon. Statt nun dem auswärtigen Widersacher mit vereinter Kraft entgegenzutreten, nahmen die französischen Parteien in und außer Paris ihren Kampf wieder auf und die Spaltung zwischen ihnen wurde nur noch ärger, als im Jahre 1419 bei einem neuen Sühnversuche der Herzog von Burgund von Edelleuten aus des Dauphins Umgebung zur Blutrache für die durch Johann angestiftete Ermordung des Vaters des Herzogs von Orleans niedergehauen wurde.

Inzwischen hatten diese erneuerten inneren Fehden dem siegreichen Heinrich die Eroberung der Normandie, eines alten Besitzthums der englischen Könige, erleichtert und jetzt wandte sich ihm noch der Sohn des getödteten Burgunders, Philipp der Gute, racheglühend zu, in seinem Gefolge die Königin Isabelle und ihr geisteskranker Gemahl Carl VI., und so wurde 1420 der Vertrag von Troyes geschlossen, nach welchem Heinrich mit Carls Tochter Katharina vermählt, denselben auf dem französischen Throne folgen sollte. Zwei Jahre später starb Heinrich mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes von der französischen Prinzessin, des später so unglücklichen Heinrichs VI., für den er noch

seine trefflichen Brüder, die Herzoge von Bedford und Glocester, zu Regenten Frankreichs und Englands ernannt hatte. Wenige Monate darauf folgte Carl VI. seinem gefürchteten Eidam im Tode nach. Indeß nun einerseits das Kind Heinrich als König von Frankreich ausgerufen wurde, suchte sich der an Geist und Gemüth schwache Dauphin, jetzt Carl VII., im Süden der Loire gleichfalls als König von Frankreich zu behaupten. Mochte er immerhin lieber bei der schönen, beredten, patriotisch gesinnten Agnes Sorel, als auf dem Schlachtfelde verweilen, so bildete er doch den Mittelpunkt der äußeren Einheit, um den sich die Führer des französischen Nationalkampfes wider Fremdenherrschaft, der Graf von Dunois, Bastard des ermordeten Herzogs Ludwig von Orleans, der rauhe aber tapfere Stephan de la Hire und Andere reihten. Ihnen gegenüber glänzten Warwik, Suffolk, Talbot und die Herzoge Johann von Bedford und Philipp von Burgund als ritterliche Kämpfer.

Bereits sieben Jahre hatte der Krieg unter solchen Führern gedauert; mehrere Siege waren von den Engländern erfochten worden; das Land bis an die Loire wurde allmälig zur Wüste, und Orleans, das letzte Bollwerk der französischen Patrioten am rechten Ufer jenes Stromes, vom englischen Heere belagert, schwebte im Jahre 1429 in der größten Gefahr: da sollte die Stadt und mit ihr Frankreich selbst durch eine wunderbare, von der Ostgrenze des Landes kommende Hilfe befreit werden. Schon im Jahre 1424 war die Kriegsnoth auch in's Maasthal, wo Domremy lag, gedrungen und drei Jahre später die ihm benachbarte Stadt Vaucouleurs von den Burgundern belagert worden. Alles nahm Partei; die Kinder von Domremy führten Krieg mit den Kindern eines benachbarten burgundisch gesinnten Dorfes und kamen öfters mit blutigen Köpfen heim. Bald nachdem der Kriegslärm an die Pforte von Johanna's Vaterhaus gepocht hatte, gelangte der Ruf des Vaterlandes auch an ihr Ohr. Im Jahre 1428 geschahen, nach ihrer eigenen späteren Aussage, die himmlischen Mahnungen immer häufiger, immer dringender, und wiesen sie, obgleich sie anfangs weinend entgegen hielt: ich bin nur ein armes Mädchen, das nicht versteht Krieg zu führen, nach Vaucouleurs, um den dortigen Vogt, den Ritter Beaudricourt, um Geleit zum Dauphin zu bitten. Wohl mochten auch die Eltern und der Beichtvater Johanna's an gewissen hastigen Aeußerungen von ihr, die immer nur König und Vaterland betrafen, schon gemerkt haben, was durch solche Aufregungen von innen und von außen mit ihr vorgehe; allein es ließ sich ja Alles so einfach durch die Leiden von ganz Frankreich erklären. Dennoch versuchte man in jenen Tagen sie fast gewaltsam zu einer Heirath zu bewegen; allein sie widersetzte sich und erklärte, nur Gott und dem Reiche dienen zu wollen. Dann träumte es dem Vater wiederum, er sähe die Tochter mit einer Schaar Soldaten von dannen ziehen; lieber aber, versicherte er seinen Söhnen, wollte er sie mit eigenen Händen ertränken, als solche Schande erleben. Darum behielt er sie stets aufmerksam unter Augen. Endlich eröffnete sie auf einem ihr gestatteten Besuche bei einem nachbarlich wohnenden mütterlichen Oheime demselben ihr Geheimniß, daß sie berufen sei, zum Dauphin zu gehen und diesen nach Rheims zur Krönung zu geleiten; und sie bestimmte ersteren, sich deßhalb zu Beaudricourt zu begeben. Doch dieser entließ den Bauern mit dem barschen Rathe, durch einige Backenstreiche die thörichte Dirne zur Besinnung zu bringen und in's Elternhaus zurückzuschicken. Ein persönlicher Besuch beim Stadtvogt, obgleich nicht minder ungünstig abgelaufen, konnte sie um so weniger entmuthigen, als die Kunde von Orleans' nahem Falle angstvoll von Mund zu Mund lief und neue Aufforderungen des Erzengels sich bei ihr einstellten; daher sie unter einem Vorwande wieder zum Oheim ging und mit diesem in den ersten Tagen des Jahres 1429 ihren Besuch beim Stadtvogt wiederholte, der auf die Anmeldung desselben einen Priester zu sich beschieden hatte, um nöthigenfalls aus ihr die Unholde der Hölle durch Beschwörung austreiben zu lassen. Diesen aber fragte sie mit Anspielung auf eine damals umlaufende Weissagung: wisset ihr nicht, daß es geschrieben steht, das Reich, welches durch ein Weib zu Grunde gerichtet ist, soll durch eine Jungfrau aus den Marken von Lothringen gerettet werden? Endlich erboten sich zwei Edelleute, sie zum Könige zu geleiten, und der Vogt, wohl nach eingelaufener Nachricht von einer Niederlage der Königlichen vor Orleans am 12. Februar, willigte ein und ließ sie am 23. des Monats ziehen mit jenen zwei Rittern, einem königlichen Herold und drei Dienstleuten. Fortan auf den Verkehr mit Männern angewiesen, hatte das sittsame Mädchen Mannestracht angelegt, selbst Beinschienen und Sporen fehlten nicht. Die Einwohner des Städtchens, deren Herzen sie in kurzer Zeit gewonnen, hatten zusammengeschossen, um ihr ein Pferd zu kaufen, und beim Abschiede reichte ihr der Vogt selber einen Degen, freilich mit den ungläubigen Worten: Geh' hin, komme was wolle!

Am elften Tage hatte sie nicht ohne Mühsal und Gefahr die Loire überschritten und traf in Chinon ein, wo sich der Hof befand. Am 9. März zur ersten Audienz beschieden, schritt sie durch die mit Fackeln erleuchtete Halle, wo 300 Herren und Ritter versammelt waren, ohne sich beirren zu lassen, auf den Fürsten zu, der, schlicht und einfach angethan, sich vor ihr zurückzuziehen schien, eröffnete ihm ihre himmlische Sendung und erweckte durch eine sofort vor wenigen Zeugen gemachte Mittheilung geheimnißvoller Art in ihm eine Hinneigung zum Vertrauen. Doch einige bei ihm sehr einflußreiche Stimmen verlangten, da die Bauerndirne verzückt, wohl gar behert sei, sie von einem geistlichen Gerichte prüfen zu lassen, ehe man ihr ein Heer anvertraue. In Poitiers vor ein solches gestellt, bewies sie nun durch ihre Antworten neben ihrer hohen geistigen Erregung viel gesunden Menschenverstand. So, als einer der Gelehrten sie in seiner Limousiner Mundart fragte: welche Sprache denn die Heiligen sprechen? antwortete sie: eine bessere, als die Eure. Noch verfänglicher fragte sie ein Dominikanermönch: wenn nach deinen Stimmen Gott Frankreich erlösen wird, wozu bedarf es dann noch der Soldaten? Diesem antwortete

sie eben so sicher: die Soldaten werden kämpfen, aber Gott wird den Sieg verleihen. Sicherlich mehr betroffen als überzeugt, gaben die geistlichen Herren ihr Erkenntniß dahin ab: man solle das schlichte, fromme Mädchen, das von göttlicher Begeisterung angeregt sei, immerhin nach Orleans ziehen lassen. Carl gab ihr auf ihr Verlangen eine vollständige stählerne Rüstung. der Herzog von Alençon schenkte ihr ein Pferd. Das Schwert ließ sie aus einer Kapelle, wo sie unterwegs ihre Andacht verrichtet, vom Grabmale eines Ritters herbeischaffen. Nach ihren eigenen Angaben wurde eine Standarte gefertigt, auf weißem Grunde mit goldenen Lilien den Heiland auf der Weltkugel, zur Seite zwei betende Engel darstellend. Der König gab ihr ein Gefolge gleich einem Kriegsobersten, darunter als Schildknappen zwei ihrer Brüder, die zu ihrer unaussprechlichen Freude mit der Verzeihung und dem Segen der Eltern zu ihr gekommen waren, um als natürlichster und sicherster Schutz die Schwester auf der endlich vor ihr geöffneten Heldenbahn zu begleiten.

Johanna stand jetzt im achtzehnten Lebensjahre, eine schöne, schlanke Gestalt, ziemlich groß für ihr Geschlecht, ihr Antlitz offen und anmuthig, im Blick der großen Augen etwas Schwermüthiges aber unbeschreiblich Liebliches, die Lippen fein geschnitten und roth, das Haupt von reichen kastanienbraunen Locken umwallt, die wohltönende Stimme bald in sanften Lauten und zu schlichtem Ausdruck anklingend, bald aber auch in hohe Worte und stürmische Beredtsamkeit ausbrechend. — Mit ihrem kecken Ansinnen, mitten durch die Schanzen der Engländer hindurch in das belagerte Orleans einzudringen, abgewiesen, mußte sie am 29. April in Begleitung des tapferen Grafen Dunois unter dem Geschützfeuer des Feindes zu Schiff nach der bedrängten Stadt hineinschwimmen. Viel Volks war ihr mit Fackeln entgegengegangen. Am Abend des 29. April zog sie ein auf weißem Rosse und stieg ab vor dem Dome, um ihrem Schöpfer zu danken: ihre erste Heldenthat hatte wie ein elektrischer Funke den gesunkenen Muth in der Stadt wieder erweckt. Schon auf dem Wege nach Orleans hatte sie an den Herzog von Bedford, der sich Reichsverweser über Frankreich nenne, einen Brief gesandt mit der Aufforderung, Frankreich zu räumen, weil der König des Himmels dasselbe dem wahren Erben bewahren wolle; wo nicht, so habe jener König der Jungfrau Macht verliehen, die Feinde zu treffen mit der Schärfe des Schwerts, und es werde sich in Frankreich ein so großes Jagdgeschrei erheben, als seit tausend Jahren nicht gehört worden sei. Von Orleans aus ließ sie gleich am nächsten Morgen durch zwei Herolde an die Feldherren Englands, den furchtbaren Talbot und den ritterlichen Suffolk, dasselbe entbieten. Talbot hielt den einen Herold zurück, durch den andern ließ er der Jungfrau sagen, sie sei eine Kuhmagd, eine Dirne der Soldaten, wenn er sie fange, werde er sie verbrennen lassen. Vergebliche Drohung! In einer kurzen Woche hatte sie durch ihre demüthige Frömmigkeit in der Kirche, durch ihre klaren Aeußerungen bei der militärischen Berathung, durch ihren Heldenmuth bei Erstürmung der feindlichen Schanzen den nationalen Drang nach Befreiung entfesselt, die enthusiastische Verehrung Aller, die ihr zur Seite fochten, gewonnen und Orleans befreit. Am 8. Mai hoben die Engländer hastig die Belagerung auf. So war der erste Auftrag der himmlischen Sendung vollbracht. Mitten im Pulverdampf oder wo die Pfeile am dichtesten schwirrten, war die Heldin in Helm und Harnisch gesehen worden, und doch hatte die hohe Jungfrau, als sie, von einem Pfeile getroffen, zum ersten Male das rothe Blut aus der Wunde fließen sah, ganz wie ein Mädchen geweint. Mußte sie da nicht den Freunden wie ein guter Engel vom Himmel erscheinen, während die gekränkten Engländer sie bereits für eine Ausgeburt der Hölle, für eine teuflische Hexe erklärten? Ihre Stimmen trieben indeß immer vorwärts zur Lösung der nächsten Aufgabe, trotz der alten Zaghaftigkeit des schwachen Carl und seiner bösen Rathgeber. Der Feind mußte noch aus den letzten Schlössern an der Loire vertrieben werden. Und so wurde denn unter ihrer Fahne am 11. Junius wieder ein heißer Tag bestanden. Der Sturm auf die Burg Jargeau südöstlich von Orleans auf dem linken Ufer der Loire dürfte wohl als der Gipfel ihres Heldenthums bezeichnet werden. Laßt die Trompeten schmettern! Vorwärts, edler Herzog, in Gottes Namen! Fürchtet euch nicht! Habe ich nicht eurer Frau versprochen, euch wohlbehalten zurückzuführen? so lauteten ihre Worte an den jungen Alençon, der sich ihr immer freudig anschloß, als sie neben ihm den Wall hinankletterte. Auch als sie von einer gewaltigen Steinkugel in den Graben hinabgeschleudert wurde, erhob sie sich alsbald wieder und rief: Freunde drauf, drauf! unser Herr hat die Engländer verdammt, zu dieser Stunde sind sie unser! So wurde Jargeau genommen. Der tapfere Graf Suffolk, auf der Loirebrücke von allen Seiten eingeschlossen, fragte einen Reisigen, der auf ihn eindrang: Seid Ihr ein Edelmann? — Ja. — Ein Ritter? — Nein. — Sogleich schlug er ihn zum Ritter, dann ergab er sich ihm als Gefangener.

Sieben Tage später wurden zum ersten Male wieder nach vielen Jahren die Engländer in offenem Felde geschlagen bei Patay, nördlich von Orleans. Als man sich hier in der Nähe einer feindlichen Abtheilung unter dem gefürchteten Lord Talbot befand, fragte Johanna plötzlich die Ritter: Habt Ihr gute Sporen? — Wozu? etwa um den Rücken zu wenden? meinten Jene. Nein! nicht Ihr, sondern die Engländer, denn sie werden nicht Stand halten. Um sie aber zu verfolgen, bedarf es guter Sporen. — Dieser Tag, an welchem Talbot selbst gefangen wurde und die Auflösung des großen Heeres begann, welches zur gänzlichen Unterwerfung Frankreichs bestimmt war, lebt in den Erinnerungen des französischen Volkes fort als die blutige Jagd von Patay. Als nach dem Schlachttage ein Franzose, der gefangene Engländer vor sich hertrieb, einen derselben über den Kopf schlug, daß er niederstürzte, sprang die Jungfrau, welche dazu kam, vom Pferde, nahm den Sterbenden in ihre Arme, unterstützte sein Haupt, als seine Lippen sich zur Beichte bewegten, und suchte unter heißen Thränen ihn zu

Vision der Jungfrau von Orleans.

tröſten, bis er endete. So, im Sturme der Schlacht furchtbar, iſt ſie doch milden Gemüthes, weint auf dem Wahlfelde unter den Verrichtungen einer barmherzigen Schweſter und vergießt Thränen über die Schmähungen, welche die Engländer im Kampfgewühle gegen ſie ausſtoßen. — Obgleich nun Johanna ſiegreich angefangen hatte, die Straße nach der Krönungsſtadt Rheims vom Feinde zu ſäubern, verſtrichen doch wiederum durch die Schuld Carls und ſeiner ſchlimmen Umgebung mehrere Wochen in Unthätigkeit. Aber eben in dieſer Zeit begann der Name der Heldenjungfrau ſeinen Lauf durch die Welt; aus dieſen Tagen ſtammen unſere erſten urkundlichen Angaben über ſie. Der berühmte Kanzler der Pariſer Univerſität, Charlier von Gerſon, dieſer edle Vertheidiger einer Reformation an Haupt und Gliedern auf dem Conſtanzer Concil, ſchrieb damals, dem Grabe nahe, in ſeinem letzten Werke: die Gnade Gottes iſt in dem Mädchen aufgegangen. In Deutſchland war alle Welt auf ſie aufmerkſam geworden; die Univerſität zu Cöln nahm für und wider ſie Partei; Kaiſer Siegmund ließ ſich einen noch vorhandenen Bericht über ſie erſtatten, und auf dem Regensburger Jahrmarkte wurde ſchon im Jahre 1429 ihr Bildniß gezeigt. — Früher hatte Carl nur mühſam

Truppen zusammengebracht; zur Jungfrau und zum Siege strömten die Vasallen der Krone und freiwilliges Volk, denn auch die Prinzen und Feldherrn in ihrer Begleitung konnten sich nicht genug wundern über ihr Geschick bei Anordnung der Heerhaufen und des Geschützes, sowie über die Sicherheit des Erfolges, wenn sie die Massen begeisterte.

Am 23. Juni brach endlich der König mit 12000 Bewaffneten nach Rheims auf. Das dazwischen liegende treulose Troyes, durch eine englisch-burgundische Besatzung vertheidigt, wehrte ihm den Eingang in seine Mauern. Schon dachte man bei dem Mangel an Geschütz und Lebensmitteln auf Rückzug, da ermuthigte die Jungfrau den König und seinen Kriegsrath zum Angriff durch die Versicherung, vor drei Tagen werde die Stadt in Güte oder mit Gewalt ihm zufallen, und wirklich drängte die Furcht vor der unwiderstehlichen Heldin die Bürger und die Besatzung am folgenden Morgen zur Uebergabe, die darauf von den Rheimsern nicht einmal so lange verzögert wurde. Am 17. Juli erfolgte in Rheims die Krönung. Johanna stand am Hochaltar ganz in der Nähe des Fürsten mit ihrem Banner. Nach dem Lobgesang kniete sie unter Freudenthränen vor ihm nieder und redete ihn also an: Edler König, nun ist der Wille Gottes vollbracht, der mir befohlen, Orleans zu entsetzen und Euch zur Krönung zu geleiten. — Es war der Tag ihres höchsten Glückes, das noch erhöht wurde durch die Anwesenheit ihres Vaters, der mit ihrem ältesten Bruder und ihrem Oheim gekommen war, die Herrlichkeit zu schauen, und als Ehrengast der Stadt verpflegt wurde. Es ist einer der vielen Irrthümer, die sich legendenartig ihrer wunderbaren Geschichte angesetzt haben, als ob sie jetzt, angeblich weil ihre Sendung beendigt, ihren Abschied begehrt und Carl sie wider ihren Willen zurückgehalten habe; deßgleichen, daß sie seitdem von ihren geheimnißvollen Stimmen und vom Glücke verlassen worden sei. Wider jenes hat man hinreichende Zeugnisse, und wenn das Glück nachmals von ihr wich und die von ihr entzündete Begeisterung nicht mehr dieselben Erfolge wie anfangs wirkte, so war das vielmehr abermals die Schuld Carls und seiner Umgebung. Lange hatte sie wieder getrieben, bis man endlich im Herbst gegen Paris zog, das der Herzog von Bedford verließ, um die Normandie zu decken. Compiegne und Beauvais, im Norden der Hauptstadt gelegen, unterwarfen sich freiwillig, letzteres mit Vertreibung seines englisch gesinnten Bischofs, des gelehrten Peter Cauchon. Bei einem heftigen, in den Vorstädten von Paris entbrannten Kampfe wurde Johanna durch ein Wurfgeschoß am Fuße verwundet und erst nach mehrfacher Mahnung fast mit Gewalt weggetragen, indem sie immer noch grollend rief: Bei Gott, der Platz wäre genommen worden, wenn wir fortgekämpft hätten! An diesem Tage ist der Glaube an sie und nachher auch in ihr selbst erschüttert worden; Verwünschungen der Verwundeten trafen ihr Ohr. Das Heer zog sich, obgleich sie am folgenden Tage zu erneutem Angriff mahnte und obwohl man Einverständnisse in der Stadt hatte, von Paris zurück.

Während einer langen, für sie peinlichen Waffenruhe hat die Adelsverleihung, womit Carl VII. ihr für so große Heldenthaten zu lohnen gedachte, kaum Freude bereitet, und sie selbst hat niemals das stolze Wappen angelegt, das man ihr gegeben. — Am guten Willen ihres Herrn verzweifelnd, ging sie im Frühling 1430, ohne Abschied zu nehmen, mit einer Handvoll Leuten davon, überzeugt, daß, wo sie sich zeige, die Franzosen zum Kampf mit dem Feinde sich ihr zuwenden würden. Auf ihrem Zuge benachrichtigt, daß burgundische Schaaren das im Herbst besetzte Compiegne belagern, stürmte sie in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai mitten durch die feindlichen Linien in die Stadt hinein, und that am folgenden Morgen nach feuriger Anrede einen Ausfall. Aber nach augenblicklichem Erfolge wich ihre kleine Schaar der durch Engländer verstärkten Uebermacht. Da wurde sie, mit Löwenmuth den Rückzug deckend und zu allerletzt dem Feinde zugewandt, gefangen: ihr Glück hatte sie auf immer verlassen. In der Osterwoche auf den Wällen von Melun, südöstlich von Paris, das sie von den Engländern rettete, sollen ihr die beiden Heiligen gesagt haben, sie werde gefangen werden, noch vor dem Johannisfeste. Sie flehte um ihre Fürbitte: viel lieber den Tod, als Gefangenschaft! Die Heiligen antworteten: sie solle sich Allem unterwerfen; es müsse also geschehen, und Gott werde ihr helfen.

Mit Blitzesschnelle lief die Nachricht von diesem Ereignisse durch das Land; die Feinde frohlockten, ganz Frankreich wurde von tiefem Schmerz ergriffen. Wäre Carl ein Mann, beseelt von edler Dankbarkeit, und nicht ein schwacher Fürst gewesen, er hätte Allem aufgeboten, seine Retterin aus ihren Banden zu befreien. Aber er rührte sich nicht an der Loire, während Johanna ungeduldig nach Hilfe ausschaute und vergebliche Fluchtversuche machte. In den Händen der Burgunder belassen, konnte sie zwar immer noch auf ein milderes Loos hoffen; aber die Pariser Inquisition und Universität verlangten die Auslieferung der Hexe und Ketzerin vom Herzog Philipp; der oben genannte Bischof von Beauvais, in Aussicht auf das erledigte Erzbisthum von Rouen den Engländern ganz ergeben, lieh sich ihnen zum Werkzeug ihres tödtlichen Hasses gegen die Jungfrau, und ihr Gefangenwärter, der Herr von Ligny, von seiner Gemahlin vergeblich beschworen, Johanna ihren Todfeinden nicht in die Hände zu geben, ließ sich von den Ständen der Normandie für ihre Auslieferung das Blutgeld von 10,000 Livres bezahlen. Bei der Kunde dieses Kaufs stürzte sich die Jungfrau von der Höhe ihres Gefängnißthurmes herab, wurde aber lebend, obwohl verletzt, aufgenommen. Zu Ende des Jahres wurde sie nach Rouen geschafft, um hier von einem geistlichen Tribunal von mehr denn sechzig Beisitzern, worunter sich nur wenige schüchterne Fürsprecher der Schuldlosen fanden, gerichtet zu werden. Zwei Monate hindurch dauerte ihr Prozeß. In einem dunkeln, engen Kerker war sie Tag und Nacht an Händen und Füßen gefesselt, und Nachts noch mit einer größeren Kette um den Leib an ihr Bett geschlossen. All' ihr Flehen, sie zur Beichte, zur Messe gehen

zu lassen, wurde vom vorsitzenden Bischof unerbittlich abgewiesen; sie sollte von vorn herein als eine von jeder christlichen Gemeinschaft ausgestoßene Hexe gelten. Ohne Vertheidiger, des Lesens und Schreibens unkundig, mußte sie, einzig und allein auf ihre gute Sache, ihre Unschuld, ihren klaren Verstand gestützt, den Richtern entgegentreten, und entwickelte dabei ein Heldenthum, wodurch ihre Tapferkeit in der Schlacht noch weit überboten wurde. Das Gericht hat sie mit vielen verfänglichen Fragen wahrhaft teuflisch versucht, aber immer nur zu seiner eigenen Beschämung die lautersten Aeußerungen, von fleckenloser Unschuld und dem reinsten, streng kirchlichen Glauben zeugend, als Antwort erhalten. In Folge maßloser Körper- und Seelenleiden tödtlich erkrankt, aber durch sorgfältige Pflege zu einem schrecklicheren Ende geheilt, wurde sie zuletzt schuldig erklärt der Zauberei, eines sittenlosen Lebens und der Erregung von Aufruhr durch satanische Hexenkünste. Solches Urtheil konnte nur gefällt werden, indem man ihr das Wort im Munde verdrehte und schändliche Lügen und Erfindungen einschob. Ja man wagte sogar nicht einmal den ihr zuerkannten Feuertod sofort über sie zu verhängen, sondern bewog das arme, betäubte Geschöpf im Angesicht des Henkers und seiner scheußlichen Anstalten zum Widerruf und verurtheilte sie dann zu lebenslänglichem Gefängniß. Aber nach wenigen Tagen hatte sie sich wieder zur alten Fassung ermannt und gestand todesmuthig, von dem ganzen Inhalt der Abschwörungsrolle, der sie zuvor nur mit irre lächelndem Gesichte zugestimmt hatte, nichts zu wissen. Auf dieß hin wurde das früher über sie gefällte Urtheil bestätigt. In langem, weißem Gewande, mit Ketten beladen und nur von einigen mildherzigen Priestern begleitet, trat sie am Morgen des 30. Mai den letzten schrecklichen Gang an; man hatte ihr zuvor die Beichte und das heilige Abendmahl zugestanden. Wohl bekannte sie ihren Begleitern, wie gräßlich ihr der Feuertod sei, sprach aber darauf auch gegen dieselben ihre Zuversicht aus, daß Gott sie in sein Paradies aufnehmen werde. Nachdem sie noch einmal von den Richtern das letzte Urtheil vernommen, fiel sie auf die Kniee und betheuerte unter heißen Zähren, bei Allem zu verharren, was sie ausgesagt. Auf ihre Bitte reichte man ihr ein kleines Kreuz, das ein englischer Soldat flink aus einem zerbrochenen Stabe zusammengefügt hatte. Als sie an den Pfahl befestigt war und schon die Flamme aufloderte, winkte sie noch einmal mit der Hand einem Dominikanermönche, der sie nicht verlassen wollte, zurückzutreten. Man hörte sie nur noch die Worte: Maria, Jesus! ausrufen, dann war's in wenigen Augenblicken vorbei. Ihre Asche wurde sofort in den Fluß geworfen. Aber selbst der Henker bekannte, es sei eine Heilige gewesen, die er um's Leben gebracht, er werde deßhalb bei Gott keine Vergebung finden. Erst späterhin, als die Engländer aus Frankreich vertrieben waren, mußte auch Carl VII., der keinen Finger für sie gerührt hatte, von der öffentlichen Stimme der Nation gedrängt, sich zu ihrer Ehrenrettung erheben. Und so wurde denn auf dringende Bitte der Mutter und der Brüder Johanna's und mit Genehmigung des Papstes ihr Prozeß noch einmal durchgesehen und nach Vernehmung aller überlebenden, mehr denn hundert Zeugen das über sie gefällte Urtheil, als aller Gerechtigkeit zuwiderlaufend, umgestoßen und die Aufrichtung eines Kreuzes auf der Richtstätte verordnet.

Die noch von beiden Prozessen vorhandenen Papiere sind gegenwärtig für den Geschichtsforscher das reinste über die Jungfrau vorhandene Denkmal, welches aber erst in den letzten Jahrzehnten vollständig veröffentlicht wurde. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts errichteten ihr die Jungfrauen von Orleans auf der Loirebrücke ein ehernes Denkmal, das in den Religionskriegen von den Hugenotten verstümmelt und dann erneut, in der Revolutionszeit 1792 zu Kanonen umgeschmolzen wurde. Ein nach dieser Sturmperiode von der Stadt Orleans errichtetes ehernes Standbild der Jungfrau, von ziemlich beschränkter Art, ist jetzt durch ein edleres ersetzt worden, dessen Einweihung im Jahr 1855 ein hohes Volksfest war. Der Zug der Jungfrau war dabei geschichtlich treu in den Trachten ihrer Zeit dargestellt, ihre Ritter waren zum Theil durch die heutigen Nachkommen derselben vertreten, der Dom war mit den Fahnen der Städte geschmückt, denen sie Hilfe gebracht hatte, am Hochaltare, wo der Pfarrer aus Domremy die Messe las, war ihr eigenes Lilienbanner mit dem Heiland entfaltet. Neben anderen Denkzeichen wird in Orleans auch noch in einem Garten die kleine festgewölbte Halle gezeigt, in welcher die Jungfrau während der Belagerung bei dem armen Schatzmeister des Herzogs von Orleans, Jacques Boucher, und seiner freundlichen Hausfrau wohnte.

Aber zur Heiligen des französischen Volkes ist die Jungfrau von Orleans nicht geworden. Voltaire konnte es wagen, Johanna's Gedächtniß in seiner Pucelle mit unsauberem Witze zu verunglimpfen; doch hat eine Reihe anderer Schriftsteller seiner Nation vom 17. Jahrhundert an bis in das unsrige herein ihre Ehrenrettung mit eben so viel Geschick als Edelmuth unternommen. Auch der Genius eines Shakespeare, von einseitigem Patriotismus befangen, hat sie mißhandelt, indem er sie im ersten Theile seines Drama's „Heinrich VI." als eine mit bösen Geistern verbündete Hexe darstellt; gerechter denn er, versicherte dagegen sein Landsmann, der Historiker Hume, der großmüthigere Aberglaube des heidnischen Alterthums würde ihr Altäre errichtet haben; und so versuchte es auch ein anderer englischer Dichter, Robert Southey, im Jahre 1795, durch ein Epos, ein glänzendes flüchtiges Jugendwerk, die Schuld seines Volkes zu sühnen und die Jungfrau als eine begeisterte Vorkämpferin ihrer Nation gegen den Ehrgeiz fremder Eroberer zu verherrlichen. Aber erst der deutsche Sänger hat sie mit überwältigender Kraft heilig gesprochen im Reiche der Poesie, und ihm sind auf der Bahn ernster Geschichtforschung Andere unseres Volkes würdig nachgefolgt.

— f —

Fackeln.

Episode aus Ifflands Leben in Mannheim.

Von **E. Diethoff.**

(Schluß von Seite 176.)

Der junge Mann hatte die Hand des Kapellmeisters ergriffen und herzlich geschüttelt, trat jetzt vor und begrüßte die beiden Andern.

„Mein Neffe und will's Gott mein Nachfolger im Geschäft, da uns kein eigener Kindersegen ward," stellte der Hausherr den Jüngling seinem berühmten Gaste vor.

„Ja, Gott weiß," warf der Kapellmeister dazwischen, „daß der hochwürdige Papa recht gethan hat, dem Sohn statt der mageren Pfarre so ein süßes Brod zu bestimmen."

„Mein Vater," entgegnete bescheiden der junge Mann, „mein Vater ist der Ansicht, daß sich nicht Alles, was einigermaßen Capacitäten oder Bildung von Haus aus habe, zum Studium drängen müsse."

„Bravo!" rief Iffland, „das sind dankenswerthe Ansichten des Herrn Pfarrers, denn der Gewerbtreibende und Bürger soll sich nicht nur von unten herauf rekrutiren, er bedarf der belebenden und veredelnden Mischung. Es sollte mehr Wechselwirkung zwischen den Ständen stattfinden und wir wären einer solchen Kniefallsscene auf immer enthoben, und . . ."

Da öffnete sich die Thür, und den Sprechenden unterbrechend, rief der Kapellmeister halb singend: „Sei gegrüßt mir, holde Hebe!"

Denn auf der Schwelle erschien, den großen porzellanenen Punschnapf aus Karl Theodors berühmter Fabrik Frankenthal tragend, ein junges Mädchen.

Sie war in das Festgewand des Bürgermädchens, in einen weitfaltigen Rock und eine falbelnbesetzte Jacke von blaßblauem blumendurchranktem Zitz gekleidet. Die Brust verhüllte züchtig ein sorgfältig gefaltetes Kammertuch, den Hals schmückte die vielfach gewundene dunkle Granatenschnur und das aufgerollte ungepuderte Haar eine kleine Haube von Spitzen, deren dunkelrothe Schleife sich prächtig abhob von der weißen Stirn und dem lichtbraunen Haar.

Iffland war Kenner und Verehrer der weiblichen Schönheit. Staunend und mit Wohlgefallen betrachtete er das junge Mädchen, welches so sicher und fest die Bowle auf den Tisch setzte und die Gläser zu füllen begann. Sicherheit und Festigkeit war ihr Haupt- und Gesammtausdruck. Das ruhte auf der klaren weißen Stirn, das blitzte aus den lebhaften grauen Augen, verkündete die leichtgebogene Nase und sprach der feingezeichnete Mund. Das junge Mädchen fühlte die auf ihr ruhenden brennenden Blicke Ifflands, sie sah auf, eine leichte Röthe flog über ihre Stirn. „Mir ist, als ob ich die Jungfer schon öfters müsse gesehen haben," sprach Iffland im Tone der Entschuldigung.

„Wohl möglich," entgegnete das Mädchen ruhig. „Ich bin dem Herrn schon ein paarmal begegnet mit meinem Verlobten." Sie deutete dabei auf den Neffen des Hausherrn und fuhr fort: „Ich habe aber nicht gemeint, daß der Herr auf mich und den Heinrich Acht hätte, denn er war in sehr angelegentlichem Gespräch mit der Madame Toscani."

Iffland ward dunkelroth bei diesen Worten und die Freunde lachten.

„Nimm Dich vor der Jungfer Christine in Acht!" rief der Kapellmeister. „So ein Schlosserstöchterlein ist gewohnt, mit Spitzigem und Scharfem umzugehen und führt dazu noch die Schlüssel zu allerhand Herzenskämmerlein!"

„Ja, Herr Kapellmeister!" rief die schöne Braut fröhlich, auf den Scherz eingehend. „Darum liegt auch vor meinem Herzen ein gar kunstreiches Schloß und hat nur ein ganz vertrauter und sicherer Mann den Schlüssel dazu." Sie reichte bei diesen letzten Worten ihrem Verlobten die Hand, welche dieser, mit einem innigen Blick auf die Geliebte, an die Lippen führte.

Iffland wandte sich mit einem halbunterdrückten Seufzer dem Hausherrn zu, welcher anscheinend mechanisch und um die Gesellschaft unbekümmert mit einem Bleistift das neben ihm aufgerollte Papier der Papillote bekritzelte, deren süßen Inhalt der Kapellmeister soeben verzehrte. „Lassen Sie sehen!" sprach Iffland und nahm dem Freunde das bunte Papierchen aus der Hand. „Ah! Verse!

Den knieend um sein Brod zu bitten,
Dem man sein Brod doch geben muß,
Entehret edler Pfälzer Sitten
Und wirft sie dem Tyrann zu Fuß!

Wahrhaftig, Freund, das ist eine bittere, staatsgefährliche Devise und ich möchte Ihnen nicht rathen, sie zur Regel für Ihre Papilloten zu machen."

„Sie haben ganz Recht, Herr Iffland," sprach Frau Tanner, „wenn Sie meinem Manne ein Bischen Angst machen, ist mir doch selbst oft angst und bang bei seinen rücksichtslosen Auslassungen, und besonders jetzt."

„Tanner, können Sie denn den langweiligen Fackelzug gar nicht verwinden?" fragte der Kapellmeister, welcher sich nur ungern durch derartige Gespräche aus seinem Behagen reißen ließ. „Sie sind, weiß Gott, ungerecht geworden, Karl Theodor ist doch immer kein Tyrann."

„Aber diese hündische Unterwerfung würde den Starken dazu machen, wie viel mehr einen so schwachen, von Pfaffen und Weibern gegängelten Mann!" brauste der Hausherr auf.

„Ich gestehe gern," sprach sein Neffe ruhig, „daß man zu weit gegangen ist, doch sind derartige Ovationen meiner Meinung nach nothwendig und geboten, dem-

Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart

K. Browne gem. Druck von A. Schuler C. Deis gest.

Der blinde Spielmann.

Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart

jenigen gegenüber, welcher die Ordnung und die Macht des Staates ebensowohl repräsentirt als aufrecht hält."

„Sie haben ganz Recht, junger Freund," entgegnete Iffland, „und ich bin der Letzte, welcher diese symbolische geheiligte Bedeutung des Fürstenthums mißkennte. Doch sind solche Ausschweifungen entsetzlich und überhaupt diese vielen kleinen Residenzen ein Krebsschaden unseres Vaterlandes."

„Du sprichst von Ordnung und Macht!" fiel lebhaft die schöne Christine ein. „Ich sollte denken, Ordnung und Macht würden nicht von einem Fürsten aufrecht erhalten, welcher im goldenen Wagen durch eine knieende Bürgerschaft fährt. Der Bürger, der aufrecht steht und seines Hauses Ordnung und Sitte wahrt, wird auch aufrecht stehen, wenn es gilt, die Ordnung und Macht des Staates zu vertheidigen."

„Wohlgesprochen, schöne Braut!" rief Iffland; „Ihre Söhne werden einmal nicht knieen vor dem goldenen Wagen, ich wünsche Ihrer Stadt schon im Voraus Glück zu den Bürgern, welche Sie ihr geben werden."

Da erscholl plötzlich draußen der Ruf: „Feuer! Feuer!" durch die stillen Straßen. Der Hausherr stieß das Fenster auf — ein blutrother Schein und feuerdurchglühter Qualm züngelte gen Himmel, wie feurige Speere glänzten dazwischen die Fahnenstangen und Blitzableiter des Schlosses, der Giebel des Kaufhausthurmes schwamm im grellen Lichte, während der zu seinen Füßen liegende Platz in tiefes Dunkel gehüllt war.

„Wo brennt es?" fragte Tanner.

„Das Ballspielhaus brennt!" rief ein Vorübereilender, „die Fackelträger haben ihre Fackeln davor zu einer Pyramide geschichtet, das Gebäude fing Feuer!"

„Feuerjo! Feuerjo!" schrie es wieder durch die Gassen, die Spritzen rasselten und gemessenen Schrittes, in Reih und Glied, kam das Feuerpiquet über den Platz.

„Dort ist Hilfe genug," sprach der Hausherr, „das Innere des Hauses mit seinen geschnitzten Gallerien, Dekorationen und Draperien wird ohnedem nicht zu retten sein."

Iffland blickte ernst in den immer dichter aufsteigenden glühenden Dampf, welcher über den Häusern emporwirbelte.

„Die haben dem Kurfürsten eine schöne Fackel angesteckt!" sprach der Kapellmeister.

„Ja eine Fackel!" rief Iffland. „Solch' eine Fackel ist ausgegangen aus dem Ballspielhause in Paris, hell und leuchtend über ganz Europa; eine reine Flamme stieg er empor, der Schwur der Besten der französischen Nation im Ballhaus. Aber blutiger Qualm und finsterer Brodem hat sie getrübt und über der Nacht Europa's zucken die verzehrenden Flammen, liegt der blutige Widerschein der Revolution."

„Schade, schade um das schöne Gebäude!" seufzte die Frau.

„Laß es zusammenbrechen!" rief der Hausherr. „Die alte Zeit stürzt, sie legt selbst die zündende Fackel an ihre Prunkpaläste. Will's Gott, so ersteht uns ein neuer, ein festerer Bau!"

„Ja, Gott geb' es!" sprach Iffland. „Doch ich fürchte, bis wir zu dem Neuen kommen, bis die helle Morgenröthe Deutschlands anbricht, wird noch mancher Bau in Schutt sinken und wird die Kriegsfackel lodern über Städten und Burgen. Es sind schlimme Nachrichten gekommen vom Kriegsschauplatz, Dumouriez und Moreau nähern sich unsern Grenzen."

„Sei es drum!" rief Tanner begeistert, „die höchsten Güter wollen erstritten sein! Und wenn auch wir Alle das gelobte Land nicht mehr sehen, wenn wir untergehen mit den Vielen im langen, ringenden Kampf mit der Wüste, eine leuchtende Feuersäule, eine brennende Fackel zieht uns die Verheißung voran und die Hoffnung der neuen Zeit. Auf diese neue Zeit wollen wir die Gläser füllen und trinken!"

Draußen über die Stadt wogten die glutdurchschimmerten Rauchwolken, krachend brach das Lustgebäude des Hofes zusammen, ein Vorspiel dessen, was kommen sollte, wann die rothen Flammen über Stadt und Schloß hinleckten und der Donner der Geschütze Wälle und Thore erbeben ließ. Aber drinnen im Bürgerhause klangen die Gläser aneinander und Ifflands starke volle Stimme rief: „Für Deutschlands Zukunft und für Deutschlands Ehre!"

Charlotte von Kalb.

Eine Lebensbeschreibung von **J. C. A. Pfälzer.**

(Schluß von S. 155.)

Heinrich von Kalb hatte sich unterdessen nach Paris begeben, um in Verbindung mit dem Grafen Axel Fersen für die Rettung der von den Stürmen der Revolution bedrohten Königsfamilie thätig zu sein. Er wurde am Hofe huldvoll aufgenommen; allein da sein Regiment aufgelöst worden, so sah er sich (sollte er der Revolutionspartei nicht Verdacht erwecken) bald genöthigt, Paris und Frankreich zu verlassen. Er kehrte nach Thüringen zurück und lebte nun die folgenden Jahre meist an der Seite seiner Gattin. Charlotte scheint nach Schillers Verlust ihr eheliches Verhältniß weniger drückend empfunden zu haben.

So dunkel ihr Lebensgang geworden war, so arm und öde sie sich in ihrem Herzen fühlte: die lebendige Theilnahme, der empfängliche Sinn für höhere geistige Interessen blieb ihr auch dann noch eigen, als zunehmendes Augenleiden ihr jede Lektüre, jede Beschäftigung mit literarischen Dingen außerordentlich erschwerte. Alsbald nach seiner Rückkehr aus Italien war Goethe ihr bekannt geworden: der hohe Dichterfürst erkannte in ihr die geistig

ebenbürtige Frau und gab ihr zahlreiche schöne Beweise, wie sehr er sie werth hielt. Sie empfing von seiner Hand manches Sonett und Epigramm, das später in seine Schriften aufgenommen wurde. Als er im Jahr 1790 Venedig besuchte, schrieb er ihr Briefe. In einem derselben (vom 30. April 1790) heißt es: „Hier schicke ich ein Blättchen Epigramme, welche ich den Freunden mitzutheilen bitte. Es sind dieß Früchte, die in einer großen Stadt gedeihen, überall findet man Stoff und es braucht nicht viel Zeit, sie zu machen. Ich habe mich recht umgesehen, indessen ist es immer nur unvollkommen wie ein Reisender sehen kann. In Gesellschaft Durchlaucht der Herzogin werde ich Manches wiedersehen und mein Aufenthalt in Vendig wird mir in mehr als einem Betracht nützlich sein, da er vergnüglich genug war. Wenn ich nur auch diese vergangenen sechs Wochen einen Freund oder eine Freundin bei mir gehabt hätte! Unter andern löblichen Dingen, die ich auf dieser Reise gelernt habe, ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb den Grenzen des Vaterlandes leben kann. Erhalte uns ein gut Geschick den Frieden und gebe uns zusammen eine freundliche Wohnung.“ Nach einigen weiteren Mittheilungen fährt er fort: „Ich habe meine Thätigkeit auf allerlei Gegenstände ausgedehnt und so meine Zeit mannigfaltig zu nutzen gesucht; es sind die vier Wochen gar schön herumgegangen, nur manchmal zeigten sich kleine Bewegungen der Ungeduld. Kommt nun Durchlaucht die Herzogin, so wird eine neue Lebensart angehen, neue Freuden eintreten, die uns, hoff' ich, bald zurückführen sollen. Mein sehnlichster Wunsch ist, Weimar bald wiederzusehen und die schöne Jahreszeit mit meinen Freunden zuzubringen.“ — Zu einer andern Zeit, nach einem genußvollen Zusammensein, äußert er sich gegen sie: „Es freut mich sehr, daß wir dießmal in wenigen Stunden uns näher gekommen sind. Doch hätte es noch besser werden müssen, hielten Lässigkeit, Unglauben und Zerstreuung nicht Menschen, die einander angehören sollten, selbst in der Nähe auseinander.“ — Weitere Stellen seiner Briefe lauten: „Sie können glauben, daß ich oft an Sie denke, wenn ich gleich nicht erscheine. Meine Existenz neigte sich immer zur Einsamkeit.“ Ferner: „Mit vieler Freude erwarte ich Sie heute Nachmittag. Nur wünsche ich Sie, so lange die Sonne noch scheint, in meinem freundlichen Gartenzimmer zu sehen.“ Und wieder: „Ich verlange zu hören, was Sie über meine neuesten Produktionen sagen. Besonders freue ich mich auf Ihre Auslegung des Märchens.“ — Am 29. April 1794 schreibt er: Fichte ist noch nicht gekommen; sobald seine Einladungsschrift, die er voraussichickt, abgedruckt ist, erhalten Sie solche. Aus seinen Briefen scheint es, er habe vor, in ein sonderbares Horn zu stoßen.“ — Und zwei Monate später, am 28. Juni, sendet er ihr seinen Reineke Fuchs mit folgendem Billet: „Hier, liebe Freundin, kommt Reineke Fuchs der Schelm und verspricht sich eine gute Aufnahme. Da dieses Geschlecht auch zu unsern Zeiten bei Höfen, besonders aber in Republiken sehr angesehen und unentbehrlich ist, so möchte nichts billiger sein, als seine Ahnherren recht kennen zu lernen. — Von Fichte's philosophischen Blättern sende ich nichts; wenn Sie von dem Inhalte irgend Notiz nehmen wollen, so wird ein mündlicher Vortrag höchst nöthig sein. Seine Nachbarschaft ist mir sehr angenehm und bringt mir manchen Nutzen; es konversirt sich auch mit ihm sehr gut und da er uns verspricht, den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen, so können wir Andere nicht aufmerksam genug sein. — Noch muß ich sagen, daß seit der neuen Epoche auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner wird, worüber ich mich freue und von seinem Umgange manches Gute hoffe.“

Zeigen uns diese Mittheilungen die hohe Achtung und Freundschaft, die ein Mann wie Goethe für Charlotten hegte, so sind sie uns zugleich giltige Beweise für das lebendige Interesse, welches sie allen wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur weihte, Zeugnisse für die Kraft ihres Geistes, dem selbst die philosophischen Schriften eines Fichte nicht zu fern lagen.

Enger noch und herzlicher, als die Beziehungen zu Goethe, gestaltete sich Charlottens Verhältniß zu Herder. Er wurde ihr treuer Berather in Zeiten der Bedrängniß; an sein theilnahmvolles Herz legte sie jeden Kummer, der sie bedrückte, aus seinem gedankentiefen, geistbelebten Gespräch schöpfte ihre Seele die Erquickung und Erhebung, deren sie bedurfte. 1790 trug sie in Gemeinschaft mit der Herzogin Amalie ein Kind Herders zur Taufe.

Eine nur allzu hingebungsvolle Verehrung weihte sie Jean Paul, als dieser nach Weimar kam. „Reich sind wir Alle," schreibt sie ihm, „durch die Achtung, Bewunderung und Hoffnung, die Ihre Schriften erregen. Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Ihrer bedarf.“ Und er, der phantasievolle Dichter des Titan, nennt sie „ein Weib mit einem allmächtigen Herzen.“ „Sie hat," sagt er, „zwei große Dinge: große Augen, wie ich keine noch sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt.“

In vorzüglichem Grade erfreute sie sich der Gunst der Herzogin Amalie. Als diese sich 1790 auf der Reise nach Italien befand, wechselte sie mit ihr Briefe; in den durch Geist und Kunst belebten Zirkeln, welche die feingebildete Fürstin in ihrem Schlosse Tieffurt versammelte, war Frau von Kalb ein willkommener Gast. Hier wohnte sie musikalischen und dramatischen Aufführungen bei; hier wurde das Schönste und Höchste, was die Poesie in alter und neuer Zeit geschaffen, vorgelesen und besprochen. Auch Homer und Shakespeare wurden in Uebersetzungen mitgetheilt und durch geistvolle Erklärung dem Verständniß erschlossen.

Bei diesem für alles Große so warm erglühenden Gefühl konnte sie denn auch dem erhabenen Aufschwung, den ihr einstiger Herzensfreund, den Schillers Genius in dieser Zeit immer mächtiger nahm, ihre theilnehmende Bewunderung nicht versagen. Hatten beklagenswerthe Verhältnisse das Bündniß der Seelen getrennt, die Töne der Dichtung söhnten die Geister wieder aus. Eine Reihe noch vorhandener Briefe Schillers bezeugt uns den wiederhergestellten Verkehr zwischen beiden: die Leidenschaft war geflohen, die Liebe, zu ächter Freundschaft geläutert, war geblieben. Charlotte scheint — und dieß ist um so höher zu würdigen, denn sie war ja doch die Verletzte — den ersten Schritt zur Wiederannäherung gethan zu haben. Denn in dem frühesten Briefe Schillers an sie (vom

8. Mai 1793 aus Jena) heißt es: „Eine sehr angenehme Ueberraschung war mir der unerwartete Beweis Ihres gütigen Andenkens, Ihres Vertrauens, Ihrer Theilnahme an mir. Blos meine üble Gesundheit ist schuld, daß Sie mir in der Versicherung des ersten zuvorgekommen sind. Aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundin in meiner Seele lebendig zu erhalten. Ich habe Ursachen, die Bande, die mich an das Leben heften, nicht allzu sorgfältig zu befestigen — wie ich unter andern Umständen nicht unterlassen würde. Dieß entschuldige mich gegen Sie, daß ich nicht eifriger gewesen bin, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern. — Was Sie mir in Beziehung auf den lieben Fritz auftragen werden, wird eine sehr nahe Angelegenheit für mich sein, und ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich Ihnen für dieses Zeichen Ihres Vertrauens verpflichtet bin. Darum bitte ich Sie, lassen Sie meinen Antheil an dieser Sache*) so groß sein, als immer möglich ist. Es könnte mir nicht leicht etwas Angenehmeres begegnen, als in dieser Sache zu Ihrer Zufriedenheit beizutragen und Ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit meinem Leben endigen wird. — Für meine Gesundheit erwarte ich von der eintretenden milden Jahreszeit viele Erleichterung. Ich habe einen gefährlichen Winter glücklicher, als ich hoffen konnte, zurückgelegt, und so lange meine Krankheit fortfährt, wie bisher mein Gemüth zu verschonen, werde ich mich nicht für unglücklich halten. Meine Natur hat noch viele Stärke und wird sich, wie es scheint, so tapfer als möglich wehren und den Ausschlag noch einige Zeit lang zweifelhaft machen. — Lassen Sie mich die angenehme Nachricht hören, daß es Ihnen in Ihrem einsamen Aufenthalt gefällt und daß Sie sich einer gleichförmigen Gesundheit und heitern Stimmung erfreuen."

Ein folgender Brief Schillers (aus Ludwigsburg vom 1. Oktober 1793) macht uns mit einer interessanten Persönlichkeit bekannt, die wir gleichfalls bald in nähere Verbindung mit Frau von Kalb treten sehen werden. „Einen jungen Mann," heißt es in demselben, „habe ich ausgefunden, der eben jetzt seine theologische Studien in Tübingen vollendet hat und dessen Kenntnissen in Sprachen und den zum Hofmeister erforderlichen Fächern alle, die ich darüber befragt habe, ein gutes Zeugniß ertheilen. Er versteht und spricht auch das Französische und ist (ich weiß nicht, ob ich dieß zu seiner Empfehlung oder zu seinem Nachtheile anführe) nicht ohne poetisches Talent, wovon Sie in dem Schwäbischen Musenalmanach vom Jahr 1791 Proben finden werden. Er heißt Hölderlin und ist Magister der Philosophie. Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, daß Ihnen sein Aeußeres sehr wohl gefallen wird. Auch zeigt er vielen Anstand und Artigkeit. Seinen Sitten gibt man ein gutes Zeugniß; doch völlig gesetzt scheint er noch nicht und viele Gründlichkeit erwarte ich weder von seinem Wissen noch von seinem Betragen. Ich könnte ihm vielleicht hierin Unrecht thun, weil ich dieses Urtheil blos auf die Bekanntschaft einer halben Stunde und eigentlich blos auf seinen Anblick und Vortrag gründe; ich will ihn aber lieber härter, als nachsichtiger beurtheilen, daß, wenn Ihre Erwartung je getäuscht werden sollte, dieß zu seinem Vortheil geschehe."

*) Charlotte suchte einen Erzieher für ihren Knaben.

Schön charakterisirt dann Schiller die Freundin und ihre fördernde Einwirkung auf seine dichterische Entwickelung, wenn er auf ihre anerkennenden Worte über eine seiner Dichtungen, wahrscheinlich den Wallenstein, Folgendes erwidert: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verläugnen. Ein rein gefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. Die edle Menschlichkeit spricht aus dem gefühlten Kunstwerk zu einer edlen menschlichen Seele und die glückliche Jugend des Geistes kehrt zurück. — Ihr Andenken, theure Freundin, wird seinen vollen Werth für mich behalten. Es ist mir nicht blos ein schönes Denkmal dieses heutigen Tages, es ist mir ein theures Pfand Ihres Wohlwollens und Ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unserer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin."

Und gewiß, es ist keine unverdiente Anerkennung, die hier Charlotten dargebracht wird: Schillers ganze Entwickelung verdankte ihrem Einfluß unendlich viel. Sie war es ja, bei der, wie Frau von Wolzogen sich ausdrückt, „Schillers Genius die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen" gefunden hatte. Sie war es, die in „all dem wilden Funkensprühen der noch verzehrenden Kraft des Dichters die reine und lautere Flamme, in seinen wilden Liedern die Harmonie der Seele heraus erkannte, die durch ihre stille und innig erfreute Theilnahme zu milderer Glut, zu melodischerem Tone sich sänftigte." Ihre Gestalt geht still und einfach durch manches jener köstlichen Gedichte Schillers hindurch, welche die Zeit seiner vollendeten Dichterreife hervorgebracht hat.

Und mit Rath und That blieb er ihr nahe bis zu seinem Tode. Als ihr Vermögen immer mehr geschwunden war, dachte sie in allem Ernste daran, sich durch Erziehung junger Mädchen ihre Existenz zu sichern. Sie wandte sich deßwegen an Schiller, der ihr unter dem 25. Juli 1800 erwidert:

„Wie beklag' ich es, Sie in einer Lage zu wissen, die Ihrer so wenig würdig ist, und statt einer freien und heiteren Thätigkeit Sie Pflichten übernehmen zu sehen, die sich weder mit Ihrer Gesundheit, noch mit der Unabhängigkeit, zu der Sie gewöhnt sind, vertragen. Ich zweifle gar nicht, daß Sie auf die moralische Bildung junger Personen sehr glücklich wirken können, aber ich zweifle, ob die kleinen Details, die von einer solchen Beschäftigung unzertrennlich sind, die anhaltende Aufmerksamkeit, welche sie erfordert, und der Zwang, den sie auflegt, Ihrer Art zu sein und zu wirken jemals angemessen sein werden. Ihr Geist muß durch ein lebhafteres Inter-

esse gereizt werden, als diese an sich gemeine Beschäftigung je gewähren kann. Dazu können, nach meinem Urtheil, nur mittelmäßige Fähigkeiten passen, Ihr Geist aber will eine höhere Richtung und einen kühneren Gang nehmen. Sie sind, wenn ich es kurz sagen soll, viel zu individuell gebildet, und diese Beschäftigung verlangt gerade das Gegentheil, eine ganz allgemeine generische Form. — Wenn Sie mir aber antworten, daß die äußeren Umstände Sie nöthigen, diesen Entschluß zu ergreifen, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob diese Unternehmung Sie nicht in größere Unkosten und Sorgen verwickelt, die Ihnen drückend und unerträglich werden können. Nur bei einer großen Anzahl von Pensionärs läßt sich allenfalls etwas gewinnen, aber Sie würden sich nur auf wenige einschränken können, und es fehlt Ihnen zu Ihrer Ehre die Kleinlichkeit der Gesinnung, welche nöthig ist, im Kleinen zu gewinnen und zu ersparen. Also kann ich auch von Seiten des Nutzens nicht zu diesem Schritte rathen."

Auch noch in mehreren späteren Briefen Schillers finden wir Zeugnisse von seiner herzlichen Theilnahme an Charlottens Geschicken. Doch wir scheiden hier von dem edlen Dichter, um noch einige Worte über den jungen Freund hinzuzufügen, der auf seine Empfehlung in das Haus der Frau von Kalb eingetreten war.

Hölderlin, der durch sein Talent, wie durch sein tragisches Schicksal später bekannt gewordene schwäbische Dichter, kam im Herbst 1793 nach Waltershausen, wo damals die von Kalb'sche Familie lebte, und leitete etwa ein Jahr lang die Erziehung des jungen Fritz von Kalb. Welchen Eindruck Charlottens Geist auf ihn machte, beweist folgende Stelle eines Briefes an seinen Freund Hegel, den in der Folge so gefeierten Philosophen, der damals eine Erzieherstelle in Bern bekleidete: „Deine Seen und Alpen möcht' ich wohl zuweilen um mich haben; die große Natur veredelt und stärkt uns doch unwiderstehlich. Dagegen leb' ich im Kreise eines seltenen, nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geistes. Eine Frau von Kalb wirst Du schwerlich in Deinem Bern finden. Es müßte Dir sehr wohl thun, an diesem Strahl Dich zu sonnen. Wäre unsere Freundschaft nicht, Du müßtest ein wenig ärgerlich sein, daß Du Dein gutes Schicksal mir abtratest. Auch sie muß beinahe denken, daß sie verloren habe bei meinem blinden Glück, nach Allem was ich ihr sagte von Dir. Sie hat mich schon sehr oft gemahnt, an Dich zu schreiben; auch jetzt wieder."

In anderen Briefen schildert dann Hölderlin den regen Antheil, welchen Charlotte an seiner Läuterung und Fortbildung nehme; wie sie bemüht sei, ihm Zutritt in die höheren gesellschaftlichen und geistigen Kreise zu verschaffen; wie „die seltene Energie des Geistes, die er an ihr bewundere, dem seinigen aufhelfe und ihn zu heiterer Thätigkeit zu stimmen suche. Könnt' ich doch," ruft er aus, „die mütterlichen Hoffnungen dieser edlen Dame realisiren!"

Um den jungen Mann durch anregenden Verkehr mit ausgezeichneten Menschen weiter zu fördern, gestattete ihm Frau von Kalb sogar, mit seinem Zögling von Waltershausen nach Jena überzusiedeln, wo ihn namentlich Schiller und Fichte anzogen. Später führte sie ihn in Weimar bei Herder und Goethe ein und sah ihn endlich nur mit Schmerz aus ihrem Hause scheiden, als er inne geworden war, wie wenig er geschickt sei, die Erziehung des kränklichen Knaben mit Erfolg zu leiten. „Sie zeigte noch beim Abschied ihren ganzen edlen Sinn und ihre herzliche Freundschaft für mich," berichtet Hölderlin. —

4. Die kleine Zelle.

Bis zum Jahre 1803 lebte nun Charlotte meist an der Seite ihres Gatten in Thüringen; ihren Aufenthalt nahm sie abwechselnd in Weimar, Kalbsried und Waltershausen. 1804 entschied sich der gänzliche Verlust ihres Vermögens, ihr Gemahl erschoß sich in München; sie selbst ging nach Berlin, vorzüglich bestimmt durch die Freundschaft, welche sie mit Fichte verband. Auch dort war ihr Geist theilnehmend allem Großen zugewandt; die hervorragendsten Menschen, außer Fichte besonders Wilhelm von Humboldt, Hufeland, Rahel und deren Gatte Varnhagen traten mit ihr in Verkehr und weihten ihr hohe Achtung. „Unter allen Frauen, die ich je gekannt habe," schreibt Rahel an die Fürstin Carolath, „ist Frau von Kalb die geistvollste; ihr Geist hat wirklich Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblick, unter allen Umständen, in alle Höhen schwingen kann."

Im Jahre 1820 verlor sie das Augenlicht völlig und lebte in den dürftigsten Verhältnissen, bis sie auf Veranlassung der hochherzigen Prinzessin Wilhelm von Preußen eine Wohnung im königlichen Schlosse zu Berlin erhielt. Hier verbrachte die Erblindete noch manches Jahr in stiller Eingezogenheit: nach einer so bewegten Vergangenheit, so reich an Erfahrungen, so reich an Kampf und Schmerzen, hatte sie Ruhe und Frieden mit sich und der Welt gefunden. „Wenn ich Orte nennen höre, in denen ich gewohnt," schreibt sie, „so freue ich mich immer, daß ich davon weg bin und jetzt eine kleine Zelle unter dem Himmel habe." Und ein anderes Mal: „Mein Leben wird immer stiller, aber ich bin so zufrieden. Trübe Gefühle kommen mir nur aus der Vergangenheit; aber so ist das Dasein; schmerzliche Erfahrungen müssen uns reifen und zur geistigen Fähigkeit würdigen, dadurch wird das Licht in der Dunkelheit unserer Tage gezündet, und wir fangen dann erst an zu unterscheiden; in diesem Zustand ist der Gleichmuth vor Allem nothwendig, und ohne diese Stimmung übersehen wir Vieles, und werden von Andern bedrängt."

In hohem Alter, dem achtzigsten Jahre nahe, schritt Charlotte zur Abfassung ihrer Memoiren. „Erblindet, für die Anschauung der Welt um sie verschlossen," sagt das Vorwort, „erwachten in ihrer Seele die Bilder der Vergangenheit mit erhöhter Lebendigkeit" — und so entwirft sie uns denn ein Gemälde ihrer Jugendzeit, eben so fesselnd durch seinen mannigfach anziehenden Inhalt, wie überraschend durch die eigenthümliche Farbe der Darstellung, bei welcher sich biblische Einfalt mit kühnster Phantastik verbindet. Außer den Memoiren, die bis zum Jahre 1791 reichen, hat Charlotte von Kalb noch einige andere Schriften hinterlassen, namentlich eine Erzählung „Cornelia", in der sie unter romantischer Umhüllung gleichfalls eigene Erlebnisse schildert.

Sie starb, 82 Jahre alt, am 12. Mai 1843.

Seltsame Eskorte.

Keplers Mutter im Hexenprozeß.

Von Dr. Friedrich Pressel.

(Schluß von Seite 171.)

Ueber den jetzigen Stand des Prozesses unterrichtet uns folgender Brief Keplers:

An den Durchlauchtigen Hochgepornen Fürsten und Herren, Herren Johan Friederich, Hörtzogen zu Würtemberg und Teckh, Graven zu Mömpelgart, Herren zu Heidenheim ꝛc.

Johan Keplers Mathematici zu Lintz underthöniges flehenliches supplicirn.

Durchlauchtiger Hochgeporner, Gnädiger Herr und Landsfürst E. F. Gn: seind mein underthänige arme Dienste bevor.

Gnädiger Fürst und Herr, Ich bin zwar feind der letzten — bey E. F. Gn: Cantzeley eingeraichten supplication immerzu deren gutten Hoffnung geweſt, Entweder werde dise Feindſeligkaitt allerdings auffgehoben, oder doch die von mir underthänig gebettene communicatio depositionis testium mir — vor weiterer Verfahrung gnädiglich gewilligt werden. In dessen Verpleibung aber, und weil interim meine Mutter in kheinerley wege von ihrer gewonlichen Stelle zu weichen, nit zu bewegen geweſt (ausser dessen, das Sy irem Tochtermann als welcher ir außgebotten, nit under angeſicht gehen sollen) bin Ich noch ferner dessen beredt geweſt, das — Sy iro khainen unrechten zugemessenen sachen bewuſt — —.

So khompt mir aber auff heutigen Tag nacher Lintz dise traurige Zeittung, das besagte meine Mutter auff den 7. Augusti frühe, auff E. F. Gn. befehl durch dero geschickte zu Haimaden im Pfarhauß schloffend überfallen auffgehebt und gefenglich nacher Stutgarten geführt worden sein solle.

Nu hab ich mich zwar wol zu besinnen das dergleichen Manus injectiones [Handanlegungen] nit alweg präjudicirlich, sondern E. F. Gn: auß erhaischendem Landsfürstlichem hohem ampt, auch nur allain von etlicher starckher vermuthung wegen, ungeacht solche auch föhlen khönden, zu dergleichen befuegt; darnebens Sy niemanden in oder ausser derlay Verhoffitungen Unrecht geschehen lassen, sondern ordentliche processe nichts desto weniger gestatten.

Dieweil aber es dißmahls das ansehen bei mir abwesenden hatt, als ob dise Verfahrung auff meiner Mutter Widerparth unauffhörliches anhalten, und zu dero verantwortung, entlich bewilligt worden: und aber bey dergleichen mehrmahlen grosse Argtiſt und Practiken verporgener weise leichtlich mit underlauffen, und allerhand noch schwärere consequentien verursachen, das also manchem Unschuldigen wider des Richters willen, als dan exempla am Tag, zu kurtz geschicht: da dan mir auß Göttlicher und Natürlicher Rechten aussag in alle wege zuestehen will, meiner Mutter in disen iren Nöthen gepürliche Assistentz zu laisten, und ferneres befahrtes Unhail, wo möglich, zu verhüetten.

Alß kan ich wegen so naher Bluetverwantschafft in meinem Gewissen, ob ich meiner schuld genug gethan, anderst nit versichert sein, ich wohne don dem bevorstehenden Rechten persönlich bey.

Hierumben gelangt an E. F. Gn: mein underthänig flehentliches Bitten, die geruhen der armen Verhafften, umb irer rechtlichen Notdurfft willen, wie auch nir so weitt abwesenden, weil ich durch dos jetzige Kriegswesen, wölches das Land ob der Ens urplötzlich und allerdings überschwemmet, an eilender Zuereisung höchst gehindert werde, einen geraumen Termin zum Rechten, da es anderst so geraichen müeste, gnädiglich zu ernennen, inmittels aber die genädige Verordnung zu thuen, dos mein Mutter, als die unüberwisen, und ob Gott will nit zu überweisen sein würt, an einem leidlichen Ort gehalten und mit irer gebürenden Leibsnotdurfft versehen werde: Entlichen, da ich unter deß meine sachen anstellen, und mich mit mejnem Haußwesen von hinnen nacher Stutgart begeben khönte mir gnädiglich zuerlauben, das ich mich alda, biß zu außgang des Rechtens heußlich verhalten möge.

Hieraus thue E. F. Gn: ich mich zu gnädiger gewahrung gehorsamlich empfehlen.

E. F. Gn:

Getreuer und gehorsamer underthan
und Land Kind
Weilland baider Kay. Mtt. H. Rudolphi
und H. Matthiae, und jetzo noch einer Löbl:
Landt in Oesterreich ob der Ens Mathematicus
Johan Keppler.

Das Schreiben kam zu rechter Zeit. Denn so vorzüglich der Vogt in Behandlung des Injurienprozesses gewesen war, so sehr hotte er den Hexenprozeß beschleunigt, hatte die Gefangene gleich den Tag nach ihrer Einlieferung verhört und ats ihm auf eine Eingabe der Kepler'schen um Verlegung des Prozesses befohten worden war, Katharina sammt den Akten an Vogt Aulber zu Güglingen zu übergeben, Letzterem geschrieben: es sei zu Erforschung der Wahrheit nur noch Meister Jacob, d. h. der Folterknecht, nöthig. Da lief an demselben Tage, da Aulber seine Anklage auf die Tortur vortrug, am 4. September 1620, von Stuttgart der Befehl ein, es solle mit dem peinlichen Prozeß bis zur Ankunft Keplers gewartet werden und am 26. September kam Kepler selbst in Güglingen an.

Aber wenn auch hiedurch die Tortur abgewandt war, die Gefangenschaft setbst war bereits eine hinlängliche Folter, wie die flehentlichen Bitten um Gottes Barmherzigkeit willen beweisen, die Kepler während seiner Anwesenheit für seine arme Mutter an den Herzog richtete.

„Weil don,“ schreibt er im Oktober, „unter das sich die arme gefangne sich der Kelt und trostlosen einsamkhait halben auffs Höchst beclagt und umb Gottes willen nur in eine stuben iro verhülfflich zu sein gebetten; als gelangt an E. F. Gn: ferners mein underthäniges flehenliches Bitten, die gerhuehen (angesehen das sie khains wegs einiger übelthat überwisen, hohes 73järigen alters und baufellig, auch wegen der angedroeten Peinlichen frag, unge-

hindert irer unschuld allain von etlicher fürgangner exempel wegen allerdings erschreckt und bekümmert) bey dem Vogt zu Güglingen dise gnädige verfüegung zu thun, das derselbe Sie biß auff fernere Verordnung in des Statknechts und Gerichtsdieners Hauß und Stuben alda transferiren — lasse. E. F. Gn: thuen hieran ein löblich Werckh der Barmhertzigkhaitt."

„Weil der Vogt zu Güglingen," heißt es im nächsten Schreiben, „ir das Thorstüblen alda anderst nit, dan mit zwaien hüettern und einer Ketten verwilligen wöllen, damit dan der Unkosten gedoppelt würt: als bittet Sy nochmahlen, E. F. Gn: wöllen dero hievoriger verwilligung gemäß, es bey dem ainen Hüetter (mit wölchem Sy, erlebte, Macht und krafftlose, auch mit kranckhaitten behaffte Frau, sonderlich bei diser angehenden winterkelt, nur mehr dan überflüssig genug verwahret ist) verpleiben lassen — ."

„Noch vil beschwärlicher," klagt er in einem dritten Brief, „und gefehrlicher ist fürs ander, das besagte unser Mutter von solchen zwayen Hüettern verwarhet würt, wölche in grossen schulden steckhen, deren einhelliges zusamengeschwornes Tüchten und Trachten nur dahin gehet, wie Sie baide langwürigen Dinst haben mögen, deßhalben inen zu behauptung dises ires intens nichts zu vil, und zu bejahren, das sie eines so alten weibs ungeschickte reden, klainmütigkhaitt, wanckelmut, ungedult, und was dise Beläftigung mehrers erfoltern mag, etwa bößlich auffangen, anmercken und außdeutten, also entlich, sonderlich wan sie abgefertigt werden sollen, die verhaffte mit noch mehrern suspicionibus beladen möchten, als derofelben vor der verhafftung auff dem Hals gelegen. Zu dem end dan unzweivenlich auch unsers gegenthails Raise nacher Güglingen angesehen sain möchte. So verursachen für's dritte dise unnütze verschwendische Hüetter mit unnötigem Holtzbrennen, und damit sie nit zu offt in ofen schlirpfen, einen unerschwinglichen uncosten, sogar, das inner wenigen wochen mein Mutter von irem Aigentumb bey disem Haußhalten nichts mehr überig behalten würt: wie dan alberait sie sogar umb den credit kommen, das die Obrigkhait zu löwenberg, ir die alimenta zu verschaffen, alle dero Feldgüetlin in einem lauff samptlich hingegeben: und drüber zwischen uns Geschwisterigen, die wir das unserige darbey haben, ein gantz unzeittiges disputat erwecket: drüber Ich von meinem Bruder verdacht werde, als ob allain ich, mit meiner Ankunfft in's Land ein solliche verlengerung und so großen uncosten, der ine künfftig in die eüsseriste armut bringen möchte, verursachet habe: der ich doch nebens Gott im Himmel zuclagen hab, das ich mein armes weib und Kinder underwegs in der fremde zu Regenspurg versetzet, meinen zu mir genommenen zeerpfenning ohne einige Frucht unworden, und dannoch etwa bald unverrichter sachen, mit schanden spott und hertzlaid, weil ich khain credit im Land nit habe, wider davon ziehen müessa."

Kepler versuchte zunächst den unterdrückten Civilprozeß wieder herzustellen. Als dieß nicht gelang, als er gezwungen war, auf die Anklagepunkte einzugehen, setzte sein Advokat denselben 127 Fragstücke entgegen, auf welche die Zeugen der Gegenpartei vernommen wurden, in erster Linie Vogt Einhorn und der namentlich leidenschaftliche Dekan Burk. Auch dieses Verhör, wie schon das erste, zeigte, daß die allgemeine Stimme bereits gänzlich gegen die Angeklagte eingenommen war. „Wenn nur ein frommer Blutstropfe in Euch wäre," sagte ein Gerichtsbeisitzer Josenhans, „so sollte Euch doch auch ein Auge übergehen, Kätherchen." „Ich habe schon so viel geweint," war ihre Antwort, „daß ich nicht mehr weinen kann." Nachdem zwei Monate verstrichen waren, bis der Zeugenrotel dem Kepler'schen Advokaten zur Entgegnung endlich mitgetheilt wurde, gab dieser seine 58 Bogen starke Exceptionsschrift ein, auf welche der Gegner hinwieder mit einer dickleibigen Consutationsschrift antwortete. Kepler verlangte, daß der Angeklagten das letzte Wort gebühre (das Protokoll beklagt dieß mit den Worten: „die Verhaftete erscheint leider! mit Beistand ihres Herrn Sohnes, des Mathematikers Johann Keppler"), und reichte schließlich eine sechzig Folien starke Conklusionsschrift ein. Aulber urtheilte, sie enthalte nur Wiederholung alter Ausflüchte. Aber die Entscheidung wurde an eine höhere Instanz übergeben, an die Juristenfakultät zu Tübingen, und diese urtheilte, es solle Verhaftin an den zur Tortur bestimmten Ort geführt, ihr auch allda der Nachrichter vor Augen gestellt, dessen Instrumente vorgezeigt und damit ernstlich gedroht, jedoch von demselben nicht angegriffen, viel weniger angefesselt oder aufgezogen noch sonsten gemartet werden.

Am 28. September 1621, nach einer fast vierzehnmonatlichen Gefangenschaft, wurde die betagte Frau vor die Folter geführt und ihr der Gebrauch jedes einzelnen Marterwerkzeugs erklärt, des Daumenstocks, der Beinschrauben, des Auf- und Abzugs an der Leiter, der Schwefelpfanne und wie sie alle heißen, die entsetzlichen Mittel, welche der Hexenhammer zur Erpressung des Schuldgeständnisses vorschreibt.

Katharina Kepler antwortete: „Man fange mit mir an, was man will, ich weiß doch nichts zu bekennen. Wäre ich eine Unholdin, so würde ich es längst bekannt haben. Ich will lieber sterben, als auf mich lügen; sollte ich auch aus Marter und Pein etwas bekennen, so ist es doch nicht Wahrheit. Wer von den zugegen Stehenden will die Sünde auf sich nehmen, mich zu zwingen, mir selbst Unrecht zu thun? Ich sterbe darauf, daß ich mit der Hexerei nichts zu thun gehabt habe. Gott, dem ich Alles empfehle, wird die Wahrheit nach meinem Tod offenbaren. Er wird mein Beistand sein und seinen heiligen Geist nicht von mir nehmen." Zugleich fiel sie auf ihre Kniee und rief Gott an, daß er ein Zeichen an ihr thun solle, wenn sie eine Unholdin sei und betete das Vaterunser.

Auf dieß hin erfolgte der Bescheid: „Nachdem Heinrich Kepplers Wittwe durch ausgestandene Territion die Indizien purgirt hat, so ist dieselbe von angestellter Klage zu absolviren, und wenn die Ihrigen wegen der Kosten Sicherheit geleistet haben werden, zu entlassen."

Die Leonberger Ortsvorsteher bezeugten ihre unterthänige Verwunderung, daß sie eine so hoch gravirte Person aus dem Malefizrecht lösen sollen und drohten mit gewiß erfolgendem Todtschlag, wenn dieser Person noch länger der Aufenthalt in Leonberg gestattet werde, als sie den 13. April 1622 durch den Tod von aller weiteren Verfolgung erlöst wurde.

Arm und Reich. — Wer muß am meisten leiden? — Wer am wenigsten hat und am wenigsten thut. — Dieß ist das Gewöhnlichste und, wie es scheint, auch das Natürlichste und zugleich Gerechteste. Denn sehr häufig ist ja das Nichthaben ein verschuldetes. Ja die Bibel geht noch weiter und sagt in einem tiefsinnigen Spruche: wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat. Dennoch ist auch das Andere wahr und durch die Erfahrung bestätigt: am meisten muß leiden, wer am meisten hat und am meisten thut. Denn wie leicht kommt mancher Träge durch's Leben! Und je weniger zart und tief Einer denkt und empfindet, desto mehr Behagen findet er, desto weniger Ecken und Dornen hat das Leben für ihn. Aber dieses Alles wird aufgewogen und ausgeglichen durch das Gefühl der Leere und Bedeutungslosigkeit, durch das Untermenschliche, das ein solches reizloses und unthätiges Dasein hat, sowie andererseits durch das Lohnende des Bewußtseins, viel zu haben, viel zu leisten, viel zu lieben und zu opfern. — Dagegen schwerer zu lösen und zurechtzulegen ist das andere Räthsel, daß nämlich der Satz: am meisten muß leiden, wer am wenigsten hat, so häufig sich auch an denen bewahrheitet, bei welchen das Nichthaben ein unverschuldetes ist. Der Arme muß ja nicht allein eine Menge Entbehrungen, Leiden und Schmerzen über sich ergehen lassen, von denen der Reiche nichts weiß, sondern auch das Urtheil der Welt ist über ihn viel härter und unbilliger. Wenn ihm Etwas sauer fällt, wenn seine Geduld und Ausdauer auf die härtesten Proben gesetzt wird, so findet es Jedermann natürlich; er ist ja arm und längst an das Alles gewöhnt. Hat er irgend Freude oder Ehre zu genießen, so ist die Mißgunst gegen ihn vorzugsweise geschäftig. Man hat zweierlei Maß und Gewicht für Reich und Arm. Ein Splitter im Fleische des Reichen und Großen wird mehr bejammert, als das Kreuz, an das der Arme geschlagen wird. Doch dieß eben ist heillos und heilbringend zugleich. Denn dessenungeachtet und vielleicht eben deßhalb bleibt es bei den zwei Sätzen: es ist leichter arm sein, als reich mit Ehren, und: der Reiche kommt viel leichter in's Himmelreich, als der Arme, und wiederum: alle Achtung vor einem Reichen, der trotz dem Mangel an den Zuchtmitteln, die im Armsein liegen, dennoch das Ziel erreicht, der sich selbst erzieht, wenn die Erziehung durch die Schläge des Schicksals fehlen, und so viel leistet, als ob er arm wäre!

Das Recht des Schönen. — An Leuten, welche dem Schönen seine Berechtigung absprechen wollen, fehlt es zu keiner Zeit. Fließt diese Gesinnung aus dem Mangel an Sinn für das Ideale überhaupt, aus eitel materiellem Wesen, so ist nichts weiter zu machen und zu sagen. Wenn solche Leute je sich die Mühe nehmen, der ästhetischen Weltbetrachtung oder dem Streben nach dem Schönen entgegenzutreten, so darf man es füglich auf sich beruhen lassen, denn sie gehören einer niederern Menschengattung an, der das Reich des Schönen wie des Wahren verschlossen ist. Unserer Zeit aber ist es eigen, daß Viele, die wirklich ein besseres und höheres Streben haben, namentlich sogenannte Fromme, die Pflege des Schönen und die Liebe dafür nicht allein an sich selbst nahezu für Sünde halten, sondern auch einen thätigen Fanatismus dagegen ausüben und Andern ihre Freude verkümmern. Diesen ist, wenn sie anders für Belehrung und umfassendere Wahrheit zugänglich sind, am ehesten noch beizukommen mittelst der Hinweisung auf das Recht des Schönen, das durch die Fülle schöner Erscheinungen in der Schöpfung Gottes verbrieft und versiegelt ist. Um nichts zu sagen von Schmetterling und Sternenhimmel, von Pfau und Regenbogen, schon die Kornblume inmitten des Gebiets der prosaischen Nothwendigkeit, neben den ernsten Halmen und Aehren des Fruchtackers, hält mit stummer aber energischer Beredtsamkeit Fürsprache für dieses ewige Recht. Mit besonderem Nachdruck und in glühenden Farben hat aber Schiller in seinen „Künstlern" diesem Gedanken, daß der Künstler Gottes Nachahmer ist, Worte geliehen, wenn er sagt:

> Dem drangenden, dem heitern Geist,
> Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
> Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
> Mit Anmuth uns bedienen heißt,
> Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzückt
> Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
> Dem großen Künstler ahmt ihr nach.

Die Frühreife. — „Meister, der Schuh ist fertig, soll ich ihn gleich flicken?" Dieß ist das Losungswort der heutigen Zeit in materiellen Dingen, trotz und vielleicht wegen der Fortschritte der Industrie, noch mehr im geistigen Erzeugen. **K. L.**

MÄDCHENLIEDER

von

EM. GEIBEL.

Componirt

für eine

Mezzo-Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte

von

AUGUST WALTER.

Verlag von Krais und Hoffmann in Stuttgart.

Mädchenlieder

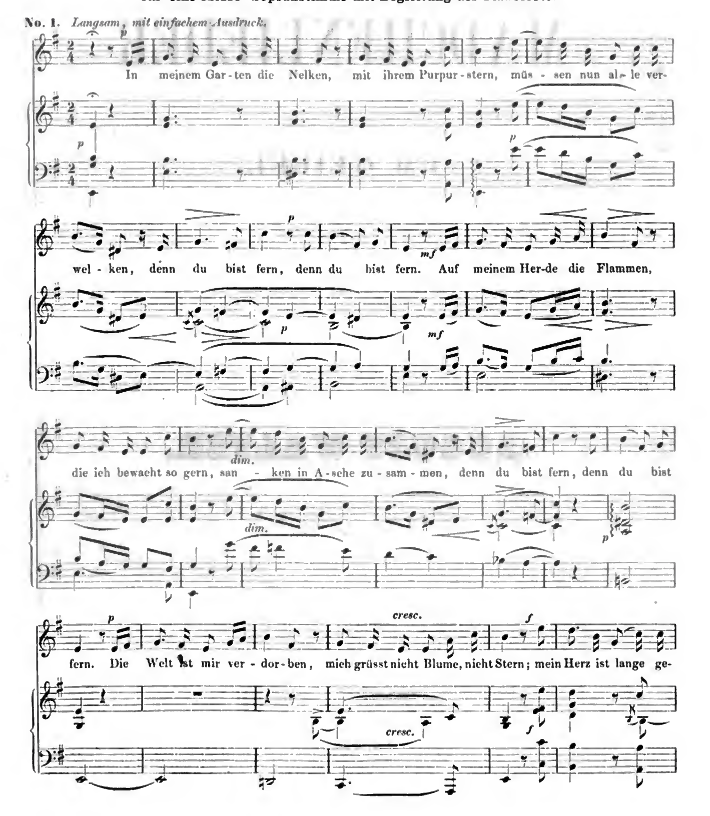
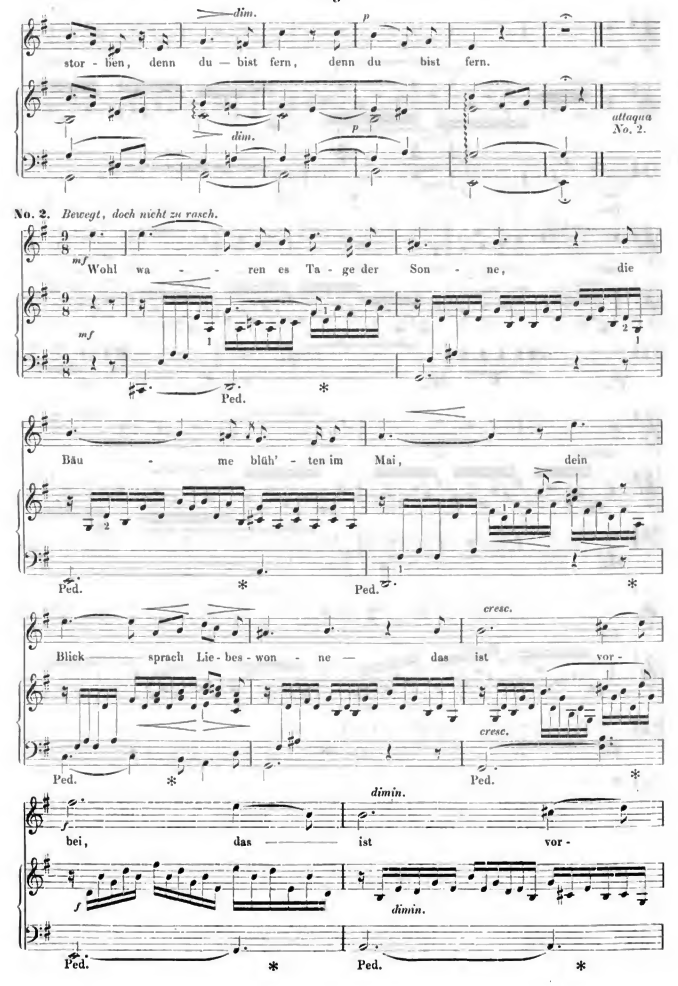
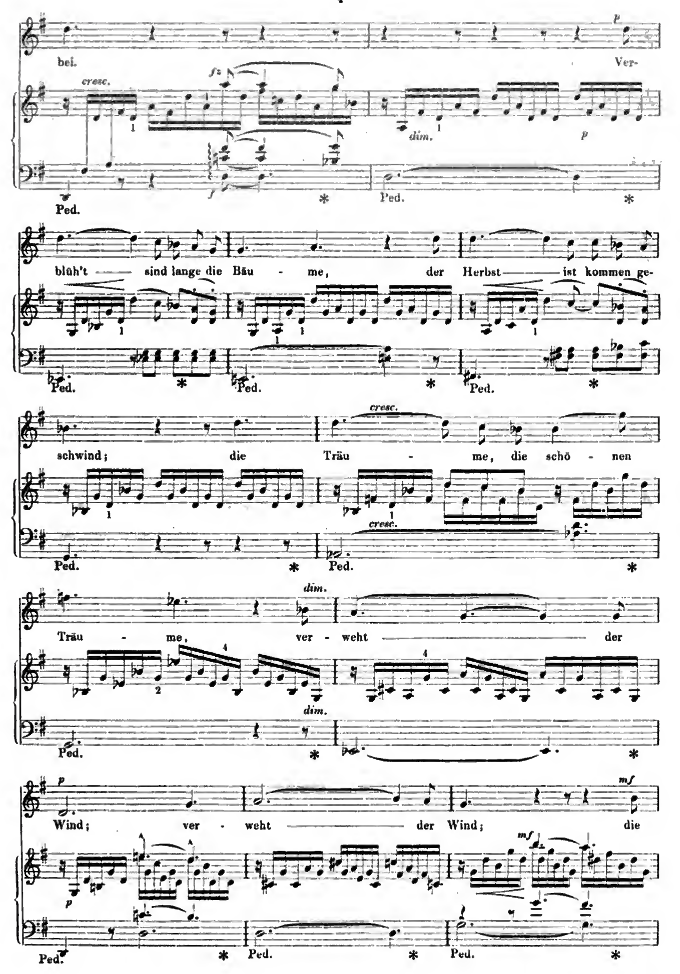
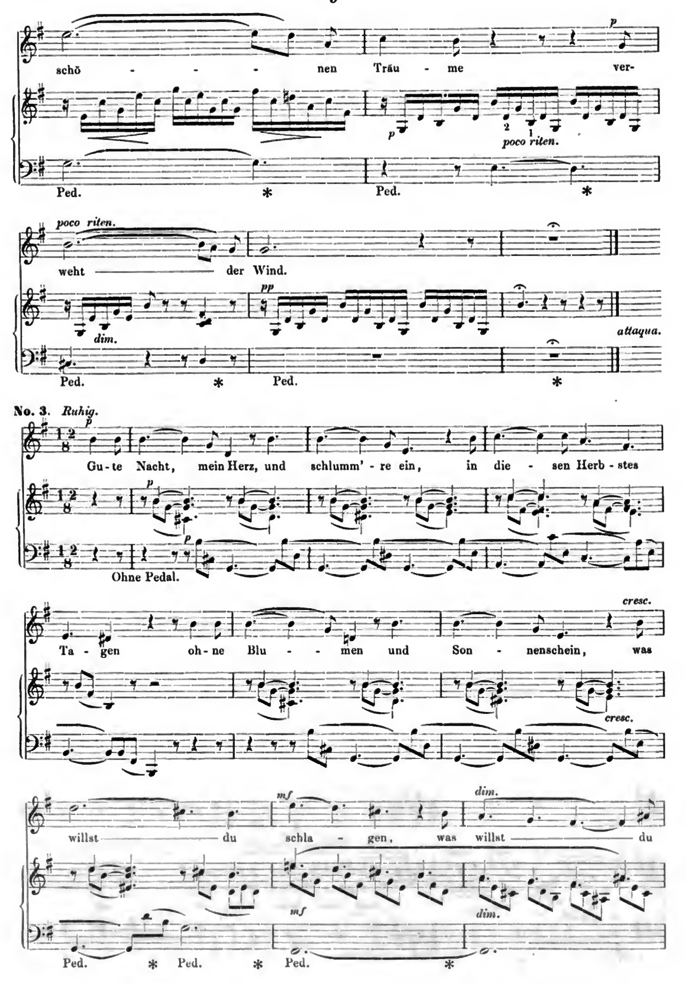
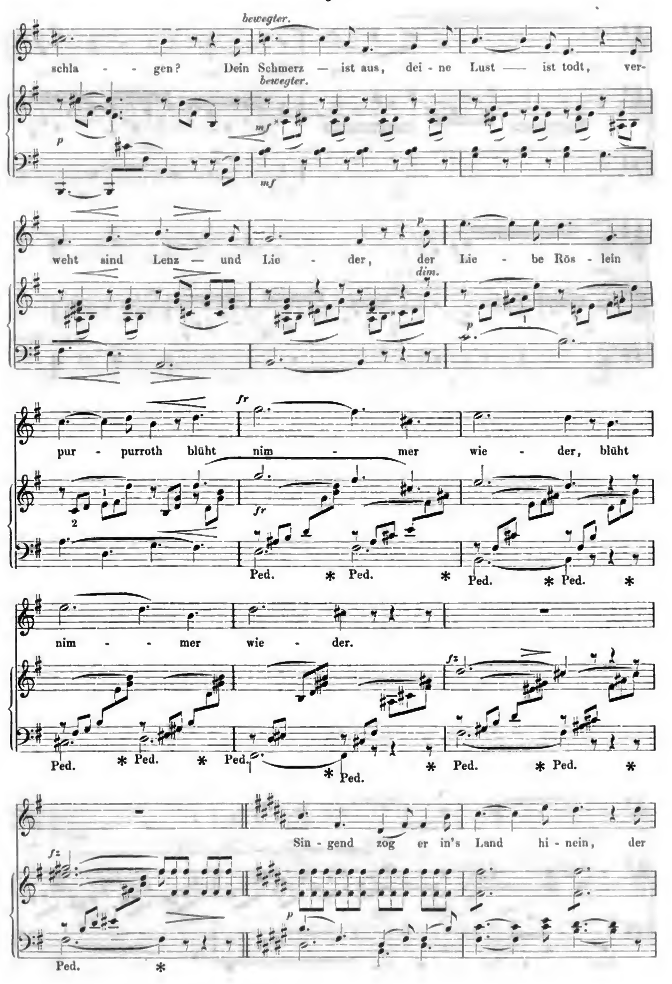
für eine Mezzo-Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte.

dim.
p
stor - ben, denn du — bist fern, denn du bist fern.
attaqua No. 2.
dim.
p
No. 2. Bewegt, doch nicht zu rasch.
mf
Wohl wa - - ren es Ta - ge der Son - ne, die
mf
Ped. *
Bäu - me blüh' - ten im Mai, dein
Ped. * Ped. *
Blick sprach Lie - bes - won - ne — das ist vor -
cresc.
cresc.
Ped. * Ped. *
f
bei, das ist vor -
dimin.
f
dimin.
Ped. * Ped. *

bei.
Ver-
blüh't sind lange die Bäu - me, der Herbst ist kommen ge-
schwind; die Träu - me, die schö - nen
Träu - me, ver - weht der
Wind; ver - weht der Wind; die
cresc.
dim.
Ped.

schö - - - nen Träu - me ver-
poco riten.
Ped.
poco riten.
weht der Wind.
dim.
attaqua.
No. 3. Ruhig.
Gu-te Nacht, mein Herz, und schlumm' - re ein, in die - sen Herb - stes
Ohne Pedal.
Ta - gen oh-ne Blu - - men und Son - nenschein, was
cresc.
willst du schla - gen, was willst du
mf
dim.

bewegter.
schla - - gen? Dein Schmerz — ist aus, dei - ne Lust — ist todt, ver-
bewegter.
p
mf
mf
weht sind Lenz — und Lie - der, der Lie - be Rös - lein
p
dim.
p
pur - purroth blüht nim - mer wie - der, blüht
fr
fr
Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *
nim - - mer wie - der.
fz
Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *
Sin - gend zog er in's Land hi - nein, der
fz
p
Ped. *

image
not
available

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

michelagniolo
buonarroti roma

Michelangelo's Leben und Werke.

Geschildert von **Adolf Stahr.**

Michelangelo heißt bei seinen Landsleuten „der Große“ — il gran Michelangelo —, ihren Rafael nennen sie „den Göttlichen“.

Diese Benennungen sind äußerst bezeichnend, sie schließen den ganzen Unterschied beider Künstler ein. Nicht, daß die Schönheit Rafaels ohne Größe, die Größe Michelangelo's ohne Schönheit wäre, sondern wie bei Rafael das Herzgewinnende himmlischer Anmuth und erhabener Grazie als das Vorherrschende erscheint, so bei Michelangelo das Ideal der Kraft, deren Element der Kampf ist. Den geistigen Mächten, welche in den Schöpfungen des Urbiners zum sichtbaren Ausdruck gelangen, ist Herrschaft und Sieg durch ihr bloßes Dasein verbürgt; die Gestalten, welche der Florentiner aus der Tiefe seines sturmbewegten Innern heraufbeschwor, scheinen einem Riesengeschlechte angehe-

hören, es sind Wesen einer höheren Ordnung, geschaffen und berufen zu titanenhaftem Kampfe mit übergewaltigen Mächten. Auch wo er — was selten geschieht — die Grazie darzustellen unternimmt, gilt von ihm und zwar in verstärktem Maße das Wort, welches von unserem Schiller gesagt ist: seine Muse ist ernst, auch wo sie lächelt, und seine herrlichen Frauengestalten sind bei aller Schönheit der Formen doch immer die Schwestern seiner gewaltigen und furchtbaren Männer.

Die Werke Rafaels und Michelangelo's sind verschieden, wie das Leben, die Schicksale und der durch beide bedingte Charakter und die Lebensanschauung der Künstler, welche sie geschaffen und ihr eigenstes Wesen, ihr Empfinden und Denken in ihnen ausgesprochen haben.

Rafael erscheint in seinem Leben und Dasein als der begünstigte Liebling der Gottheit. Mit leichten Händen trug ihn das Glück durch sein kurzes und doch so unendlich reiches Leben. Kein Widerstreit seiner Neigung störte den Beginn seiner Bahn. Zum Künstler geboren, eines Künstlers Sohn, fand er sich in seinem Elemente, sobald er die Hände regen konnte. Keine Widerwärtigkeiten, keine Sorge um die Seinen hängten ihr Bleigewicht an sein Leben oder verdüsterten die himmlische Klarheit seines Sinnes. Das Unglück blieb diesem der Schönheit geweihten Haupte fern; die Freundschaft, die Liebe und der Ruhm kränzten es mit ihren schönsten Kränzen; kein Feind, kein Neider wagte sich an ihn. Die Zeit und die Verhältnisse, in denen er lebte, stellten ihn außer den Bereich politischer Parteizwiste, wie sie in Michelangelo's Vaterstadt die Menschen zerspalteten, und ließen ihn bleiben, wozu er geboren war, „ein Kind des Friedens", des Friedens mit sich selbst und mit der Welt, die ihn umgab. Ihm war gestattet, in einer Reihe großer und schöner Aufgaben, unter der unveränderten Gönnerschaft der großartigsten Kunstbeförderer auf dem päpstlichen Throne sein ganzes schöpferisches Leben voll und ganz auszuleben, ohne Hemmniß, ohne Hader und Streit, ohne Hin- und Herzerrung durch widerstreitende Ansprüche. Und selbst daß dieß Leben kurz war, daß er in voller Jugend dahinschied aus einer Welt, die ihm Alles gegeben, was sie dem Menschen zu geben vermag, und der auch er die Fülle der Gaben seines Genius gespendet hatte, war ein beneidenswerthes Loos, wie es die Gottheit nach dem Ausspruche der Dichter und Weisen aller Zeiten nur ihren Lieblingen zutheilt, denen sie vergönnen will, in ewiger Jugendschöne vor den Augen der Menschen zu verweilen. Sein Leben war ein einziger Frühlingstag, leuchtend im milden Sonnenglanze ungetrübten Glückes. Ist es ein Wunder, daß seine Werke die Lust und Freude aller Menschen sind?

Das alles war anders bei Michelangelo. Das Leben des gewaltigen Florentiners erscheint nach allen diesen Richtungen hin, Zug um Zug, als das Gegenbild von dem seines großen Zeit- und Kunstgenossen. Es ist ein beständiges Ringen mit feindlichen Mächten, ein Kampf gegen das Geschick, das ihm jede Gunst nur widerwillig gewährte, dem er jeden Erfolg abtrotzen mußte durch die Anspannung aller Kraft seiner Natur. Selbst seinen Beruf mußte sich der Knabe und Jüngling erkämpfen von einem Vater und einer Familie, die sich auch dann noch, als seine eiserne Beharrlichkeit sich die Freiheit errungen hatte, zu werden was er ward, und den Namen der Buonarotti in die Reihe der Unsterblichen zu stellen, — die sich noch in sein Mannesalter hinein lähmend und lastend an sein Dasein zu hängen, seinen Sinn mit Sorgen zu verdüstern, sein Herz mit Bitterkeit zu erfüllen fortfuhren. Auch der Ruhm kam ihm verhältnißmäßig spät, denn er erstieg die ersten Sprossen desselben in einem Lebensalter, in welchem Rafael sich bereits auf dem Gipfel seiner Höhe befand. Ihm war nimmer vergönnt, in ruhiger Folge die großen Aufgaben seines Lebens auszuführen, denn widrige Umstände aller Art und die launische Willkür der Päpste, für die er arbeitete, rissen ihn bald da bald dorthin von einer unvollendeten Arbeit zu einer andern, die oft eben so wenig vollendet werden sollte, und die größte bildnerische Aufgabe, an die alle Kräfte zu setzen sein innerstes Verlangen ihn trieb, ward zur Tragödie seines Lebens, zur Quelle endlosen Verdrusses und bitterster Leiden, die vierzig Jahre lang ihm sein Dasein vergifteten. Gegen das idyllisch-friedliche Epos von Rafaels Dasein gehalten, erscheint Michelangelo's Lebensgang als eins jener tragischen Schauspiele, von denen Seneca sagt: „Ein tapferer Mann gegenüber dem Mißgeschicke, auch wenn er es herausgefordert hat, ist fürwahr ein Schauspiel, würdig daß ein Gott darauf hinschaue mitten in seiner Arbeit."

Dieses eherne Wort des alten Philosophen ist das richtige Motto für Michelangelo's Leben, des Künstlers wie des Menschen. Die Ideale seiner Seele sah er eines nach dem andern dahinschwinden. Die Liebe, nach der sein Herz so sehnsuchtsvoll verlangte, die Frauenliebe, welche seine schwermüthigen Gedichte feiern, gab ihm nie ihr Glück, wohl aber alle ihre Schmerzen zu kosten. Die Freiheit seiner heißgeliebten Vaterstadt sah er rettungslos und unwiderbringlich untergehen, und er selber mußte, von ihr entfernt, die letzten einunddreißig langen Jahre seines Daseins im Exile vertrauern. Auch die Geistesfreiheit Italiens sah er unterliegen in dem Kampfe, den die Reaktion des jesuitischen Kirchenthums gegen sie erhob, und er mußte die Zeiten erleben, wo es galt, „die Herzen sorgfältiger zu schließen als die Thore", wo die Nichtswürdigen und ihre List regierten und die Edlen in ihre Netze fielen. Die einzige Freundin seines Herzens, die er an der Schwelle des Greisenalters gefunden, Vittoria Colonna, die geisteshohe fürstliche Frau, sah er gebrochenen Herzens vor sich hinweggehen. Auch der Trost, die gewaltigen Empfindungen seines Innern in Farbe und Stein, mit Pinsel und Meißel auszusprechen oder im Worte der Dichtung ausströmen zu lassen, befriedigte ihn zuletzt nicht mehr. Einsam, eine gewaltige Ruine aus einer Zeit, die dem damaligen Geschlechte längst fremd und unverständlich geworden war, stand er als Neunzigjähriger am Ende seines Lebens, und dieß Leben, wenn er es überblickte, erschien ihm als ein hohles, inhaltleeres, verfehltes Dasein! —

Das ist der Mann, dessen Lebensgang, Charakter

und Schöpfungen wir jetzt in kurzer Ueberschau darstellen wollen.

* * *

Die Buonarotti stammen nach einer Familientradition vom kaiserlichen Blute der Grafen von Canossa und waren in der Mitte des 13. Jahrhunderts in die Republik Florenz eingewandert. Sie waren herabgekommen an Vermögen und Ansehen, als Michelangelo am 6. März 1475 in dem kleinen Städtchen Chiusi, wo sein Vater Ludovico die Stelle eines Podesta zeitweilig bekleidete, geboren ward. Die Frau eines Steinmetzen in Settiguano, drei Miglien von Florenz, wo die Familie ein Grundstück besaß, ward seine Amme. „Ich habe die Liebe zu meinem Handwerk schon mit der Muttermilch eingesogen!“ pflegte er später zu sagen.

Der Vater hatte den aufgeweckten Knaben zum Gelehrten bestimmt, seine jüngeren wenig begabten Brüder sollten Handel treiben lernen. Aber Michelangelo war andern Sinnes. Er zeichnete, sobald er seine Hände brauchen konnte, und weder Drohungen noch harte Strafen hielten ihn ab, die Lehrstunden seines Grammatikers Meister Francesco so oft als möglich zu „schwänzen“, um in den Werkstätten der Maler zu zeichnen und zu malen. Der Vater mußte zuletzt dem hartnäckigen Knaben nachgeben, der durchaus darauf bestand, ein Maler werden zu wollen. Er that ihn in die Lehre zum Meister Domenico Ghirlandajo, der bald zu erfahren hatte, daß er es mit keinem gewöhnlichen Lehrlinge zu thun habe. Denn eines Tages, als sein Meister sich von der Arbeit in der Kirche von Santa Maria Novella, wo er den Chor mit großen Wandbildern malte, nach Hause begeben hatte, fand er bei seiner Rückkehr ein Blatt, auf welchem der junge Lehrling das Gerüste mit allen Geräthschaften und arbeitenden Gehilfen so geschickt und richtig gezeichnet hatte, daß dem Meister Domenico der Ausruf entfuhr: „Der Bursche versteht mehr davon, als ich selber!“ Bald aber schlug diese Bewunderung in Zorn und Eifersucht um, als der Lehrling sich herausnahm, ein Vorlegeblatt von der Hand des Meisters selbst zu korrigiren. Das gab böse Händel mit dem stolzen Knaben, um so mehr, da der Meister ihm im Innern Recht geben mußte, und Michelangelo verließ die Werkstatt vor Ablauf seiner auf drei Jahre festgesetzten Lehrzeit.

Das Malen war ihm verleidet, er wollte Bildhauer werden. Er hatte sich Zutritt zu dem Garten von San Marco zu verschaffen gewußt, wo die von den Medici gesammelten Kunstwerke aufgestellt waren und als Muster für die jungen Bildhauer dienten, die der kunstsinnige Lorenzo dei Medici, der Prächtige genannt, dort unterrichten ließ. Von einem derselben verschaffte er sich ein Stück Marmor und die nöthigen Bildhauerwerkzeuge und machte sich daran, aus freier Hand eine der Antiken, die Maske eines Fauns, zu kopiren; dabei nahm er sich die Freiheit, das Original zu verändern und seinem Faun einen geöffneten Mund zu geben, der die Zähne sehen ließ. Lorenzo sah die Arbeit und belobte sie höchlich. „Aber Du hast einen Fehler gemacht,“ setzte er hinzu, „Dein Faun ist alt, und ein alter Mann hat nicht so vollständige Zahnreihen.“ Als der Fürst einige Tage später die Arbeit wieder sah, hatte der junge Michelangelo mit so meisterhafter Geschicklichkeit eine Zahnlücke in den Kopf hineingemeißelt, daß Lorenzo von Bewunderung ergriffen beschloß, den jungen Künstler unter seine besondere Obhut zu nehmen. Der alte Buonarotti, der schon so schwer in das Malerwerden seines Sohnes eingewilligt hatte, gerieth in Zorn darüber, daß der Junge jetzt gar noch zum Steinmetzen hinabsteigen wolle. Lorenzo ließ ihn aber zu sich bitten und bewog ihn durch Verleihung einer kleinen Zollstelle, die er sich wünschte, ihm den Sohn zu überlassen. Michelangelo erhielt jetzt Wohnung im Palaste Lorenzo's, nebst Kleidung und fünf Dukaten monatlichen Taschengelds und Speisung an der Tafel des Fürsten, dessen Gespräch und dessen gelehrte Hausfreunde den jungen Lehrling wesentlich förderten. Der sechzehn- bis siebzehnjährige „Steinmetz“ an der Tafel des Medici, Theil nehmend an den Unterhaltungen desselben mit Männern, wie der gelehrte Alterthumskenner Politian u. a., gibt ein lebendiges Bild von der antiken Freiheit der damaligen Lebenszustände. — Aus einem Marmorblocke, den ihm Politian schenkte, schuf Michelangelo jetzt, unterstützt durch die antiquarischen Anweisungen desselben Gönners, sein zweites plastisches Werk, den Kampf des Herkules mit den Centauren. Es ward eine Lieblingsarbeit, von der er sich niemals trennen mochte und die er noch in hohem Alter gern betrachtete. Sie ist noch heute im Besitze der Familie Buonarotti in Florenz, die Faunsmaske steht in der Sammlung der Uffizien.

Die Künstlerakademie Lorenzo's, in welche der junge Michelangelo aufgenommen worden war, stand unter Leitung des alten Bildhauers Bertoldo, eines Schülers von Donatello. Sie war eine Akademie im besten Sinne des Worts, in der das lebendige Kunsttreiben jeder Richtung freiesten Spielraum gewährte und sorgfältigstes Studium der Natur und Wirklichkeit nie eine todte Nachahmung der Antike aufkommen ließ. Daneben war das Haus der Medici der Punkt, wo alle Bildung Italiens sich zusammenfand, und Florenz die Stadt, wo das heiterste, ja ausgelassenste Leben die ernsteste Arbeit in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie begleitete. Michelangelo lernte und studirte nach allen Seiten. Meister Bertoldo unterwies ihn im Erzguß und lenkte ihn auf Donatello hin, während im Hause der Medici, wo die ersten Geister Italiens verkehrten, ihm die Schätze der alten und neuen Wissenschaft, der Poesie und Literatur sich erschloßen.

Da brach das Unheil herein über die Stadt. Der große Lorenzo starb und sein unfähiger Sohn Piero übernahm die Regierung. Aber er war dem Gewittersturm nicht gewachsen, der bereits unter seinem großen Vater sich drohend gegen das Regiment der Medici zusammengezogen hatte und jetzt nach dessen Tode mit Savonarola's, des begeisterten Dominikanermönchs, Reformpredigten gegen ihn losbrach, dessen Absehen auf nichts Geringeres gerichtet war, als auf eine totale politische und religiöse Reformation zum Besten der

Freiheit von Florenz und Italien, auf einen asketischen Gottesstaat mit priesterlicher Volksregierung. Michelangelo war siebzehn Jahre alt, als sein großer Beschützer starb. Zwei Jahre später wird dessen Nachfolger Piero vertrieben und die demokratische Republik hergestellt. Es waren schwere Zeiten, am schwersten für die Kunst. Der junge Michelangelo wandert aus nach Venedig und von da nach Bologna, aber nirgends kann er sich halten. Er kehrt nach Florenz zurück, wo ihm ein Glied der Familie Medici, Lorenzo genannt, der den väterlichen Geschlechtsnamen in der Revolution abgelegt und sich Pepolano umgetauft hatte, nothdürftig Arbeit gab. Im Auftrage dieses Medici bildete er einen schlafenden Amor in Marmor, dem er auf den Rath seines Gönners durch künstliche Mittel den Anschein einer aus der Erde gegrabenen Antike gab. Als solche wurde das Werk anerkannt und von einem Kardinal in Rom gekauft. Mit den dreißig Dukaten, die er dafür empfing, entschloß er sich, nach Rom zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen, zunächst auch sich die 150 Dukaten für seinen Amor nachzahlen zu lassen, um die ihn, wie er erfuhr, der Agent des Kardinals betrogen hatte. Er sollte und mußte Geld erwerben, um seinen Vater und seine Familie zu unterstützen, die ihm jetzt, wo es mit Arbeit und Verdienst schlecht ging, seinen früheren Entschluß, Bildhauer zu werden, hart und bitter zum Vorwurfe gemacht haben mögen; die Aufgabe für sie zu sorgen, blieb, wie wir weiterhin sehen werden, bis in sein Mannesalter hinein schwer auf ihm lasten.

Hier in Rom, das er als Einundzwanzigjähriger zuerst betrat, eröffnete sich ihm eine neue Welt. Er lernte die Werke alter Bildkunst in einer von ihm kaum geahnten Fülle und Vortrefflichkeit kennen, und außerdem die Werke aller berühmten Maler von Giotto an bis auf Mantegna und Melozzo da Forli, die damals in Rom selbst arbeiteten. Er selbst begann jetzt hier die ersten Grundsteine zu dem Bau seines Ruhmestempels zu legen. Er schuf die lebensgroße Marmorstatue seines trunkenen Bacchus und seine Pietà, wie die Italiener sie nennen, die trauernde Madonna mit dem todten Christus auf ihrem Schoße, die jetzt in einer Seitenkapelle des St. Peterdomes steht. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als er das letztere Werk vollendete, das ihn mit einem Schlage unter die ersten Künstlernamen Italiens stellte. Es war ein Zoll des Mitgefühls, den er dem Untergange des Freiheitsmärtyrers Savonarola spendete, der um dieselbe Zeit in Florenz der Reaktion erlag und den Feuertod starb. Denn Michelangelo, so dankbar auch sein Herz an den Medici hing, stand auf der Seite der Freiheit, der er treu blieb alle die neunzig Jahre seines Lebens. Er hatte in Rom, wo der scheußliche Papst Alexander Borgia waltete, genug gesehen und erlebt, um Savonarola's reformatorischen Fanatismus berechtigt zu finden.

Im Jahre 1500 kehrte er in die Heimat zurück. In den fünf nächsten Jahren, die er dort verlebte, stellte er seinen Künstlerruhm auf feste Füße. Er malt eine heilige Familie (jetzt in der Tribüne zu Florenz), meißelt seine Madonna von Brügge, und erhält dann von seiner Vaterstadt den ehrenvollen Auftrag zu seinem kolossalen David, dem „Giganten", wie ihn das Volk heute nennt. Dieses Werk schmückt noch jetzt als Wahrzeichen von Florenz den Eingang des Palazzo vecchio, des uralten Stadthauses. Er schuf es aus einem bereits von einem andern Bildhauer, Simone da Fiesole, verhauenen Marmorblocke, und noch jetzt, übel zugerichtet von den Unbilden des Wetters und der Zeit, zeigt es die Größe des Genius und erklärt die Bewunderung, mit der es die Zeitgenossen begrüßten.

Aber eine noch größere Aufgabe ward dem jungen Künstler unmittelbar darauf gestellt. Jene Zeit war die der höchsten Blüthe der Kunst zu Florenz. Es lebten und arbeiteten dort in diesem Augenblicke die Künstler Filippino Lippi und Granacci, Pier di Cosimo und Lorenzo da Credi, Pietro Perugino und sein großer Schüler, der junge Rafael, und endlich der größte von ihnen allen damals, Lionardo da Vinci. Mit diesem Manne sah sich Michelangelo zu einem Wettstreite berufen, der einzig dasteht in der Geschichte der Kunst jener Zeit. Lionardo hatte von der Republik Florenz den Auftrag erhalten, den Versammlungssaal des großen Raths mit einem historischen Bilde aus den Kämpfen der Republik zu schmücken. Michelangelo ward jetzt, nach Vollendung seines David, der gleiche Auftrag zu Theil. Lionardo war dreiundzwanzig Jahre älter als sein junger Nebenbuhler. Er stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Kraft unbestritten da als der erste Maler Italiens. Michelangelo hatte, mit ihm verglichen, als Maler noch nichts Nennenswerthes geleistet, aber seine Mitbürger trauten ihm das Höchste zu und er sollte ihr Vertrauen bewähren. Die Kartons, welche beide zu ihren Schlachtbildern entwarfen, waren kaum ausgestellt, als die Künstler von ganz Italien nach Florenz strömten, um dieselben zu sehen, zu bewundern und zu studieren. Es datirte eine neue Aera der Kunst von diesen beiden Werken, und Benvenuto Cellini in seiner Selbstbiographie trägt kein Bedenken, diesen Karton Michelangelo's über alle späteren Werke des Meisters zu setzen. Das Resultat war, daß Michelangelo sich mit dieser Arbeit seinem großen Nebenbuhler ebenbürtig zur Seite stellte, ja daß er jenen in gewisser Beziehung, und zwar auf demselben Felde, auf welchem Lionardo bis dahin unbestritten der Erste gewesen war, in der kühnen, genial-verständnißvollen Darstellung des Nackten und der schwierigen Körperwendungen und Verkürzungen übertraf. — Die Bilder selbst wurden bekanntlich nicht ausgeführt, und selbst die Zeichnungen der Kartons sind bis auf wenige Reste verschwunden, deren treffliche Beschreibung man bei Goethe im Anhange zu seiner Uebersetzung von Benvenuto Cellini's Leben nachlesen mag. —

Das Jahr 1505 bildet einen Wendepunkt in Michelangelo's Leben. Kurz zuvor hatte Julian della Rovere den päpstlichen Thron als Julius II. bestiegen, wie er sich nach seinem Vorbilde Julius Cäsar nannte, der gewaltigste Mann, der je die dreifache Krone ge-

Moses-Statue von Michelangelo.

tragen, an Größe seines Wollens und an Kraft des Ausführens dem Genius Michelangelo's verwandt. Gleiches zieht einander an. Julius II. berief den Michelangelo nach Rom. Der junge Riese unter den Künstlern Italiens sollte dem alten noch bei Lebzeiten sein Grabmonument schaffen. Er konnte sich an keinen wenden, der dazu so fähig gewesen wäre, wie der große Buonarotti. Der Entwurf, welchen Michelangelo ihm vorlegte, war das Kühnste, was je die Bildhauerkunst ersonnen. So kolossal war dieser Plan, daß der Raum der St. Peterskirche, wo das Werk zu stehen kommen sollte, nicht genügend befunden ward, es würdig zu fassen. Aber Julius war nicht der Mann, den das zurückschreckte. Er gebot, die ganze uralte Basilika von St. Peter niederzureißen und an ihrer Stelle einen neuen größeren Dom zu erbauen. Daraus ward die heutige Peterskirche, und Michelangelo sollte es vorbehalten sein, am Ende seines Lebens auch diesen Bau in seine mächtige Hand zu nehmen, dessen Riesenkuppel sein Gedanke und sein Werk ist, wenn auch sein Auge das fertige nimmer erblickte.

Und das Monument! In drei Stockwerken übereinandergethürmt zu einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß, mit mehr als fünfzig Statuen (der kolossale Moses

ist eine derselben!), mit reicher Bronzearbeit und zahllosen Ornamenten geschmückt, sollte es das reichste wie das kolossalste Grabmonument der Welt werden, würdig des Herrschergeistes, den es feiern, und des Domes, den es zieren sollte. Michelangelo getraute sich, es zu Stande zu bringen, wenn man ihm Zeit und Mittel gewährte. Aber eben dieß geschah nicht, und so ward dieß Werk die Qual und Pein seines Lebens. Schon während der acht Jahre, die der greise Julius noch lebte, sah er sich unaufhörlich durch andere Aufträge und durch Hindernisse aller Art unterbrochen und gehemmt. Es kam zu Zerwürfnissen. Als der Papst ihm mehrmals Audienz verweigerte und seine Bitten nicht hören wollte, stieg der stolze Künstler zu Pferde und ritt spornstreichs nach Florenz davon. Unterwegs holten ihn nachgesandte Boten des Papstes ein, die ihn bei angedrohter Ungnade zur Umkehr zwingen sollten. Er wies sie ab und ritt weiter. Julius, eben so leidenschaftlich und unbeugsam wie er, forderte in drei Breven von der Republik Florenz, daß sie ihm den Künstler zurücksende. Michelangelo weigerte sich hartnäckig. Er sei ein freier Bürger und Künstler und habe keinen Herrn anzuerkennen, lieber wolle er nach Konstantinopel zum Sultan gehen. Endlich mußte er doch nachgeben, da Florenz seinetwegen keinen Krieg mit Julius anfangen konnte und wollte; er ging nach Bologna, wo sich der Papst gerade befand, und bat ihn, so sauer es ihn auch ankam, um Verzeihung. Julius II. sah ihn finster und schweigend an, als er sich vor ihm auf das Knie niederließ. Als aber ein anwesender geistlicher Herr das Wort ergriff, um entschuldigend zu bemerken: „Michelangelo sei ein ungebildeter Künstler, ein Mensch ohne Erziehung, dem man sein Ungeschick verzeihen müsse,“ da fuhr der alte Löwe den ungeschickten Fürbitter wüthend an: „Du wagst es, diesem Mann Dinge zu sagen, die ich ihm selbst nicht gesagt haben würde?! Du selbst bist ein Mensch ohne Erziehung, ein elender Kerl, nicht er. Geh mir aus den Augen, Tölpel!“ Diener entfernten den zum Tode Erschrockenen aus dem Saale, während der Papst, der seinem Zorne jetzt genügt hatte, Michelangelo gnädig Verzeihung gewährte. Gleich darauf ertheilte er ihm einen neuen Auftrag. Michelangelo sollte die kolossale Statue des Papstes in Erz gießen. Der Künstler ging sofort an's Werk und der Papst sah noch das Modell, ehe er Bologna verließ. Die Statue sollte dreifache Lebensgröße haben. Michelangelo wollte ihr ein Buch in die Linke geben. „Nein, gib mir ein Schwert, kein Buch! ich bin kein Gelehrter!“ entschied der kriegerische Papst. Die Statue ward glücklich vollendet, aber sie stand nur wenige kurze Jahre auf ihrem erhabenen Standorte über dem Portal der Kirche des heiligen Petronius in Bologna. Die Bologneser empörten sich gegen die Herrschaft des Papstes und zerstörten (1511) das herrliche Werk Michelangelo's; nur der sechshundert Pfund schwere Kopf blieb noch einige Zeit in Ferrara erhalten.

(Schluß folgt.)

Das verhängnißvolle Bild.

Erzählung von **Eugen Delisle.**

Nach dem Tode des berühmten Malers Holbein, den die im Jahre 1550 zu London herrschende Pest hinweggerafft hatte, strömten flämische und niederländische Maler in Menge nach England, um seine Stelle zu ersetzen. Die unbedeutendsten Künstler von Harlem und Antwerpen glaubten in ihren Farbentöpfen Ansprüche auf diese Nachfolge zu haben; doch fanden die meisten der nach England wallfahrenden Abenteurer an den Ufern der Themse statt des gehofften Ruhmes und Reichthums nur Jammer und Noth, und sie sehnten sich gar bald nach dem bescheidenen Schutze der Bürgermeister ihrer Heimatstädte und unter das hochmüthige Patronat der damals in den Niederlanden dominirenden spanischen Großen zurück. Diejenigen von ihnen, die noch Mittel zur Heimkehr hatten, wanderten nach Hause und schwuren, sich nie wieder von ihrer eigenen Phantasie nasführen zu lassen; die übrigen mußten, um nicht dem Elende in England zu unterliegen, ein anderes Gewerbe ergreifen.

Bartholomäus Braugmarten war mit denselben Hoffnungen wie viele seiner Landsleute nach England gekommen und würde sicher dieselbe bittere Erfahrung gemacht haben, wenn er nicht seine Frau, eine liebenswürdige junge Flamänderin, mit sich genommen hätte, deren blühende Gesichtsfarbe und goldblondes Haar in Englands Hauptstadt von aller Welt bewundert wurde. Man kam, das Atelier und die Gemälde des niederländischen Malers zu sehen, und sich zugleich an dem Original der schönen Pächterinnen zu weiden, die er stets im Vordergrunde seiner Kompositionen anzubringen pflegte, und während Bartholomäus, über seinen Pinsel geneigt, sich im Stillen an dieser ihm schmeichelhaften Neugier ergezte, wurde man es nicht müde, das Werk mit dem Modell zu vergleichen. Obwohl stets ein wenig verlegen, öffnete Frau Braugmarten ihre Rosenlippen zur Hälfte und ließ unbefangen Zähne sehen, so weiß wie Elfenbein.

Das junge Paar sah sich bald geborgen: da aber beiden auch die Zukunft am Herzen lag, beschlossen sie, sich die Gegenwart so viel wie möglich zu Nutzen zu machen. Frau Braugmarten, die nichts mehr und nichts weniger als die Tochter eines Gastwirths zu Mecheln war, miethete sich, ihres früheren Standes eingedenk, in dem Stadtviertel von Holborn ein großes Haus und ließ über dessen

Haupteingang eines der Bilder des Meisters Bartholomäus anbringen, dem er, obschon höchst ungern, die Ueberschrift: „Zur schönen Flamänderin“ geben mußte.

Der neue Gasthof kam bald in Gunst und kaum zwei Jahre waren verstrichen, als schon die reichsten und angesehensten Fremden ihn zu ihrem Lieblingsabsteigequartier erkoren hatten. Man sollte glauben, diese Wendung der Dinge hätte den Meister erfreut, und Braugmarten müßte sich nun vollkommen glücklich gefühlt haben; aber der flämische Maler sah bald, daß seine Gemälde keine Liebhaber mehr fanden, seit man, um seine Frau sehen und bewundern zu können, nicht mehr auf deren Ankauf auszugehen brauchte. Er fand sich durch diese Hintansetzung seiner Leistungen tief verletzt und dachte schon daran, England zu verlassen, doch behielt endlich die Liebe zum Gelde und Verdienste die Oberhand: Bartholomäus schickte sich in sein Glück und schwemmte seinen Verdruß mit Porter hinab.

Im achtundzwanzigsten Jahre der Regierung Elisabeths, im Jahre 1586, stand die Taverne zur schönen Flamänderin in ihrem höchsten Glanze. Frau Braugmarten war zwar nicht mehr jung; aber damals waren die Schönheiten der zweiten Altersstufe eben in der Mode, und Spencer besang eine Feen-Königin, die schon ihr zehntes Lustrum erreicht hatte. Ueberdies brauchte das Haus nicht mehr nach Gästen und Kundschaft zu suchen: man sah in jener Zeit in den Gemächern des stillen finsteren Gasthofes Leute vereinigt, die in der Politik wie in der Literatur die erste Rolle spielten. Shakespeare hatte mitten in diesem tumultarischen Haufen das menschliche Herz studirt, und dort war es auch vielleicht, wo er die Idee zu dem schwärmerischen Hamlet, zu dem genußsüchtigen Falstaff und zu all den lebensvollen Gestalten seiner Dramen auffaßte. — In dieser kleinen Welt herrschte eine immerwährende Bewegung. Das Trappen der Pferde, das Geschrei der Knechte verkündigten jeden Augenblick die Ankunft oder den Abgang von Reisenden. Die verschiedensten Stimmen riefen, antworteten, durchkreuzten sich ohne Unterlaß. Es hielt schwer, aus diesem tollen, andauernden Geräusch einen verständlichen Ton herauszufinden, außer wenn ein Bewohner der Berge von Wales, oder ein Seemann, der daran gewöhnt war, sich auch im Sturme hörbar zu machen, den erstaunten Gästen die Kraft seiner Lunge zeigen wollte.

Statt aber auf einen so mächtigen Zuspruch stolz zu sein, konnte Meister Braugmarten die Vergessenheit nicht überwinden, welcher er anheimgefallen war. Von Tag zu Tag war er mißlaunischer und verstimmter geworden, überließ seiner Frau die Sorge um die Wirthschaft und begnügte sich endlich mit der Rolle einer schlaffen und verdrießlichen Oberaufsicht. Die vornehmen Herren schlugen ihn vertraulich auf die Schulter, aber der Stolz des Malers wollte nicht mit der Freundschaft in Einklang kommen, die man dem Gastwirth schenkte, ja man darf sagen, daß er im Laufe der letzten zwanzig Jahre nur zwei glückliche Tage erlebt hatte: den ersten, als er gesehen, wie zwei italienische Maler seinen Aushängeschild bewunderten und den zweiten, als ein Edelmann aus Cornwallis sich von ihm hatte malen lassen. Der ehrliche Landjunker hatte zwar tüchtig geknausert, aber unser Flamänder würde lieber sein halbes Vermögen verloren, als diese ihm widerfahrene Ehre verscherzt haben. Ein gleicher Glücksstern hatte ihm inzwischen nicht wieder gelächelt. Endlich eines Morgens wurde er von einem jungen Herrn, der elegant gekleidet und von einnehmendem Wesen war, folgendermaßen angeredet:

„Ei, lieber Bartholomäus, was muß ich hören? Ihr sollt ein wundersames Talent als Maler haben und laßt Euch nicht das Geringste davon merken!“

Bartholomäus riß erstaunt seine kleinen Augen auf und stand mit offenem Munde sprachlos da.

„Ich will mich dessen selbst überzeugen, lieber Meister, und ist es so, dann sollt Ihr mein und meiner besten Freunde Bild malen.“

Meister Braugmarten traute seinen Ohren nicht; aber der junge Mann zog ihn aus der Ungewißheit, indem er sogleich hinzusetzte: „Wenn es Euch nicht ungelegen ist, Meister Bartholomäus, so wollen wir sofort mit Euch in Eure Werkstatt gehen.“

Der junge Herr trat in den Gasthof ein, und auf ein Zeichen von ihm erhoben sich mehrere Edelleute gleichen Alters von einem der Tische, um den sie in der Runde saßen. Sie folgten alle dem Maler, der sie in ein großes und wohlerleuchtetes Zimmer führte, das ganz mit Gemälden und Malergeräthschaften angefüllt war. Eine neu entworfene Skizze, die im rechten Lichte auf der Staffelei stand, bewies, daß der Künstler den ihm theuren Illusionen noch nicht hatte entsagen können und daß er insgeheim für sich an seinem Nachruhme arbeitete.

Die jungen Leute nahmen auf eichenen Schemeln Platz, die rund umher im Zimmer standen, und bald trat ein Diener mit etlichen Flaschen fremden Weines herein. Im Uebermaße seiner Freude füllte Bartholomäus seinen Gästen selbst die ersten Gläser, dann ließ er sich vor seiner Staffelei nieder, auf welche er eine neu aufgespannte Leinwand gebracht hatte. Mit Wonne und Entzücken ruhten des Künstlers Blicke auf der Gruppe, welche die Edelleute bildeten. Es würde schwer gefallen sein, am Hofe der Königin Elisabeth schönere Kavaliere zu finden. Der älteste unter ihnen zählte noch keine dreißig Jahre, und nach dem Reichthum ihrer Kleidung und nach der Zierlichkeit ihres Benehmens zu urtheilen, mußten sie sämmtlich guten Familien angehören. Nur ein einziger Umstand beunruhigte den Maler etwas: die jungen Herren trugen nämlich statt des Degens und des Dolches mit Muschelhandgriff, wie es damals allgemein Brauch war, Waffen mit freiem Handgriff und ganz in der Form des Kreuzes — ein Abzeichen, an welchem man die katholischen Adeligen erkannte. Bartholomäus war Protestant und hielt daher nicht viel auf die Papisten; gewohnt jedoch, in seinem Hause die Rechtgläubigen der anglikanischen Kirche mit gleicher Artigkeit zu empfangen und zu bedienen, wurde es ihm nicht schwer, seiner Skrupel Herr zu werden, und mit freudetrunkener Miene kündigte er jetzt seinen Gästen an, daß er zu beginnen bereit sei.

Die Edelleute hörten ihn nicht; sie waren dicht zusammengetreten und sprachen leise zu einander, mit Ausnahme eines einzigen, der von den übrigen entfernt ganz in der Anschauung eines Skizzenbuches vertieft zu sein schien, das er in Händen hielt. Vergebens rief Braug-

marten mehrere Male den jungen Herrn an, der bis dahin die Hauptrolle gespielt hatte. Die geheimnißvolle Unterhaltung wurde noch immer fortgesetzt und schien kein Ende nehmen zu wollen. Nun trat der Künstler aber dicht zu den Edelleuten heran und machte ihrem Gespräch plötzlich ein Ende, indem er ziemlich mißmuthig wiederholte:

„Nun, Master Babington, wenn's gefällig wäre, wollen wir an's Werk gehen!“

Der junge Mann, den Braugmarten schon zum dritten Male so anredete, trat aus der Mitte seiner Gefährten heraus und sagte:

„Da bin ich, Bartholomäus, da bin ich! Nehmt Euren Platz ein und höret, was ich Euch sagen will. Ihr sollet unsere Bildnisse machen, aber ehe Ihr daran gehet, bedenket wohl, daß sie binnen vierzehn Tagen fertig sein müssen.“

Der flämische Maler war nicht gewohnt, so rasch zu arbeiten und hätte darum gar gern eine längere Frist gehabt — vor Freude aber, seine Kunst von Neuem zeigen zu können, machte er keine Einrede.

„In vierzehn Tagen? Die Zeit ist knapp zugemessen — doch mag es sein! Aber dann dürfen wir keine Minute verlieren: bei welchem der Herren soll ich anfangen?“

„Mein lieber Brangmarten,“ antwortete Babington, „ich denke, Ihr bringt uns gleich Alle auf die Leinwand, um kein Versehen zu machen. Wir sind hier unserer Sechs und unsere sämmtlichen Porträts sollen nur ein Bild ausmachen!“

Dieß war eine zweite Ueberraschung, die nicht nach Bartholomäus' Sinne war, denn er hatte auf sechs Bilder gerechnet; doch hütete er sich wohl, sein Mißvergnügen zu erkennen zu geben. Der junge Mann fuhr fort:

„Ja, Ihr sollt uns Alle mit einander malen, stehend und mit entblößtem Haupte, in einer stolzen, zugleich aber ehrerbietigen Haltung, die rechte Hand geöffnet, die linke auf dem Degengriffe ruhend. Unser aller Blick muß auf denjenigen gerichtet sein, der Euer Werk betrachtet, und er muß sagen können: das sind sechs wahre Edelleute!“ Babington gab diese Erläuterung mit einem Feuer, welches die anscheinende Einfachheit des Gedankens nicht zu fordern schien. Er sah seine Freunde an, und diese schienen gleich ihm eben so begeistert zu sein. Bartholomäus wußte sich all das Seltsame dieser Worte nicht zu erklären. Es sind das, sagte er bei sich selbst, indem er den Rothstift spitzte, um die Skizze zu entwerfen, Thorheiten junger und verliebter Leute; und ohne sich weiter dabei aufzuhalten, legte er Hand an's Werk. Die edlen Herren setzten sich nach einander vor ihm hin. Er zeichnete sie in großen Umrissen, und obwohl er über die Absichten seiner Kunden nicht im Klaren war, gab er doch mit größter Treue ihre Haltung und ihren Charakter wieder.

Während der ganzen Zeit hatte der junge Mann, der bei Seite gesessen, das Skizzenbuch nicht aus der Hand gelegt. Er lachte zuweilen laut auf, nahm aber von Allem, was um und neben ihm vorging, keine Notiz. Endlich kam an ihn die Reihe, vor Bartholomäus hinzutreten: er schien aber auf den Wink des Meisters und das Rufen nicht zu achten. Babington mußte sich ihm nähern und ihn beim Namen rufen. Da erst raffte er sich auf, doch kaum hatte er seinen Freund erblickt, als er das Buch mit Schrecken von sich warf. Eine Todtenblässe überzog sein ganzes Gesicht. Babington trat mit einem Becher Rosenwein und mit lächelnder Miene herbei, eilte dann aber auf den jungen Edelmann zu und rief:

„Heilige Maria! was ist Euch, Chidiock? Ihr zittert wie Espenlaub. Was fehlt Euch, Freund?“

Chidiock fuhr sich mit der Hand über die Stirn und antwortete, indem er eine ruhige Miene anzunehmen suchte:

„Es ist nichts. Es ist hier zum Ersticken. Das Blut ist mir zu Kopf gestiegen.“

„Nun, meiner Seele, das scheint nicht so: Ihr seid vielmehr so weiß geworden, wie Euer Hemdkragen, kommt Chidiock, bitte, sagt uns, welche Schlange Euch gebissen hat.“

„Möchtet Ihr das wissen? Aber — wozu sollte das nützen? Ich denke nicht mehr daran.“

„Es muß also wohl etwas recht Ernstes sein?“

„Ach nein, und tausendmal nein! Ich hatte eben Holbeins Todtentanz im Skizzenbuche vor Augen und amüsirte mich, wie der Mann mit der Hippe den Mönchen, den Wucherern und andern ehrlichen Leuten gleichen Schlages seine Knochenhand reicht, um ihnen zu dem verhängnißvollen Sprunge behilflich zu sein, als ich, ein Blatt umschlagend, gewahr wurde, wie Hans Klapperbein sich einem jungen Herrn näherte, der einen vollen Becher in der Hand hielt. In diesem Augenblicke riefet Ihr mich eben; ich sah Euch, Anthony, vor mir stehen, wie den Edelmann von Holbein, mit Eurem fröhlichen Gesichte und —“

Babington ließ ihn nicht ausreden. „Halt!“ sagte er, „das ist wieder ein Unsinn, Chidiock; Ihr seid immer derselbe: Ihr thut keinen Schritt, ohne auf eine üble Vorbedeutung zu stoßen. Leeret dieß Glas dem Meister Tod zu Ehren und bedenkt, daß ihm ein Jeder verfällt, der Eine etwas früher, der Andere später — was thuts im Ganzen?“

Chidiock nahm den Becher, den sein Freund ihm reichte, und leerte ihn langsam aus. Seine Hand zitterte. Auch Babington schien einen Augenblick ernst zu werden; er sammelte sich aber bald wieder und fuhr im vorigen Tone fort:

„Nun, Chidiock, jetzt ist an Euch die Reihe: Bartholomäus erwartet Euch. Ihr werdet Euch hoffentlich nicht lange bitten lassen. Nehmet Eure Mütze ab und sehet nicht so sauer drein.“

„Ihr habet eben von Unsinn gesprochen,“ antwortete Chidiock, indem er aufstand; „ich müßte mich sehr irren, oder Ihr stehet im Begriff, einen solchen zu begehen. Was soll dieß Bild bedeuten, Anthony? Wem habt Ihr es zugedacht?“

„Laßt Euch das nicht kümmern! Ihr werdet da, wie ich zu hoffen wage, in guter Gesellschaft sein. Sehet hier Charnoc von Lancashire, Barnwell aus dem irischen Königshause, Alford, den Bruder des Schatzmeisters — lauter wackere Edelleute, die dem Glauben ihrer Väter treu geblieben sind. Sollte Chidiock von Southampton sich zu erniedrigen meinen, indem er unter ihnen figurirt?“

„Nein, wahrlich nicht! aber dieß Bild ist einer Frau bestimmt. Ihr habt alle Eure Prätensionen in dieser Be-

Digitized by Google

Digitized by Google

Die kleine Naescherin.

ziehung; doch ich, Anthony, ich suche keine Abenteuer mehr, warum soll ich da mitten unter Euch sein?"

„Das sollt Ihr späterhin erfahren, Meister Chidiock; aber vor allem hoffe ich, daß Ihr mir nicht abschlagen werdet, um was ich Euch bitte!"

Chidiock stand in tiefes Nachdenken versunken.

„Ihr habt geschworen," fuhr Babington fort, daß Ihr mir bis in die Tiefe der Hölle folgen wolltet; so weit will ich Euch nicht führen, und doch vergaßt Ihr schon, was Ihr mir geschworen habt!"

Chidiock blieb unbeweglich.

„Ja wohl! wir werden dieses Bild einer Frau zu Füßen legen; doch gebe ich Euch mein Wort als Edelmann, daß Ihr mir, ohne an Eurer theuren Alice einen Verrath zu begehen, dahin folgen könnt, wohin ich Euch führe."

Chidiock gab endlich dem Zureden von Bartholomäus nach und stellte sich vor denselben hin. —

Vierzehn Tage später war das Werk des Malers fertig. Die sechs Edelleute kamen zum letzten Male zusammen. Babington sollte seinem Freunde endlich das Geheimniß aufdecken, das er ihm bis dahin verborgen hatte. Chidiock hatte, sobald er das Atelier des Malers betreten, gleich eine gerechte Ursache der Verwunderung, denn das Bild enthielt noch eine siebente Figur. Es war dieß ein Mann reiferen Alters, mit einem Wamms von Büffelleder, Halbstiefeln mit Sporen und alle dem was zur Kriegertracht jener Zeit gehörte. Die fahle Farbe seines Gesichtes, der scheue Ausdruck seiner Züge kontrastirten sonderbar mit den offenen und heiteren Physiognomien der anderen Gestatten, wenn man Chidiock's Bild davon ausnahm, welchem Braugmarten, ob mit Recht oder Unrecht, ein so trauriges Ansehen gegeben hatte, daß der junge Edelmann sich nicht darin erkennen wollte.

„Das ist ein dummer Scherz," sagte er zu dem Maler; „Ihr werdet mir nicht glauben machen wollen, daß ich so sauertöpfisch und bleich aussehe: man möchte fast meinen, es sei das ein Verbrecher, den man zur Richtstätte führt. Das ist Eure Schuld, Anthony; ohne Euch hätte ich mich nicht so verunstalten lassen!"

Diese harten Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf Braugmartens Künstlerstolz. Er wurde purpurroth vor Zorn und würde sicher sein Werk verfochten haben, wenn nicht Babington den Sturm dadurch beschworen hätte, daß er den Mater in seiner Eigenschaft als Schenkwirth in Anspruch genommen und ihn hinausgeschickt hätte.

Als man die Schritte Braugmartens nicht mehr hörte, kam Babington zu Chidiock zurück, gab ihm mit feierlicher Miene die Hand und sagte zu ihm:

„Ja, die Stunde ist gekommen: Ihr sollt nun Alles wissen. Wir haben Euch schon zu weit geführt, als daß Ihr noch zurücktreten könntet. Außerdem werdet Ihr uns auch nicht verlassen, wenn Ihr erst wißt, wofür wir kämpfen. Dieß Bild, Chidiock, ist einer Frau bestimmt, die schön vor allen Frauen und unglücklich wie Rahel ist, als Rahel ihre Kinder verloren hatte: einer Frau, die in einem Palast wohnen sollte und die ein Gefängniß umschließt; einer Frau, die von stolzen Edelleuten knieend bedient werden sollte und die nur Kerkermeister zu Hofleuten hat; einer Frau, die zweimal Königin gewesen und in ihren beiden Königreichen keinen Ort hat finden können, um ihr Haupt auszuruhen."

„Von wem ist die Rede?" rief Chidiock mit bewegter Stimme aus. „Wer ist die Frau?"

„Maria Stuart, Königin von Schottland."

Es wollte Chidiock anfangs nicht recht einleuchten, welch eine Beziehung zwischen der unglücklichen Gefangenen und sechs englischen Landjunkern bestehen könne, die den größten Theil ihres Lebens damit zugebracht hatten, in ihren Grafschaften Füchse zu hetzen. Oft hatte er mit Kummer und Betrübniß die fruchtlosen Klagen der Katholiken angehört, aber weiter waren seine Gedanken nicht gegangen; so wiederholte er denn mit dem lebhaften Erstaunen den Namen, den sein Freund soeben genannt hatte:

„Maria Stuart!"

„Sie hat lange genug gelitten und geweint," begann Babington wieder. „Wir sind hier, sie zu befreien und Ihr sollt an unserem heiligen Unternehmen Antheil nehmen. Ich habe Euch unseren Plan bis zu dieser Stunde verhehlt, Chidiock, weil Ihr vor Eurer jungen Frau nichts verschweigen könnt und sie dann sicher so viel Thränen hätte, daß Ihr nicht mit uns gegangen wäret. Nun rückt der Tag heran. Eure Brüder rufen Euch — werdet Ihr folgen?"

Chidiock senkte das Haupt und blieb stumm; doch bedachte er sich nicht lange und sprach dann rasch:

„Ich werde mit Euch gehen, Babington; es ist eine Königin, eine Märtyrerin, die Ihr retten wollt: ich folge Euch. Aber was soll dieß Bild bedeuten?"

„Maria Stuart hat es gewollt. Wir haben sie trotz aller Wachen und Riegel mit unserem Vorhaben bekannt gemacht; sie will aber wissen, wer wir sind, ehe sie sich uns anvertraut. Diesen Abend wird ein Brauer, der im Schlosse Fotheringhay freien Zutritt hat, dieß Bild abholen und morgen werden wir die Antwort der edlen Gefangenen erhalten."

„Und was soll dann geschehen?"

„Ha! es ist Alles im Voraus bedacht. Wir werden uns ergebene Leute sammeln und am Freitag, wenn Elisabeth nach Windsor abgeht —"

Babington hielt inne. Es war, als ob das Wort nicht über seine Lippen könnte. Chidiock wollte ihn eben nach der Ursache dieses Schweigens fragen, als sich eine geheime Tapetenthüre in der Wand öffnete und plötzlich ein Mann, in welchem Chidiock die siebente Figur des Bildes erkannte, sichtbar wurde, der in ernstem und feierlichem Tone sprach:

„Und wenn Elisabeth am Freitag beim Kreuzwege von Woodfield angekommen sein wird, so werden wir alle über ihre Begleiter herstürzen. Babington wird Leicester, Barnwell den alten Grafen Surrey angreifen. Die anderen Edelleute werden schonungslos die reitende Garde zusammenhauen!"

„Und die Königin!" rief Chidiock entsetzt aus.

„Es wird dann keine andere Königin mehr geben, als Maria Stuart, Königin von Schottland und England!"

„Wer wird Elisabeth tödten?"

„Ich!"

Der Fremde hielt die Arme über der Brust gekreuzt

und betrachtete Chidiock mit geringschätzigem Blicke. Der junge Edelmann nahm aber von dieser Herausforderung keine Notiz, sondern sagte, indem er sich rasch zu seinem Freunde wandte:

„Babington! nicht wahr, der Mensch da hat gelogen? Ihr habt keinen Theil an diesem greulichen Komplott? Ihr seid keine Mörder? Dieser Mensch hat gelogen! — Ihr schweigt? Sollte er dennoch wahr gesprochen haben?"

Babington war wieder zur Besinnung gekommen; er stieß Chidiock sanft an und sagte zu ihm:

„Ihr seid ein Kind. Der Papst hat uns im Voraus die Absolution ertheilt!"

„Ihr habt sie nicht von Gott, Anthony; bedenkt, daß wer mit dem Schwerte tödtet, wiederum durch das Schwert fallen muß."

„Wenn Ihr Euch zu sterben fürchtet, Chidiock, so steht es Euch frei, Euch von uns zu trennen!"

Chidiock bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und blieb einige Augenblicke regungslos stehen: dann näherte er sich seinem Freunde, indem er in bittendem Tone zu ihm sagte:

„Babington! Ihr könnt noch umkehren. Höret auf den, der Euch liebt; gebet ein Vorhaben auf, das Euch verderben muß, wie es auch kommen mag."

„Ihr rathet mir also wirklich wortbrüchig zu werden? Ist's Euer Ernst, Chidiock?" erwiderte Babington. „Ei, vortrefflich! das heißt zugleich die Lehre und das Beispiel geben, gleich den Weisen."

Bei dieser spöttischen Rede erhob Chidiock stolz sein Haupt, warf einen unaussprechlich wehmüthigen Blick auf seine Freunde und sagte, seinen Mantel nehmend:

„Gott wolle Euch behüten, meine Herren; — was mich betrifft, so kenne ich meine Pflicht. Es liegt jetzt eben so viele Gefahr im Schweigen als im Handeln — ich aber werde zu schweigen wissen!"

Damit ging er fort. Die anderen Edelleute standen da wie versteinert: sie alle schätzten Chidiock und sahen ihn voll Unruhe sich von ihnen trennen. Doch war dieß nur ein vorübergehender Eindruck, und als sie sich auf den andern Tag Valet sagten, hatten sie all ihren Enthusiasmus wieder gewonnen.

Der Fremde, der allein im Malerzimmer Braugmartens zurückgeblieben war, versank in ein tiefes Nachdenken. Er ging mit großen Schritten in der Stube hin und wieder und schien die ganze Welt vergessen zu haben, als ein Geräusch von Stimmen und Waffen hörbar wurde. Die Thüre öffnete sich und ein Hauptmann der Königin, von mehreren Soldaten begleitet, trat in's Zimmer. Er ging auf den bestürzten Fremden zu und sagte, indem er sich verneigte:

„Habe ich die Ehre, den Kapitän Fortesquiou vor mir zu sehen?"

„Ja, mein Herr," lautete die Antwort.

„So verhafte ich Euch im Namen der Königin und des Gesetzes!"

„Hier muß ein Irrthum obwalten! Ich bin Offizier Sr. Majestät von Frankreich und —"

„Ehrwürdiger Vater, die Verstellung kann Euch nicht ferner nützen: Ihr seid verrathen!"

„Verrathen? Das ist nicht möglich!" antwortete der angebliche Kapitän mit gebrochener Stimme.

„Den Jesuiten ist alles möglich! Einer Eurer gerühmten Väter ist es, der Euch um weniges Gold verrathen hat. Seit acht Tagen sind alle Eure Schritte bewacht, Eure Ränke und Finten verfolgt worden, darum, mein Herr, keine Lügen mehr, Ihr würdet dadurch nur nutzlos sündigen."

„Gottes Wille geschehe!" antwortete der Fremde und ergab sich den Soldaten. Der Hauptmann wollte eben mit seinem Gefangenen das Atelier verlassen, als ihm das noch auf der Staffelei befindliche Bild in's Auge fiel. Er betrachtete einen Augenblick die Figuren und wollte sich nach einer flüchtigen Ueberschau entfernen, als er unter den Abgebildeten auch den Kapitän erkannte. Zuerst dachte er, es könne dieß nur ein barocker Einfall des Malers gewesen sein und wollte das Gemälde nicht weiter beachten; aber nach einiger Ueberlegung hob er das Bild ab und nahm es mit. —

Während dieser Ereignisse in Braugmartens Malerzimmer verfolgte Chidiock eiligen Schrittes die Straßen, die nach Whitehall führen. In der Mitte des Strandes angekommen, pochte er an die Thüre eines einfachen aber anständigen Hauses. Ein Diener öffnete ihm; der Edelmann stieg die Treppe hinauf und trat in einen großen, geschmackvoll eingerichteten Saal. Ein kaum dreijähriges Kind spielte am Boden auf dem Teppiche mit Blumen, welche zerstreut umherlagen, und in einer Fensternische saßen mehrere junge Damen mit Stickereien beschäftigt. Bei Chidiocks Eintreten sprang eine derselben rasch auf und eilte ihm entgegen.

„Bist Du endlich da, mein Freund!" sagte sie zu ihm, indem sie liebend ihre Arme um seinen Hals schlang. „Es ist nicht recht von Dir, daß Du so lange auf Dich warten lässest. Wir zählen die Minuten und Du hast nicht einmal die Stunden gezählt."

Chidiock umarmte die junge Frau in Zerstreuung, ohne ein Wort der Entschuldigung zu erwidern, und bemerkte es nicht, wie das kleine Kind die Arme verlangend nach ihm ausstreckte.

„Ich hätte wohl Ursache, Dir böse zu sein," fuhr die junge Frau fort, indem sie ihren Gatten an's Fenster führte; „seit fast drei Wochen läßt Du mich täglich allein; Deine Schwestern finden Dich auch so straffällig, daß sie gar nichts Gutes mehr von Dir halten."

„Nun, Alice," versetzte der Edelmann endlich, „ich werde Dich künftig nicht mehr verlassen, das verspreche ich Dir. Nein, ich will nicht länger so entfernt von Dir leben."

„Ach, es fällt mir schwer, Deinen Worten Glauben zu schenken. Seit wir von Southampton abgegangen sind, bist Du nicht mehr derselbe. Vor dieser fatalen Reise kanntest Du kein anderes Glück, als unter uns zu sein. Du verbrachtest Deine Tage an meiner Seite, um mir liebliche Dinge zu sagen, die man anzuhören nicht müde wird. Jetzt gehst Du in der Morgenfrühe aus und kommst erst Abends spät zurück. Ich sehe es schon, Babington ist Dir lieber als ich. Aber hüte Dich, daß Dir dieser Umgang kein Unglück bringt!"

Babingtons Name aus seiner Gattin Munde machte

Chidiock erbeben. Er geleitete sie zu ihrem Sitze zurück, ließ sich neben ihr nieder und sagte:

„Du hast Recht! wir müssen London verlassen und wieder den Weg nach unserer Grafschaft einschlagen, nach der wir uns ja alle zurücksehnen.“

Chidiocks Schwestern schauten auf, um zu sehen, ob ihr Bruder im Ernste spräche. Er aber fuhr fort:

„Ihr sehnt Euch nach unserem großen, mitten unter Bäumen gelegenen Herrenhaus, nach dem Parke, in dessen schlängelnden Wegen Ihr lustwandeltet, nach den Ufern des Flusses —“

„Und nach meinem Garten!“ rief eines der jungen Mädchen.

„Und nach meinen Vögeln!“ sagte eine Zweite.

„Und nach der Kirche!“ bemerkte die Dritte.

„Und mein Glück?“ fügte Alice mit einem verweisenden Blick hinzu.

„Nun,“ begann der Edelmann, „wollt Ihr, daß wir dieß alles wieder aufsuchen?“

Das war ein Vorschlag, welcher Freude über alle Gesichter und in allen Herzen verbreitete. — Man setzte sich heiter zu Tische und der Abend verfloß rasch wie ein Augenblick.

In der Nacht konnte Chidiock keinen Schlaf finden. Das Morgenlicht schimmerte schwach durch die bläulichen Fensterscheiben, als ein Trupp Reiter nach dem Strand einbog, vor dem Hause Chidiocks Halt machte und bald heftig an dessen Thüre pochte. Chidiock fuhr erschreckt in die Höhe, Alice aber öffnete ein wenig die Augen und murmelte leise: „Reisen wir?“

Einige Minuten später wiederhallte die friedliche Wohnung von dem Jammergeschrei einer trostlosen Familie. Alice weinte um ihren Gatten, die Schwestern riefen händeringend nach ihrem Bruder. — Aber Chidiock, von den Reitern fortgeführt, hatte mit diesen im Galopp die Straße nach Windsor eingeschlagen und traf gar bald an dem Thore des Palastes ein. Dort nahm ihn ein Hauptmann der Wache in Empfang; nachdem dieser eine lange Reihe von Gemächern mit ihm durchschritten, führte er ihn in ein prachtvolles Zimmer ein, das noch durch halbniedergebrannte Wachskerzen erleuchtet wurde. Es stand dort eine Frau vor einem Gemälde, das sie aufmerksam und ganz in den Anblick vertieft betrachtete. Chidiock erkannte sogleich Elisabeth, die Königin von England, und Braugmartens Werk. Alles, was um ihn vorging, erschien ihm als ein Traum. Er schaute um sich, aber sein Blick begegnete nur düsteren und feindseligen Gesichtern. Endlich schlug Elisabeth die Augen auf und heftete sie einen Moment lang auf ihn. Sie musterte das Bild zu mehreren Malen und sagte dann, sich plötzlich zu einer der umstehenden Personen wendend:

„Er ist der Siebente. Ihr hattet Euch nicht geirrt, Walsingham, ja, er ist es. Das sind seine Augen, das ist seine Stirn, das ist sein Mund, das ist sein sanfter und schwermüthiger Blick; ja, Gott verzeihe ihm, es ist auch seine Tracht!“

Hiernach trat sie auf Chidiock zu und sagte zu ihm in kurzem und gebieterischem Tone:

„Ihr wolltet mich ermorden?“

„Ich schwöre bei meiner Seligkeit, daß mir dergleichen wahrlich nie in den Sinn gekommen ist,“ antwortete der Edelmann mit ruhiger Fassung.

„Es läßt sich Alles abläugnen, mein Herr. Kennt Ihr Babington?“

„Ja, Madame.“

„Waret Ihr gestern mit ihm in der Schenke zur schönen Flamänderin?“

Ehe er diese Frage beantwortete, dachte Chidiock an seine Gattin, an sein Kind, an seine Schwestern; aber in seinem hochherzigen Gemüthe errang die Wahrheit den Sieg, und ernst und festentschlossen erwiderte er:

„Ja, Madame.“

Elisabeth unterdrückte eine Anwandlung des Zornes.

„Ihr seid sehr verschwiegen gewesen, mein Herr, und Ihr dürftet dieß zu bereuen haben. Aber ich bin nicht Euer Richter; geht!“

Die Königin winkte und die Wachen führten Chidiock ab. —

Am 15. September desselben Jahres, an einem der nebligten Morgen, die den Herbst verkündigen, trat Meister Braugmarten aus seiner Schenke und schlug den Weg nach den Feldern von Lincoln's Inn ein. Er traf eine Menge Leute, die desselben Weges gingen, und als er auf die Ebene gekommen war, fand er sie mit einer unübersehbaren Volksmenge bedeckt. Unser Wirth brach sich Bahn durch die dichte Masse und Dank seinem ausdauernden Willen gelangte er endlich auf den ersten Platz. Die Verurtheilten schienen lange auf sich warten zu lassen, denn die Zuschauer verriethen eine große Ungeduld.

Endlich verkündigte ein Gemurmel, das näher und näher kam, den verhängnißvollen Augenblick; dann trat wieder eine tiefe Stille ein. Bartholomäus zitterte am ganzen Leibe. Die voranziehenden Soldaten kamen bis zu ihm und bald erschienen auch die zum Tode Verurtheilten. Der Maler sah sie einen nach dem andern zum Schaffot hinaufsteigen und zählte sie maschinenmäßig: es waren ihrer sieben. Es flimmerte ihm vor den Augen; er lehnte sich schwankend an seinen Nachbar und streckte mit dem Ausruf: „Verzeihung, Ihr Herren, Verzeihung!“ die Arme nach dem Schaffot. Mehr vermochte er nicht hervorzubringen, die Stimme versagte ihm; doch hatte einer der Verurtheilten den Angstruf gehört und kehrte sich demzufolge langsam um; es war Chidiock. Er trat bis an den Rand des Schaffotes vor, und nachdem er den armen Meister Braugmarten durch eine leichte Bewegung des Kopfes gegrüßt, sagte er mit melancholischem Lächeln zu ihm:

„Ich thue Euch Abbitte, Bartholomäus, es war doch ähnlich!“

Braugmarten sank, von Betrübniß überwältigt, in die Kniee; diejenigen, welche um ihn her standen, wußten nicht, was der Edelmann hatte sagen wollen. Sie hoben den Gastwirth auf, und als derselbe wieder zur Besinnung gekommen war, hatten die sieben Verurtheilten bereits ihr Leben ausgehaucht.

image
not
available

hinter den dichten Schleiern und Tüchern der orientalischen Schönen verrathen.

Langsam zieht sich der Weg in die Höhe. Der Staub wird tiefer, die Sonne glühender und man reitet zwischen weißgrauen Festungsbauten, die, wie Alles, halb zerfallen, halb unausgebaut sind. Durch drei Thore, über drei Gräben gelangt man in die Citadelle und vor uns steht die Moschee Mehemed Ali's, deren himmelhohe, nadeldünne Minarets stets das Erste sind, was von Kairo sichtbar wird. Der Esel hält, man steigt ab und geht um die Moschee herum. Ohne es zu wissen, hatte man einen Berg erstiegen und da liegt Kairo zu unseren Füßen.

Ich war nicht vorbereitet auf einen solchen Anblick. Unter uns, gerade unter den senkrechten Mauern der Citadelle, liegt die Stadt — ein weißgraues und graubraunes Gewimmel von Häusern, von Kuppeln, von Minarets — über Hügel sich hinziehend und hohe Sandberge und Trümmerhaufen umgehend. Weiter hinaus in blaugrünen Tinten erheben sich die Palmen- und Sykomorenwäldchen, die Feigen- und Orangengärten gegen Alt-Kairo, gegen Boolak und Schubrat.

Alexandrien.

Dann kommt ein breiter Silberstreifen, mitten durch das Grün der Felder sich hinausstreckend in die blaue Ferne, die sich unermeßlich gegen Norden auszudehnen scheint. Und scharfbegrenzt, wie das Meeresufer, lagern sich im Westen die gelben Hügel der Wüste, wunderbar belebt durch die riesigen Pyramiden von Gizzeh und durch eine Masse kleiner Gruppen jener geheimnißvollen Reste einer noch immer nicht enträthselten Vorzeit. Denket Euch über dieses Bild mit seinem Reichthum und seinen dennoch so einfachen, bestimmten Farben noch den tiefen, blauen Himmel, die glühende Sonne, deren Lichtstrom einen breiten, goldenen Streifen des Ganzen verschlingt und die Stille, die aus der nahen Wüste herüberzuwehen scheint, und Ihr habt Kairo von seinem schönsten Punkte.

Den folgenden Tag fuhr ich nach Schubrat, der reizenden Residenz Halim Pascha's, und hatte bei diesem meine erste Audienz. Seine Güter sind fast unbegrenzt und in Schubrat allein stehen etliche zwanzig Dampfmaschinen, welche thätig sind, um zu pflügen, Wasser zu schöpfen, Zuckerrohr zu zermalmen, Baumwolle zu reinigen. Der Mann selbst gefällt mir sehr wohl und ich hatte bisher nicht die mindeste Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein. Jeden Tag seit dieser Zeit habe ich mindestens eine Stunde mit ihm zu verkehren. Bei der zweiten Zusammenkunft stellte er mich seinem ersten Ingenieur, einem Mr. Hollier vor, bei dem ich sogleich etliche Verbesserungen unserer Baumwollenkultivatoren bestellte, die in 14 Tagen im Gange sein werden.

Einige kleine Unglücksfälle, welche unmittelbar vor meiner Ankunft mit unsern Maschinen vorkamen, machen mir jedoch viel Kummer, da ich entschlossen bin, das Mühlwerk à tout prix im Gange zu erhalten. Noch mehr Sorge aber machen mir die europäischen Arbeiter, die hier Gentlemen vorstellen wollen, die Alles thun, um ein ernstliches Geschäft zu vermeiden und mir daher das Möglichste in den Weg legen, weil sie sehen, daß ich nicht im Sinne habe, zu spielen. Diese Komödie läßt mir einen baldigen Abschied von Aegypten erwünscht erscheinen. In Indien, wo ich mit neuen Leuten anfangen werde, ist die Situation eine durchaus andere und ich werde dafür sorgen, daß sie es bleibt.

Ein Wunder ist es deshalb nicht, wenn ich die prachtvolle Akazien- und Sykomoren-Allee zwischen Schubrat und Kairo zuweilen mit etwas schwerem Herzen durchreite. Ueberhaupt, so schön der Frühling ist und der Nil, der in der Abendsonne brennt, und die Pyramiden, welche drüben violett auf goldenem Grunde stehen: die Luft Aegyptens ist durch mehr als durch den Samum vergiftet. Der Gegensatz zwischen der — wenn auch etwas rauchigen, aber doch so gesunden, freien Atmosphäre Englands gegenüber der Despoten- und Sklavenwirthschaft in Aegypten macht sich mir mit schneidender Schärfe bemerklich. Wie kann es auch anders sein? Seit Jahrtausenden hat dieses herrliche Land nichts gehabt, als Tyrannen, die ihm ihr Siegel für ewige Zeiten aufgedrückt zu haben scheinen. Hier lernt man den Werth der sozialen Freiheit schätzen; denn man sieht, was ein nobles Volk wird und werden muß, ohne sie.

Vergangenen Sonntag machte ich einen einsamen Spazierritt nach Heliopolis, das ungefähr anderthalb Stunden entfernt liegt. Der Weg ist freundlich und führt am Rande der Wüste durch Olivengärten und Zuckerrohrfelder. Die alte Stadt ist in ihrer Lage vollständig durch ihre Wälle zu erkennen, die jetzt nur noch etliche ärmliche Hütten und ein paar Frucht- und Kleeäcker einschließen. In der Mitte steht der bekannte Obelisk, in dessen Schatten ich meine Orangen aß und Gras und Kraut skizzirte. Auch sollen irgendwo Spuren einer Sphinx sein, die ich jedoch nicht aufzufinden vermochte. Eine Viertelstunde von obigem Platze, in den Gärten irgend eines Pascha's, steht eine riesige Sykomore, unter welcher Maria und das Jesuskindlein geruht haben sollen. Der Baum ist kolossal und mag das entsprechende Alter haben.

Nächsten Sonntag will ich die große Pyramide besteigen, und da mir etwa noch sechs weitere Sonntage übrig bleiben, so gedenke ich mit Kairo und seiner Umgebung ziemlich vertraut zu werden, selbst wenn ich scharf an der Arbeit bleibe.

Wie's wohl bei Euch aussieht? Wahrscheinlich Schnee und Regen und ein Feuer im Ofen — und etliche neue Plane im Kopfe und die alte Liebe im Herzen, so Gott will! Was mich betrifft — ich bin schon halb geröstet. Und in den ersten Nächten, ehe mich eigene Erfahrung Vorsicht lehrte, wurde ich auch von Moskitos halb umgebracht. Diese Bestien stechen nicht, wie — mit Verlaub zu sagen — ein wohlgezogener deutscher Floh, nur kleine, runde Löchlein, sondern die reißen einem förmlich Stücke aus der Haut, daß das Blut in Bächlein über's Gesicht herunterläuft. Ich glich einem wahren Marterbild, aber jetzt bin ich wieder geheilt und befinde mich vollständig wohl. Nur bin ich zuweilen etwas müder, als mir recht und billig scheint. Jedoch erklärt sich dieß aus der durchaus und zwar sprungweise veränderten Lebensart und wird sich geben.

Vorige Woche, nach einer kräftigen Auseinandersetzung mit meinen Engländern, die sich — so confus sind die Verhältnisse! — hinter den Pascha verstecken, für welchen ich ihnen die Köpfe zurechtsetzen soll, habe ich etwas gefremdelt in meinem neuen Welttheile. Doch ging's mit einem gesunden Schlafe vorüber und ich sehe entschlossen in die sonnenglühende Zukunft. Geh's, wie's der liebe Gott will; der Blick zurück tröstet mich immer, wenn es wunderlich aussieht um mich her. Grüßet mir Alles tausendmal!

3.

Kairo am 17. März 1863.

Endlich haben, fast zu gleicher Zeit, zwei Briefe aus der Heimat die etwas abgelegene Straße hinter der „Moskee" Kairo's gefunden, von denen der eine über fünf Wochen zu der ungewohnten Reise brauchte. Solche Geduldsproben erregten bei Euch schon eine innere Unruhe, aber diese soll mit der wachsenden Entfernung nicht zunehmen. Unsere wechselseitige Gegenwart sind die letzten Briefe. Was zwischen diesen und dem heutigen Tage geschah, soll, kann und darf uns nicht mehr kümmern, als die absolute Zukunft, die in Gottes Hand liegt. Auch diese Zwischenzeit lag ja in Gottes Hand.

Ich war volle fünf Wochen hier, ohne daß es mir möglich wurde, auch nur einen Spazierritt nach den Pyramiden von Gizzeh zu machen, die mir doch tagtäglich wie auf Armslänge vor der Nase stehen. Wenn ich jetzt in und auf denselben wie zu Hause bin und in dem Sarkophage Chephrens mit zehn Maschinenkatalogen der Londoner Industrieausstellung ein Freudenfeuer gemacht habe, das die alte Todtenkammer des Pharao brillant illuminirte, so geschah es nur mit einiger frivolen Hintansetzung der Dampfkultur, für die ich eigentlich hier bin. Doch hoffe ich, in den letzten Wochen meines hiesigen Aufenthaltes noch eine reiche Blumenlese unter Mumien und Königsgräbern zu halten; denn ich kann nichts dafür, daß ich nicht bloß Ingenieur bin, sondern auch — ein Deutscher.

Ueber die Pyramiden schreibe ich später noch mehr. Dießmal nur so viel, daß der größte Unsinn, der je über dieselben behauptet wurde, nach meiner festesten Ueberzeugung, die ich als Techniker haben kann, in der Theorie besteht, wornach sie große und bloße Wasser-Reservoires sollen gewesen sein. —

Da ich schon etliche Male von Ausflügen berichtet habe, die ich in meinen seltenen Feiertagen unternahm, so gebe ich heute lieber ein Bild meines Alltaglebens mit seinen Sorgen, Mühen und Freuden.

Morgens um sechs Uhr lasse ich mich wecken, zunächst — um den Genuß des Wiedereinschlafens zu haben. Denn 10 bis 15 Meilen täglicher Eselreiterei, Meißeln und Hämmern, Zeichnen und Herumstolpern auf frischgepflügtem Boden machen eine gute Morgenruhe absolut nothwendig. Nach einigen mißlungenen Versuchen öffnen sich die Muskitovorhänge und ich erscheine. Um 7 Uhr wird gefrühstückt. Haus und Hausleute sind, was man nur in Kairo erwarten kann, wo sich nicht gerade die Haute-volée von Europa sammelt. Doch muß man in Asien und Afrika nie vergessen, daß man in Afrika und Asien ist, und Indien wird mich in dieser Beziehung vermuthlich noch manches Weitere lehren.

Während ich oben Kaffee, Fleisch und Brod genieße, stärkt sich unten mein Esel mit Klee und mein Eseljunge (der aber etliche 40 Jahre zählt und den ich schon seit vier Wochen nicht seiner Geschwindigkeit, sondern seiner Geduld und Langmuth wegen im Dienste habe) — nun, dieser stärkt sich mit dem Bewußtsein eines guten Muselmanns. Denn es ist Ramadan und die ärmere Klasse Aegyptens bringt buchstäblich dreißig Tage lang nichts über den Mund, so lange die Sonne am Himmel steht. Die Reicheren gehen in ihr Kämmerlein und essen im Verborgenen.

Dann folgt ein gemüthlicher Ritt nach Schubrat, der, je nachdem ich gelaunt bin, drei bis fünf Viertelstunden dauert. Der Himmel ist stets und unverändert blau, die Straße drei Zoll tiefer Staub, die Sykomoren und Akazien, die sich gewaltig über dem breiten Wege wölben, sind schattig, die Luft frisch und bewegt, die Kleefelder grün, wie nichts in der Welt, und meine Gesellschaft Hunderte von Eseln und viele Dutzende von Kameelen. Das Bild, das in der Nähe von Schubrat recht hübsch sich ausnimmt, indem dort der Nil die Straße berührt und die Pyramiden sichtbar werden, war mir indessen nach drei Tagen ein ziemlich gewohntes und ich begann zu denken, was ich eigentlich denken solle? Denn ich fand bald, daß die Sorgen des Geschäfts die allerunzweckmäßigste Unterhaltung sind für einen Morgenritt dieser Art. Was ich in geschäftlicher Beziehung hier brauche, ist rasches, praktisches Handeln und Entschlüsse, die nicht mehr als zwei Minuten kosten. Also wozu denken?

Und so entstand der Plan zu einem neuen „Volkmar". Im Anfang störte mich freilich der Trab meines Esels ein wenig und nachher fand ich mich etliche Male der Gefahr ausgesetzt, zwischen zwei Kameelen zerdrückt zu werden, — ein gräßlicher Tod, beim Licht betrachtet! Aber man gewöhnt sich an Alles und das neue Opusculum wird sich in Folge dieser Zwischenfälle durch eine originelle Lokalfarbe rühmlich auszeichnen. Also — Titel: der Mammelucke; Zeit: 1863; Ort: Aegypten. Held und erster Liebhaber: ein Abkömmling der von Mehemed Ali ermordeten Mammelucken. Heldin: Tochter Halims, oder Mustapha's, oder Ismael Pascha's. Grundgedanke: Sieg der Ideen des Westens, der Humanität, der Civilisation über die fatalistisch-finstere, poetische Kraft des Orients. Der Kampf dieser zwei Richtungen ist im Augenblicke wohl nirgends so frappant, als gerade hier, und wenn auch Alles noch in trübem, verworrenem Ringen begriffen scheint: der Sieg ist unzweifelhaft und einer der ersten Vorkämpfer ist mein Halim Pascha. Eine schöne Gelegenheit zur Coulissenmalerei böte mir jedenfalls dieser Plan und man könnte recht saftige Farben gebrauchen. Wirkliche Personen dürften aber nicht auftreten; dazu ist die Zeit zu sehr Gegenwart. Und da „sie sich **nicht** kriegen" (was bekanntlich das Wahrzeichen der Tragödie ist), so wird auch das Ganze etwas weniger nach dem Geschmacke fünfzehnjähriger Mädchenherzen ausfallen, als Volkmar, den es in der süßen Jugendschwärmerei nicht erreichen kann.

So, ernstlich überlegend, ob der Held mit Schwert oder Gift aus der Welt geschafft werden muß, oder gar eines natürlichen Todes stirbt, etwa an Dysenterie, der Landesüblichkeit halber, komme ich zuletzt nach Schubrat und meine Phantasie beschäftigt sich plötzlich mit einem Häuselpflug für Baumwolle oder einem andern wunderbaren Instrumente, das meine Wenigkeit zu erfinden und der Pascha zu bezahlen hat.

Schon in beträchtlicher Entfernung belehrt mich das alle 5 Minuten ertönende Pfeifen der Maschinen, daß keine Ursache zu unmittelbarem Kampfe mit den Elementen vorhanden ist und ich reite deßhalb vorerst zum Hause des Haupt-Ingenieurs des Prinzen, dessen Frau mir stets einen freundlichen Empfang bereitet. Die Leute sind recht artig eingerichtet, besitzen ein Harmonium und ein gutes Klavier, und wenn ich bis sehr spät in Schubrat beschäftigt bin, finde ich auch einen guten englischen Thee und ein willkommenes Nachtlager bei ihnen. Direkt mit ihrem Wohnhause in Verbindung stehen die Reparaturwerkstätten der ganzen Anstalt, die ich, seit ich hier bin, zur Verzweiflung der freundlichen Nachbarn in fortwährender Thätigkeit erhalte, nicht weil eine ungewöhnliche Presthaftigkeit im Mechanismus des Gutes durch meine Ankunft herbeigeführt wurde, sondern weil ich auf den Wunsch des Prinzen eine Anzahl kleiner Veränderungen und Experimente vornehme.

Dabei war mir allerdings nicht ganz klar, wie viel ein arabischer Schlosser und ein ägyptischer Schmid zu leisten im Stande sind. Die Leute sind willig, aber ihr Fleisch ist schwach, und in Folge des Ramadans schlafen sie, sobald man ihnen den Rücken kehrt. Hier komme ich des Tags zehnmal in die Lage, welche in unserem Polytechnikum der ehrwürdige „Vater Kl." so begeistert seinen „Söhnen" zu schildern pflegte, ohne dabei an Aegypten zu denken, daß ich dem Schlosser die Feile aus der Hand nehme und dem Schmiede den Hammer und auf diese Art beiden sage, wie man das Eisen anpackt. Unmittelbar hinter den Werkstätten habe ich mein provisorisches Zeichnenbureau, wo ich gegenwärtig diverse Baumwollenkulturapparate konstruire, die theilweise Vorläufer für das indische Feld meiner Thätigkeit sind, theilweise unmittelbar vom Prinzen angeregt werden.

Gegen 10 Uhr bin ich regelmäßig bei den Dampfpflügen im Felde und eben so regelmäßig kommt um 10½ Uhr der Prinz, der mit einem stereotypen: com-

ment vous portez vous? die Unterhaltung eröffnet. Er ist der Sohn des großen Mehemed Ali und Oheim des verstorbenen (Said), des gegenwärtigen (Ismael) und des künftigen Vizekönigs (Mustapha); nichtsdestoweniger ist er jünger, als diese drei, und kommt nach Mustapha selbst auf den Thron, indem stets der Aelteste der Familie Vicekönig wird. Er wurde in Paris erzogen und soll sogar auf den Barrikaden für die Republik gefochten haben, aber ebendeßhalb rasch eingeheimst worden sein. Er ist, soweit ich ihn kenne — und ich gehe jeden Tag ein bis zwei Stunden mit ihm in der freiesten Weise um — er ist energisch, unternehmend, voll praktischen Interesse's für materielle Wissenschaften, ruhig und gemäßigt und läßt sich Etwas sagen. Seine Begleitung ist türkisch gekleidet, er selbst europäisch, mit Ausnahme der ungewichsten Pantoffeln. Sein ganzes Benehmen ist, abgesehen von einer gewissen Neigung, sich überall auf den Boden hinzusetzen, durchaus französisch-englisch. Er spricht mit mir nur französich, soll aber, wie mir schon Mehrere warnend sagten, auch das Englische verstehen.

Natürlich hat er, wie der beste Despot, auch Spitzbuben in seiner Nähe, und in dieser Beziehung hatte ich, soweit deren Einfluß unsere Maschinen betraf, den ersten harten Strauß. Ich ging, ohne große Diplomatie, den geraden Weg. Die Verhältnisse in solchen Hinsichten sind etwas derb und erfordern derbe Mittel. Seit 14 Tagen sind meine zwei Hauptgegner entlassen. Das Geschäft dieser Bande war, unsere zuletzt gesandten Maschinen so viel als möglich im Renommée und in der Wirksamkeit zu ruiniren, und Beides war halb geschehen, als ich ankam, so daß der Prinz die Absicht hatte, eine Affaire von 3000 Pfund Sterling wieder zurückzuschicken. Das Blatt hat sich nun aber so gewendet, daß ich bereits ungefähr für die doppelte Summe weitere Bestellungen, und zwar gerade für das gleiche System von Pflügen*) erhalten habe und noch beträchtlich mehrere erwarten darf.

Gewöhnlich bin ich bis nach 6 Uhr auf dem Felde oder zwischen den Werkstätten und dem Felde hin- und herreitend beschäftigt und von einer Siesta war vorderhand noch keine Rede. Selten vergeht ein Tag, an dem nicht etwas eintritt, was mein Eingreifen nöthig macht. Die Fellah's sind intelligente Bursche, aber — man schiebt im Augenblick und mit einigem Recht alles auf den Ramadan — sie sind faul; die weißen und rothen Turbane fühlen sich auf Pflug und Maschine doch noch nicht ganz heimisch, und der Wasserträger, der mit dem bekannten Gaishautschlauch den Tender füllt, kommt häufig etwas zu spät, wofür er vom „Nasir" (dem Verwalter des Gutes) im Betretungsfalle geprügelt wird.

Im Mondenschein reite ich dann dem Sirius entgegen durch die finstere Sykomorenallee, unter dem Bellen der wilden Hunde, das um Kairo nie verstummt, und preise mein Geschick, wenn mein Esel nicht dreimal in der Dunkelheit zusammenbricht, worauf er aber ruhig wartet, bis ich über seinen Kopf weggefallen bin, was alsbald geschieht, denn wir sind beide eingeübt.

Komme ich jedoch schon um 4 oder 5 Uhr ab, so geht es einen andern Weg nach Hause. Zuerst führt eine jüngere Allee von Akazien etwas mehr nach Osten; hierauf rechts gegen Süden beugend, reite ich fast eine Stunde auf dem Damme eines der vielen Kanäle des Nils gegen die Stadt. Gerade vor mir in südlicher Richtung liegt Kairo, rechts die Moschee Mehemed Ali's, etwas mehr links die Citadelle, weiter links und von der westlichen Sonne prachtvoll modellirt der „Gebel (Berg) Mokattam" mit seinen kolossalen Steinbrüchen, der gegen hinten flacher werdend in die östliche Wüste übergeht — gerade wo, drei Viertelstunden von meinem Standpunkte aus, Heliopolis liegt. Rechts ist die grüne Ebene mit Dörfchen, mit den ärmlichen, jedoch oft malerischen Moscheen aus Lehm und Koth, mit den Wasserrädern, deren ungeschmierte Triebwerke Tag für Tag einen klagenden Ton, einer italienischen Mandoline ähnlich, zweihundert Schritte weit erschallen lassen. Durch Berge von Schutt, durch fünf Zoll tiefen Staub, zwischen Palmengärten, vorbei am Grabe des Generals Kleber, gelangt man endlich in einen engen Stadttheil, der dem Koptenviertel und von da dem europäischen Quartiere zuführt.

Daß ich nach solchen Tagen, wenn ich Abends müde die Haut mir vom Gesicht ziehe, nicht sehr schreibselig gestimmt bin, werdet Ihr jetzt vielleicht begreifen. Dazu kommt, daß, so wohl ich mich sonst in jeder Beziehung fühle, doch fortwährend leichte Anflüge von Augenentzündung, eine der wenigen unvermeidlichen Landplagen in Aegypten, mir Lesen und Schreiben zur Nachtzeit erschweren. Der Grund dieses Uebels ist der feine Staub, der sich im Auge festsetzt. Tausend Einheimische und fast alle Fremde fühlen den Einfluß dieser Erscheinung mehr oder weniger; das Gute ist jedoch, daß sie fast mit demselben Tage, an dem man Aegypten verläßt, wieder verschwindet.

Den nahen Geburtstag meines kleinen Bruders werde ich mit einem Ausflug nach Memphis feiern. Ich gratulire ihm und mir dazu.

Die politische Situation, um dieß noch anzufügen, ist im Augenblick etwas schwül. Vorgestern hat man, wie es heißt, eine Verschwörung gegen Ismael Pascha entdeckt, an deren Spitze sein Bruder Mustapha stehen soll. Es ist eine düstere Welt trotz allem Sonnenschein.

*) Ueber die Dampfpflüge überhaupt und die Fowler'schen insbesondere möge, wer sich für diese wichtige Erfindung interessirt, die Abhandlungen unseres Briefstellers in Dinglers polytechnischem Journal, dem württembergischen Gewerbeblatt und anderen Journalen vergleichen. Anm. der Red.

1. Das Barometer.

Von **Ph. Huber.**

(Schluß von Seite 31.)

Fragt man nun nach der Größe des Luftdrucks, so ist nach dem Bisherigen die Antwort leicht zu geben. Wenn nämlich die Luft im Stande ist, eine Quecksilbersäule auf eine Höhe von etwa 28 Zoll = 76 Centimeter, oder eine Wassersäule auf eine Höhe von 32 Fuß = $10^1/_3$ Meter zu heben, so muß der von ihr ausgeübte Druck gerade so stark sein, als der Gegendruck einer 28 Zoll = 76 Centimeter hohen Quecksilber- oder einer 32 pariser Fuß = $10^1/_3$ Meter hohen Wassersäule. Wäre der Luftdruck geringer, so müßte die Flüssigkeit zum Theil ausfließen, wäre er aber stärker, so müßte dieselbe noch auf eine bedeutendere Höhe getrieben werden.

Hebt aber der Luftdruck eine Wassersäule von 1 Zoll Dicke auf 32 Fuß Höhe, so hebt er auch eine Wassersäule von 1 Fuß oder mehr Durchmesser auf diese Höhe, denn gegen eine 1 Zoll dicke Flüssigkeitssäule drückt auch nur eine 1 Zoll im Durchmesser haltende Luftsäule, während gegen eine 1 Fuß dicke Wassersäule auch eine Luftsäule von 1 Fuß Durchmesser drückt. Es kommt also im Allgemeinen die Weite der die Flüssigkeit enthaltenden Röhre nicht in Betracht.

Nun wiegt aber eine Wassersäule, welche eine Grundfläche von 1 Quadratfuß und die genannte Höhe von 32 Fuß hat, 32 . 70 = 2240 Pfund, und man sagt: der Luftdruck ist auf eine 1 Quadratfuß (alt franz. Maß) große Fläche 2240 Pfund. Für andere Länder, in welchen der Fuß und das Pfund andere Größen haben, erhält man für den atmosphärischen Druck auch andere Zahlen. So beträgt derselbe auf 1 Quadratfuß österreichisch 1840 Pfd., auf 1 Quadratfuß preußisch 2030 Zollpfund, auf 1 Quadratfuß württemb. 1700 Pfd., auf 1 Quadratfuß badisch 1860 Pfd. rc., und auf einen Quadratmeter 10336 Kilogramme. Wenn wir von diesem bedeutenden Druck, den die Atmosphäre ausübt, nichts verspüren, so hat dieß seinen Grund nur in der allseitigen Einwirkung der Luft auf unsern und in unserm Körper.

Daß das Barometer den Druck der Atmosphäre nachweist, haben wir dargethan. Es ist jetzt nur noch zu erklären, wie das Barometer für seinen Gebrauch eingerichtet ist und wie dessen Anfertigung geschieht.

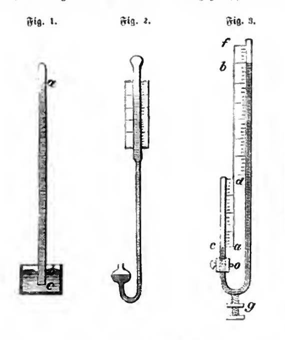
Bekanntlich steigt und fällt das Quecksilber im Barometer, und zwar deshalb, weil der Luftdruck nicht immer und überall der gleiche ist. Besteigt man z. B. einen hohen Berg, so ist die Luft dort ziemlich dünner und also leichter. Auch ist die gegen das Quecksilber drückende Luftsäule dort nicht mehr so hoch, als unten im Thale, weil die Atmosphäre nur auf eine gewisse Höhe die Erde umhüllt. Somit ist der Luftdruck in der Höhe schwächer und das Barometer muß dort sinken. — Aber auch an einem und demselben Orte ist der Luftdruck nicht immer derselbe. Er hängt namentlich davon ab, ob die Luft in Bewegung ist oder ob in der Atmosphäre mehr oder weniger Wasserdünste sich angesammelt haben; auch die Ungleichheit in der Erwärmung der Luft übt ihren Einfluß auf die Spannung derselben. Aus allem diesem geht hervor, daß im Stande des Barometers Schwankungen eintreten, die theils regelmäßige sind, theils unregelmäßige. Natürlich werden solche um so größer sein, je größer die Abwechslung im Zustande der Atmosphäre ist. Und da dieß z. B. in unserer Gegend in viel höherem Grade der Fall ist, als in der heißen Zone, wo eine viel größere Beständigkeit in der Temperatur, somit auch in den Luftströmungen herrscht, so beträgt darum auch bei uns der Unterschied des tiefsten und höchsten Barometerstandes bis drei Zoll, während er unter dem Aequator nur eben so viele Linien ausmacht.

Nimmt man aus den täglich beobachteten Barometerständen eines Ortes das monatliche und jährliche Mittel und sucht dann aus mehreren jährlichen mittleren Barometerständen wieder die Durchschnittszahl, so erhält man den mittleren Barometerstand eines Ortes. Dieser beträgt für Orte von geringer Erhebung über dem Meere, z. B. für London, Paris, St. Petersburg, Berlin, überhaupt für das gewöhnliche flache Land, 28 pariser Zoll = 0,76 Meter oder 76 Centimeter. Für höher gelegene Orte ist der mittlere Barometerstand geringer und beträgt z. B. für Stuttgart bei einer Höhe von 837 Fuß über dem Meere nur 27 Zoll, für München bei 1658 Fuß Höhe nur 26 Zoll, auf dem Montblanc bei einer Höhe von 14800 Fuß nur $15^1/_2$ Zoll, auf dem 20150 Fuß

hohen Chimborazo in Südamerika nur 12 Zoll und auf dem Dhawalagiri, einer der höchsten Kuppen des Himalajagebirges in Asien, bei einer Höhe von 26340 Fuß nur 10 Zoll.

Diese mittleren Barometerstände eines Ortes gelten überall für eine Temperatur von 0°. Für höhere Temperaturen ändern sich dieselben, da die Quecksilbersäule vermöge der durch zunehmende Wärme bewirkten Ausdehnung sich verlängert, und zwar in einem andern Verhältnisse, als dieß auch mit der Glasröhre an und für sich der Fall ist. Diese Ausdehnung des Quecksilbers beträgt so viel, daß für jeden Temperaturgrad über Null $^1/_{5550}$ der Länge der Quecksilbersäule abzuziehen ist. —

Was die Anfertigung des Barometers betrifft, so ist zu bemerken, daß es verschiedene Formen von Barometern gibt. Entweder ist es eine bloße Röhre, die oben geschlossen ist und die mit dem untern, offenen Ende in ein mit Quecksilber angefülltes Gefäß eintaucht (Fig. 1); oder es



hat an dem unten umgebogenen offenen Ende die gewöhnliche Birnform (Fig. 2), oder ist es endlich ein Heberbarometer (Fig. 3).

Für alle Formen des Barometers bedarf es einer überall gleich weiten Röhre, die wenigstens einen Durchmesser von einer Linie haben soll, weil sonst das Quecksilber beim Steigen und Fallen an den Röhrenwänden anhaftet und Widerstand findet. Auch die Haarröhrchenanziehung oder Capillarität, vermöge welcher in engen Röhren eine Flüssigkeit durch die Anziehung der Röhrenwände in die Höhe steigt, übt ihren Einfluß aus. Die Barometerröhre muß ferner an einem Ende offen und am anderen geschlossen, und der abgeschlossene, mit Quecksilber nicht ganz angefüllte Röhrentheil muß vollkommen luftleer sein.

Letzteres erreicht man durch Auskochen und zwar sowohl der Röhre wie des Quecksilbers, was so geschieht, daß man die Röhre anfänglich nur zum Theil mit Quecksilber füllt und dann der ganzen Länge nach über einem Kohlenfeuer erhitzt; unter gleicher Behandlung wird dann die Röhre nach und nach aufgefüllt und so von allen Luft- und Feuchtigkeitstheilchen befreit. Beim Umkehren sinkt dann das Quecksilber bis zu dem Stande, der dem jeweiligen Zustande der Atmosphäre entspricht, und es ist der obere freie Raum — die sogen. Toricelli'sche Leere — vollkommen leer. Man erkennt diesen luftleeren Zustand des oberen Röhrentheils bei einem guten Barometer daran, daß, wenn man dem Barometer eine schiefe Lage gibt, das Quecksilber jenen Theil vollständig ausfüllt und mit einem deutlich hörbaren Schlage gegen das obere Röhrenende anprallt, was nicht der Fall sein könnte, wenn auch nur wenig Luft oder Wasserdampf dort vorhanden wäre. — Die Röhre wird wohl auch so luftleer gemacht, daß man sie zuerst erhitzt und dann mit erwärmtem Quecksilber füllt, was bei Barometern, die aus einer geraden Röhre bestehen, am zweckmäßigsten so geschieht, daß man eine sehr dünne Glasröhre, die oben trichterartig erweitert ist, in die Barometerröhre bringt und durch dieselbe das Quecksilber eingießt, wobei dann die noch vorhandene Luft leicht entweichen kann.

Noch ist zu bemerken, daß das Quecksilber vollständig rein sein muß, was man so erreicht, daß man es mit Salpetersäure schüttelt und nachher die zurückgebliebenen Säuretheilchen durch Auswaschen mit Wasser entfernt.

Ist das Barometer gefüllt, so handelt es sich nur noch darum, die Skale, auf welcher man den Barometerstand abliest, gehörig anzubringen. Diese Skale ist nach irgend einem Maßstabe, z. B. in Zolle und Linien 2c. eingetheilt und ist entweder auf der Glasröhre selbst oder auf einem hinter derselben befindlichen Papierstreifen oder einer Metallplatte angebracht und dann das Ganze auf einem Brette oder dergleichen befestigt. Behufs eines genauern Ablesens ist bei manchen Barometern noch ein mit einem verschiebbaren Ringe verbundener Zeiger angebracht. Den Ring stellt man so, daß sein oberer Rand mit der Quecksilberfläche genau zusammenfällt. Der in gleicher Höhe befindliche Zeiger gibt dann den Barometerstand an. Vor dem Ablesen klopft man mit dem Finger einige Male leicht auf das Brett, auf dem das Barometer befestigt ist. Man bewirkt dadurch, daß das Quecksilber den richtigen Stand annimmt, wenn es wegen des Anhaftens an der Röhrenwand oder durch Wirkung der Haarröhrchenanziehung daran gehindert worden wäre.

Um den Stand des Barometers am genauesten nach Bruchtheilen von Linien oder selbst Millimetern ablesen zu können, bedient man sich des Nonius oder Verniers, eines mit dem Maßstabe der Skale parallel verschiebbaren Lineals, auf welchem irgend eine Anzahl Theile des Maßstabes in eine um eins größere oder kleinere Anzahl Theile getheilt ist. Es seien z. B. 9 Linien des Maßstabes auf dem Nonius in 10 Theile eingetheilt, so ist jeder Theil des Nonius $^9/_{10}$ Linien, also um $^1/_{10}$ Linie kleiner, als die Theile des Maßstabes. Oder es sind elf Linien des Maßstabes auf den Nonius getragen und dort in 10 Linien eingetheilt; dann sind die Theile des Nonius um $^1/_{10}$ Linie größer, als die des Maßstabs. Bei jeder dieser Einrichtungen des Nonius kann man also Zehntelslinien ablesen.

Das Barometer ist demnach ein eigentlicher Luftdruckmesser oder, wie sein Name sagt, ein Schweremesser.

Wenn es nun auch als sogen. Wetterglas dient, so kann ihm diese Bedeutung doch erst in zweiter Linie zukommen. Freilich hat eine geringere oder größere Menge von Wasserdampf, die der Luft beigemischt ist, einen Einfluß auf die Spannung, d. h. den Druck derselben. Da aber auch noch andere atmosphärische Einwirkungen den Zustand der Atmosphäre verändern können, so sind die Angaben des Barometers bezüglich der Witterungsverhältnisse nicht immer zuverlässig.

Gewöhnlich ist der mittlere Barometerstand einer Gegend mit „Veränderlich" bezeichnet. Etwas tiefer steht „Regen" oder „Wind", dann „Sturm", und über dem Worte Veränderlich „Schön" &c. Wer aber aus den Angaben des Barometers einen Schluß auf die bevorstehende Witterung ziehen will, kann es nur, wenn er längere Zeit Beobachtungen macht, da er erst dann aus dem beobachteten Steigen oder Fallen des Barometers in Verbindung mit andern atmosphärischen Erscheinungen sich ein Urtheil in dem genannten Sinne bilden kann.

Eine ungleich wichtigere Anwendung hat das Barometer dadurch gefunden, daß man mittelst desselben Höhen, z. B. die Höhen der Berge, die Erhebungen mittelst Luftballons &c. mißt. Da nämlich, wie schon gesagt wurde, mit der Erhebung über der Meeresfläche die Länge der drückenden Luftsäule abnimmt und überdieß, wegen der Elastizität der Luft, mit der Höhe die Atmosphäre dünner wird, so muß beim Besteigen eines Berges das Quecksilber im Barometer sinken. Aus dem Stande des Barometers läßt sich also die Höhe eines Ortes durch Rechnung bestimmen.

Hätte die Luft überall, d. h. unten und oben, gleiche Dichte und wäre auch die Temperatur die gleiche, so wäre diese Rechnung einfach folgende:

Da das Quecksilber 13$^3/_5$mal schwerer als Wasser und dieses etwa 770mal schwerer als Luft, also Quecksilber ungefähr 10500mal schwerer als Luft ist, so müßte eine Quecksilbersäule von 1 Zoll Höhe einer Luftsäule von 10500 Zoll oder von 875 Fuß Höhe das Gleichgewicht halten. Würde also z. B. beim Besteigen eines Berges das Quecksilber um 5 Zoll sinken, so wäre die Höhe des Berges über der Ebene $5 . 875 = 4375$ Fuß.

So einfach ist aber die Rechnung in Wirklichkeit nicht, vielmehr machen die Verschiedenheit der Dichte, sowie die Temperaturunterschiede der untern und obern Luftschichten und in Folge dessen der Einfluß auf die Länge der Quecksilbersäule den Calcul zu einem sehr verwickelten und mit elementaren Kenntnissen gar nicht auszuführenden.

Bei geringen Höhen, wo die genannten Einflüsse so ziemlich die gleiche Wirkung auf das Barometer ausüben, kann man übrigens, wenn man nicht ganz genaue Resultate braucht, durchschnittlich auf ungefähr 75 pariser Fuß Erhebung annehmen, daß das Barometer um 1 Linie sinkt. Eine Abnahme in der Länge der Quecksilbersäule um 1 Zoll entspräche demnach einer Höhe von etwa $12 . 75 = 900$ Fuß.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich zur Genüge, welch wichtiger und fast unersetzbarer Körper das Quecksilber ist. Denn nach den erklärten Eigenschaften des Barometers kann dasselbe nur mit einer Flüssigkeit angefüllt sein, da nur diese eine Röhre so vollkommen ausfüllt, daß keine Luft eintreten kann. Nun müßte aber ein mit Wasser gefülltes Barometer, abgesehen von andern Unzuträglichkeiten, wegen des so viel mal geringern Wassergewichtes, nicht weniger als 13$^3/_5$mal 28 Zoll, d. i. ohne den noch nöthigen leeren Röhrentheil, etwa 32 Fuß hoch werden. Nahezu gleiches Gewicht wie das Wasser haben aber auch alle andern Flüssigkeiten, und nur reine englische Schwefelsäure ist fast doppelt so schwer, so daß auch ein mit dieser Flüssigkeit gefülltes Barometer immer noch über 16 Fuß hoch werden müßte.

In neuester Zeit hat man wohl versucht, Barometer anzufertigen, die auf einem ganz andern Prinzipe beruhen, und die das Quecksilber, überhaupt eine zerbrechliche Glasröhre von unbequemer Länge entbehrlich machen.

Dahin gehört das Bourdon'sche Barometer (Fig. 4). Es besteht dieses aus einer gewundenen, hohlen und etwas

Fig. 4.

platt gedrückten Metallröhre und es gründet sich seine Einrichtung darauf, daß, wenn im Innern einer solchen Röhre durch einströmende Gase oder Dämpfe der Druck wächst, die Röhre sich dann streckt oder aufrollt, hingegen bei zunehmendem äußerm Drucke sich mehr zusammenrollt. Man wendet auch solche Instrumente als Manometer an, um Dampfspannungen zu messen, wobei dann der Dampf in die Röhre einströmt. Als Barometer verwendet, wovon hier die Rede ist, wird die Röhre luftleer gemacht und in der Mitte auf eine Metallplatte befestigt. Wächst nun der äußere Druck der Atmosphäre, so krümmt sich die Röhre in dem Maße, als der Druck wächst. Mit den beiden Röhrenenden sind dünne Stifte a und b verbunden, die bei der Verschiebung der Röhrenenden auf einen leichtbeweglichen Zeiger einwirken, welcher die Größe des Luftdruckes auf einer angebrachten Skale angibt.

Noch einfacher ist das Aneroid-Barometer von Vidi. Es besteht aus einer cylindrischen metallenen Dose oder Büchse, die luftleer gemacht und deren Boden aus starkem, der Deckel aber aus dünnem, elastischem Blech angefertigt ist. Bei steigendem Luftdruck wird der Deckel einwärts gedrückt, biegt sich aber wieder nach auswärts, sobald der Druck wieder abnimmt. Die Bewegung des Deckels wird durch Hebel, ähnlich wie bei dem Bourdon'schen Barometer, einem Zeiger mitgetheilt, und es kann der Barometerstand auf der Außenseite der Büchse abgelesen werden.

image
not
available

blassen Syringen im Regen auf und nieder; die Tulpen, stolz wie Sultaninnen, ließen ihn von ihrer brokatenen Tunika niederträufeln; die Kaiserkrone mit ihren umgekehrten Blättern lachte ihn aus, und die Nelken verbreiteten einen balsamischen Duft, sobald ein Windstoß vorbeikam.

Unter den Dächern, unter dem Vordach der Scheuern saßen die Schwalben, unbeweglich mit vorgestrecktem Halse, in ihren an den Balken hängenden Nestern; zuweilen wagten sie einen kurzen Flug im Zickzack an der Erde hin, stiegen wieder auf und klammerten sich an das Nest an, den Schwanz gegen die Mauer gedrückt, mit ihren Jungen schwatzend oder sie ätzend. Die Sperlinge, gewaltige Schreier und kühne Räuber, rothe Socialisten in braunem Gewande, verspotteten die Wasserfälle; sie ließen regnen und pflanzten sich am Rande der Dachziegel auf — sie suchen sich vorzugsweise die guten Häuser aus — zankend, hüpfend, den Kopf hoch erhoben, voll Kampfeslust, von Allem fressend, immer fressend, die Nachbarschaft mit ihrem Geschrei betäubend.

Die Tauben girrten, sie streckten ihre niedlichen Köpfchen zum Taubenschlage heraus, stürzten sich dann mit großem Geräusch auf ein trockenes Plätzchen vor der Scheuer und spazierten hier mit kleinen, ängstlichen, raschen Schrittchen umher, bald da, bald dort ein den Garben entfallenes Körnchen aufpickend, ihren glänzenden Hals wiegend, und flogen dann plötzlich aufgeschreckt davon.

Namentlich aber waren es die Baumgärten, welche dem bleichen Tage, dem nassen Himmel, den breiten Wasserfällen zum Trotze strahlten. Rings herum feierten die Apfel- und Birnbäume einen glorreichen Sieg in der Herrlichkeit ihrer Blüthe, deren bloßer Anblick die Seele festlich stimmte. — Revolutionen neben diesen rosenrothen Laubkuppeln! Schaffote, wenn man in diesen schattigen Gängen in der Pracht des Mai's wandeln kann!

Ich weiß nicht wie es kam: um irgend einem meinen Gedanken verwandten Gefühle zu begegnen, richtete sich mein Blick wieder in das Innere des Wagens, der immer fortrumpelte. Er drang nicht bis zu dem Amerikaner hindurch, welchen eine Wolke von Rauch umgab, glitt über den Bürgermeister hinweg, welcher sich in der Fülle des Gewichtes seiner drei Centner ausbreitete, streifte, ohne anzuhalten, einige eingeschlafene Köpfe und blieb in der Ecke auf dem Gesichte haften, welches ich mehr errathen als gesehen hatte.

Die ganze Nacht war diese Gestalt dort im Schatten geblieben. Sie hatte nicht geschlafen; von Stunde zu Stunde hatte sich eine feste, klangvolle Stimme erhoben, um Andere auf dem Bock, in der Rotunde, auf der Imperiale zu fragen, ob Alles gut stehe. Man antwortete ihm in kameradschaftlichem Tone, aber mit Respekt. Seltsam! Diese unbewegliche, sinnende Gestalt, welche mich nicht ansah, zerstörte mit einem Male meine Friedensgedanken.

Es war ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, mit hoher Stirne, blassem Gesicht, sehr großen und sehr sanften blauen Augen, mit träumerischer, offener, entschiedener Miene, als hätte er einen Entschluß gefaßt. Der Mund war freundlich; ein halbblonder Bart reichte bis auf die Brust herab; der Wuchs war hoch, die Haltung kühn, er hatte ganz das Zeug zu einem Anführer; er trug weder Dolch noch Pistolen, und doch konnte ich auf seiner Stirne lesen: vor dir steht ein Hauptmann, welcher sich jenseits des Rheins schlagen wird.

Und so war es in der That. Was uns in Berührung brachte? Eine Kleinigkeit, ein Stoß des Wagens, die Ermüdung meiner alten Verwandtin, mein sorgenvolles Auge. Er hatte die Ecke, den besten Platz inne, er erhob sich, setzte mit einem offenherzigen Lächeln, mit tausend zarten Aufmerksamkeiten die Baronin hinein und legte ihr seinen Mantel unter die Füße. Man schwatzte; der Bürgermeister, der Amerikaner, die Uebrigen, Alles schlief. Wovon sprach man? Vom Regen, vom schönen Frühjahr, von der ungewissen Zukunft, von der Revolution, welche überall gährte. Da blitzten die Augen des jungen Mannes: Eben dahin gehe ich! sagte er, indem er seinen Kopf zurückwarf. Die Bewegung war nicht die eines Prahlers, sondern eines Menschen, der sich glückselig fühlt: Dorthin gehe ich! Er zeigte nach Deutschland. In mein Vaterland! Ich kehre wieder zurück mit der Freiheit!

Sind Sie gewiß, zu siegen?

Ich bin gewiß, mich zu schlagen.

Die Armee soll zahlreich sein.

Die unsrige ist noch zahlreicher, es ist die Nation.

Sie zaudern nicht, den Umsturz in ihr Vaterland zu tragen?

Es muß sein. — Er zog einen Moment die Augenbrauen zusammen und dachte nach, dann erhob er wieder die Stimme: Jeder soll an der Sonne seinen Platz haben, oder am Regen, setzte er lachend hinzu. Es muß Brod für Alle da sein, Freude für Alle, Muße für Alle! Es darf keine Enterbten mehr auf der Erde geben, es soll nicht der Eine im Ueberfluß schwimmen, während der Andere hungert; die Ernten sollen für Alle reifen; für Alle Häuser von Stein, für Alle seidene Meubles, für Alle ein behagliches Leben!

In diesem Augenblicke begegnete er dem entsetzten Blicke der Baronin.

Ich bin kein Communist, auch kein Rother, sagte er, indem er mit seiner weißen Hand über seinen Bart strich. Meine Blicke gehen höher. Ich will nur was recht ist, nur was Gott selbst gewollt hat — ich will Gleichheit!

Gleichheit? Seit Eden ist sie nicht mehr von dieser Welt; den Tag nach der Theilung .....

Ich will nichts theilen. Ich will die Erde säubern, die Schranken umstürzen, die sich dem Fortschritt entgegenstellen. Ich will der Menschheit, der jungen Menschheit, die ersteht, eine breite Straße öffnen. Sie fordert ihren Antheil am Glück, ihr Recht zu genießen zurück; sie wird es bekommen.

Ich fürchte sehr, am Ende gibt es Starke und Schwache, häßliche und schöne Gesichter, edle und

schlechte Herzen, wie bisher; dann steht es nur um so schlimmer um die Gleichheit.

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

Das sind alte Ideen, sagte er, Ueberreste aus dem Mittelalter. Die Welt geht der sozialen Revolution entgegen; der junge Mai wird ihr das Winterkleid abstreifen.

Die Andern, die Sie Schranken nennen, werden sich und ihre Gewohnheiten vertheidigen.

Ich weiß es wohl.

Und dann?

Dann wird man sie tödten. Dieß sagte er mit trauriger, aber unerbittlicher Stimme.

Wenn sie Vertrauen zu uns haben, fuhr er fort, wenn sie sich uns ergeben, gut, so lassen wir sie in Frieden verdorren. Sie können es nicht, sie werden es nicht thun.

Ich betrachtete mit Entsetzen dieses melancholische und freundliche Lächeln, dieses aufrichtige Auge, diesen Wahnsinnigen, der sein fürchterliches, mit Blumen geschmücktes und von Blut triefendes Utopien mit der reinsten Liebe umfaßte. Nach einem Augenblick begann er von Neuem mit einer Stimme, die ein wenig zitterte und dennoch unerschütterliches Selbstvertrauen verrieth.

Alles was entsteht, sagte er, muß zu Grunde gehen. Das ist ein ewiges Gesetz. Die soziale Wiedergeburt wird aus einem Grabe erblühen. Um zur Harmonie zu gelangen, muß man die falschen Töne ausmerzen.

Es werden überall welche auftauchen.

Nein.

Dieses „Nein" wurde einfach, mit zermalmender Bestimmtheit gesprochen.

Aber diese falschen Noten sind Menschen.

Der Hauptmann versank in tiefes Nachdenken, dann sagte er mit leiserer Stimme: Hunderttausend Köpfe.

Hunderttausend abgeschlagene Köpfe! Millionen von Gattinnen in Verzweiflung, und Kinder und Mütter!

Gibt es diesen Morgen keine Gattinnen, die in Verzweiflung sind, keine Kinder, die weinen, keine Väter, keine Mütter, keine Armen, die sterben?

Da und dort einer, allerdings.

Ueberall! erwiderte der Hauptmann mit plötzlicher Energie in der Stimme. Ueberall! Von allen Enden dieser jammervollen Erde, in jeder Sekunde steigen Trauertöne in die Höhe.

Es ist eine verfluchte Erde, wir haben sie befleckt, wir haben sie verloren.

Ich glaube das nicht.

Was! Sie halten sich nicht für einen Sünder?

Nein.

Dieses zweite „Nein" wurde mit derselben naiven Sicherheit, mit hellem Blicke, mit vollkommener Abstraktion von dem eigenen Ich gesprochen.

Ich erschrecke Sie, fuhr er gleich darauf in sehr sanftem Tone fort. Denken Sie nach, der Tod mäht die Generationen hinweg, eine nach der andern, früher oder später, was liegt daran? Alle beugen sich zu irgend einer Stunde, alle gehen zur gegebenen Stunde der Reihe nach zur Erde zurück. Ein einziger Krieg mordet die Menschen zu Hunderttausenden.

Ich verabscheue den Krieg.

Die Cholera, welche vor Kurzem in London und Paris ausgebrochen ist, rafft in einem Tage dreißigtausend Personen weg.

Diese läßt Gott sterben.

Nun, also!

Sie sind nicht Gott.

Der Hauptmann sah mich mit seinem klaren Auge an. Ich bin Gott, sagte er, und fuhr, als ich schauderte, fort: Ich bin Gott! Mein Gedanke ist ein Strahl des göttlichen Gedankens, mein Wille ein Stück des höchstens Willens; das große Herz, welches dort oben schlägt, schlägt in mir, in Ihnen, in Allen.

Vermöge einer jener seltsamen Ideenverbindungen, welche sich zuweilen gerade in den ernstesten Momenten einstellen, fiel mein Blick auf den Bürgermeister und ich mußte lächeln. Der Hauptmann zuckte die Achseln und erwiderte mit unerschütterlicher Ruhe:

Er wie ein Anderer, nur daß die äußere Hülle etwas dichter ist. Wir sind die Ströme dieses Oceans, wir verlassen ihn und fließen dahin zurück. Gott! die Welt ist Gott! Gott lebt in der Pflanze, in dem Schmetterling, in dem Sonnenlicht, in diesen Regentropfen!

Plötzlich nahm er den ursprünglichen Gegenstand des Gesprächs wieder auf:

Ich habe ein Recht, das zu thun, was ich thue. Ich werde sterben, möglich; Andere werden sterben, sicherlich; die Menschheit wird vielleicht den Vernichtungsprozeß durchmachen .... Haben doch auch die Israeliten das rothe Meer durchschritten! Die verjüngte Menschheit wird sich über die junge Erde ausbreiten, das goldene Zeitalter wird vom Himmel herabsteigen.

Da, fühlend, daß mein Mund zu schwach war, um sich mit solcher Thorheit zu messen, und daß Vernunftgründe hier nichts ausrichten würden, that ich etwas, was die elegante Welt vollständig lächerlich, ja — und das will Alles sagen — sogar puritanisch findet: ich nahm mein Evangelium und gab es ihm. Der Hauptmann streckte die Hand aus, nahm es, betrachtete es und sagte, indem er es an seine Brust drückte, mit dem strahlenden Lächeln eines Erleuchteten: Ich kenne die Bibel!

Wenn Sie sie kennen, so haben Sie die Gesetze der Liebe darin gelesen.

Aber ohne mir darauf zu antworten, fuhr er in seinem Gedankengange fort:

Mehr als einmal habe ich diese Blätter studirt. Ich kenne ihren verborgenen Sinn. Es gibt da einen Sinn, der klar zu Tage liegt, und einen andern geheimnißvollen Sinn.

Man muß sie mit einem redlichen und guten Herzen lesen; sie wurde für die Einfältigen geschrieben.

Ein Blitz zuckte in seinem Auge. Sie haben den Buchstaben, sagte er, **wir** haben den Geist! Darauf versanken wir in tiefes Stillschweigen.

image
not
available

DER SÄNGER IM WEISSDORN

Stuttgart Verlag v. Kraiß & Hoffmann.

Digitized by Google

die feurigsten mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, rund wie ein Thaler. Das gleichschenklige Dreieck oder die Wage oder das Beil, Schmuckstücke von feinem Stahl, schmückten dieselbe; einige hatten sogar ganz einfach die Guillotine, ein Meisterwerk im Kleinen, aufgesteckt. Weiche blonde, schwarze und braune Locken fielen über das kühne Gesicht mit dem flammenden Blick, während sie nach dem Takte ihrer Lieder dahinschritten.

Die Vorstellung dauerte nicht lange. Drei oder vier Regimenter nahmen in der kleinen Stadt Quartier, dann einige Schwadronen Kavallerie, dann Artillerie, dann Dragoner, dann entstand eine ganze Armee. Gute Nacht Studenten! gute Nacht lange Locken! Im Nu war alles verschwunden.

Nie werde ich jene schönen und doch Angesichts des drohenden Bürgerkriegs so melancholischen Abende vergessen, wo wir unter blühenden Akazien der herrlichen Militärmusik lauschten, die, aus nichts als Blechinstrumenten bestehend, so richtig, so präcis spielte, wo die Seele nur um so glühender erbebt, je mehr sie sich in sich selbst zurückzieht. Nie vergesse ich jene Tannhäuser-Ouvertüre, die Enthüllung einer neuen harmonischen Welt, mit jenem Eingange, dessen riesenhafte Gebilde mich an die Pyramiden Egyptens erinnerten, jene neckischen Sätze, welche die Melodie wie höllisches Gelächter durchziehen und die Fluth beherrschen, die in verzweiflungsvoller Klage aufsteigt, jene breiten ewigen Töne, in welchen die Trompeten mit unvergleichlicher Macht die göttliche Majestät verkünden.

Ich weiß nicht, warum mir da die Erinnerung an den Hauptmann wieder kam. Angesichts dieser Bataillone, die sich Baden zuwendeten und Rastatt belagern sollten, mußte ich über ihn weinen.

Zuweilen stimmte die Musik ein patriotisches Lied an, dann schwieg sie, die klangvollen Stimmen der Soldaten nahmen die Melodie wieder auf, indem sie die Strophen einzeln wiederholten, und es lag in dem Gegensatz der schmetternden Instrumente zu den weichen menschlichen Akkorden etwas Ungewohntes und Unerwartetes, wie das plötzliche Hervortreten der Ungereimtheiten dieser Welt, was mich im innersten Herzen erschütterte.

An einem frischen Morgen zogen sie fort. Die Sonne erhob sich, Heu bedeckte überall den Boden, nach Herzenslust trillerten auf den Wiesen die Frösche und im Gebüsche die Nachtigall.

Die Regimenter stellten sich, eines hinter dem andern, auf der Straße auf, welche zwischen den Feldern hindurch führte. Man erwartete den Prinzen von Preußen; er befehligte die Expedition. Man machte Halt, dort unter den Kirschbäumen, welche sich rötheten, neben dem gemähten Grase. Welches Lachen, welche Behaglichkeit, am grünen Rain gelagert, den Tschako losgeschnallt, den Kopf im Schatten, den Tornister auf der Erde. Auf einmal ging eine elektrische Bewegung durch die Reihen: Zu den Waffen! Der Prinz von Preußen!

In einem Augenblick war die Armee auf den Füßen. Der Prinz galoppirte mit bloßem Säbel, stolzen Blickes, an den Bataillonen hin; vor jedem Regiment hielt er an und sprach wenige Worte. Salven begrüßten ihn.

Er stellte sich mit seinem Generalstab, seinen jugendlichen Adjutanten, an die Spitze: Vorwärts! Die Armee setzte sich in Bewegung, ein Corps nach dem andern, die Artillerie mit ihren Kanonen, unter welchen der Boden zitterte, die Husaren in ihren dunkeln Röcken, die Lanciers mit rothen Fähnleins, die Dragoner mit ihren goldenen Helmen, die erprobte Infanterie in taktfestem Schritte. Jedes Corps stimmte beim Abmarsch sein Kriegslied an. Zwischen die Wiesen eingezwängt stiegen sie in dichten Reihen in die Höhe, und wenn sich die Lieder hinter dem Hügel verloren, erschallte ganz nahe die Hymne des Bataillons, welches abmarschirte; von ferne aus der Stadt kamen die Töne der Trompete mit dem Lärmen der schweren Kavallerie, welche ungeduldig den Boden stampfte.

Es war ein glänzendes Schauspiel. Würzige Lüfte strichen über das Feld hin, entrollten die Fahnen und spielten mit den Klängen der Musik. Und doch stimmten mich die fröhlichen Lieder zu tiefer Trauer: nicht Fremde waren es, gegen welche diese stolzen Krieger zu Felde zogen — es waren die Söhne eines und desselben Landes, welche eine und dieselbe Sprache redeten, es waren Deutsche, wie sie!

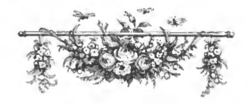
Dieses konnte ich freilich dem alten General, unserem Freunde, welcher zurückgeblieben war, um den Platz zu halten, nicht begreiflich machen.

Zehn Tage waren noch nicht verflossen, als er, von wichtigen Neuigkeiten strotzend, hereintrat: das Großherzogthum Baden unterworfen, Bayern wieder erobert, die Regierungen wieder eingezogen, ebenso die Könige und die Großherzoge!

Rastatt erforderte etwas mehr Zeit. Dann begannen die Repressalien in ihrer ganzen Strenge und die Kriegsgerichte mit ihrer raschen Justiz.

Erschossen! rief der General, erschossen die Anführer! erschossen die Soldaten! erschossen die Schwachköpfe, welche sie ruhig gewähren ließen! So oft ich ihn nach dem Einen oder Andern frug, legte er mit bedeutungsvoller Miene die Hand an die Wange, blinzte mit dem Auge, drückte ab, rief: erschossen! und brach in ein gutmüthiges Gelächter aus. —

Nie habe ich wieder etwas von unserem Hauptmann gehört.



Der Sänger im Weißdorn.

Von **C. F. A. Kolb.**

(Mit einer Abbildung in Farbendruck.)

Bon soir, Herr Stieglitz! Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch einmal das Vergnügen haben würde. Wie es scheint, geht's uns just nicht schlecht. In den blühenden Hecken und Bäumen hier ist's freilich lustiger, als im Käfig zwischen den Blumentöpfen, und die Samen, die ich ihm sonst vom Felde brachte, kann er hier nach eigenem Gusto aus den Schoten ziehen. Ich dächte, man hätte einigen Grund, seinen Dank abzustatten. Hab' ich ihn nicht mit einem baaren Aufwand von vier Groschen auf dem Vogelmarkte erkauft, wo er, unter einem Dutzend Meisen steckend, sehnsüchtige Blicke nach einem nahen Baume warf? Hab' ich ihm nicht das beim Fange verletzte Beinchen geheilt und ihn in einem prächtigen Käfig zwischen die schönsten Dracänen und Ficus gesetzt, wo er leben konnte, wie die Vögel im Hanfsamen? Hab' ich ihm ferner nicht eine allerliebste schwefelgelbe Gesellschafterin gegeben, um dieser den schwervermißten Ehegemahl zu ersetzen, den ihr eine bösartige Seuche hinweggerafft? Hab' ich ihm endlich, da er beharrlich nichts als sein langweiliges „Ziflit“ hören ließ, und den gerechten Erwartungen der kleinen Gelben in keiner Weise entsprechen mochte — hab' ich ihm nicht großmüthig die Thüre geöffnet und freien Abzug gewährt? Aber da sitzt der lockere Bursche, dreht sich bald rechts und bald links, und thut, als ob wir uns niemals gesehen hätten, und er ist doch gewiß derjenige, für den ich ihn halte. Die karminrothe Stirne, die weißen Wangen und das hochgelbe Feld auf den schwarzen Flügeln sind noch schöner geworden, das Füßchen aber ein wenig steif geblieben. Wie prächtig gehen jetzt die Triller, das Zwitschern und die vollen Akkorde heraus, ich aber bekam einst nichts als das „Ziflit, Fink, Fink“ und höchstens das „Picketnick — nia“ zu hören. Soll nun das muntere Stückchen, das er jetzt aufspielt, mir gelten und seine Danksagung vorstellen, so soll sie hiemit acceptirt sein.

Aber sieh, was sich jetzt mein weiland Hausgenosse so emsig zu schaffen macht! Zarte Flechten und Moos löst er von den Weißdornstämmchen und fliegt ab mit einem Wischchen im Schnabel. — Aha, steht es schon so mit uns? Ich gratulire! Der Herr hat sich in der Nachbarschaft etablirt und ist im Begriffe, sich seinen Hausstand zu gründen. Er trägt zu Neste und der Flug geht in den nächsten Garten, wo das listige Bürschlein, daß man ihm mit dem Blicke nicht folgen könne, auf Umwegen zum Gipfel eines Pflaumenbaumes fliegt. Richtig, da kommt schon die Frau Liebste zum Vorschein, fast ganz so wie der Herr Gemahl kostümirt, nur etwas kleiner von Statur und mit schlankerer Taille.

Das schmucke Pärchen sitzt einen Augenblick auf einem äußersten Zweige des Pflaumenbaumes ruhig beisammen, dann beginnt ein lustiges Drehen und Wenden, ein zärtliches Schnäbeln und Locken, und der Herr Gemahl, dessen Liebeswerbung so wohl gelungen ist, setzt sich bald auf die Spitze des Baumes „mit stolzem Munde sein blühend Glück zu preisen“, dann klettert er, vom Uebermaß des Glückes trunken und übermüthig, wie ein Jongleur in verkehrter Stellung an den Zweigen herum. Das geht aber nur ein Weilchen: das junge Paar ist sich theurer Pflichten, zarter Sorgen bewußt und fängt mit vereinten Kräften wieder zu bauen an, wozu das Männchen als Handlanger das Material herbeiträgt. Die erhoffte Mutterschaft macht das Weibchen zur Künstlerin, das Nest ist eine Schöpfung der Liebe.

Ich besuche noch öfters mein Finkenpaar und kann nicht unterlassen, einige Mal zum Neste hinanzusteigen. Wie hübsch ist's gebaut, wie schön mit oben eingezogenem Rande gerundet, wie zierlich mit Flechten und Moos geschmückt! Die Außenwände sind mit Insektengespinnsten wie ineinander geleimt, das Innere aber weich mit Pflanzen- und Schafwolle gepolstert; dabei alles wie solid und bewundernswürdig praktisch auf den unterstützenden Zweigen befestigt! Seid unbesorgt, ihr kleinen Schelme, ich nehm' es euch nicht, will es gar nicht berühren und nur selten wieder kommen; einmal um die niedlichen Eierchen und dann um eure kleinen Sprößlinge zu sehen.

Einige Tage später ist die Frau Finkin unsichtbar und das Nest vermuthlich zur Wochenstube geworden. Der Papa vertreibt ihr die Zeit durch Gesang, während sie mit rührender Beharrlichkeit die Eier bebrütet. Wie ganz anders singt er jetzt, selbst meinem Ohr unterscheidbar: der feurige Liebhaber ist jetzt ein zärtlicher Gatte geworden. Ich nahe wieder, leise das Gezweige hebend, dem Neste. Mit zögerndem Flügel und wie um Erbarmen flehend, gleitet die Alte vom Neste und der Finke läßt spitze, scharf ausgestoßene Laute vernehmen und schwirrt mit lautem Geräusche um den Baum. Fünf grünlich blaue, violett und röthlich gefleckte und bestrichelte Eilein liegen darin, deren Färbung am stumpfen Ende ein Kränzchen bildet. Ruhig, ihr lieben Leutchen, ich gehe ja schon! und er, Herr Fink, sollte den Gastfreund schon besser kennen.

Bisweilen hör' ich's, unter dem Baume sitzend, wie zärtlich die brütende Mutter, sich wohl einen Augenblick auf den Rand setzend und die Flügel lüftend, zu den lieben Eilein in's Nest schwätzt, und andern Tages vernehme ich deutlich das Piepsen der Jungen.

Verzeiht, liebe Thierchen, und erschrecket nicht so sehr, wenn die großen bebrillten Augen noch einmal in euer Nestchen schauen!

Nacktes Häuflein, in Schlummer und Traum!
Leben, so zärtlich gewoben!
Hüpfender Athem, keimender Flaum!
Köpfchen, so bittend gehoben!

(J. G. Fischer.)

Der Schrecken kämpft mit der Mutterliebe. Wie traurig und angstvoll verläßt sie die Jungen, für die sie das Schlimmste fürchtet und die sie so gerne schützen und wärmen möchte! Jetzt kommt der Vater angeflogen, den allerliebsten fünf Kinderchen Futter zu bringen. Der Saft zarter Räupchen und Fliegen ersetzt den Kleinen, die bei seiner Ankunft vor Verlangen trippeln und taumeln, die Muttermilch. Ich werfe noch einen Blick auf die kleinen Grauköpfchen mit dem gelblichbraunen Rücken und den offenen, stets zum Empfange des Futters paraten Schnäbelchen, und ziehe mich leise zurück, den Frieden der kleinen Familie nunmehr nicht wieder zu stören und ihre Thätigkeit fortan nur aus der Ferne zu beobachten.

Sie wächst rasch, die kleine gefräßige Brut, wie sich leicht aus den kräftiger werdenden Stimmchen schließen läßt, und die Eltern müssen sich's sauer werden lassen, durch ihre Jagd den guten Appetit der fünf schreienden Gelbschnäbel zu stillen. Wie viel hat nebenbei noch die Mutter mit der Pflege und Erziehung ihrer Kleinen zu thun! Stets hält sie das zur Wiege gewordene Nestchen sauber und ich weiß es zu deuten, wenn sie sich an einem Aste den Schnabel wischt. —

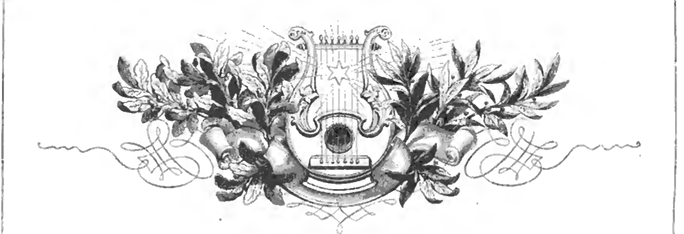
Indessen sind die Lockrufe der Alten ganz andere geworden. Die Jungen werden flügge. Von der Mutter aus dem Neste gelockt, sitzen sie da und dort auf den Bäumen und kehren so wenig wieder in's Nest zurück, als das entwickelte Blatt in die Knospenhülle, oder als Papa Fink wieder in meinen Käfig. Noch lange aber sind sie der Pflege der Eltern bedürftig. Wie schwer war's schon im Neste; hier außen können die Alten kaum fertig werden, die hungrigen Mägen zu stopfen. Hiezu kommt noch die Erziehung. Die Kleinen müssen die Sprache der Eltern lernen und sich einprägen, was die verschiedenen Rufe besagen wollen. Dann kommt der Unterricht im Fluge und in der Kunst des Gesanges. Die Kinderchen zum Fluge anzuweisen, wird die Azung bald in einiger Entfernung vorgehalten, bald schwebt der Alte vor ihnen herum und nöthigt sie, die Speise fliegend zu nehmen.

So geht es ein paar Wochen lang. Die Jungen haben nun gelernt, für sich selbst zu sorgen, finden es aber bequemer, sich noch immer füttern zu lassen; aber: prosit Mahlzeit! Statt guter Bissen gibt's derbe Zurechtweisungen und Flügelschläge. Sie verstehen das Handwerk selbst und werden angewiesen, nun ihr Brod selbst in der Fremde zu suchen.

Räthsel.

Ich schließ' oft tiefe Leiden,
Oft himmelhohe Freuden,
Selbst einer ganzen Hölle Pein
In winzig kleinem Schranke ein.
Zu schlagen ist meines Lebens Beruf,
Dazu mich Gott im Himmel schuf.
Bald bin ich zu eng und bald zu weit:
Zu eng — ist fehlerhaft jederzeit;
Zu weit — nun ja, beim jungen Blut
Lobt man es oft und findet's gut.
Doch wen man gern allein möcht' haben,
Dem rechnet man's nicht zu den guten Gaben,
Und stets rügt's der Jünger des Aesculap,
Wenn ich das rechte Maß nicht hab'.
Noch findst du mich nicht? so rath ich dir,
Geh anders wohin und such nach mir,
Meinthalb, wo guten Salat man ißt,
Oder wo ein volles Kartenspiel ist;
Setz ein Blatt hinzu, und siehe sofort
Hast bekommen du das zärtlichste Wort.

K. L.



Das Mädchen aus der Fremde.

Humoreske von **Theodor Hensel.**

„Was ihr für ein Wesen macht mit eurer Musik! Lasset mich ungeschoren damit! Sie ist doch von allen Künsten weitaus die geringste!“ So habe ich vor Jahren einen Mann sprechen hören, dem die Musen den Sinn geöffnet hatten für alles Schöne, nur nicht für diejenige Kunst, die doch von den Musen ihren Namen trägt, — die Musik. Es verlohnt sich wohl, diese harte Rede genauer anzusehen. Und das Resultat unserer Untersuchung wird lauten: die geringste zwar nicht, wohl aber die jüngste unter allen Künsten ist die Musik. Das scheint nun freilich ein mißliches Zugeständniß, wenn wir der edlen Musika nicht auch ein hohes Alter und eine Geschichte von etlichen Jahrtausenden zuerkennen dürfen. Und wenn die Musik die jüngste unter den Künsten ist, so kommen wir am Ende um einen Genuß, den sich der deutsche Geist ungern entgehen läßt. Welch eine Befriedigung, wenn man dem Gegenstande, den man abhandelt, eine Geschichte desselben vorausschicken und nachweisen kann, daß die Sache schon den alten Griechen und Römern bekannt gewesen sei!

Um diesen Genuß will ich den Leser nicht bringen und beeile mich deßhalb, meinem ersten Satz den zweiten beizufügen, daß die Musik auch wieder die älteste unter den Künsten sei. Wie sich aber die zweierlei Sätze zusammenreimen, wird sich später ergeben. Einstweilen sei konstatirt, was die Jahrbücher aller Völker bezeugen: die Musik ist so alt, als die Welt; sie hat also auch eine Geschichte, eine lange Geschichte, und in der That haben eine Menge von Schriftstellern, namentlich im achtzehnten Jahrhundert, sich mit Geschichte der Musik beschäftigt und nicht verfehlt, recht gründlich weit auszuholen. „Erste Periode von Adam bis zur Sündfluth; zweite Periode bis zum Argonautenzug; dritte Periode bis Pythagoras,“ so hat der gelehrte Marpurg sein historisches Werk über Musik angefangen und eingetheilt. Hier aber, bei Pythagoras, also noch tief in dem mythischen Zeitalter der Musik, hat der gute Mann seine Feder niederlegen müssen. Und vielen anderen Forschern ist es ebenso ergangen; ihre Geschichtswerke enden meistentheils da, wo die Geschichte eigentlich erst anfängt. Daß die Theologen sich's nicht nehmen ließen, eine Geschichte der heiligen Musik zu schreiben, ist leicht zu ermessen. Sie beginnen, wie billig, mit dem Ueberirdischen, nämlich mit der Musik der Sphären; sie kommen dann auf Jubal, den Erfinder der irdisch-menschlichen Musik, „von dem sind herkommen die Geiger und Pfeifer“, auf Moses' musikalische Schwester Mirjam, auf Barak und Debora, auf David und Assaph, bis hinaus auf den Lobgesang der drei Männer im feurigen Ofen. Deßgleichen waren übrigens auch die Herren Philosophen nicht faul, Alles aufzustöbern, was in der altgriechischen und römischen Literatur über Musik zu finden war, und der gelehrte Meibom hat seine theoretischen Forschungen sogar praktisch zu illustriren gewußt, indem er eines Tags nach einer alten Arie auf gutgriechisch zu tanzen anfing, zu großer Ergetzlichkeit des gesammten schwedischen Hofes.

So ansehnlich nun die Zeitstrecke ist, welche zwischen der antediluvianischen Musik Jubals und der Zukunftsmusik Richard Wagners liegt, so läßt sie sich doch rasch überblicken; denn die ersten 5000 Jahre sind für die Geschichte der Musik ohne allen Belang; was wir aus dieser Zeit haben und wissen, ist entweder gar nichts oder nichts Gutes und es läßt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit nachweisen, daß die Welt in den ersten 5000 Jahren eine musikalische Kunst im vollen Sinne des Worts gar nicht gehabt hat.

„Ist das Ernst?“ Vollkommen Ernst, mein theuerer Leser! Man erlaube mir, den Beweis anzutreten! Von allen Bildungszweigen des Alterthums, von seiner Poesie, Skulptur, Malerei, Architektur sind uns viele und kostbare Proben hinterlassen; nur von seinen musikalischen Leistungen ist nichts auf uns gekommen, wir wissen zwar von Büchern der Alten, in denen die Musik abgehandelt wird; aber von ihren Musikalien, von ihren Kompositionen ist uns nichts aufbewahrt. Wie erklären wir uns das? Haben sie vielleicht keine Zeichenschrift besessen, um ihre Tonschöpfungen zu fixiren und der Nachwelt zu überliefern? O doch! Man weiß von den Griechen wenigstens, daß sie auch ihre Musikzeichen gehabt und ihre Tonstücke aufgeschrieben haben. Können wir annehmen, daß jene fleißigen Abschreiber, die Mönche, von der Hinterlassenschaft des

klassischen Alterthums gerade die musikalische Fahrniß absichtlich haben untergehen lassen? Unmöglich! denn wir wissen, daß sie die theoretischen Musikwerke der Alten mit großem Eifer studirt haben. Wenn nun dennoch aus der klassischen Welt uns nicht das kleinste Musikstück übrig geblieben ist, sollte das Zufall sein? Müssen wir nicht zum Voraus zu der Annahme geneigt werden, daß diese Musicirerei darum spurlos untergegangen ist, weil sie der Fortpflanzung auf die Nachwelt unwerth war? Doch wollen wir etwas genauer auf die Sache eingehen.

Ich will dem musikalischen Talente Jubals, ich will überhaupt der antediluvianischen Musik nicht zu nahe treten: aber über ihre Beschaffenheit kann uns Niemand Auskunft geben, da man im Eise Sibiriens und im Schooß der Gebirge zwar allerhand Fossilien, nirgends aber bis dato fossile Partituren gefunden hat. Deßgleichen will ich auch auf die Musik der alten Hebräer keinen Stein werfen. Der Nation, die in unsern Tagen einen Mendelssohn und Moscheles, einen Benedikt und Meyerbeer aufweist, hat es ohne Zweifel auch im Alterthum an musikalischer Begabung nicht gemangelt. Davids Harfenspiel muß jedenfalls dem König Saul gefallen haben; die imposanten Musikmassen, die im salomonischen Tempel Kirchenmusik machten, müssen dem israelitischen Publikum seiner Zeit gefallen haben. Aber was ihr objektiver Kunstwerth gewesen und worin sie eigentlich bestanden habe, diese althebräische Musik, darüber weiß Niemand Bescheid: auch diejenigen, die Folianten darüber geschrieben haben, wußten in Wahrheit nicht viel mehr darüber, als Mephisto von Herrn Schwerdtleins Tod. Ein Pfarrer Besold im sechzehnten Jahrhundert rühmte sich zwar (und hoffte dadurch die verlorene Gunst seines Konsistoriums wieder zu gewinnen), daß er die hebräischen Psalmen auf ganz authentische Weise zur Harfe singen könne, genau so, wie man sie zu Salomo's Zeit gesungen habe. Allein — sein Konsistorium hat ihm nicht geglaubt; er war und blieb abgesetzt. Die Rabbinen versichern, im zweiten Tempel sei ein orgelartiges Instrument gewesen, das man von Jerusalem bis Jericho (das ist sechs Stunden weit) gehört habe. Das ließe wenigstens auf ein sehr gutes Gehör der Hebräer schließen.

Aber die Griechen! — Fragt man mich mit Erstaunen, ja mit Entrüstung — wie? auch die Griechen sollen eine wahrhafte musikalische Kunst nicht besessen haben? Sie, die doch in allen anderen Kulturzweigen geglänzt, in mehreren sogar Mustergiltiges, Unübertroffenes und Unübertreffliches geleistet haben? Haben sie nicht Bücher über Musik geschrieben? Haben sie nicht musikalische Systeme aufgestellt? Spricht man denn nicht von phrygischen, dorischen, jonischen, äolischen und anderen griechischen Tonarten? Weiß man denn nicht heute noch die Namen, die sie den verschiedenen Tonstufen gaben. Namen, bei denen dem Philologen das Herz aufgeht und die weit feierlicher lauten, als unser C, D, E, F, G, A, H? Und was haben die Alten von den Wirkungen ihrer Musik zu rühmen gewußt! Was hat Arion, der Töne Meister, was hat Orpheus, was hat Tyrtäus geleistet? —

Illusionen zerstören ist immer ein mißliches Unternehmen. Wer aber gar das klassische Alterthum antastet, wer also z. B. die Illusion von der Fürtrefflichkeit der altgriechischen Musik zu zerstören unternimmt, der ist von dem Zorn der ganzen Philologenzunft bedroht. Ich zittre — aber ich wag's! Treten wir in das altgriechische Theater und stellen uns in die Orchestra. Da erblicken wir statt eines Kapellmeisters, der still mit dem Stabe den Takt gäbe, einen Dirigenten, der diese Arbeit mit seinen eisenbeschlagenen Sohlen versieht und in diesem löblichen Bestreben nicht allein von den Klappern und Schallbecken der Musiker unterstützt wird, sondern auch von dem gesammten Chor, welcher mit Austernschalen und Kieselsteinen Lärm macht. Blicken wir aber einem der Musiker über die Schulter auf sein Pult, so finden wir daselbst statt des einfachen Systems von fünf Notenlinien und etwa fünferlei Notensorten und Pausenzeichen ein gar seltsames Gewirre von den mehr als 1500 Zeichen, aus denen die griechische Musik bestand. Diese enorme Masse von Musikzeichen und der entsetzliche Umfang der musikalischen Nomenklatur entsprang aus einer eben so enormen Verwicklung der musikalischen Theorie, die es uns erklärlich macht, daß es ein unausgesetztes Studium von zwei Jahren erforderte, wenn man nur die ersten Anfangsgründe der Musik erlernen wollte!

Und welche Instrumente weist das griechische Orchester auf? Flöte und Leyer — das war außer den schon genannten Schallbecken und Austernschalen das ganze Orchester der griechischen Theatermusik. Kein Streichinstrument, kein Baß, von Blasinstrumenten nichts als die Flöte! Was mag das für ein Gedudel und Geklimper gewesen sein, das aus Flöte und Leyer und Leyer und Flöte bestand! Welch eine Musik, die nichts hatte noch ahnte von jener Mannigfaltigkeit der Klangfarben, wie sie in unsern vielerlei Blasinstrumenten und unsern eben so mannigfachen Streichinstrumenten repräsentirt ist!

Und horch! was sind nun das für infernalische Töne, die wir jetzt aus dem Orchester und aus den Masken der singenden Chöre hervorheulen hören? Hilf, Samiel! hier ist mehr denn eine Wolfsschlucht! Wer löst mir das Geheimniß? Das sind ja gar nicht mehr Töne unserer Skala! Allerdings nicht, lieber Freund! Das ist ja eben eine von den eigenthümlichen Vorzügen der altgriechischen Musik. Da hörst du die beliebten enharmonischen Intervalle der Griechen. Die Griechen haben nämlich neben der diatonischen und chromatischen Tonleiter, d. h. neben den ganzen und halben Tönen, die wir auch haben, noch eine Leiter von Viertelstönen gehabt. Passagen in Viertelstönen! Gewiß eine ganz angemessene Musik, wenn sie zum Hymnus der Rachegöttinnen gewählt wurde! „Besinnung raubend, herzbethörend, den Sinn verwirrend, Mark verzehrend“ mußte das lauten und es ist wahrlich nicht zum Verwundern, wenn solche Musik den Mörder des Ibykus zum Geständniß brachte; wohl aber ist es zum Erstaunen, daß nicht das ganze Theaterpublikum ebenfalls zur Verzweiflung gebracht ward und die musikalischen Kraniche nicht todt aus der Luft fielen. Daß die Griechen mitunter in Viertelstönen musizirten, daß sie Quintengänge und Quartengänge schön fanden, ist eine Thatsache.

Die berühmtesten Musikhistoriker, Burney und Forkel, haben nach jahrelangen Studien eingestanden, daß sie eigentlich nicht klug daraus geworden seien, was griechische Musik sei, und darin sind alle Musikliteraten einig, daß

die Griechen nur Melodie und Rhythmus gehabt, die Harmonie aber nicht gekannt haben.

Wenn es mir gelungen sein sollte, den Aberglauben von der Fürtrefflichkeit der altgriechischen Musik zu erschüttern, so werde ich nicht mehr viel Mühe haben mit dem Erweis meiner ferneren Behauptung, daß auch das gesammte Mittelalter einer wahrhaft musikalischen Kunst entbehrt habe. Denn die Musiktheorien der mittelalterlichen Mönche gründen sich auf dasjenige, was ihnen Boethius auf Grund der altgriechischen Theorie sagte. Boethius aber — wer Ohren hat, der höre! — Boethius rühmt die Vortrefflichkeit gleichlaufender Quarten und Quinten und verdammt die Terzen und Sexten als Dissonanzen! So wurde die verkehrte Musiktheorie des griechischen Alterthums auch für das Mittelalter eine Quelle entsetzlicher Barbarei. Es ist höchst interessant, in Oulibicheffs Werk über Mozart zu lesen, wie die widernatürlichen Theorien nach und nach von der richtigen und natürlichen Musik überwunden wurden, wie dasjenige, was die Gelehrten früher verpönten, z. B. die Terzen, allmälig gestattet, ja begünstigt wurde, und wie umgekehrt dasjenige, was die Theoretiker ursprünglich priesen, z. B. die Fortschreitungen in Quinten, allmälig beseitigt, ja verpönt wurde, kurz, wie die ganze Geschichte der mittelalterlichen Musik in nichts Anderem besteht, als in einem fortgehenden Kampf der Natur gegen eine falsche Kunst, des richtigen Gehörs gegen einen verkehrten Doktrinarismus. Erst im sechzehnten Jahrhundert ist der Sieg der natürlichen Musik über die verirrte Kunst errungen worden und mit Palestrina beginnt eine musikalische Kunst, die ihres Namens werth ist. Vor ihm gab's wohl eine Kunst, aber sie war nicht musikalisch; es gab auch eine Musik, aber das war nicht Kunst. Was vor ihm musizirt ward, ist fast Alles untergegangen und — wir können nicht umhin zu sagen — verdientermaßen untergegangen.

Nachdem wir nun aber hier angekommen sind, wo die Geschichte der Musik eigentlich erst anfängt — denn alles Vorangegangene müssen wir als die fabelhafte Periode der Musik bezeichnen — so verbietet der Raum und Zweck dieser Blätter, die Entwicklung der Musik weiter zu verfolgen. Nur gegen ein Mißverständniß in Betreff des Gesagten muß ich mich verwahren. Es ist nicht entfernt meine Meinung, daß die Welt vor Palestrina überhaupt gar keine wohlklingende Musik gehabt habe. Nur die Kunstmusik war auf so bösen Bahnen; aber neben ihr hat es jederzeit eine volksmäßige Musik gegeben, in welcher die Sehnsucht des natürlichen Ohrs nach Wohlklang Befriedigung suchte und fand. Das griechische und römische Alterthum hat sicherlich auch seine Wohlklänge gehabt; nur dürfen wir dieselben nicht sowohl auf den prachtvollen Nationaltheatern zu Athen, Korinth und Rom suchen, als vielmehr bei den wandernden Sängern und Kitharaspielern, welche die Gedichte der großen Poeten oder auch ihre eigenen poetischen Improvisationen mit ihrem Naturgesang begleiteten. Deßgleichen hat es gewiß auch dem Mittelalter an wohlklingender Musik nicht gefehlt. Nur haben wir dieselbe nicht bei denen zu suchen, welche damals alle Bildung in Pacht hatten, bei den Mönchen, sondern wir müssen sie suchen bei der verrufenen Klasse der fahrenden Sänger und Spielleute. Während diese das Privilegium hatten, wohlklingend zu musiciren, wie es dem natürlichen Ohre zusagt, und wie es auch der Hirte auf seinen Bergen, der Handwerker an seiner Arbeit, das Edelfräulein mit ihrer Laute sich's nicht nehmen ließ, so haben dagegen die Herren Komponisten, d. h. die Mönche, nach allen Regeln der Kunst höllische Musik fabrizirt. Was wir dem Mittelalter verdanken, das sind lediglich einige technische Erfindungen, z. B. die Notenschrift, die Notenschlüssel, die Taktgliederung und namentlich die Idee, verschiedene selbständig fortschreitende Stimmen harmonisch zu verbinden, — ein Gedanke, der bekanntlich sehr fruchtbar geworden ist, — es ist die Idee des Kontrapunkts. Also, nur von der Kunstmusik sage ich, daß sie über 5000 Jahre lang im Argen lag. Nur sie ist so jungen Datums, daß sie eigentlich erst mit Palestrina mündig wurde. Naturmusik aber, Volksmusik, einfach ansprechende Melodien mit einfacher natürlicher Begleitung, sind seit Jubals Zeiten immer und überall auf dem Erdenrunde gewesen. Und in diesem Sinn habe ich sagen können, daß die Musik die allerälteste und doch wieder die jüngste unter allen Künsten sei.

Nachdem wir nun die Geschichte der Musik absolvirt und die sechsthalbtausend Jahre von Jubal bis auf Palestrina in akkurat 30 Minuten durchlaufen haben, wollen wir von diesem anstrengenden Eilmarsch uns erholen, wollen in gemüthlicher Ruhe zusehen, wie die edle Musika nunmehr mit den übrigen Künsten und Wissenschaften konfrontirt wird, um zu hören, was sie zur Rettung ihres Ranges und ihrer Ehre gegenüber dem Stolz und der Eifersucht ihrer Schwestern zu sagen weiß. Da kommen sie schon angerückt, die Malerei mit ihrem bunten, farbenreichen Gewand, die Architektur mit dem hohen Wuchs und dem himmelanstrebenden Auge, die Sculptur mit ihrem Marmornacken und dem üppigen Gliederbau. Da stehen sie und preisen mit viel schönen Reden ihrer Schönheiten Werth und Zahl und neben ihnen stehest du, arme Musika! Als die jüngste der Schwestern stehest du, wie Kordelia neben Regan und Goneril.

Komm her, spricht mit rühmendem Munde die Baukunst, komm her und sieh meine Werke! Sieh meine Dome mit ihren ragenden Pfeilern und Hallen! sieh diese Zierlichkeit neben der Massenhaftigkeit, diese Mannigfaltigkeit neben der Einheit, diese Gliederung und Symmetrie, und sieh diese Dauer vor Allem, die dem Zahn der Jahrhunderte trotzte. Du aber, gute Musika, wo hast du deine Gebilde? Laß sehen, was sind deine Produkte? Bewegte Luft! Was ist ihre Dauer? Vergangen sind sie in dem Augenblick ihrer Geburt! Was ist Bleibendes an deinen Tönen? Verklungen sind sie, sobald sie das Ohr gestreift haben! Greifbares aber, Schaubares, Habhaftes bleibt nicht zurück!

Du hast Recht, mein kluges Schwesterlein! sichtbare und greifbare Tonschöpfungen habe ich bis jetzt noch nicht zuwege gebracht. Meine Fabrikate sind auf's Hören eingerichtet. Uebrigens ist das Gehör, mein' ich, doch auch ein respektabler Sinn! Was würdest du sagen, wenn ich dir deinen Tadel heimgeben und dir vorwerfen würde, daß man deine Bauten bloß mit dem Auge und nicht auch mit dem Ohre genießen könne? Du hast Recht: meine

Töne sind vergänglich und flüchtig. Aber das ist ihre Natur und sie thun damit nur ihre Schuldigkeit. Sie sollen nicht länger dauern, als meine Musiker haben wollen. Es wäre meiner Treu nimmer schön, wenn jedes Musikstück oder gar jeder angeschlagene Ton seit Jubal fortklingen würde bis heute und in Ewigkeit! Dessenungeachtet ist es nicht wahr, daß meine Kunstwerke in dem Momente sterben, in welchem sie zur Welt geboren sind. Sie schlafen nur: du kannst sie jeden Augenblick aufwecken. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß du sie wieder haben und genießen kannst, so oft du willst. Deine Dome und Kathedralen — wenn sie im Staube liegen — wer wird sie wieder aufrichten oder so geschwind etwas Aehnliches dafür hinsetzen? Meine Sinfonien aber, wenn sie ausgeklungen haben, kann ich zu jeder beliebigen Stunde wieder in's Leben rufen. Ich winke nur einem meiner Diener: der ergreift den Zauberstab und flugs leben und klingen sie wieder. — Uebrigens, weißt du auch, was deine Verehrer von dir sagen, du starre, frostige Schönheit? Wenn sie dir ihre höchsten Lobsprüche spenden, so nennen sie dich „gefrorene Musik". An mir rühmt man den lebenswarmen Athem und die zauberische Wirkung, mit welcher ich die Menschen elektrisire, daß es ihnen in allen Gliedern zuckt.

Frau Musika fängt an das Maul zu brauchen; sie hat's auch nöthig, wenn sie mit ihren Schwestern fertig werden will. Denn da kommt schon die Skulptur herangezogen und deutet mit Pathos auf ihre Bildsäulen und Reliefs. Sieh her, ruft sie, du weit geringere denn ich, sieh, was ich dem spröden Erz und Stein abgewonnen! Diesen Laokoon, diesen Apoll, diese Ariadne, diese Amazone! Sieh dieser Linien klassische Schönheit, diese Grazie und wieder diese Kraft! — Ja, und erst meine Schöpfungen, ruft nun auch die Malerei darein, sieh meiner Farben Sattheit und Nuancirung, meine Licht- und Schatteneffekte, meine perspektivische Kunst, diese herausragende Körperhaftigkeit meiner Gestalten, die doch alle nur auf einer Leinwandfläche liegen — und dieses Leben! rufen sie beide zusammen, diese Natur! diese Treue der Nachahmung! Da weiß man doch, was ein Jegliches sein und bedeuten soll; aber dein Tönegemisch, du gute Musika, was soll's bedeuten? wo ist der Gegenstand der Natur, den es vorstellt und nachbildet?

Ich bitt' euch, werthe Schwestern, ich bitt' unterthänig um's Wort. Vom Leben eurer Gestalten redet ihr. Das ist aber, mit eurer Erlaubniß, doch nur in sehr uneigentlichem Sinne wahr. Ich wüßte nicht, daß eine eurer Figuren jemals wirklich gelebt hätte, es wäre denn etwa damals gewesen, als „Pygmalion mit glühendem Verlangen den Stein umschloß, bis in des Marmors kalte Wangen Empfindung glühend sich ergoß." Seitdem hat keine Statue mehr gelebt, außer etwa der steinerne Gast im Don Juan. Meine Schöpfungen aber, die, ja die leben wirklich, wenn ich anders recht verstehe, was Leben heißt, nämlich Bewegung in Raum und Zeit. Die Tonschwingungen, die ich durch den Raum hinsende und die mit beflügeltem Fuß durch die Zeit hineilen, die haben wirkliches und wahrhaftiges Leben.

Wenn ihr aber mit ruhmredigem Munde von eurer treuen Nachbildung der Natur sprechet, und wenn ihr mich höhnisch fraget, was denn meine Sinfonien vorstellen sollen, so bekenne ich mit Stolz, daß ich nicht darauf angewiesen bin, nur eben nachzubilden, was die äußere Natur mir zeigt, wie ihr, die ihr nichts habt und nichts leisten könnet, wozu nicht die grobe Körperwelt euch das Modell liefert. Nein, nicht nach äußeren Vorlagen, sondern nach inneren Phantasiegebilden arbeite ich; nicht Fremdes und Entlehntes, sondern Selbsteigenes ist's, was ich zu Tage fördere, nicht aus der Sichtbarkeit, sondern aus der eigenen Gefühlstiefe hole ich meine Stoffe; mit einem Wort: ich schaffe — ihr kopiret.

Und noch Eins! Laßt sehen, welches ist das Material, in welchem wir arbeiten und aus welchem unsere beiderseitigen Schöpfungen bestehen? Was sind eure Kunstwerke? Behauener Stein, geformtes Erz, geschnitztes Holz, bemalte Leinwand — es sind schwere, grobe Erdenstoffe, die auch bei der kunstvollsten Bearbeitung mit dem Charakter der Materialität behaftet bleiben. Ich hingegen arbeite in einem Materiale, das nicht mehr materiell, nicht mehr körperlich ist, wenn es gleich herrührt von der körperlichen materiellen Welt. Der Ton ist mein Material und der ist etwas Unkörperliches, Immaterielles, obgleich er entstanden ist aus Körperlichem, nämlich aus schwingenden Saiten oder aus erzitterndem Blech, kurz aus Bebungen der Luft. Seine Abstammung ist materiell; er selbst aber, der Ton ist es nicht mehr. Sein Ursprung ist die Körperwelt; er selbst aber ist frei von dem Bau und Gewicht derselben. Und darum, liebe Schwestern, kann ich ohne Eigendünkel sagen, daß ich die feinste, sublimste, geistigste unter euch allen sei.

Es ist nicht zu leugnen, Frau Musika hat Selbstgefühl und weiß ihre Würde zu behaupten. Aber sie hat auch Mäßigung genug, um in Bescheidenheit zurückzutreten, wo sie nicht konkurriren kann. Wenn die Dichtkunst auftritt, beugt die Tonkunst ehrerbietig das Haupt und läßt derselben ohne Weiteres den Vortritt. Denn sie fühlt, daß die Poesie die absolut höchste, weil sie die geistigste, ja, die rein geistige Kunst ist. Neidlos bietet die Musik dieser erhabenen Schwester die Hand und freundlich ist sie von jeher auch angenommen worden. Von jeher haben die beiden einander gesucht und geliebt. Und was aus dem Bunde zwischen Dichtkunst und Tonkunst Hohes hervorgegangen ist, das vernehmen wir, so oft wir ein gutes Lied singen hören oder einer Oper, einem Oratorium anwohnen. Gegen die Poesie also brauchen wir die Musik nicht zu vertheidigen. Denn die Poesie selber hat die geheimnißvolle Zaubermacht der Tonkunst jeder Zeit hoch geschätzt und gepriesen, ja sogar ihr die Fähigkeit zugestanden, manchen Stimmungen und Gefühlen vollständiger Genüge zu thun, als sie selbst es vermag. Denn des Dichters Handwerkszeug ist lediglich das Wort. Das ist der Vorzug und der Mangel der Poesie. Der Vorzug: denn durch's Wort vermag sie die Gefühle der Menschenbrust in bestimmter, klarer Fassung auszudrücken; aber es ist auch zugleich ihr Mangel: denn es gibt Gefühle, die sich schlechterdings nicht vollständig in Worte fassen lassen. Des Musikers Handwerkszeug ist der Ton. Der Ton aber ist etwas Anderes, als das Wort und der Gedanke, und darin liegt ebensowohl der Vorzug als der Mangel der Musik. Ihr Mangel: denn sie sagt nichts, d. h. nichts

bestimmt Definirbares; ihr Vorzug: denn sie sagt das Unsagbare, sie spricht das Allerinnigste aus. Jene elegische Mondscheinstimmung z. B., welche der Musiker mit seinen Molltonarten bewirkt, ist etwas, das der Dichter mit seinen Mitteln schwerlich so vollkommen erzielen kann. Und daß ich noch einen Punkt nenne, die Liebe; wer wird ihre Gefühlstiefen tiefer ausschöpfen, der Musiker oder der Dichter? Haben wir nicht des Dichters eigenes Zugeständniß:

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles was sie will, verschönen.

Nach alledem sind wir wohl zu dem Urtheil berechtigt, daß die Musik mit nichten die geringste unter den Künsten sei. Es fragt sich aber, ob nicht dennoch der Rang und Werth der Musik darum niederer zu taxiren ist, weil sie nur einem Theile der Menschenkinder ihre Wohlthaten spendet, sofern bekanntlich sehr Viele für die Musik nicht organisirt sind. Was hilft die Tonkunst, wie edel sie auch an sich sein mag, was hilft sie den Tausenden, die nun einmal nicht jene glückliche Schädelbildung besitzen, die den Musikalischen eigen ist, wie sich an Mozart, Haydn, Beethoven und anderen musikalischen Häuptern nachweisen läßt. Das Organ des Tonsinns ist nämlich, wie uns Gall belehrt, „eine am oberen äußeren Augenhöhlenrand befindliche Erhabenheit, welche der Stirne ein etwas winkliches Aussehen gibt." — Wer diese glückliche Erhöhung an seinem Haupte nicht entdecken kann, der tröste sich damit, daß dafür seine Stirne kein winkliches Aussehen hat, oder meinetwegen auch damit, daß die Gall'sche Schädellehre bis dato noch auf etwas unsichern Füßen steht. Wie dem aber sein mag, Faktum ist, daß der Sinn für Musik Vielen von Haus aus abgeht. Allein es ist sehr die Frage, ob es nicht eben so viele Leute gibt, denen der Formensinn oder der Farbensinn, d. h. die Empfänglichkeit für Skulptur, Malerei und Architektonik mehr oder minder versagt ist? Ja, ich möchte sagen: die musikalische Anlage ist verbreiteter und allgemeiner, als das Talent für die bildenden Künste. Die Musik wirkt im Durchschnitt viel stärker und unmittelbarer auf die Menschen und erfordert, um genossen zu werden, viel weniger Kunstbildung, als die genannten andern Künste. Stellen Sie einen Naturmenschen vor eine schöne Statue oder ein gelungenes Gemälde, — er wird wenig damit anzufangen wissen. Aber lassen Sie ihn eine Sinfonie, einen vielstimmigen Chor oder gar — eine Polka hören und er wird vor Freuden hüpfen: denn das ist eine Sprache, die verstehet der Mohr und Kalmuck. Es ist auch recht weislich so eingerichtet, daß der Musiksinn in den meisten Menschen stärker ist, als der Sinn für jene anderen Künste. Denn musikalische Genüsse sind der Natur der Sache nach für Jedermann viel leichter zu erlangen, als sonstige Kunstgenüsse. Wenn wir auch noch so viele Glyptotheken und Pinakotheken bauen, so kommen doch diese Herrlichkeiten jedenfalls 99 Prozenten der Menschheit nicht zu gut; und wenn der Abdruck und die Vervielfältigung durch Photographie, Oelfarbendruck, Gipsfiguren u. s. w. noch so sehr in Schwung kommt, so werden dennoch immer die Werke der bildenden Kunst nur dem kleinsten Theile der Welt zugänglich bleiben. Die Musik aber steht so ziemlich einem Jeden offen, da ein Jeder zum mindesten ein Instrument besitzt, das unter allen das edelste und außerdem am leichtesten zu spielen ist — die menschliche Stimme. Es ist nicht der unbedeutendste unter den Vorzügen der Musik, daß sie von allen Künsten die populärste, herablassendste und auch für die niedersten Volksklassen erreichbar und genießbar ist.

(Schluß folgt.)

Ein Stammbuchblatt von Ludwig Uhland.

Um Mitternacht, auf pfadlos weitem Meer,
Wann alle Lichter längst im Schiff erloschen,
Wann auch am Himmel nirgends glänzt ein Stern,
Dann glüht ein Lämpchen noch auf dem Verdeck,
Ein Docht, vor Windesungestüm verwahrt,
Und hält dem Steuermann die Nadel hell,
Die ihm untrüglich seine Richtung weist.
Ja! wenn wir's hüten, führt durch jedes Dunkel
Ein Licht uns, stille brennend in der Brust.

Tübingen, 2. Dezember 1858.

L. Uhland.

Das Gespensterhaus.

Von Eduard Bulwer.

Einer meiner Freunde, ein Gelehrter und Philosoph, sagte mir eines Tages, wie zwischen Ernst und Scherz: „Denken Sie sich! seit wir uns zuletzt trafen, entdeckte ich im Herzen von London ein Haus, worin es spukt.“

„Worin es spukt? — wirklich? — und was geht um? Geister?“

„Der Himmel weiß es, ich kann keine dieser Fragen beantworten; alles was ich darüber sagen kann, ist, daß ich und meine Frau vor sechs Wochen eine möblirte Wohnung suchten. Während wir eine ruhige Straße durchwanderten, sahen wir an dem Fenster eines der Häuser einen Zettel mit der Aufschrift: ‚Möblirte Zimmer zu vermiethen.‘ Die Lage sagte mir zu, wir traten in das Haus ein, die Wohnung gefiel uns, wir mietheten sie für eine Woche, und — verließen sie bereits am dritten Tage wieder. Keine Macht der Welt hätte meine Frau bewegen können, länger zu bleiben, und ich selber wundere mich nicht darüber!“

„Und was sahen Sie dort?“

„Entschuldigen Sie, ich will weder lächerlich erscheinen als ein abergläubischer Träumer, noch Ihnen zumuthen, meine Aussage, die Sie ohne die Bestätigung Ihrer eigenen Sinne für unglaublich halten würden, als Wahrheit anzunehmen. Ich will nur dieß sagen: es war nicht sowohl, was wir sahen und hörten (wovon Sie leicht voraussetzen könnten, daß wir die Narren unserer eigenen erregten Phantasie oder die Opfer des Betrugs Anderer gewesen wären), vielmehr war es eine unerklärliche Angst, die uns Beide ergriff, so oft wir an der Thüre eines gewissen unbewohnten Zimmers vorbeigingen, in welchem wir weder etwas sahen noch hörten. Und das Wunderbarste von allem war, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben mit meiner Frau übereinstimmte; ja nach der dritten Nacht mußte ich ihr Recht geben, daß es unmöglich sei, noch eine vierte in dem Hause zuzubringen. Demzufolge suchte ich am vierten Morgen die Hausfrau auf, sagte ihr, daß die Gelasse uns nicht ganz entsprechend seien und daß wir nicht wünschten, die ganze Woche da zu bleiben. Trocken erwiderte sie mir: „Ich weiß warum! Doch hielten Sie es länger aus, als irgend Jemand vorher. Wenige brachten eine zweite Nacht hier zu, keiner vor Ihnen eine dritte. Aber ich glaube, sie sind sehr freundlich gegen Sie gewesen!“

„Sie — wer?“ fragte ich mit einem erzwungenen Lächeln.

„Nun, sie die in dem Hause umgehen, wer sie auch sein mögen. Ich kümmere mich nicht um sie; ich erinnere mich ihrer schon seit vielen Jahren, als ich selbst noch in diesem Hause, und zwar nicht als Dienerin, wohnte; aber ich weiß auch, daß sie eines Tages mein Tod sein werden. Was verschlägts — ich bin alt und muß früher oder später doch hier sterben; und dann werde ich immer noch bei ihnen in diesem Hause sein!“ Die Frau sprach diese Worte mit solch ernster, schauerlicher Ruhe, daß wirklich eine Art Furcht mich verhinderte, länger mit ihr über diesen Gegenstand zu reden. Ich bezahlte die bedungene Wochenmiethe und ich sowohl als meine Frau dankten Gott, daß wir so guten Kaufs davonkamen.

„Freund, Sie erregen meine Neugierde,“ sagte ich; „nichts könnte mich mehr reizen, als in einem Hause zu schlafen, wo es nicht geheuer ist. Bitte, bezeichnen Sie mir den Ort, den Sie so feige verlassen haben.“

Mein Freund gab mir die Adresse, wir trennten uns und unverweilt ging ich nach dem bezeichneten Hause.

Es lag an der Nordseite der Oxfordstraße, in einer trübseligen aber anständigen Quergasse. Ich fand das Haus verschlossen — kein Zettel am Fenster und keine Antwort auf mein Klopfen. Eben wollte ich meiner Wege gehen, als ein Bursche, welcher Bierkrüge trug, mir zurief: „Suchen Sie Jemand in dem Hause da?“

„Ja wohl, ich hörte es sei zu vermiethen.“

„Zu vermiethen? — Ei, die Hausfrau ist todt — ist schon seit drei Wochen todt und kein Mensch will sich mit dem Hause befassen, Herr Jackson mag noch so viel bieten. Meiner Mutter, die bei ihm arbeitet, bot er ein

Pfund wöchentlich nur für das Auf- und Zumachen der Fenster und sie wollte nicht!"

„Wollte nicht? — und weshalb?"

„Das Haus ist verrufen, und die alte Frau, welche es hütete, wurde mit weit geöffneten Augen todt in ihrem Bette gefunden. Die Leute sagen, der Teufel habe sie erwürgt."

„Schrecklich! — doch was ist's mit Herrn Jackson? Ist dieser der Eigenthümer des Hauses?"

„Ja."

„Wo wohnt er?"

„In der Gibbonstraße Nr. 3."

„Was ist er? — Treibt er irgend ein Geschäft?"

„Nein, er treibt nichts Besonderes; er ist ein einzelner Herr."

Ich gab dem Jungen ein Trinkgeld, das er durch seine freiwilligen Mittheilungen verdient hatte, und schlug den Weg nach Herrn Jackson's Wohnung ein. Glücklicherweise traf ich den Eigenthümer zu Hause; es war ein ältlicher Mann, mit einer intelligenten Gesichtsbildung und einnehmenden Manieren. Ich nannte ihm meinen Namen und mein Vorhaben und sagte frei heraus, ich hätte gehört, das fragliche Haus sei als unheimlich verschrieen, aber bei meinem seltsamen Verlangen, ein Haus von so zweideutigem Rufe zu untersuchen, würde ich ihm sehr verbunden sein, wenn er mir dasselbe auch nur auf eine Nacht überlassen wollte. Für diese Vergünstigung sei ich Willens, jede Summe, die er fordern möchte, zu bezahlen.

„Mein Herr," sagte der Eigenthümer mit großer Höflichkeit, „das Haus steht zu Ihrer Verfügung auf so lange oder kurze Zeit es Ihnen beliebt! Miethzins kommt nicht in Betracht — die Verbindlichkeit wird auf meiner Seite sein, falls es Ihnen gelingt, die Ursache des befremdenden Phänomens, welches gegenwärtig das Haus ganz werthlos macht, zu entdecken. Ich kann es nicht vermiethen, da ich keinen Diener bekomme, der es beaufsichtigt. Zum Unglück ist dieß Haus nicht allein bei Nacht unsicher, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, sondern auch bei Tage; obgleich Nachts die Störungen unangenehmer und bisweilen gewaltsamer sind. Die alte Frau, welche vor drei Wochen darin starb, war eine Arme, die ich aus dem Spital genommen; sie hatte in ihrer Jugend Umgang mit meiner Familie gehabt und sich einst in so guten Umständen befunden, daß sie das Haus, in welchem sie ihren Tod fand, von meinem Oheim miethete. Sie war eine Frau von guter Erziehung und gesundem Verstand, und die einzige Person, die ich bewegen konnte, in dem Hause auszuharren. Seit ihrem plötzlichen Tode und der Untersuchung des Todtenschauers verbreitete sich in der Nachbarschaft das Gerücht von der Unheimlichkeit des Hauses immer weiter und ich zweifle sehr daran, einen Hüter für dasselbe zu finden, geschweige einen Miethsmann, obgleich ich es gern unentgeltlich für ein ganzes Jahr an Jemand überlassen würde, der nur die Steuern und Taxen bezahlte."

„Wie lange ist es wohl her, seit das Haus diesen unheilvollen Charakter angenommen hat?"

„Das kann ich Ihnen kaum sagen, jedoch muß es schon viele Jahre her sein, denn die alte Frau, von der ich sprach, behauptete, daß es schon vor dreißig und vierzig Jahren, als sie das Haus bewohnte, darin gespukt habe. Ich brachte mein Leben in Ostindien, im Civildienste der Kompagnie zu; letztes Jahr kehrte ich nach England zurück, um als Erbe das Vermögen eines Onkels anzutreten, unter dessen Besitzungen sich auch dieses Haus befand. Als ich dasselbe übernahm, war es verschlossen und unbewohnt; man sagte mir, es sei verrufen und Niemand wolle darin wohnen. Ich lächelte über das Gerede, gab einiges Geld für Reparaturen aus, fügte zu den altmodischen Möbeln noch einige neuere und auf eine öffentliche Ankündigung erhielt ich auch auf ein Jahr einen alten pensionirten Oberst zum Miether. Dieser zog mit seiner Familie, einem Sohn, einer Tochter und vier oder fünf Dienern ein; aber sie verließen das Haus schon am andern Tag wieder und obwohl sie in ihren Aussagen nicht übereinstimmten, sprachen doch Alle von etwas Entsetzlichem, das ihnen widerfahren sei. Mein Gewissen erlaubte mir nicht, den Oberst zu verklagen oder zu tadeln, daß er den Vertrag gebrochen, und so übergab ich denn das Haus der alten Frau und bevollmächtigte sie, dasselbe zimmerweise zu vermiethen. Aber nie hatte ich einen Miether länger als drei Tage. Ich verschweige Ihnen die Geschichten, die mir berichtet wurden, denn nicht bei zweien der Miether haben sich genau dieselben Erscheinungen wiederholt. Es ist besser, Sie urtheilen selbst und betreten das Haus ohne vorgefaßte Meinung; nur bereiten Sie sich vor, das Eine oder Andere zu sehen und zu hören, und ergreifen Sie alle Vorsichtsmaßregeln, die Ihnen nöthig scheinen."

„Hatten Sie selbst," fragte ich, „nie die Neugierde, eine Nacht in dem Hause zuzubringen?"

„Allerdings. Ich brachte zwar keine Nacht, wohl aber drei Stunden bei hellem Tageslicht allein dort zu; freilich meine Neugierde wurde nicht befriedigt, aber doch so gestillt, daß ich ferner keinen Wunsch hegte, das Experiment zu erneuern. Und nun können Sie nicht klagen, mein Herr, daß ich nicht ganz offen gegen Sie gewesen sei, ja ich rathe Ihnen ehrlich, keine Nacht in jenem Hause zu verbringen, so entschieden auch Ihr Verlangen und so stark Ihr Nervensystem sein mag."

„Mein Interesse ist auf's Höchste gespannt," sagte ich, „und obgleich nur ein Feigling mit seinen starken Nerven in einer ihm völlig unbekannten Lage prahlen wird, versichere ich Ihnen doch, daß meine Kraft schon in so verschiedenen Gefahren erprobt worden ist, daß ich ein Recht habe, mich auf sie sogar in einem Geisterhause zu verlassen!"

Herr Jackson sagte Weniges mehr; er nahm die Schlüssel des Hauses aus seinem Schreibtisch, gab sie mir und indem ich ihm verbindlich für seine Artigkeit und die gütige Unterstützung meines Vorhabens dankte, eilte ich an's Werk.

Sobald ich meine Wohnung erreicht hatte, suchte ich meinen Diener auf, der ein junger Mann von heiterem Gemüthe, furchtlosem Geiste und so frei von jedem abergläubischen Vorurtheil war, wie man sich nur irgend Einen denken konnte.

„Franz," sagte ich zu ihm, „erinnerst Du Dich noch, wie wir bei unserem letzten Aufenthalte in Deutschland enttäuscht waren, als wir in dem alten verrufenen Schlosse die kopflose Erscheinung, die es unsicher machen sollte,

nicht gewahr wurden? — Gut, ich habe jetzt von einem Haus in London gehört, von welchem ich Grund habe zu glauben, daß es wirklich nicht geheuer sei, und dort will ich heute Nacht schlafen. Nach allem gibt es ohne Zweifel dort etwas zu sehen oder zu hören — vielleicht etwas äußerst Schreckliches. Glaubst Du, wenn ich Dich mit mir nehme, daß ich auf Deine Geistesgegenwart trauen darf, was sich auch immer zutragen mag?"

„O Herr, zählen Sie auf mich!" antwortete Franz vor Freude strahlend.

„Wohlan — hier sind die Schlüssel des Hauses, auf diesem Zettel ist Straße und Nummer angegeben, gehe nun voraus, richte für mich irgend ein beliebiges Schlafzimmer, und da das Haus schon seit Wochen unbewohnt ist, so mache ein gutes Feuer, lüfte die Betten wohl, und sorge, daß Lichter in Menge vorhanden sind. Nimm meinen Revolver und Dolch zu meiner Bewaffnung mit, rüste Dich selbst gleich gut aus, und wenn wir es dann mit einem Dutzend Geister nicht aufnehmen, so sind wir wahrlich ein trauriges Paar Engländer."

Den Rest des Tages mußte ich dringenden Geschäften nachgehen und hatte wenig Muße über mein nächtliches Abenteuer, in das ich meine Ehre gesetzt hatte, nachzudenken. Ich speiste allein und las nach alter Gewohnheit während dem Essen. Das Buch, das ich gewählt, war ein essay von Macaulay; ich gedachte, dieses Buch mit mir zu nehmen, denn es enthielt so viel Lebensweisheit und war so gesunden Styls, daß es als Gegenmittel wider den Einfluß abergläubischer Einbildungen dienen konnte.

Ungefähr um halb neun Uhr steckte ich das Buch in die Tasche und schlenderte nach dem geheimnißvollen Hause. Mich begleitete mein Lieblingshund — ein äußerst scharfsinniger, kühner und wachsamer Rattenfänger — ein Hund, der es liebte, in unheimlichen Winkeln und Durchgängen nächtlicherweile nach Ratten umherzuschweifen — ein Kapitalhund, der einen Geist stand wie kein zweiter.

Es war eine frostige Sommernacht, der Himmel düster und mit Wolken bedeckt; doch schien der Mond, zwar matt und trübe, aber es war doch immer ein Mond, und erlaubten es die Wolken, so konnte er nach Mitternacht heller werden.

Ich erreichte das Haus, klopfte, und mein Diener öffnete mir mit heiterem Lächeln.

„Alles in Ordnung, Herr, und sehr behaglich!"

„O!" rief ich ziemlich enttäuscht, „hast Du nichts Bemerkenswerthes gesehen oder gehört?"

„In der That, Herr, ich muß gestehen, daß ich etwas Wunderliches hörte!"

„Was war es — was?"

„Das Geräusch von Fußtritten hinter mir, und ein oder zwei Mal vernahm ich ein leises Flüstern — weiter nichts."

„Und Du bist nicht im mindesten erschreckt?"

„Ich? nicht im geringsten!" Der kühne Blick des Burschen ermuthigte mich einigermaßen; ich war gewiß, daß er mich nicht verlassen würde, geschähe auch, was da wollte.

Wir befanden uns in der Hausflur, die Hausthüre war geschlossen und nun richtete sich meine Aufmerksamkeit auf meinen Hund. Anfangs war er frisch vorwärts gelaufen, aber bald kam er nach der Thüre zurückgekrochen und verlangte kratzend und winselnd hinaus. Nachdem ich ihm den Kopf gestreichelt und ihn freundlich ermuthigt hatte, schien der Hund mit seiner Lage ausgesöhnt, er folgte mir und meinem Franz durch das Haus, hielt sich jedoch immer dicht hinter meinen Fersen, anstatt wie sonst an fremden Orten neugierig vorauszueilen. Zuerst untersuchten wir die im Erdgeschoß gelegenen Zimmer, die Küche und sonstigen Räumlichkeiten und hauptsächlich den Keller, in welchem sich noch ein paar Flaschen Wein vorfanden, sie waren mit Spinnweben bedeckt und mußten schon seit Jahren unberührt dagelegen haben. Es war gewiß, daß die Geister keine Weintrinker waren. Weiter entdeckten wir nichts Bemerkenswerthes. Hinter dem Hause war ein kleiner düsterer Hof mit sehr hohen Mauern; auf dem Pflaster hatte sich von Staub und Feuchtigkeit eine schlüpfrige Kruste gebildet, auf welcher unsere Füße leichte Spuren zurückließen. Jetzt erschien das erste seltsame Phänomen, welches ich in dieser fremden Behausung gewahr wurde. Ich sah, wie sich gerade vor mir plötzlich eine Fußstapfe bildete; ich stand stille, faßte meinen Diener an und deutete darauf hin. Eine Fußstapfe folgte der andern in fortschreitender Richtung. Wir Beide sahen es. Ich eilte zu der Stelle; es entstand wieder vor mir eine kleine Fußstapfe — der Fuß eines Kindes: der Abdruck war zu schwach, um die Form genau unterscheiden zu können, aber es schien uns Beiden, daß es die Spur eines nackten Fußes sei. Dieses Phänomen hörte auf, als wir an die entgegengesetzte Mauer kamen, auch wiederholte es sich nicht, als wir zurückkehrten. Wir stiegen aus dem Hofe die Stufen hinauf und traten in die Zimmer des unteren Stockwerks: in ein Eßzimmer, ein kleines Hinterzimmer und noch ein kleineres drittes Zimmer, welches wahrscheinlich für den Bedienten bestimmt war — überall Todtenstille. Dann traten wir in das Wohnzimmer, welches neu hergerichtet war. In der Vorderstube setzte ich mich in einen Lehnstuhl; Franz stellte die Lichter, mit denen er geleuchtet hatte, auf den Tisch. Ich befahl ihm, die Thüre zu schließen. Als er sich umkehrte, es zu thun, bewegte sich ein Stuhl, welcher mir gegenüber an der Wand stand, rasch und geräuschlos und blieb ungefähr eine Elle von meinem eigenen Stuhl entfernt stehen.

„Ei nun, das ist besser als Tischrücken," sagte ich mit halbem Lachen, und während ich lachte, richtete mein Hund den Kopf in die Höhe und heulte.

Franz bemerkte, als er zurückkam, die Veränderung des Stuhles nicht. Er bemühte sich jetzt, den Hund zu beruhigen. Ich blickte beständig auf den Stuhl und meine Einbildung sah darauf in blaßblauen, nebelhaften Umrissen eine menschliche Gestalt; die Umrisse waren aber so unbestimmt, daß ich meinem eigenen Gesicht nicht trauen konnte. Der Hund war nun ruhig. „Setze diesen mir gegenüberstehenden Stuhl weg," sagte ich zu Franz; „stelle ihn an die Wand zurück."

Franz gehorchte. „Waren Sie das, Herr?" fragte er, sich plötzlich umwendend.

„Ich? — was?"

„Nun, etwas berührte mich. Ich fühlte einen heftigen Schlag auf der Schulter, gerade hier."

„Nein," sagte ich. „Aber wir haben Gaukler in der Nähe und obgleich wir ihre Possen nicht entdecken, werden wir sie doch fangen, ehe sie uns bange machen."

Wir blieben nicht lange in der Wohnstube — sie war so feucht und frostig, daß ich mich hinauf nach dem Feuer sehnte. Wir verschlossen die Thüren der Wohnzimmer, eine Vorsicht, welche wir, wie ich zu bemerken vergaß, auch beim Durchsuchen der übrigen Gelasse beobachtet hatten.

Das Schlafzimmer, welches mein Diener für mich gewählt, war das beste des ersten Stockwerks; es war groß und hatte zwei nach der Straße gehende Fenster. Das altmodische Bett, welches einen nicht unbeträchtlichen Platz beanspruchte, stand dem Feuer gegenüber, das hell und lustig brannte; eine Thüre in der linken Wand, zwischen Bett und Fenster, führte in die Stube, die mein Bedienter sich angeeignet hatte. Letztere war klein und hatte keine Verbindung mit der Treppe, auch sonst keinen Ausgang, außer der Thüre, die in mein Schlafzimmer führte. Auf jeder Seite des Kamins waren Wandschränke, ohne Schloß und mit derselben dunkelbraunen Tapete bekleidet wie die Wände. Wir durchforschten diese Schränke und fanden außer Haken, um Frauenkleider aufzuhängen, nichts Weiteres; wir untersuchten die Wände — die äußern Mauern des Gebäudes — und alle erwiesen sich augenscheinlich massiv. Nachdem wir die Besichtigung dieser Gemächer beendigt hatten, erwärmte ich mich einige Augenblicke am Kamin und brannte eine Cigarre an, um dann mein Recognosciren zu vollenden. Am Vorplatz befand sich eine fest verschlossene Thüre.

„Sonderbar," sagte mein Diener mit großem Staunen, „ich schloß die Thür mit allen den andern auf, als ich herkam; sie kann nicht von innen zugeriegelt sein, denn es ist kein —"

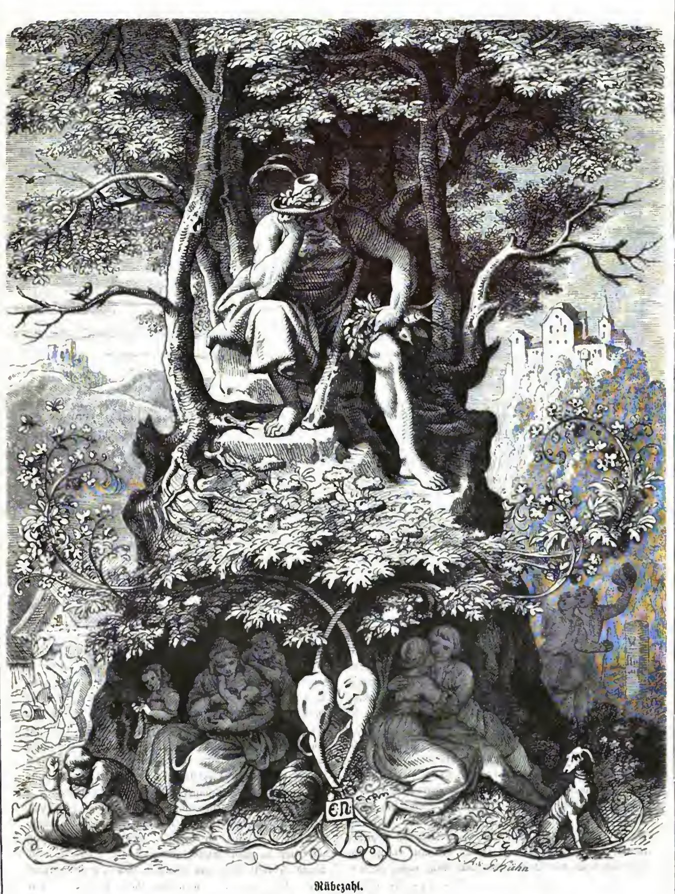
Bevor er mit seinem Satz zu Ende war, öffnete sich die Thüre ruhig von selbst, ohne daß einer von uns sie berührt hätte. Wir sahen uns einen Augenblick an. Derselbe Gedanke ergriff uns Beide — irgend ein menschliches Wesen mußte hier verborgen sein. Ich stürzte zuerst hinein, mein Diener folgte mir. Es war ein kleines, ödes, düsteres Zimmer ohne Möbel, einige ausgeleerte Schachteln und Körbe in einer Ecke, ein schmales Fenster mit geschlossenen Läden, nicht einmal ein Kamin, auch keine Thüre, außer derjenigen, durch die wir eingetreten waren; kein Teppich lag auf dem Fußboden, und der Boden schien sehr alt, uneben, wurmstichig und hie und da ausgebessert, wie die helleren Flecken des Holzes zeigten, jedoch kein lebendes Wesen war darin, auch keine Möglichkeit, daß sich ein lebendes Wesen hätte verbergen können. Als wir rund herum blickten, schloß sich die Thür so ruhig, wie sie sich vorher geöffnet hatte: wir waren eingesperrt!

Im ersten Augenblick fühlte ich einen unbestimmbaren Schrecken durch meine Glieder zucken. Nicht so mein Diener. „Nun, sie werden uns doch nicht fangen, Herr! ich kann diese miserable Thür mit einem einzigen Fußtritt aufstoßen."

„Versuche zuerst, ob Du sie nicht mit der Hand öffnen kannst," sagte ich, indem ich die Furcht, die mich ergriffen hatte, abzuschütteln suchte, „ich will inzwischen die Läden öffnen und sehen, was draußen vor sich geht."

Ich entriegelte die Läden; das Fenster ging auf den kleinen Hinterhof, den ich vorher beschrieben; außen war kein Vorsprung, nichts als ein steiler Abhang, Niemand hätte vor dem Fenster Fuß fassen können, er wäre rettungslos nieder auf die Steine gestürzt.

Franz war mittlerweile vergebens bemüht, die Thüre zu öffnen. Er kehrte sich jetzt nach mir um und fragte mich, ob er Gewalt anwenden dürfe. Hier muß ich zur Rechtfertigung des Dieners bestätigen, daß er weit entfernt war, irgend einen abergläubischen Schrecken zu beweisen; seine Standhaftigkeit, seine Gemüthsruhe und sogar seine Heiterkeit unter diesen Umständen nöthigten mir die äußerste Bewunderung ab und ich wünschte mir Glück, einen so trefflichen, zu diesem Abenteuer durchaus passenden Begleiter zu besitzen. Ich gab ihm gern die gewünschte Erlaubniß. Aber obschon er ein merkwürdig starker Mensch war, blieben seine Kraftanstrengungen so erfolglos, wie seine gelinderen Bemühungen; die Thür wankte nicht einmal, trotz der derbsten Schläge. Athemlos und zitternd ließ er davon ab. Dann versuchte ich selbst die Thür zu sprengen, jedoch gleichfalls vergeblich. Als ich mit meinen Anstrengungen aufhörte, kam wieder das vorherige Entsetzen über mich, aber dieß Mal war es kälter und hartnäckiger. Es war mir, als ob etwas Seltsames und Schreckliches aus den Ritzen dieses Bodens sich erhöbe und aufstiege und die Atmosphäre mit einem giftigen, dem menschlichen Leben feindlichen Einfluß erfüllte. Die Thür öffnete sich jetzt ganz leise und ruhig, wie aus eigenem Antrieb. Wir beeilten uns, auf den Vorplatz zu kommen. Dort sahen wir beide ein großes blasses Licht, so groß wie eine menschliche Figur, aber gestalt- und wesenlos, sich vor uns hin bewegen und die Treppe hinaufsteigen, welche von dem Vorplatz nach dem Dachgeschoß führte. Ich folgte dem Lichte und mein Diener folgte mir. Es drang in eine kleine Dachstube ein, welche auf der rechten Seite des Treppenabsatzes lag und deren Thüre offen stand. Ich trat in demselben Moment ein. Das Licht zog sich alsbald in einen kleinen, äußerst glänzenden, lebhaften Körper zusammen, weilte einen Augenblick auf einem Bette in einer Ecke, zitterte und verschwand. Wir näherten uns dem Bette und untersuchten es; es war eine Art Himmelbett, wie sie gewöhnlich in den für Dienstboten bestimmten Dachkammern gefunden werden. Auf dem Schubkasten, welcher daneben stand, bemerkten wir ein altes, verblichenes, seidenes Halstuch, noch mit der Nadel in einer der halbgesäumten Seiten. Das Tuch war mit Staub bedeckt; wahrscheinlich gehörte es der alten Frau, die vor einiger Zeit in dem Hause starb, und das mochte ihr Schlafzimmer gewesen sein. Ich war neugierig genug, den Schubkasten aufzuziehen: es fanden sich ein paar weibliche Kleidungsstücke und zwei, mit einem schmalen blaßgelben Bande zusammengebundene Briefe. Ich nahm mir die Freiheit, mich in den Besitz dieser Briefe zu setzen. Sonst fanden wir in der Kammer nichts von Werth, auch erschien das Licht nicht wieder; aber wir hörten deutlich, als wir zurückkehrten, einen schallenden Fußtritt auf dem Estrich, gerade vor uns. Wir gingen durch die andern Dachstuben, die Fußtritte tönten stets vor uns her. Nichts



Rübezahl.
Illustration von Eugen Neureuther.
(Zu Seite 256.)

war zu sehen, nichts zu hören, als die Fußtritte. Ich hatte die Briefe in der Hand; eben als ich die Treppe hinabsteigen wollte, fühlte ich deutlich, wie mein Arm ergriffen und ein schwacher, sanfter Versuch gemacht wurde, die Briefe meiner krampfhaft geschlossenen Hand zu entziehen; ich hielt sie nur um so fester, und die Versuche hörten auf.

Wir erreichten mein Schlafzimmer wieder und mein Hund, der, wie ich jetzt bemerkte, uns nicht gefolgt war, als wir es verließen, hatte sich zitternd dicht an's Kamin gedrängt. Während ich aufmerksam die Briefe las, legte mein Diener die Waffen, die ich befohlen hatte mitzunehmen, auf einen Tisch neben dem Kopfende meines Bettes, dann beschäftigte er sich damit, den Hund zu besänftigen, der jedoch wenig auf seine Liebkosungen zu achten schien.

Die Briefe waren kurz, sie waren datirt, die Daten genau fünfunddreißig Jahre rückwärts. Augenscheinlich waren sie von einem Geliebten an seine Verlobte oder von einem Gatten an seine junge Frau gerichtet. Nicht allein die Ausdrucksweise, sondern auch eine bestimmte Hinweisung auf eine frühere Reise, bezeugten, daß der Schreiber ein Seefahrer gewesen sein mußte. Orthographie und Handschrift waren die eines gebildeten Mannes, aber die Sprache an und für sich war derb. In den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit lag eine Art ungestümer, wilder Liebe; aber hie und da waren dunkle, unverständliche Andeutungen auf ein Geheimniß — auf ein Geheimniß, das ein Verbrechen zu umhüllen schien. „Wir müssen einander lieben," war eine der Phrasen, deren ich mich noch erinnere, „weil Jedermann uns verabscheuen würde, käme Alles zu Tage." Weiter hieß es: „Laß Niemand in demselben Zimmer bei Dir schlafen — Du sprichst im Schlaf!" Und wieder: „Was gethan ist, ist gethan und bleibt es; ich sage Dir, nichts ist wider uns, es sei denn, daß die Todten zum Leben zurückkehren." Hier waren von einer Frauenhand mit besserer Schrift die Worte hinzugefügt: „Sie werden!" Am Ende des Briefes, der das neueste Datum trug, hatte dieselbe Hand folgende Worte geschrieben: „Starb zur See den 4. Juni, denselben Tag wie —"

Ich legte die Briefe weg und sann über ihren Inhalt nach. Da ich jedoch fürchtete, die Gedanken, denen ich mich hingab, möchten meine Festigkeit erschüttern, so beschloß ich, meinen Geist in einem völlig passiven Zustand zu erhalten, um Allem, was auch die hereinbrechende Nacht Wundersames bringen sollte, Trotz zu bieten. Ich raffte mich auf, legte die Briefe auf den Tisch, starrte in's Kaminfeuer, welches noch hell und lustig brannte, und schlug meinen Macaulay auf. Bis ungefähr um halb zwölf Uhr las ich ziemlich ruhig. Dann warf ich mich in den Kleidern auf mein Bett, sagte meinem Diener, er solle sich in sein Zimmer zurückziehen, solle sich jedoch wach erhalten. Die Thüre zwischen den beiden Zimmern bat ich ihn offen zu lassen. Auf dem Tisch am Kopfende meines Bettes ließ ich zwei Lichter brennen, meine Uhr legte ich neben die Waffen und mit Ruhe nahm ich wieder meinen Macaulay zur Hand. Mir gegenüber flackerte hell das Feuer und auf dem Teppich vor dem Kamin lag der Hund, dem Anscheine nach eingeschlafen. Nach ungefähr zwanzig Minuten fühlte ich eine eisigkalte Luft, wie einen Durchzug, an mir vorbeistreifen; ich glaubte, die Thüre zu meiner Rechten, welche mit dem Vorplatz in Verbindung stand, müsse sich geöffnet haben, aber nein — sie war geschlossen. Mein Blick wendete sich nun zur Linken und ich sah die Flamme der Kerzen heftig, wie durch einen Wind, erzittern. In dem gleichen Moment glitt die Taschenuhr, die neben meinem Revolver lag, sanft vom Tische — sanft, sanft — keine Hand war sichtbar — sie war fort. Ich sprang auf, ergriff den Revolver mit einer Hand, den Dolch mit der andern; ich war nicht Willens, daß meine Waffen das Schicksal der Uhr theilen sollten. So bewaffnet sah ich mich rings auf dem Fußboden um, aber meine Uhr war nirgends zu entdecken. Jetzt vernahm ich am Kopfende des Bettes drei abgemessene, laute, bestimmte Schläge; mein Diener rief mir: „Sind Sie es, Herr?"

„Nein! sei auf Deiner Hut!"

Der Hund erwachte jetzt, setzte sich auf die Hinterbeine und bewegte seine Ohren rasch hin und her. Seine Augen hielt er mit einem so eigenthümlichen Blick auf mich gerichtet, daß sich meine ganze Aufmerksamkeit auf ihn konzentrirte. Langsam erhob er sich, alle seine Haare sträubten sich, er stand ganz starr und mit demselben wilden Blick. Jedoch hatte ich keine Zeit, den Hund weiter zu beobachten, denn plötzlich stürzte mein Diener aus seinem Zimmer, und wenn ich je Entsetzen in einem menschlichen Antlitz sah, so war es in dem seinigen. Wenn er mir auf der Straße begegnet wäre, hätte ich ihn nicht erkannt, so entstellt war jeder seiner Gesichtszüge. Er eilte schnell an mir vorbei und flüsterte kaum hörbar: „Fliehen Sie, fliehen Sie! es ist hinter mir!" Er erreichte die Thüre, stieß sie auf und stürzte hinaus. Ich folgte ihm unwillkürlich auf den Vorplatz und befahl ihm zu bleiben, aber ohne auf mich zu achten, sprang er die Treppe hinab, hielt sich am Geländer fest und nahm oft mehrere Stufen auf einmal. Ich hörte die Hausthüre öffnen und hörte sie wieder zuwerfen — ich befand mich allein in dem Gespensterhaus!

Nur einen Augenblick blieb ich unentschlossen, ob ich meinem Diener folgen sollte oder nicht! Stolz und Neugierde verhüteten solch eine feige Flucht. Ich ging in mein Zimmer zurück, schloß die Thür hinter mir und trat vorsichtig in das Zimmer meines Dieners. Aber ich konnte nichts gewahren, was seinen Schrecken hätte rechtfertigen können. Nochmals untersuchte ich sorgfältig die Wände, um zu sehen, ob sich irgendwo eine verborgene Thür befände, doch war keine Spur einer solchen zu finden, nicht eine Spalte konnte ich an der dunkelbraunen Tapete entdecken. Wie? sollte das Ding, was es auch immer sein mochte, welches ihn so sehr erschreckte, nur durch mein eigenes Zimmer Eingang erlangt haben?

Ich kehrte in mein Zimmer zurück, schloß die Thür, welche in das Nebenzimmer führte und stand erwartungsvoll und vorbereitet am Kamin. Jetzt bemerkte ich, daß der Hund in einen Winkel geschlüpft und dicht gegen die Wand gedrückt war, als wollte er sich hier mit Gewalt einen Weg bahnen. Ich näherte mich dem Thier und sprach mit ihm; das arme Geschöpf war augenscheinlich außer sich vor Furcht. Es fletschte seine Zähne, der Speichel triefte von seinen Kinnbacken, und sicher würde

es mich gebissen haben, hätte ich es berührt. Wie es schien, erkannte er mich nicht. Wer je in einem zoologischen Garten ein Kaninchen von einer Schlange ergreifen sah, der mag sich eine Vorstellung von der Angst machen, die der Hund an den Tag legte. Alle Bemühungen, das Thier zu besänftigen, waren vergebens, und da ich befürchtete, sein Biß könne so giftig sein, wie der eines Hundes im Zustande der Wasserscheu, so verließ ich ihn, legte meine Waffen auf einen Tisch neben dem Kamin, setzte mich nieder und begann wieder in meinem Macaulay zu studieren.

Damit der Leser nicht glaube, ich suche mit einem Muthe zu prahlen, den ich nicht besessen, oder die Kaltblütigkeit zu übertreiben, die ich an jenem Abend bewiesen, erlaube ich mir, einige Bemerkungen hier einzuschalten, die auf den fraglichen Gegenstand selbst Bezug haben. — Ich halte nämlich dafür, daß Gegenwart des Geistes oder das, was man gewöhnlich Herzhaftigkeit nennt, ein verhältnißmäßig genaues Vertrautsein mit den Umständen bedingt, denen man entgegen zu gehen beabsichtigt, und in dieser Beziehung darf ich wohl sagen, daß ich hinlänglich vertraut mit allen Versuchen und Erfahrungen war, die in's Gebiet des Wunderbaren einschlagen.

In verschiedenen Welttheilen war ich Augenzeuge von mancherlei außerordentlichen Phänomenen gewesen — von Erscheinungen, die, wenn ich sie erzählen wollte, entweder gänzlich bezweifelt oder übernatürlichen Ursachen zugeschrieben werden würden. Meine Theorie darüber kommt darauf hinaus, daß das Uebernatürliche das Unmögliche ist, und das, was man übernatürlich nennt, nur ein Etwas in den Naturgesetzen ist, von dem man bis jetzt noch keine Kenntniß hatte. In Folge dieser Theorie hätte ich, wenn sich ein Geist vor mir erhübe, nicht das Recht zu sagen: „das Uebernatürliche ist möglich," sondern vielmehr: „die Sichtbarkeit eines Geistes ist, den angenommenen Ansichten entgegen, innerhalb der Gesetze der Natur, d. h. nicht übernatürlich!"

Bei Allem, wovon ich bisher Zeuge war und bei allen Wundern, welche die Liebhaber des Geheimnißvollen in unserem Zeitalter als authentische Thatsachen bezeichnen, wird immer eine materielle, lebende Vermittlung erfordert. Auf dem Festlande findet man noch immer Wundermänner, welche behaupten, Geister beschwören zu können. Für den Augenblick nun angenommen, daß sie wahr sprechen, so ist hier die lebendige materielle Form des Beschwörers gegenwärtig und er selbst ist die wesentliche Vermittlung, durch welche in Folge gesetzmäßiger Einzelnheiten gewisse fremdartige Phänomene sich unseren natürlichen Sinnen darstellen müssen.

Die Erzählung von Geistermanifestationen in Amerika wiederum als wahr angenommen, wie das Erschallen musikalischer oder anderer Töne, das Schreiben auf Papier von einer unsichtbaren Hand, das Bewegen von Möbeln und andern Gegenständen, ohne menschliche Beihilfe, das wirkliche Erscheinen oder die Berührung von Händen, zu welchen keine sichtbaren Körper vorhanden sind, mit einem Worte, alle bis jetzt als unerklärlich bezeichneten Erscheinungen haben, wenn man sie nur genau untersuchen wollte, ein Medium, d. h. ein lebendes Wesen zum Grunde, welches durch naturgesetzliche, wenn auch noch nicht allgemein bekannte, Eigenthümlichkeiten befähigt ist, dergleichen Zeichen hervorzubringen. Bei allen sogenannten Wundern, vorausgesetzt, daß keine Täuschung dabei im Spiele ist, sind stets menschliche Wesen, wie wir selbst, in Thätigkeit, von welchen oder durch welche die fühlbaren Wirkungen auf andere hervorgehen. Ebenso ist es mit den jetzt allgemein bekannten und anerkannten Erscheinungen des Mesmerismus oder der Elektrobiologie; auch hier sehen wir den Willen der behandelten Person durch eine wirkliche, lebendige Kraft berührt. Ist es nun Wahrheit, daß eine mesmerisirte Person dem Willen oder den Befehlen des Magnetiseurs, mit welchem sie in Rapport steht, zu folgen gezwungen ist, sei derselbe auch durch große Räume, vielleicht durch hunderte von Meilen von ihr getrennt, so ist auch hier die Folgeleistung durch materielle Einwirkung bestimmt, durch irgend ein wesenhaftes Fluidum, möge es nun Elektrizität, Odismus, Galvano-Magnetismus oder wie sonst genannt werden, welches die Kraft hat, den Raum zu durchdringen und Hindernisse zu überwinden, die sich der Uebertragung von einem Punkte zum andern entgegenstellen könnten. Alles, was ich bisher erfahren oder in dem verrufenen Hause noch ferner zu erfahren erwarten durfte, brachte die Ueberzeugung bei mir zuwege, daß auch hier eine Kraft oder ein Medium, das eben so vergänglich als ich selbst sein mußte, die Veranlassung oder Ursache sei, und diese Gewißheit verhinderte auf naturgesetzliche Weise jede Furcht bei mir, von welcher andere befallen werden mußten, welche in den Begebenheiten dieser merkwürdigen Nacht übernatürliche, mit dem gewöhnlichen Gange der Welt unvereinbare Dinge zu erblicken wähnten.

Die Vermuthung, daß Alles, was sich bis jetzt meinen Sinnen gezeigt hatte oder noch zeigen würde, sein Entstehen einem menschlichen Wesen verdanken müsse, welches mit der Kraft ausgerüstet sei, sich so darzustellen, und Beweggründe habe, so zu handeln, war in mir zur Gewißheit geworden, und ich war so von meiner Theorie, die sicher mehr philosophisch als abergläubisch genannt werden kann, eingenommen, daß ich mit voller Wahrheit zu behaupten wage, in einer so ruhigen Stimmung für Beobachtungen gewesen zu sein, wie nur irgend ein Experimentator, der die Bestandtheile einer seltenen, wenn auch schwierigen chemischen Verbindung zu zergliedern sucht. Je mehr ich meinen Kopf von unnöthigen Einbildungen und Grübeleien frei hielt, um so geeigneter war meine Stimmung für Beobachtungen und deshalb kräftigte ich auch Auge und Sinn an der Lektüre des lichtvollen Macaulay.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Düne.

Erzählung von **Fanny Lewald.**

Die Sonne schien hell auf den Platz Jean Bart, in dessen Mitte die Statue des tapfern Seehelden sich in wildphantastischer Bewegung auf ihrem Sockel erhebt. Vor dem Café Italien saßen rothhosige Offiziere, die Medaillen des Krimmkrieges und des italienischen Feldzuges auf der Brust, und tranken, ihre Cigarren rauchend, den Kaffee. Der Platz, auf dem kein Baum, kein Blatt, kein Grashälmchen zu sehen ist, nahm sich trotz des Sonnenscheins winterlich kahl aus und die Flamländerinnen aus dem Volke, welche mit ihren großen Kapuzenmänteln aus schwarzem Tuch, die heute noch völlig jenen Mänteln gleichen, die wir auf den alten deutschen und holländischen Gemälden früherer Jahrhunderte zu sehen gewohnt sind, hie und da über den Platz gingen, trugen dazu bei, das winterliche Ansehen zu vervollständigen.

Von dem großen Thurme von St. Eloi, der alten Hochwacht der Stadt, schlug es fünf Uhr. Das Glockenspiel klingelte sein langes Lied. Wir gingen die lange Straße hinunter, an wohlversehenen Magazinen, an den Geschäftslokalen von Schiffsmaklern und Dampfschiff- und Versicherungsgesellschaften vorüber nach dem Hafenplatz hinaus.

Der ganze innere Hafen, die ganzen Docks lagen voll Schiffe. Wie ein großes braunes Netzwerk zeichneten sich die Masten und Raaen mit ihrer Takelage gegen den hellen Himmel ab und lustig flatterten die Flaggen der verschiedenen Nationen von den Spitzen der Masten in die Luft, die länderverbindende Kraft des Meeres zu bekunden. Unter all den Flaggen und Wimpeln herrschte jedoch die französische Tricolore vor, denn es war der Hafen von D ü n k i r c h e n, in dem wir uns befanden.

Wie wir darauf verfielen, nach Dünkirchen zu gehen und gerade dort Seebäder zu nehmen, das thut hier nichts zur Sache. Auffallend und verwunderlich war es uns im Grunde selbst. Denn was hat man in Dünkirchen zu suchen, wenn man kein Kaufmann ist? und was war m i r Dünkirchen?

Seit den Tagen meiner Kindheit, in denen ich gelernt, daß ein Dünkirchen auf der Welt vorhanden sei, hatte ich kaum wieder an den Ort gedacht. Nur aus den Romanen der Frau von Genlis dämmerte mir eine Erinnerung an die petits dunquerkes, an jene kleinen, aus Muscheln zusammengesetzten Spielereien, im Gedächtniß auf, die man noch heute hier in Dünkirchen, wie in den meisten Seestädten, welche zugleich Badeorte sind, zum Kaufe feil bietet.

Aber Dünkirchen ist eine freundliche, hübsche und äußerst saubere Stadt. Selbst die Festungswerke, die kaum einer der bedeutenderen flandrischen Städte fehlen, verdüstern und beengen Dünkirchen nicht. Die Wälle sind mit Rasen grün bedeckt, durch die Gräben rauschen zur Zeit der Fluth die frischen Meereswogen, und wo man zu jeder Stunde die Schiffe kommen und gehen sieht, wo der Blick von dem in das Wasser hineinragenden Hafen-Bohlwerk der Estakade aus die freie Weite des Meeres beherrscht, da verlieren die Mauern und Thore und Wälle und Brücken für die Phantasie ihre Wirkung.

Ein Badeort im Sinne der Modebäder ist Dünkirchen nicht. Freilich hat es außerhalb der Stadt ein „Badehaus", in welchem man logieren und Beköstigung finden kann und in welchem ein paar kleine Säle behaglich zum Versammlungsorte eingerichtet sind. Aber die bei weitem größte Anzahl der Badegäste, die mit sehr geringen Ausnahmen Franzosen sind, wohnen in den verschiedenen Gasthöfen der Stadt und von Soireen, Konzerten, Theater und ähnlichen Genüssen wird man hier wenig oder nichts gewahr.

Man nimmt sein Bad, man spaziert auf dem köstlichen, von den Wellen wie eine Tenne festgeschlagenen Strande, wenn die Ebbe ihn frei gelegt hat, man sieht die Schiffe kommen und gehen, man sieht die Wasser steigen und fallen, man beobachtet die Möwe, die mit schnell gewendetem Fluge glänzend wie ein silberner Pfeil durch die Lüfte schießt, man hört auf das Rauschen der Wogen und auf das leise Pfeifen des kleinen Regenpfeifers, der mit leichtem Fuße im nassen Sande des Ufers umhertrippelt, und man spinnt sich in ein Hindämmern und Träumen ein, bei dem die Tage verfließen wie die Meereswellen, nur daß sie nicht wiederkehren wie diese.

Ohne eine bestimmte Absicht hinschlendernd, Einer neben dem Andern, waren wir zu Vieren durch den Innenhafen in den Außenhafen gelangt und hatten uns auf einer dort befindlichen Bank niedergelassen. Schnell und mit geschwelltem Segel fuhr das große Dünkirchener Lootsenboot in den Hafen ein. Es war ausgewesen, zu untersuchen, ob und wie eine Schaluppe, die vor wenig Tagen dicht vor der Einfahrt des Hafes auf den Sand gelaufen, zu heben oder zu zerstören sei, da sie den einkommenden Schiffen den Weg verengte.

Drüben schnaufte das große Petersburger Paketschiff seine letzten Dampfmassen aus und an dem blendend weißen Leuchtthurme zog der Rauch in breiten Streifen vorüber, um sich dann aufzulösen und in bräunlichem und weißem Gewölk über dem Wasser zu verschwinden.

Badegäste, Männer, Frauen und Mädchen, gingen an uns vorüber, wir achteten nicht sehr auf sie. Kinder, die mit ihnen waren, trugen Schaufeln, Eimer und Karren, im Ufersande damit zu spielen. Hie und da grüßte ein Vorüberkommender meine beiden jungen Gefährten, die am Orte heimisch waren, es fuhren Last-

Verlag von *Krais und Hoffmann* in Stuttgart.   Druck von Breitkopf und Hartel in Leipzig.

Hinrichtung der Johanna Gray.

wagen, Omnibus und Kabriolete von der Stadt zum Meere und vom Meere nach der Stadt, und auf den Wällen sah man die Soldaten scherzend miteinander ringen und fechten. Es waren Eindrücke, wie ein Panorama, wie ein Schattenspiel sie gibt: wechselnd und nicht tief, beschäftigend, ohne anzuregen, kommend, ohne daß man sie erwartet, verschwindend, ohne daß man sie vermißt.

Da, mit einem Male, sehe ich ein Mädchen vorüberschreiten, eine große, prächtige Gestalt. Ein hellgelbes, verblichenes Baumwollentuch, das ihr Haar völlig verhüllt, ist rund und flach um ihren Kopf geschlagen und hinten mit einem Knoten zusammengeknüpft. Eine Jacke von grobem blauem Tuch, eng und mit langer Taille, zeigt die vollendeten Formen des Rückens, der Arme und der Brust, die zu umspannen das schlechte Kleidungsstück kaum die nöthige Weite hat. Zu kurzem Rocke, der nicht bis zu den Knieen niederreicht, darüber ein wetterversuchtes, gelbliches Stück Wachstuch um Leib und Hüfte gebunden, einen Korb am Arme, ein zusammengerefftes, feines, aber sehr großes Netz an langer Stange auf der Schulter, so ging sie an uns vorbei, und mit einem Male waren wir alle aus unserm Hinträumen erweckt.

„Was ist das für eine Gestalt!“ rief der eine meiner Gefährten aus.

„Aber hast Du das Gesicht gesehen, die Augen und das Profil?“ fragte der Andere.

„Außer Fanny Elsler habe ich nie einen Menschen so gehen sehen,“ sagte ich selbst.

„An die Elsler habe ich eben auch gedacht!“ versicherte der älteste meiner Begleiter, und nun saßen wir da und blickten dem schönen Geschöpfe nach, so weit unser Blick es verfolgen konnte. Es war eine Lust, diese Gestalt und diesen Gang zu sehen. Das nackte Bein, der hochgespannte Fuß waren schön und kräftig, wie an der Statue der verwundeten Amazone; jeder Tritt, jeder Schritt war gleichmäßig, war harmonisch und setzte die ganze Gestalt in anmuthige Bewegung. Vom Nackenwirbel bis zur schlanken Taille, von der vollen Hüfte bis in die Biegung des feinen Knöchels hinab war alles Ebenmaß, alles schöne, rhythmische Schwingung und wir hatten mehr als einen Kunstgenuß gehabt, da die Fischerin endlich unserm Auge entschwunden war.

Mehrere Tage vergingen, aber wir vergaßen die schöne Erscheinung nicht und schauten oftmals nach ihr aus, ja wir fragten in unserm Gasthofe nach, ob unter den armen Fischerfrauen und Mädchen, welche sich hier mit dem Fange der kleinen Krebse, der crevettes, beschäftigen, wohl eine auffallende Schönheit bekannt sei? — Niemand jedoch wollte von einer solchen wissen, Niemand hatte von einer schönen Fischerin gehört und auch wir begegneten ihr in der Stadt und im Hafen nicht wieder.

Eines Abends, an dem es windig war und an dem wir doch einen Spaziergang unternehmen wollten, kamen wir auf den Gedanken, landeinwärts nach dem benachbarten Rosendael zu gehen. Das ist der Name einer Kommune, einer sich zu beiden Seiten eines chaussirten Weges lang hinstreckenden Reihe von Häusern und Nutzgärten, von unscheinbaren Sommersitzen, von Tabagien und von Estaminets, die pomphafte Namen tragen und meist verkommen und verfallen sind. Die neue unschöne Kirche hatte nichts Anziehendes, die Wohnungen der Ackerbürger, die Kohl- und Obstgärten blieben sich vom Anfange der Kommune bis zu ihrem Ende gleich und wie eine solche Strecke kultivirten und fruchtbaren Landes hart am Ufer des Meeres dem Auge des Strandbewohners auch erfreulich sein mag, so hatte sie doch für uns nichts besonders Anmuthiges und wir bogen in einen der Seitenwege zur Linken des Dorfes ein, der jenseits eines Weideplatzes die Düne sehen ließ.

Die Düne ist hügelig und breit. Vielfarbige Muscheln und Schnecken liegen seit Jahrhunderten in ihrem weißen Sande verborgen und kommen hervor, wenn der Wind den Sand bewegt, wenn des Menschen Fuß ihn schreitend aufwühlt. Wir stiegen auf und nieder, der Himmel hatte sich allmälig bewölkt, der Abend brach an. Grau und fahl hingen die Wolken über unserm Haupte, nur zuweilen tauchte gelblich schimmernd ein matter Sonnenstrahl durch das trübe Grau hervor. Wir befanden uns in einem kesselförmigen kleinen Thale, das die Dünenhügel gebildet. Hier hatte der Wind weniger Macht gehabt, das Erdreich hatte sich gefestet, dichte, vielfarbige Flechten überzogen den ganzen Boden. Breit und blaugrau richteten sich die schöngezackten Blätter der Distel auf und umgaben ihre violette Blüthe; der Sanddorn war zu stattlichem Busche erwachsen und prangte mit seinen dunkelrothen Beeren. Wilde Wicken, wilde Stiefmütterchen und glänzend weiße Sternblumen blühten hier einsam und unbeachtet und der Platz hatte etwas so Verlassenes, so Trauriges, daß selbst die Blumen ihn nicht heiterer erscheinen ließen, daß sie aussahen, als blühten sie auf eingesunkenen, vergessenen Gräbern. Kein Laut war zu hören. Furchtlos schossen gelbbraune Schwalben dicht vor uns über den Boden hin, ihn mit ihren Schwingen in schrägem Fluge streifend, und hoch über unsern Häuptern zog ein Flug wilder Gänse in langen Reihen gen Süden hin.

Meine Gefährten blieben stehen, die Melancholie des Platzes hatte etwas Bannendes. Alte Lieder, die von Schreckensthaten auf öder Haide singen, drängten sich unwillkürlich auf; hier konnten Schicksalsschwestern einem Helden wie Macbeth begegnen, hier konnte grimmige Feindschaft einsam den Kampf auf Tod und Leben kämpfen, hier konnte verwaiste Liebe in endloser Klage ihr Leben verweinen.

Und doch sollte aus der melancholischen Einöde ein Blumenstrauß in unsere Wohnung mitgenommen werden, denn das alte französische Liedchen mahnt, die Rose zu brechen, ehe sie verblüht. Während die Andern mit vorsichtiger Hand die scharfe Distel und den stachlichen Rothdorn abschnitten und die Blumen pflückten, ging ich langsam die nächste hügelige Aufwellung hinan und wie vor einem Zauberspiegel blieb ich verwundert stehen.

Da saß sie! das war sie! und doch war es nicht

dieselbe, die wir neulich so leichten Schrittes an uns vorübergehen sahen.

Müde und wie erschöpft kauerte sie halb liegend auf dem Boden. Die Füße an sich gezogen, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, das Kopftuch in der linken, schlaff herabhängenden Hand, so starrte sie regungslos in das Meer, das hier zum ersten Male wieder sichtbar wurde, und über das Meer in die Ferne hinaus. Sie hörte mein Kommen nicht. Erst als ich, an ihrer Seite stehend, ihr guten Abend bot, hob sie das Auge langsam zu mir empor und dieses Auge war voll schwerer tiefer Traurigkeit, war aufschreckend und scheu, war fragend und doch stumpf, dieses Auge hatte den Blick des Wahnsinns. Ein Frost schlich mir über das Herz.

„Was machst Du hier?" fragte ich. Sie sah mich an, ohne zu antworten. Ich wiederholte meine Frage, da nickte sie leise mit dem Haupte und sagte: „Ich warte!" — „Ich warte!" wiederholte sie mit schwerem Seufzer.

„Worauf wartest Du denn?"

„Auf ihn!" entgegnete sie, indem sie sich erhob; „heute kommt er!"

Und wieder sah ich sie vor mir, die unvergleichliche Schönheit ihres Baues, und wieder sah ich die geradlinige Nase unter der schmalen, kleinen Stirn und die großen dunkeln Augen unter den scharf gezogenen Brauen. Aber ein dumpfer finsterer Schmerz lagerte auf der Stirne, die Augen hatten keinen Glanz und das Lächeln, das auf ihren Lippen zitterte, war herzzerreißend.

„Wann ist er denn fortgegangen?" fragte ich, beklommen von dem Eindruck.

„Gestern! gestern!" versetzte sie, „es ist lange her! Und" — sie zeigte mit der Hand auf das Meer — „von da kommen sie wieder, die Lebenden und die Todten!"

Als sie das gesprochen hatte, nahm sie das Tuch, welches sie in der Hand hielt und fing an, es in der Luft zu schwenken, als gäbe sie einem Herankommenden ein Zeichen, und als in diesem Augenblicke meine Gefährten auf dem Hügel sichtbar wurden, lief sie wie ein aufgescheuchtes Reh in fliegender Eile an ihnen vorüber den Hügel hinab und weiter in die Dünen hinein.

Wir waren Alle sehr ergriffen und erschreckt. Einer der jüngeren Männer wollte ihr folgen, wir widerriethen es ihm, in der Besorgniß, daß es die Unglückliche ängstigen und noch mehr verwirren könne, aber wir suchten möglichst schnell den Fußweg zu erreichen, der nach der neuesten Niederlassung in den Dünen, nach dem Dünendorfe Oyas führt.

An der Landseite der Dünenhügel haben die Fischer sich angebaut, wie Schwalben an der schützenden Mauer. Einzeln, verstreut, wo eine Aufwellung vor dem Winde zu schirmen versprach, liegen sie da, die zehn, zwölf kleinen Häuser, jedes einsam in seiner Vertiefung. Weiden haben sie gepflanzt und Pappeln, leicht wurzelnde Futterkräuter haben sie gesäet, um dem Boden, auf dem sie ihre Heimath gegründet, Halt und Festigkeit zu geben, und die blaublühende Luzerne, die graublätterige Weide, der hellgrünglänzende Pappelanwuchs versprachen Gedeihen für die Kolonie, während sie schon jetzt den weißen Wänden und den rothen Dächern zu einer Zierde gereichten. Vor jedem Hause hatte man versucht, ein Gemüse- oder Kartoffelgärtchen anzulegen, vor jedem Hause hingen Netze verschiedener Art zum Trocknen aus. Alles war rein und sauber, überall sahen wir Kinder vor den Thüren spielen und alte und junge Frauen bei der Arbeit. Männer bemerkten wir nicht, sie mochten auf der See sein.

Vor einem der Häuser saß eine alte, sehr alte Frau. Ich erkannte sie wieder. Sie war mir am ersten Abende, den wir in Dünkirchen verlebt, zur Zeit der Ebbe am Strande begegnet und hatte mir, da sie mich allein gesehen, zugerufen: „Kehren Sie um, Madame, es wird ein Gewitter geben!" — Trotz der tiefen Runzeln, die ihr Gesicht bedeckten, trotz der vom Wetter gegerbten braunen Haut war es mir doch aufgefallen, daß diese Greisin einst schön gewesen sein müsse, und ich hatte sie den Meinen später auch gezeigt. Jetzt überraschte uns ihre Aehnlichkeit mit der Unglücklichen, die wir in den Dünen umherirren sahen, und wir traten an die Alte heran, um sie zu fragen, ob sie etwas von der Armen wisse, die wir eben verlassen hatten.

Die Alte ließ die Hände in den Schooß sinken und die Nadel ruhen, mit der sie an dem Crevettennetze gebessert hatte. „Ob ich sie kenne?" wiederholte sie und wiegte dazu traurig das greise Haupt. „O ja wohl, ich kenne sie, es ist meine Enkelin, meine arme Enkelin! Sie hat nicht Vater, nicht Mutter mehr. Sie sind umgekommen alle Beide, alle Beide zusammen bei der großen Springfluth in der Nacht. Jane war noch ein Kind, und sie hat Niemand mehr als mich, mich und meinen Mann, der auch schon alt ist, sehr alt. Aber man braucht sie nicht zu fürchten, sie thut nichts Böses. Es faßt sie nur bisweilen und darnach kommt sie ruhig heim. Man sollte es gar nicht glauben, denn sie ist brav in der Arbeit und ganz verständig, so lange sie bei der Arbeit ist."

„Aber was ist ihr denn geschehen?" fragten wir.

„Sehen Sie," sagte die Alte, zu uns sprechend, die wir außerhalb der Sanddornhecke standen, mit welcher ihr kleines Besitzthum eingehegt war, „sehen Sie, er war der Sohn eines Nachbarn, und sie hatten sich lieb die Beiden von ihrer Kindheit an. Er war einige Jahre älter als sie, ein Bursche, wie es deren nicht viele gibt. Darum nahmen sie ihn auch zum Soldaten in die Marine, als die Schiffe nach der Krimm abgingen. Das dauerte mehr als Jahr und Tag, da kam ein Brief. Er war Unteroffizier geworden und hatte Jane nicht vergessen. Er würde kommen, schrieb er, und sie heirathen, sobald es Friede würde. Sie kannte sich nicht vor Freude. Sie war ganz stolz geworden und wir selber freuten uns, weil sie nun doch eine Dame werden sollte. Abends, wenn wir bei dem Netzestricken saßen, erzählte sie immer von ihm und von dem Kreuz, das er bekommen, und wie sie mit ihm in der Stadt wohnen und für uns sorgen werde."

Die Alte hielt inne, schlug die Arme über der Brust in einander und fuhr dann mit jener trockenen Ergebung, welche den Leidgewohnten kennzeichnet, nach kurzem Schweigen fort: „Es dauerte nicht lange, so hatten wir Frieden und die Schiffe kehrten zurück, aber er war nicht dabei. Vor Sebastopol war er verwundet worden und gestorben."

„Das ist sieben Jahre her," bemerkte Einer von uns, „wie alt ist denn Ihre Enkelin?"

„Sie war sechzehn Jahre, als er in den Krieg ging und achtzehn, als wir hörten, daß er todt sei. Johanni ist sie vierundzwanzig Jahre alt geworden, und wenn man sie so sieht, sollte man nicht glauben, wie es mit ihr steht."

„Und die Verzweiflung hat sie also wahnsinnig gemacht?" fragten wir.

„Nein, die Hoffnung!" entgegnete die Alte, „denn sehen Sie, Madame, sie glaubt nicht, daß er todt ist. Sie sagt, er lebt und er kommt wieder, mich zu holen, er hat es mir versprochen, und er hält sein Wort. Wenn wir Wind vom Meere haben, so geht sie hinaus, denn sie denkt, nun werde es einlaufen das Schiff, und wenn ein Segel sichtbar wird, meint sie, es sei Prosper, und dann nimmt sie das Tuch von ihrem Kopfe und winkt und winkt, und wartet und wartet, das arme Kind! Und wenn die Sonne sinkt und es Nacht geworden ist, so kehrt sie wieder und sagt ganz zufrieden: der Wind ist umgeschlagen, er kann nicht herein! Morgen wird er kommen!"

Die Alte nahm ihre Arbeit wieder vor, es war jetzt weiter nichts zu sagen. Wir fragten, ob sie denn nicht versucht, die Unglückliche von einem Arzte behandeln und herstellen zu lassen?

„Ein Arzt?" meinte sie, „kann der Todte lebendig machen? Dagegen gibts kein Mittel, das ist ein Schicksal! Und sie thut Niemanden ein Leid, sie ist bei der Arbeit still und gut, wenn man ihr zuspricht."

„Und hat sie denn gar nichts, was ihr Vergnügen macht?"

„O ja!" versicherte die Alte, „sie liebt die schönen Kleider und den Putz, aber sie trägt es nicht, wenn man ihr etwas gibt. Sie hebt es auf, um sich damit an ihrem Hochzeitstage in der Stadt zu schmücken. Sie wird keine Hochzeit feiern, die arme Jane!"

Wir waren alle traurig geworden. Es war ein Jammer, diese Schönheit zerstört zu sehen. Ich nahm ein kleines Halstuch, das ich in der Tasche hatte, und reichte es der Alten hin. „Geben Sie das der Armen," bat ich, „wenn sie nach Hause kommt."

In dem Augenblick wendeten wir uns um, unsern Weg fortzusetzen und sahen Jane langsam und ruhig von der Düne niedersteigen. Es war dieselbe schöne Gestalt, es war derselbe Rhythmus der Bewegung, nur müder und langsamer war ihr Schritt, und wir konnten uns nicht mehr an ihr erfreuen, wie bei dem ersten Schauen. Ohne uns zu erkennen, ging sie an uns vorüber; ohne auf die Großmutter zu achten, ging sie in das Haus.

„Man muß sie gewähren lassen!" sagte die Greisin.

„Aber Sie sind betagt," bemerkte ich, „was wird aus Jane werden, wenn Sie sterben?"

„Gott weiß es! Er wird Erbarmen mit ihr haben," gab sie mir zur Antwort.

Damit schieden wir.

Es war dunkel geworden. Luft und Meer floßen in einander, die Wolken und die Wellen jagten vor dem Winde her, der scharf und schneidend über das Meer und über die Düne fuhr. Man hatte Noth, sich zu behaupten; und wie gegen das Wogen und Treiben in der Natur, hatte man anzukämpfen gegen das Wogen und Fluthen der Gedanken, die sich dagegen sträubten, die vollkommene Schönheit schuldlos zerstört zu sehen.

Michelangelo's Leben und Werke.

Geschildert von **Adolf Stahr.**

(Schluß von Seite 198.)

Als diese mühevolle Arbeit beendet war, dachte Michelangelo mit Eifer wieder an das Grabmonument zu gehen. Aber so gut ward es ihm nicht. Der unruhige Papst zwängte ihm eine neue Arbeit auf die Schultern, indem er ihm befahl, die Decke der Sixtinischen Kapelle zu malen. Diese Arbeit, bei der ihn die Ungeduld des Papstes fortwährend zur Eile hetzte, vollendete er, obgleich ganz allein und ohne alle Hilfe arbeitend, in unglaublich kurzer Zeit, ohne jedoch die letzte Hand daran legen zu können. Es ist in der Malerei das Meisterwerk seines Lebens. Die Hauptmomente aus den Geschichten der Genesis, die Gestalten der Sibyllen und Propheten, die Vorjahren der Maria und eine Menge symbolischer und dekorativer Figuren bilden den Inhalt dieser erhabensten aller Fresken. Darüber starb Papst Julius II. und der Medizeer Leo X. bestieg (1513) den päpstlichen Thron.

Es war derselbe Giovanni, Lorenzo's des Prächtigen Sohn, mit dem er als Knabe in des fürstlichen Vaters Hause an einem Tische gesessen hatte. Auch jetzt konnte er nicht weiter arbeiten an dem Denkmale Julius' II., denn der neue Papst beauftragte ihn sofort

mit einer neuen Aufgabe. Er sollte die Kirche von San Lorenzo mit einer prächtigen Façade versehen. Michelangelo gehorchte schweren Herzens und ging alsbald an's Werk. Aber auch diese Arbeit blieb unvollendet, da dem verschwenderischen Papste das Geld ausging. Ebensowenig kam, aus gleichem Grunde, das von Michelangelo projektirte Denkmal Dante's, seines Lieblingsdichters, zu Stande. Unter Widerwärtigkeiten aller Art verfloß die Regierung Leo's X., ohne daß es Michelangelo vergönnt gewesen wäre, während derselben etwas Größeres auszuführen. Erst gegen das Ende derselben erhielt er den Auftrag zu einem Werke, das wenigstens theilweise vollendet ward. Es war die Errichtung der neuen Sakristei der Kirche San Lorenzo in Florenz mit den Grabdenkmälern der beiden Medici, Julian's Herzogs von Valentinois, des Bruders, und Lorenzo's Herzogs von Urbino, des Neffen Leo's, die beide ein früher Tod hinweggerafft hatte. Vierzehn Jahre dauerte diese Arbeit, deren Resultat eines der großartigsten Monumente plastischer Kunst werden sollte. Die Umstände, unter denen sie vollendet ward, zeigen uns in dem größten Künstler von Florenz zugleich einen seiner edelsten Bürger und Freiheitshelden. Wir müssen daher bei ihnen einen Augenblick verweilen.

Die durch Savonarola's Revolution gestürzte Herrschaft der Medici über Florenz war im Jahre 1512 wieder hergestellt worden. Die nächstfolgenden Jahre sahen die berühmte Familie auf dem Gipfel des Glücks. Ein Medici, Leo X., saß auf dem päpstlichen Throne, sein Bruder Giuliano ward mit einer königlichen Prinzessin von Frankreich vermählt, sein Neffe Lorenzo ward Herzog von Urbino und Beherrscher von Florenz, sein Vetter Giulio residirte als Erzbischof und Kardinallegat in Bologna. Die Zustände in Florenz waren leidlich, der Druck der Mediceischen Herrschaft minder lastend, die republikanische Freiheit athmete wieder auf, und als der Medici, der als Papst Clemens VII. in Rom herrschte, von dem kaiserlichen Heere Bourbons in die Enge getrieben und Rom erobert ward, da brach in Florenz die alte Freiheitsliebe in offene Empörung aus. Die Medici wurden vertrieben (17. Mai 1527) und die Republik wurde wieder hergestellt. Michelangelo war damals in seiner Vaterstadt, eifrig arbeitend an den Denkmälern der todten Medici, Lorenzo und Giuliano. Seine Arbeit sollte wieder einmal unterbrochen werden, dießmal durch eine Sache, die ihm die ganze Seele freudig bewegte.

Michelangelo war durch und durch ein Florentiner alter Art, ein Republikaner vom Wirbel bis zur Zehe. Er schwankte keinen Augenblick, auf welche Seite er treten sollte bei dem Kampfe, der sich jetzt für die Freiheit gegen die vertriebenen Fürsten erhob. Schon früher war sein Herz bei Savonarola gewesen; auch jetzt war es bei der Sache der Freiheit. Die Medici waren immer seine Gönner und Freunde gewesen: Lorenzo der Prächtige hatte ihn als Hausgenossen erzogen und gebildet, sein Sohn Giovanni (Papst Leo X.) und dessen Verwandte hatten ihn werth gehalten, und Papst Clemens VII., Giulio dei Medici, war gleichfalls sein Gönner. Michelangelo war im tiefsten Innern eine dankbare, den zartesten Empfindungen offene Natur. Dennoch schwankte er nicht. Die Freiheit des Vaterlandes stand ihm höher, als die persönliche Freundschaft und Dankbarkeit. Der alte stolze Freiheitssinn, der Florenz groß gemacht und zur ersten Stadt der Welt erhoben hatte, war in Michelangelo gleichsam verkörpert, und dieser Freiheitssinn sollte jetzt noch einmal herrlich aufflammen in dem letzten großen Kampfe, den die Republik gegen die Herrschaft einer Familie durchzukämpfen entschlossen war, deren Nachkommen aus Schützern der bürgerlichen Freiheit zu Unterdrückern und Feinden derselben geworden waren.

Es war ein glorreicher heldenmüthiger Kampf, dieser Todeskampf des alten Florenz, und Michelangelo kämpfte ihn auf's Tapferste mit aus bis zur letzten Stunde, obschon er die trübe Ahnung seines unglücklichen Ausganges in sich trug und voraussah, daß das von allen Bundesgenossen verlassene Florenz der Uebermacht seiner Feinde werde erliegen müssen. Der Mediceer Clemens VII. entblödete sich nicht, dieselben spanischen und deutschen Söldnerhorden, die sein Rom erobert und verwüstet hatten, jetzt gegen die eigene Vaterstadt zu hetzen, er wollte lieber Florenz zu Grunde gerichtet, als die Stadt der Herrschaft seiner Familie entrissen sehen! Florenz aber beschloß Widerstand bis zum letzten Mann, und Michelangelo war es, den man beauftragte, die Befestigungsarbeiten zu leiten. Der Künstler, der als Maler, Bildhauer und Baumeister seine Stadt geschmückt, sollte sie nun auch als Ingenieur beschützen, als Kriegsmann mit dem Feuer seiner Batterien vertheidigen helfen. Er warf den Meißel fort, mit dem er an den Ruhmesmonumenten der Mediceer arbeitete, und griff zum Schwerte, um gegen sie zu kämpfen. In die Vertheidigungskommission gewählt, setzte er zunächst die Befestigung des Hügels und der Kirche von S. Miniato durch, deren Schanzen und Batterien er selbst errichtete und befehligte. Sein scharfblickendes Auge erkannte in einem der Kriegshauptleute, dem Söldnerführer Malatesta, der sich seinen Anordnungen widersetzte, den späteren Verräther. Er trägt beim Rath auf dessen Absetzung an, aber man weist seine Befürchtungen zurück und vergißt sich so weit, ihn der Feigheit zu beschuldigen. Das war zu viel für den leidenschaftlichen Michelangelo. Im Zorne verläßt er die dem Untergange geweihte Vaterstadt und geht nach Venedig und Ferrara. Aber kaum dort angekommen, reut ihn sein übereilter Entschluß, und er bittet, zurückkehren zu dürfen. Seine Entfernung hatte allgemeine Bestürzung im Volke von Florenz erregt, denn er galt für eine Säule der Freiheit. Die gegen ihn ausgesprochene Acht wird zurückgenommen und mit höchster Lebensgefahr gelingt es ihm, in die Stadt zurückzukehren in dem Augenblicke, als die feindlichen Heerhaufen vor derselben erscheinen. Er übernimmt seinen alten Posten als Kommandant des Forts von San Miniato, von dessen Bastionen und Wällen er jetzt monatelang seine Geschütze gegen die feindlichen Batterien spielen ließ.

Die opferfreudige und todesmuthige Begeisterung

der Florentiner machte diesen Kampf zu einem der größten und schönsten Heldenkämpfe Italiens. Viele opferten all ihre Habe, ihre Häuser, ihr ganzes Vermögen, unter ihnen auch Michelangelo, für die Vertheidigung der Freiheit. „Arm, aber frei," war die Devise, die an allen Straßenecken zu lesen war. Um die Stadt besser vertheidigen zu können, mußte man die Vorstädte und die ganze Umgegend mit ihren prächtigen Kirchen und Palästen, Villen, Gärten und Landhäusern dem Verderben weihen. Die Eigenthümer selbst rissen und brannten sie nieder, um auf den Trümmern Schanzen zu errichten. Die ausharrende Tapferkeit der kämpfenden Bürger war heldenhaft, und Michelangelo stand unter den ersten. Aber in kurzen

Vittoria Colonna, die Freundin Michelangelo's.

Raststunden des Kampfes, wenn der Geschützdonner schwieg, verließ er seine Batterien, um an den Grabdenkmälern der beiden Medici weiter zu meißeln, bis ihn der erneute Angriff der Feinde wieder auf seinen Posten nach San Miniato rief. Seine Biographen Condivi und Vasari sind voll von Zügen seines eifervollen Heldenmuths, und der große florentinische Schriftsteller Varchi, der ihm fünfunddreißig Jahre später die Leichenrede hielt, durfte sagen, daß er seinem Vaterlande treu und aufopfernd gedient habe. Aber aller Heldenmuth war vergebens. Seuchen und Hunger verbanden sich mit dem Schwerte der Feinde. Achttausend Bürger und vierzehntausend Söldner erlagen im Kampfe mit beiden: der herrliche Ferrucci, der Achill dieses Kampfes, fiel, und der Verrath Malatesta's, den Michelangelo prophezeit hatte, vollendete

das Werk. Am 8. August 1530, nachdem sie ihr bestes Lebensblut dahingegeben, erlag die Stadt. Der elende Alessandro dei Medici zog als Herr in ihre Mauern ein, die Freiheit und Blüthe von Florenz war vernichtet für immer. Die Reaktion, welche jeder übermäßigen Kraftanstrengung folgt, trat ein und bald schmiegte die todesmatte entwaffnete Bürgerschaft von Florenz ihren einst so stolzen Nacken unter das Joch eines unbeschränkten Herrschers, dessen erstes Geschäft es war, die bisherigen Häupter und Führer der Freiheitspartei seiner blutigen Rache zu opfern.

Auch nach Michelangelo ward gefahndet. Man durchsuchte sein Haus bis in die Kamine und geheimen Gemächer. Er aber saß versteckt im hohen Glockenthurme von San Nicolo oltra Arno, nicht weit vom Thore von San Miniato, wo er bis zuletzt Stand gehalten hatte. Als die erste Wuth vorüber war, amnestirte man ihn auf Befehl des Papstes Clemens VII. Er kam hervor aus seinem Versteck und ging still in seine Werkstatt in der Kapelle von San Lorenzo, um weiter zu meißeln an seinen Grabmonumenten. Aber sein Herz war tödtlich verwundet und er verhehlte seinen Schmerz über den Ausgang des Kampfes nicht. Als seine Statue der Nacht, welche das eine der Grabmonumente schmückt, zum erstenmale öffentlich ausgestellt wurde, hatte ein Dichter, Giovanbattista Strozzi, ein Anhänger der Medici, unter den Lobsprüchen, mit denen man das Werk nach damaliger Sitte feierte, die Verse angeheftet:

Die Nacht, die Du so reizend hingegeben
Dem Schlafe siehst, — ein Engel*) hat in Stein
Gemeißelt sie. Der Schlaf muß Leben sein!
Weck', Zweifler, sie, und sie wird Antwort geben.

Michelangelo aber ließ die Statue darauf erwidern:

Lieb ist der Schlaf mir; — lieber, daß ich Stein.
Es mag, so lange Schmach und Schande währen,
Nicht seh'n, nicht fühlen einzig Trost gewähren;
Drum weck' mich nicht! Laß leis' Dein Sprechen sein! **)

Das ist Michelangelo, der Republikaner, der edle „freie Bürger von Florenz“, wie er selbst sich nannte. Er wollte dem neuen Herrn nicht dienen. Als Alessandro ihn aufforderte, ihm einen Plan zur Anlegung einer Citadelle zu entwerfen, mit der er seine neugewonnene Herrschaft über die Stadt zu sichern gedachte, wies Michelangelo den Antrag finster zurück. Nur die Huld des Papstes schützte den kühnen Mann vor dem Zorne des Fürsten. Als er seine Grabmonumente in San Lorenzo vollendet hatte, verließ er Florenz, um es nie wieder zu sehen (1534). Er ging nach Rom. Aber das Gefühl, im Exile zu leben, verließ ihn nimmer, und lange noch hing sein Herz an der Hoffnung, den Tag der Freiheit noch einmal für die Vaterstadt anbrechen zu sehen. Seine Hoffnung, wie die der andern Verbannten, stand auf Frankreich und dessen kriegerischem König Franz I. Als er erfuhr, daß dieser sich zum Kriegszuge nach Italien rüste, ließ er ihm sagen: „Wenn er Florenz befreie, wolle er ihm dort auf eigene Kosten eine Reiterstatue setzen.“ Aber Franz I. starb, als er eben im Begriffe stand, loszubrechen, und fortan war und blieb auch diese letzte Hoffnung Michelangelo's zerstört. Herzog Cosimo, des ermordeten Alessandro Nachfolger, gründete als erster Granduca von Florenz die Herrschaft seiner Dynastie auf dauerhafte Grundlagen. Die ermatteten Florentiner wurden bald aus freien Bürgern gefügige Herrendiener und Unterthanen, und der alternde Michelangelo sah sich einsam in einer Welt, in welcher die Liebe zu äußerer Ruhe und Ordnung an die Stelle des lebendigen Gefühls für Würde und Freiheit des Bürgers traten. Aber er selbst blieb der alte. Vergebens erneuerte Großherzog Cosmus ihm die glänzendsten Anerbietungen, wenn er nach Florenz zurückkehren wolle. Er lehnte alle diese Anträge ab, er wollte sich nicht als eine Zierde des neuen Regimentes und Hofes verbrauchen lassen, nicht als bezahlter Diener die Gnaden von einem Hof empfangen, wo er selbst als freier Bürger ein Theil der regierenden Gewalt gewesen war. Herzog Cosmus kam selbst, den Greis in Rom zu besuchen. Michelangelo versagte ihm nicht die schuldige Ehrerbietung — hatte er doch auch Rücksichten zu nehmen auf seine in Florenz lebenden Angehörigen, die von der Gnade des Herzogs abhingen; — aber sein Herz wandte sich nimmer ab von den Ueberzeugungen seines Lebens. In seiner stillen Werkstatt dichtete er damals die Zeilen:

„So viel scheint groß und herrlich, und es blickt
Das Volk drauf hin bewundernd! Aber Einer
Steht abseits, ihm erscheint es um so kleiner
Und gallenbitter, was sie hoch entzückt.

Und das sogar: Der eitlen unverständ'gen
Gedankenlosen Welt muß er sich fügen,
Muß reden, wie sie spricht, und Freude lügen,
Und lächelnd die verhaltnen Thränen bänd'gen.

Mein Glück ist nur, daß ganz verborgen sei
Was ich beweine und was heimlich trachtend
Des Herzens Wünsche wollen, die ich hege.

Blind ist die Welt und nur Verräthern treu.
Ich aber, Haß und Ehre gleich verachtend,
Geh' still und einsam weiter meine Wege!“

In Rom wollte Michelangelo jetzt endlich das Denkmal Julius' II. vollenden, das ihm schwer auf der Seele lag. Wieder durfte er es nicht. Der neue Papst Paul III. verlangte durchaus ein anderes Werk von ihm. Er sollte dieselbe Sixtinische Kapelle, die er dreißig Jahre zuvor mit seinen Propheten und Sibyllen geschmückt hatte, jetzt durch die Darstellung des jüngsten Gerichts verherrlichen. So entstand dieß Werk, groß, gewaltig, erhaben, wie kein anderes vor ihm und nach ihm, ein Werk voll Dante'schen Geistes und nur diesem zu vergleichen, zugleich die Seelenstimmung und Welt-

*) „Angelo“. Anspielung auf Michelangelo's Namen.
**) Ich habe es gewagt, die beiden Strophen zu übersetzen, obschon Hermann Grimm eine Uebersetzung derselben für unmöglich erklärt.

anschauung des Künstlers widerspiegelnd, wie sie Leben und Schicksale in ihm gezeitigt hatten.

Michelangelo hat fast nie das Heitere, Liebliche, in sich Befriedigte maß- und anmuthvoller Schönheit dargestellt. Der Charakter seiner Werke, die Vorwürfe, die er wählte, entsprechen durchaus einer Weltanschauung von düsterer, ja finsterer Herbheit. Seine schwermüthige Resignation, das Gefühl der Vereinsamung in dieser „verrätherischen Welt voll Trübsal", wie er sie nannte, sein verachtendes Mitleid mit der Schwäche und sein Zorn über die Kleinheit der Menschen, sein stahlfestes Aufsichselbstberuhen, sein stolz ausharrender Trotz gegenüber all den Widerwärtigkeiten, die den Becher seines Lebens bis zum Rande füllten, der grübelnde Tiefsinn seines spiritualistischen Denkens — das Alles spiegelt sich wider in seinen Werken und in den Gestalten, die er schuf, in diesen Werken voll alttestamentlicher Großheit und Gewaltigkeit, ja Gewaltsamkeit. Es sind Charaktere und Gestalten, die nichts zu schaffen haben mit der sie umgebenden Welt, es sind Wesen, die einer höheren Gattung angehören, wie er selbst, die mit einem erhabenen Stolze hinwegschauen über die niedere Wirklichkeit. Das fühlt Jeder, der seine Propheten und Sibyllen bewundert hat, und seinen Moses und seine Marmorbilder in der Sakristei von San Lorenzo mit „Tag" und „Nacht" und „Morgendämmerung" und „Abend" zu ihren Füßen auf den kolossalen Steinsärgen, und endlich sein jüngstes Gericht in der Sixtina zu Rom, den gewaltigsten Ausdruck des schmerzvollen, aber unerbittlichen Zorns einer großen Seele über die Schlechtigkeit einer Welt, die blind ist

„und nur Verräthern treu."

Sein Christus im jüngsten Gerichte hat nichts von dem milden Heilande des neuen Bundes, es ist ein junger zürnender Jehova, der die ganze abtrünnige Menschheit erbarmungslos der Verdammniß überantwortet. Alles, was ihm selbst als Menschen handelnd zu bethätigen die Umstände und Bedingnisse seines Lebens und die tiefinnerliche Zartheit und Güte seines Herzens versagten, all den Zorn und Grimm über das Schlechte und Gemeine, über die Laster und Verbrechen seiner Zeit, das hat er ausgesprochen in den Werken seines Pinsels und Meißels; und wo Stein und Farbe ihm nicht ausreichten, sein Innerstes auszusprechen, da ergoß er es in den Strom seiner geheim bewahrten Dichtungen, die, so lange er lebte, kaum je eines Menschen Auge sah und die selbst jetzt noch nicht vollständig und in ächter, gereinigter Gestalt bekannt sind.

Michelangelo war fünfundsechzig Jahre alt, als er sein „jüngstes Gericht" vollendete. Manchem mochte scheinen, daß damit seine Laufbahn beendet sei. Und doch sollte sie von da ab erst gleichsam von neuem beginnen.

Auch sein Grabmonument für Papst Julius II. durfte er endlich vollenden und diese „Tragödie seines Lebens" abschließen, die ihm, wie er einmal klagt, „seine Jugend geraubt und sein Dasein mit Bitterniß erfüllt". Freilich nicht in der Gestalt, wie er es geplant in seinem Riesengeiste. — Was jetzt davon in der Kirche von San Pietro in Vincoli zu Rom steht, ist nur ein geringes Fragment, nur eine einzige der beiden schmäleren Façaden mit dem sitzenden Moses als Wächter des Heldengrabes. Und doch ist es das größte Werk, das die christliche Plastik seit den Zeiten der Alten geschaffen *).

Die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens waren den größten Aufgaben geweiht. Zwar seine Fresken in der Kapelle Paolina, mit denen er auf Befehl des Papstes Paul III. die nach demselben benannte Kapelle schmücken mußte, reichten nicht mehr an die Gemälde der Sixtina und sind jetzt fast so gut wie vernichtet. Dafür aber sollten ihm zwei Schöpfungen ihre Gestaltung verdanken, ohne die wir jetzt uns Rom nicht mehr denken können: das erneute Kapitol der ewigen Stadt und die Peterskirche mit ihrer Riesenkuppel, die beiden Wahrzeichen des christlichen Roms.

Was er daneben auch noch schuf: der Palast Farnese, der gewaltigste aller römischen Paläste, dem er seine jetzige Gestalt gab, die Kirche von Santa Maria degli Angeli, die er auf den Trümmern der Thermen Diocletians erstehen ließ, und auf deren Klosterhofe noch heute „die Cypressen Michelangelo's" an ihn erinnern — das Alles tritt zurück hinter dem letzten Werke seines Lebens, hinter dem Bau der Peterskirche, mit dem er, allen Martyrien, die ihm auch dieses Werk brachte, standhaft Trotz bietend, sein Dasein abschloß.

Er hatte das höchste Ziel menschlicher Lebensdauer erreicht. Neunzig Jahre war er alt geworden, bis zuletzt in rüstiger Geisteskraft wirkend, als habe das Alter keine Macht über ihn. Eilf Päpste waren in die Gruft gestiegen, seitdem er zu schaffen begonnen. Alle die großen Meister, mit denen er in den Tagen seiner Jugend und Manneskraft um die Palme gerungen und gewetteifert, alle Freunde und Genossen seines Lebens waren vor ihm dahingegangen, unter ihnen auch die späte und einzige Blüthe seines Liebelebens, die herrliche Fürstin Vittoria Colonna, deren Tod den zweiundsiebzigjährigen Greis fast dem Wahnsinn nahe brachte. Auch sein treuer Freund und Diener Urbino starb ihm zuletzt und ließ ihn vereinsamt zurück. Eine ehrwürdige, majestätische Ruine, der Letzte einer dahingegangenen großen Zeit, stand er in einer Umgebung, die ihn kaum noch verstand. Er hatte persönlich Schweres erduldet und getragen. Schwereres Leid aber hatte ihm das Allgemeine bereitet. Es kamen die Tage und Stunden, wo ihm sein ganzes Leben ein verfehltes däuchte, wo ihm auch seine Kunst keine Befriedigung mehr bot und all sein irdisches Wirken und Streben ihm als „ein eitles kindisches Spiel" erschien, „das ihm die Zeit geraubt, den Geist in Gott zu versenken". Denn so frei sein Geist auch war von dem äußerlichen Kirchenthume seiner Zeit, so blieb es ihm doch versagt, zu jener vollen Freiheit hindurchzudringen, die im Endlichen das Unendliche, das Ewige im Zeitlichen erschaut. Ueber ein Crucifix, das

*) Siehe die Beschreibung in: Ein Jahr in Italien. Th. II., S. 393—396.

letzte, das er für seine geliebte Vittoria Colonna zeichnete, schrieb er die Worte Dante's, die den ganzen Jammer seiner Zeit ausdrücken:

Man denkt nicht daran, wie viel Blut es kostet!

* * *

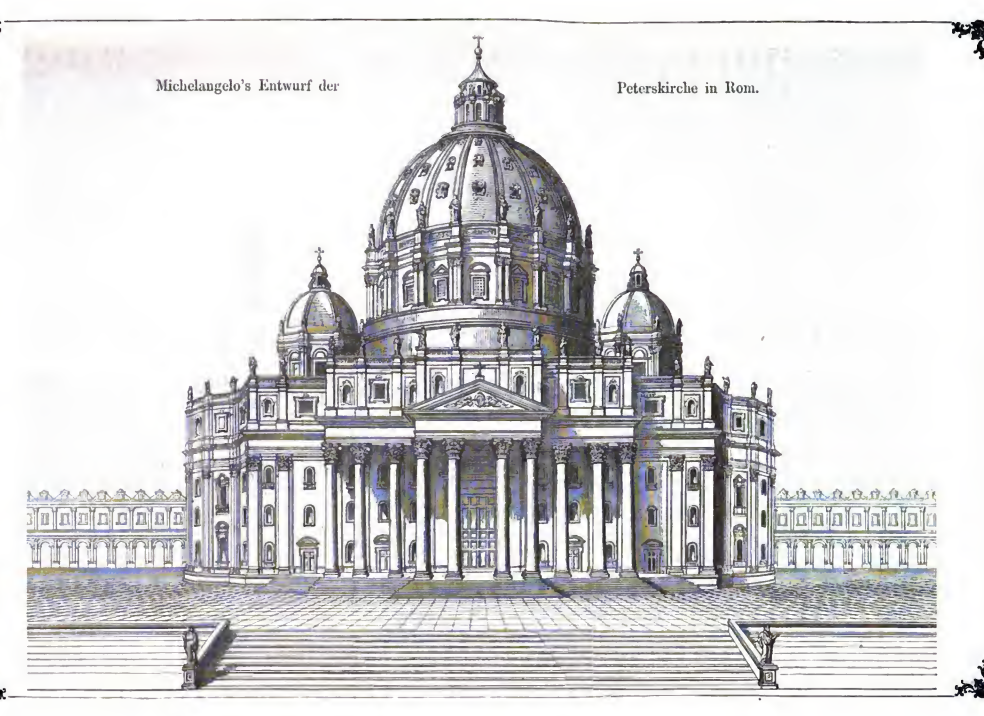
Michelangelo starb zu Rom den 18. Februar 1564. Auf dem Sterbebette hatte er gewünscht, daß sein Leichnam in heimischer Erde bei den Seinen ruhen möge. Sein Wunsch ward erfüllt. Heimlich — denn die Römer wollten es nicht leiden — wurde seine Leiche aus den Thoren Roms und nach Florenz gebracht. In der Kirche von Santa Croce liegt er begraben. —

Und nun noch ein Wort über Michelangelo den Menschen. Den Künstler konnte man schon früher aus seinen Werken kennen lernen; den vollen Einblick in den Menschen und sein Herz, Michelangelo den Sohn und Bruder, den Freund und Liebenden, den innerlich zart besaiteten, feinfühlenden, großmüthig geduldigen, dankbar treuen und doch so schwer verkannten Menschen haben uns erst seine Briefe erschlossen oder vielmehr der Theil derselben, der jetzt durch seinen neuesten Biographen dem Hauptinhalte nach bekannt geworden ist; denn ein anderer noch umfangreicherer Theil dieser Briefe und des gesammten schriftlichen Nachlasses von Michelangelo wird noch heute von den Nachkommen des großen Mannes in unwürdiger Weise geheim gehalten. Es ist nicht wahr, was Grimm behauptet, daß „die niedern irdischen Schicksale" den Genius nicht berühren, daß ihre Kenntniß nichts dazu beitrage, unser Verständniß seines Wesens und seiner Schöpfungen zu fördern. Denn auch der Genius bleibt Mensch und seine Weltanschauung und sein Charakter und die Produkte beider, seine Schöpfungen, werden zu einem guten Theile bedingt durch die „niederen irdischen Schicksale" seines Lebens und Daseins.

Wir haben schon gesehen, wie schwer diese auf Michelangelo lasteten. Aber unsere Darstellung würde unvollständig sein, wenn wir nicht gewisse Seiten berücksichtigten, die bisher nur angedeutet werden konnten und die zum Theil erst jetzt durch die Einsicht in die Briefe Michelangelo's, welche das britische Museum bewahrt, näher bekannt worden sind.

Michelangelo hatte Unglück mit seiner Familie, mit dem Vater und einer Reihe von jüngeren Brüdern, die bis in sein hohes Mannesalter hinein wie ein Alp auf ihm lasteten. Sie waren sämmtlich unbedeutende und kleinliche Menschen, die ihm durch ihre übermäßigen Ansprüche, sowie durch Klätschereien und Undank das Leben verbitterten. Es ging ihm mit ihnen, wie es unserem Lessing mit den Seinen ging. Von früh auf gewöhnten sie sich, alle Last des Lebens auf seine starken Schultern zu wälzen, ihn als die melkende Kuh der Familie zu betrachten. Alles, was er erwarb, erwarb er für sie und doch waren sie nie zufrieden. Er war auch ihnen gegenüber der Pegasus im Joche. Es schnürt einem das Herz zusammen, wenn man in seinen Briefen liest, wie alle Geduld, alle Güte und Sorge ihm stets durch neuen Verdruß gelohnt wird; wenn er klagt, daß er mit Lasten und Sorgen überbürdet, von Krankheit heimgesucht „kein Loth schwerer zu tragen vermöge, als ihm schon auf dem Rücken liege," wie er „kaum Zeit finde, einen Bissen Brod zu sich zu nehmen vor Arbeit," während die Brüder, die ihn in Freuden und Ueberfluß schwimmend glaubten, in ihn drangen', sie zu sich kommen und an seinem Glücke theilnehmen zu lassen. Im Jahre 1512, wo ihre Anforderungen sich ungebührlich steigerten, schreibt er ihnen zurück: „Seht zu, ob Ihr Euch nicht das tägliche Brod selbst zu schaffen im Stande seid und mit Gottes Hilfe Euch arm aber ehrlich durchbringt. Ich mache es nicht anders, lebe elend und kümmere mich nicht um äußere Ehre. Tausendfache Sorge und Arbeit lasten auf mir und so treibe ich es nun schon fünfzehn Jahre, ohne daß ich eine vergnügte und ruhige Stunde gehabt hätte; und Alles habe ich gethan, um Euch zu unterstützen, was Ihr niemals erkannt und geglaubt habt. Gott vergebe uns Allen! Ich bin bereit, so fortzuarbeiten, so lange ich kann und so lange meine Kräfte ausreichen." Er war siebenunddreißig Jahre alt, als ihm dieser erste Klageruf entfuhr, und von seinem zweiundzwanzigsten an hatte er solche Last getragen! Sie sollte ihn bis in sein sechzigstes hinein begleiten und die bitterste aller Bitterkeiten, Undank und Verkennung von den nächsten Verwandten, von Vater und Brüdern, für die er sich, wie er einmal schreibt, dreißig Jahre abgemüht, ohne Dank zu finden, sein trauriges Loos sein. Die letzten Briefe an seinen Vater geben ein herzzerreißendes Bild von diesen Leiden des einsamen Mannes. Man kann sie jetzt bei Grimm (Michelangelo Th. II, S. 302 ff.) lesen.

Und einsam war und blieb er sein Leben lang. Nie hat eine glückliche Liebe sein der Liebe so bedürftiges Herz beseligt. Die Glut und Leidenschaft seiner Jugend, die aus seinen Gedichten spricht, fand keine Erwiderung, ja der Ausdruck derselben kam vielleicht nie zu den Augen derjenigen, der er die herrlichen poetischen Ergüsse seiner Seele weihte. Aus allen diesen Gedichten, die zu den schönsten Blüthen der Liebespoesie gehören, spricht kein anderes Gefühl, als das der Trauer über unerwiderte Leidenschaft und eine schmerzliche Resignation. Michelangelo war häßlich. Sein von Natur wohlgebildetes Antlitz war in frühen Jahren durch die Brutalität eines etwas älteren Kunstgenossen, des Bildhauers Pietro Torrigiani, eines wüsten Gesellen, entstellt worden, der dem unglücklichen Jünglinge als Erwiderung einer sarkastischen Aeußerung mit einem wohlgezielten Faustschlage das Nasenbein zerschmettert hatte. Wir wissen aus Benvenuto Cellini, daß der rohe Elende sich noch spät rühmte, „den stolzen Michelangelo für sein ganzes Leben gezeichnet zu haben". Michelangelo empfand diese Verstümmelung schmerzlich. Er hielt sein Gesicht für zu abschreckend, um Liebe erregen zu können. So verschloß er sein Gefühl in sich selbst und wagte nie Gegenliebe zu begehren, wo er liebte. „Er war überhaupt scheu und zaghaft im Fordern für sich selbst," sagt sein Schüler und Biograph Condivi. Ohne Weib und Kinder ging er einsam durch's Leben. Erst im höheren


Michelangelo's Entwurf der Peterskirche in Rom.

Alter begleitete ihn, nur kurze Jahre hindurch, die zarte Freundschaft Vittoria Colonna's, der herrlichsten Frau Italiens. Aber er war ein Sechzigjähriger, sie nicht mehr jung und eine Fürstin, trauernd um den geliebten Gatten, den ritterlichen Marchese Pescara, im Wittwenschleier, den sie bald mit dem Nonnenschleier vertauschte. Es war nicht die Sonne der Liebe, die ihm leuchtete, nur der milde Glanz des Mondes, die Gleichheit der Gesinnung und Weltanschauung, die sie ihm bot und die ihn beglückte, während sein jung gebliebenes Herz ihr das Feuer der tiefsten Leidenschaft im Stillen weihte. Und auch sie ward ihm durch den Tod entrissen, lange bevor er selbst dahinging. Es war der schwerste Verlust seines Lebens. —

Man hat von seiner abstoßenden Rauheit, von der Herbheit und Heftigkeit seines Wesens gesprochen. Aber unter dieser rauhen Außenseite barg sich ein weiches, tief und zart fühlendes Gemüth, wie seinem Stolze gegen Anmaßung die reine Demuth seines Herzens entsprach. Die rauhe Heftigkeit seiner Außenseite war nur der Schild, mit dem die Noth ihn zwang sein weiches Innere zu schützen. Er liebte den Vater, so sehr ihn dieser kränkte, und vergab großmüthig den Brüdern, was sie an ihm verschuldeten. Das Geschwätz der Menschen verachtete er und erwiderte nie die Angriffe geringer Naturen. Sein Wahlspruch war: Wer mit jämmerlichen Menschen streitet, hat keine Ehre vom Siege! In tausend Zügen gegen die Seinen, gegen die wenigen Freunde, die er an sich heran ließ, gegen seine Brüder und Enkelneffen, gegen seine Diener und ihre Angehörigen zeigt sich sein liebevolles und aufopferndes Gemüth. Bedürfnißlos wie ein Klausner lebte er inmitten einer auf Wohlleben und Genuß aller Art gestellten Welt und Zeit. Die einfachste Nahrung und Wohnung genügte ihm; kaum daß er Wein trank und sich den nöthigsten Schlaf gönnte. Sein Geist war stets mit großen Gedanken erfüllt und beschäftigt, sein ganzes Wesen seiner Kunst und den höchsten Zielen der Menschheit zugewendet. Seinen geringsten Diener behandelte er als seines Gleichen, stolz aber war er gegen Päpste und Fürsten bis zum Trotze, nimmer weichend von seinem Rechte, aber stets bereit, alles hinzugeben, wo seine Ehre in's Spiel kam. Der geistreichste und schlechteste Mann seiner Zeit, der berüchtigte Pietro Aretino, als witziger Spottdichter der Heine Italiens, umschmeichelte ihn lange mit seiner Vergötterung; er antwortete ihm mit ironischer Ablehnung. Als derselbe Mann ihn dann mit unerhörter Frechheit öffentlich auf das Ungerechteste angriff, setzte er ihm nichts entgegen als schweigende Verachtung.

Er war ein Mensch, wie die Natur sie nur alle Jahrtausende hervorbringt. Der Arzt, der seinen Tod nach Florenz dem Großherzog Cosmus meldete, nannte ihn in seinem Briefe „den größten Mann, den jemals die Welt getragen". Und gewiß, er war einer der Größten unter denen, welche die Geschichte der Menschheit die „Großen" nennt. Als Künstler der erste Bildhauer und Maler, der größte Architekt und auch als Dichter eine Zierde seiner Nation; als Mensch und Bürger ein ganzer Mann, ein Held der Freiheit in Gedanken und That, alles an ihm groß und erhaben bei der schlichtesten Einfachheit des Wesens; er war von tiefster Frömmigkeit bei einer Freiheit des Denkens, wie Wenige seines Jahrhunderts sie theilten, — ein Held im Handeln und Schaffen, wie im Leiden und Dulden: so steht sein Bild vor uns da. Es ist das Bild eines glorreichen Märtyrerlebens. Und das treffendste Motto für die Werke, die er in demselben geschaffen, sind jene Worte, die er an das Kreuz des Erlösers schrieb:

Man denkt nicht daran, wie viel Blut es kostet!

Die Geheimnisse des Kalenders.

Von **Otto Fischer.**

(Fortsetzung von S. 120.)

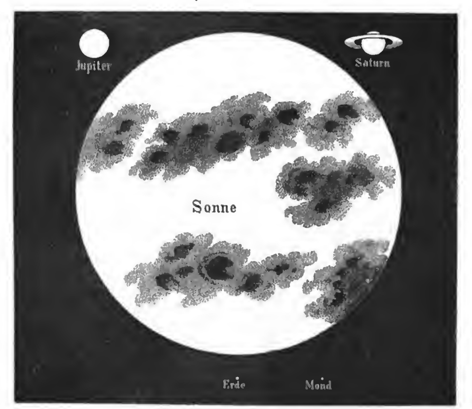
2. Der Tag und seine Theile.

Der Tag ist das natürlichste Zeitmaß, nicht nur weil seine Herrschaft sich über alle Kulturstufen ausdehnt, über Jäger und Fischer wie über Nomaden, über Ackerbauer wie über Industrielle, sondern auch weil es kein anderes Zeitmaß gibt, das sich in seiner rohesten Anwendung mit eben so großer Leichtigkeit handhaben ließe: Tage zu zählen, ist ein Geschäft, welches keine Schwierigkeiten darbietet, selbst wenn die Frage über den Tagesanfang noch nicht einmal beantwortet ist. Anders wird es freilich, sobald das Bedürfniß erwacht, den Tag einzutheilen und seine Theile (z. B. die Stunden) zu zählen; weil man nämlich nicht zählen kann, ohne daß man einen Anfang für die Zählung bestimmt hat. Um einen solchen zu finden, wird man sich zuerst auf die auffallendsten Stellen in dem scheinbaren täglichen Lauf der Sonne, also auf den Aufgang und Untergang derselben, angewiesen fühlen. Beide sind hiefür auf gleiche Weise verwendbar: der Aufgang empfiehlt sich dadurch, daß mit ihm die tägliche Arbeitszeit des Naturmenschen beginnt, der Untergang dadurch, daß er leichter zu beobachten ist, leichter nicht sowohl hinsichtlich der Bedürfnisse des Langschläfers, als vielmehr aus einem sachlichen Grund: auf den Ort und

den Zeitpunkt des Aufgangs kann sich der Beobachter bequem vorbereiten, wenn er das Gestirn kurz vorher mit den Augen zu verfolgen anfängt; beim Aufgang fällt diese unmittelbare Vorbereitung weg; der Beobachter wird mehr oder weniger von dem Ereigniß überrascht und begeht deßhalb leicht einen kleinen Fehler. Doch ändert sich dieses Verhältniß vielfach je nach der Oertlichkeit und den Lebensgewohnheiten. So bildete im Alterthum der Sonnenuntergang den Anfang des Tages bei den Juden, (1 Mos. 1, 5: es ward Abend und es ward Morgen: der erste Tag), der Aufgang bei den Persern, Indern und Babyloniern. Bei voranschreitender Kultur mußte es jedoch als ein Uebelstand empfunden werden, wenn eine für die menschliche Thätigkeit ganz geeignete Zeit, wie z. B. der Abend, sich auf zwei verschiedene Kalendertage vertheilte, und es mußte für den Tagesanfang ein Zeitpunkt als zweckmäßig erscheinen, der von der Geschäftszeit vor- und rückwärts möglichst entfernt ist, also die nächtliche Mitte zwischen Auf- und Untergang der Sonne. So finden wir bei den Römern, wie noch heutzutage fast bei allen europäisch gebildeten Völkern, Mitternacht als Tagesanfang, so daß der bürgerliche Tag von einer Mitternacht bis zur nächstfolgenden währt.

Anders als bei gewöhnlichen Menschen war es von jeher bei den Astronomen. Weil ihre Hauptgeschäftszeit auf die Nacht fiel, so setzten sie, um dieselbe nicht auf zwei Tage vertheilen zu müssen, den Anfang ihres, des „astronomischen Tages", auf den Mittag, und zwar auf denjenigen, welcher dem Anfang des bürgerlichen Tages von gleichem Datum nachfolgt. Diese Einrichtung wird jetzt noch in astronomischen Jahrbüchern festgehalten, obwohl die Schwierigkeit, Sternbeobachtungen bei Tage anzustellen, in Folge der vorangeschrittenen Vervollkommnung der astronomischen Werkzeuge wesentlich abgenommen hat. Hiebei zählt der Astronom von Mittag bis Mittag bis auf 24 Stunden. Der zwölfte April Vormittags 10 Uhr bürgerlicher Zeit ist also zugleich der elfte April 22 Uhr astronomischer Zeit. In Italien, außer Toskana, zählte man und zählt man zum Theil noch jetzt ebenso 24 Stunden, läßt aber den Tag im Vergleich mit uns um 6 Stunden früher, also am vorangehenden Abend, anfangen. Die Eintheilung in zweimal zwölf Stunden ist zwar eine willkürliche; sie ist bloß der Zahl zwölf zu lieb getroffen, weil sich diese ohne Rest halbiren, viertheilen und dritttheilen läßt; aber sie ist deßwegen doch von sehr hohem Alter und wir finden hiebei, daß die Eintheilung in zweimal vier Wachen (Nachtwachen und Tagwachen), wie bei den Juden und Römern, nebenher geht, wie auch in der klösterlichen Rechnung die Eintheilung der Nacht in vier vigiliae, oder die Eintheilung des ganzen Tages in sieben Gebetszeiten vorkommt. Uebrigens mußte doch bei jenen beiden Völkern zufolge der Verschiedenheit des Tagesanfangs auch die Zählung der Stunden verschieden ausfallen. Nehmen wir z. B. den Theil der Leidensgeschichte Jesu, welcher in den Versen 14 bis 18 des 19. Kapitels im Evangelium Johannis enthalten ist. Die Gerichtsverhandlung endigte bald nach sechs Uhr Morgens. Das ist auch ungefähr sechs Uhr unserer Zeit; denn Johannes wendet auf die in dem Palast eines römischen Beamten vorgenommene Verhandlung die römische, d. h. nahezu unsere Stundenzählung an. Nicht lange nachher findet (Vers 18) die Kreuzigung statt, und zwar, wenn wir Ev. Marci 15, 25. zu Hülfe nehmen, um neun Uhr Vormittags. Zwar sagt Markus „um die dritte Stunde", und diese Angabe könnte uns sehr auffallend erscheinen, weil wir uns durch dieselbe anfangs zu der unwahrscheinlichen Annahme gedrängt glauben, die Vorgänge, welche Ev. Joh. 19, 14—18. erzählt sind, haben sich neun Stunden lang, nämlich von Morgens sechs bis Nachmittags drei Uhr, hingezogen. Wir kommen aber aus diesem scheinbaren Widerspruch leicht heraus, wenn wir bedenken, daß sich Markus der jüdischen Stundenzählung bedient, also von Morgens bis Abends zwölf Stunden zählt. Was er drei Uhr nennt, muß dann in unserer Sprache Vormittags neun Uhr heißen. Die Sonnenfinsterniß (Marci 15, 33) hat sodann nach der jüdischen Ausdrucksweise von sechs bis neun Uhr, also nach unserer Zählung von Mittag bis Nachmittags drei Uhr gewährt. Bei den Römern und bei den Juden, wie überhaupt im Alterthum, mußte aber, weil man Sonnenauf- und Untergang als Zählungsepochen für die Stunden annahm, die Länge der Stunden für den Tag und für die Nacht, sowie in verschiedenen Jahreszeiten, im Allgemeinen ungleich ausfallen; denn man theilte ja den längsten Tag (von Morgens bis Abends gerechnet) so gut wie den kürzesten immer in 12 Stunden. Eine wechselnde Größe wie diese Stunde ist nun freilich genau genommen kein Maß; denn Unveränderlichkeit ist ein wesentliches Merkmal für den Begriff des Maßes. Doch konnte man sich dabei um so eher beruhigen, da die Eintheilung auf einer bloßen Schätzung beruhte und erst später mittelst der Sonnenuhren, welche in Rom um's Jahr 163 vor Christo bekannt wurden, etwas genauer ausgeführt werden konnte. Durch den Gebrauch derselben wurde man auf die Unsicherheit aufmerksam, welche bisher in der Bestimmung desjenigen Zeitpunktes geherrscht hatte, den man Sonnenaufgang oder Untergang nannte. War man nämlich auch darüber einig, daß man den Moment ergreifen wollte, wo der Rand der Sonne den Horizont berührt, so standen doch noch die Unebenheiten des sichtbaren Horizontes und die Veränderlichkeit der Strahlenbrechung (Refraktion), welche das Gestirn früher als im dunst- und luftlosen Raum für's Auge aufgehen und später untergehen läßt, der Genauigkeit der Beobachtung im Wege. Dazu kam noch, daß gerade in der Zeit zunächst vor oder nach dem entscheidenden Augenblick der Himmel oft umwölkt, jedenfalls aber der Schatten des Zeigers auf der Sonnenuhr schwer zu beobachten war. Man sah sich also darauf hingewiesen, einen anderen ausgezeichneten Punkt in dem täglichen Lauf der Sonne zum Richtpunkt zu wählen, und hiezu fand man keinen geeigneteren, als den Mittagsstand, wo die Sonne am höchsten steht oder „kulminirt". Von diesem aus versuchte man nun eine Eintheilung des Tages in Stunden von unveränderlicher Länge zu Stande zu bringen. Man errichtete eine hohe Säule auf einem freien ebenen Platze, um die Zeit des kürzesten Schattens möglichst genau bestimmen zu können. Eine solche Einrichtung nannte man Gnomon. Berühmt ist der Gnomon des alexandrinischen Gelehrten Hipparch 160 v. Chr., sowie der des Tatarenfürsten Ulugh Bei in Samarkand um 1400 n. Chr. Den höch-

sten Gnomon hat Toscanello in Florenz im Jahr 1467 zu Stande gebracht in Gestalt eines Loches in der Kuppel der Kathedrale, durch welches ein Bild der Sonne auf dem 277 Fuß tiefer liegenden Boden der Kirche entworfen wurde. Ebenso brachte Cassini in der Petroniuskirche in Bologna 83 Fuß hoch eine Oeffnung im Gewölbe an und beobachtete die hindurchscheinende Sonne auf einer 180 Fuß langen metallenen Linie, welche so gerichtet war, daß sie um Mittag getroffen wurde. Der Gnomon hatte übrigens nicht bloß die hier angedeutete Bestimmung, die Zeit des wahren Mittags ermitteln zu helfen, sondern er diente auch dazu, die Länge des Jahres zu bestimmen. Der Mittagsstand der Sonne ist bekanntlich nicht das ganze Jahr hindurch derselbe; er ist bei uns am höchsten am 21. Juni, am tiefsten am 21. Dezember. Der Schatten des Gnomon wird daher am 21. Juni nicht bloß kürzer sein, als zu jeder anderen Stunde desselben Tages, sondern auch als an jedem anderen Mittag des ganzen Jahres, kürzer als zu irgend einer anderen Zeit. Wer die Tage zählte, welche zwischen dem Moment eines solchen kürzesten Schattens bis zu seiner nächsten Wiederkehr verliefen, der konnte ebendamit wenigstens annähernd die Länge des Jahres angeben. Was uns aber hier zunächst interessirt, das ist die Zeit zwischen irgend einem beliebigen Mittagsstand der Sonne und dem des nächstfolgenden Tages, oder was dasselbe ist, zwischen dem Moment des kürzesten Schattens irgend eines Tages und dem des kürzesten (aber von dem vorigen doch etwas verschiedenen) Schattens des



Größenverhältniß der Sonne und der Planeten.

nächstfolgenden Tages. Denn diese Zeit ist ja eben der wahre bürgerliche Tag, oder richtiger gesagt, sie besteht aus zwei halben bürgerlichen Tagen.

Die Eintheilung in gleiche Stunden suchte man unter Anderem durch Wasser- und Sanduhren herzustellen; als aber ums Jahr 1000, angeblich von dem Mönch Pacifikus erfunden, die Räderuhren zuerst in Italien, hernach um 1500 die Nürnberger Taschenuhren aufkamen, und endlich der wichtigste Schritt zur Regulirung der Uhren durch die von Huygens 1676 gemachte Erfindung des Pendels gethan war; da traten an die Bestimmung der Tageslänge und des Anfangspunktes für die Zählung der Stunden ganz neue Anforderungen heran. Wenn man nämlich den wahren Mittag, d. h. den Zeitpunkt der Kulmination oder des höchsten Standes der Sonne, mit größter Sorgfalt bestimmt hat, so ergibt sich eine neue Schwierigkeit aus dem Umstand, daß die Zeit von einem solchen Mittag bis zum nächstfolgenden nicht das ganze Jahr hindurch gleich bleibt, sondern Ende Dezembers um fast eine Minute länger ist als Mitte Septembers, ein Unterschied, der freilich vor dem Gebrauch guter Räderuhren ganz unschädlich war. Damit Du, geneigter Leser, die Ursache dieser scheinbaren Unregelmäßigkeit durchschauest, rathe ich Dir, Dich durch die Kunst des Magnetiseurs an einen Ort versetzen zu lassen, wo der scheinbare tägliche Lauf der Gestirne eine einfachere Ansicht gewährt, als in unserem Erdgürtel. Ich schlage Dir eine Stelle in der Nähe des Nordpols vor. Einsam sitzest Du daselbst auf einem Stuhl, an dessen Lehne Dein Kopf ruhig anliegt, während Du gerade vor Dich siehst, wo ein senkrechter in einiger Entfernung von Dir aufgesteckter Pfahl die Mittagsgegend oder Süden anzeigt. Streckst Du seitwärts

den linken Arm aus, so deutet er gegen Ost, der rechte ebenso gegen West; hinter Deinem Rücken aber liegt Nord. Du gewahrst nun, wie die Fixsterne um Dich kreisen; links schielend, denn den Kopf darfst Du nicht drehen, erblickst Du deren einen, wie er gerade zum Vorschein kommt, oder „aufgeht“. Er bewegt sich alsdann gegen vorn und rechts, bis er für einen Moment hinter dem Pfahl verschwindet (kulminirt), um sogleich seinen Gang gegen rechts fortzusetzen, bis er Deinem rechts schielenden Auge im Westen entschwindet (untergeht). Deiner Phantasie bleibt es überlassen, den Lauf des Sternes hinter Deinem Rücken Dir auszumalen, bis Du seiner im Osten wieder ansichtig wirst, und das Spiel von Neuem beginnt, das Du jedoch in unterschiedsloser Gleichförmigkeit an jedem anderen vor Dir vorübergehenden Fixstern beobachten kannst. Es ist Dir, als tanzte ein Carroussel um Dich herum, gedreht von Ost über Süd nach West, und Du fühlst Dich versucht, alle diese Fixsterne in 366 gleich große Gruppen einzutheilen und jede Gruppe als ein Carrousselpferd zu betrachten. Die genau gleichmäßig gehende Taschenuhr, welche Du glücklicherweise bei Dir hast, setzt Dich in den Stand, die Zeit zu beobachten, welche von der Kulmination eines beliebigen Pferdeauges bis zur nächstfolgenden desselben Auges vergeht. Diese Zeit nennst Du einen **Sterntag**. Du magst ein Jahr, ein Jahrhundert, ein Jahrtausend lang beobachten: immer findest

Ansicht des Vollmondes von der Erde aus *).

Du den Sterntag von gleicher Länge und beschließest daher, ihn als natürliches unveränderliches Zeitmaß hinfort anzuerkennen und für seine allgemeine Annahme unter Deinen Mitmenschen dereinst nach Kräften zu wirken.

*) Die **Oberfläche des Mondes** zeigt schon dem bloßen Auge eine Menge verwaschener Flecken, hellere und dunklere Stellen, die im Munde des Volkes zu mancherlei abenteuerlichen Sagen, wie vom „Manne im Mond“ ꝛc. Veranlassung gegeben haben, durch gute Fernrohre aber als Höhen und Tiefen, Berge und Thäler in zahlloser Mannigfaltigkeit sich ausweisen und in den Polarzonen vorzugsweise dicht gedrängte Unebenheiten, hohe Berge und kesselförmige Vertiefungen, in der Aequatorialzone des Mondes dagegen einzelne Berge und kraterförmige Gebilde und Bergzüge zeigen, die mit Ebenen von großer Ausdehnung wechseln. Berge sowohl wie Thäler sind, um sie besser unterscheiden und um sich auf der Oberfläche des Mondes zurecht finden zu können, von den Astronomen mit verschiedenen Namen bezeichnet und bereits mehrfach Karten des Mondes in größerem oder geringerem Maßstabe aufgenommen worden, wie deren eine die obige Ansicht des Vollmondes zeigt.

Die **dunkleren** Stellen wurden früher für **Meere**, die **helleren** für **Land** angenommen und obgleich man später mit Gewißheit erkannte, daß auf dem Monde, seiner physischen Beschaffenheit nach, keine Meere vorhanden sein können, behielt man für jene dunklen Partien, die sich als ausgedehnte Ebenen auswiesen, die einmal eingebürgerten Namen bei, und so finden wir auf unserer Mondkarte noch immer in a. ein **Mare nubium**, in b. ein **Mare humorum**, in c. ein **M. imbrium**, in d. ein **M. serenitatis**, in e. ein **M. tranquilitum**, in f. ein **M. crisium**, in g. ein **M. foecunditatis** und in h. ein **Mare nectaris**.

Die Mondgebirge selbst erscheinen in dreierlei Formen, als Kettengebirge, als Ringgebirge und als Kegelgebirge. Die Ringgebirge, die zu vielen Tausenden über die ganze Mondoberfläche zerstreut oder in Meridionreihen gruppirt von 30 Meilen bis herab auf einige hundert Fuß Durchmesser vorkommen, sind kreisförmige, mehr oder weniger regelmäßige Wälle, welche eine gewölbte Fläche einschließen, die sich in der Mitte in einem, oft in mehreren Kegelbergen erhebt. Die Mondberge sind auf den Mondkarten meist nach berühmten Astronomen und anderen Gelehrten benannt. Die aus-

Aber bald vervollständigt sich die Scene. Auf einem der Pferde, angethan mit lichtstrahlendem Gewande, erscheint die Königin des Himmels, die Sonne; sie macht ihren Tageslauf mit dem Pferde, auf dem sie, soweit Deine geblendeten Augen es vorläufig beurtheilen können, unveränderlich sitzen bleibt. Die Zeit zwischen zwei zunächst aufeinander folgenden Kulminationen der Sonne nennst Du einen wahren Sonnentag und kannst also bis jetzt behaupten: der Sonnentag ist nahezu ebenso lang als der Sterntag. Dein Auge hat sich indeß hinreichend an die Helligkeit gewöhnt, um Dir die Bemerkung zu gestatten, daß die Sonne zur Zeit einer Kulmination (d. h. während sie hinter dem Pfahle vorüber reitet) nicht mehr auf demselben Pferde sitzt, wie während der letzt vorangegangenen Kulmination, sondern daß sie im Laufe des Tages auf das nächste weiter links (östlich) befindliche Pferd übergegangen ist. Sie hat also zu ihrem wahren Sonnentag nicht bloß die ganze Zeit des Sterntages verbraucht, sondern auch noch die Zeit von der Kulmination ihres vorigen Pferdes bis zu der freilich bald darauf folgenden Kulmination des weiter östlich befindlichen benachbarten Pferdes, auf dem sie heute sitzt. Diese Zeit wird aber, da den Tag über 366 Pferde an dem Pfahle vorüber kommen müssen, den 366sten Theil eines Sterntages, also etwa 4 Minuten ausmachen. Du berechnest also, daß der wahre Sonnentag um etwa vier Minuten länger ist, als der Sterntag. Der Gedanke, Du wollest den Sterntag wegen seiner ihn allerdings empfehlenden unveränderlichen Länge zum Zeitmaß wählen, ist Dir bereits vergangen, weil Du bedacht hast, daß der Sonnentag es ist, welcher das praktische Leben beherrscht. Wenn die Sonne kulminirt, hast Du wahren Mittag. Wolltest Du nun nach Sternzeit und mit Sterntagen rechnen, so fiele Dein wahrer Mittag vielleicht heute auf 12 Uhr, morgen aber erst auf 12 Uhr 4 Minuten, in einem Monat auf zwei Uhr, in einem Vierteljahr auf 6 Uhr u. s. w. Diese Abrechnung bringt allerdings den Gelehrten nicht aus der Fassung und der Astronom rechnet daher häufig nach Sternzeit, worunter er dann diejenige Zeit versteht, welche seit der vorigen Kulmination des Tagundnachtgleichepunktes bis jetzt verstrichen ist. Im praktischen Leben können wir uns aber mit solchen Subtilitäten nicht befassen, sondern die Rücksicht auf Einfachheit in der Zeitrechnung fordert, daß der wahre Mittag immer auf zwölf Uhr oder doch so nahe als möglich daran eintreffe. Du würdest also ohne Bedenken den wahren Sonnentag als Zeitmaß einführen, wenn Du von seiner Unveränderlichkeit überzeugt wärest. Nun bemerkst Du aber, daß die Sonne in 366 Tagen ungefähr auf allen Pferden herumkommt, daß sie alsdann 365 Tagesumläufe mittelst der Bewegung des Carroussels von Ost über Süd nach West, zugleich aber für ihre eigene Person einen Jahresumlauf von West über Süd nach Ost zurückgelegt, daß aber die letztere Bewegung nicht mit vollkommen gleichförmiger Geschwindigkeit stattgefunden hat, sondern der Unterschied zwischen dem wahren Sonnentag und dem unveränderlichen Sterntag das einemal etwas größer, das anderemal etwas kleiner ausgefallen ist. Auf den Rath der Astronomen hilfst Du nun dem Uebelstand auf folgende Weise ab. Statt der wirklichen Sonne bestellst Du Dir in Gedanken eine künstliche „Mittelsonne“ oder eine solche Rechnensonne, welche zu irgend einer Jahreszeit, z. B. in der Mitte des April, zugleich mit der wahren Sonne kulminirt, alsdann aber ihren Jahresumlauf mit vollkommen gleichmäßiger Geschwindigkeit ausführt und deßhalb der wahren Sonne bald ein wenig voraneilen, bald nachziehen muß, um jedenfalls am Ende einer bestimmten Periode wieder mit ihr zusammenzutreffen. Diese Mittelsonne stellt alsdann durch ihren Tageslauf den mittleren Sonnentag her, welcher vor dem wahren Sonnentag den Vorzug unveränderlicher Länge hat; so daß man seine Eintheilung in 24 Stunden à 60 Minuten à 60 Sekunden à 60 Tertien mittelst einer gleichmäßig gehenden Räderuhr herstellen kann. Eine Sonnenuhr zeigt also die wahre Zeit, nach welcher man bei uns nicht mehr rechnet, eine gute Räderuhr aber mittlere Zeit.

Es währte übrigens länger, als man vermuthen sollte, bis die mittlere Zeit in Europa allgemein in Gebrauch kam. In England z. B. wurde sie erst 1752 eingeführt. Der Unterschied zwischen der Länge des mittleren Sonnentags und zwischen der des längsten (beziehungsweise kürzesten) wahren Sonnentags ist freilich sehr gering: er beträgt bloß ungefähr ½ Minute (beziehungsweise ⅓ Minute); diese Unterschiede summiren sich aber im Laufe mehrerer Tage zu einem merklichen Betrag. Wenn Du also den Mittagsstand der Sonne genau beobachtest, so darfst Du Deine Uhr um diese Zeit doch nicht gerade auf 12 Uhr richten, sondern bald etliche Minuten — der Unterschied kann bis zu einer Viertelstunde anwachsen — vor, bald zurück. Für diesen das Jahr hindurch beständig wechselnden Unterschied, den man „Zeitgleichung“ nennt, haben Dir die Astronomen eine eigene, in jedem vollständigen Kalender abgedruckte Tabelle angefertigt. Der längste wahre Sonnentag fällt aufs Ende des Dezembers, der kürzeste auf die Mitte Septembers. Um dieses recht zu verstehen, muß man die zwei Bedeutungen des Wortes „Tag“ wohl von einander unterscheiden; sonst begreift man nicht, wie die Behauptung: der längste Tag fällt auf das Ende Dezembers, sich reimen soll mit dem andern Satz: am 21. Dezember ist der kürzeste Tag. Der scheinbare Widerspruch löst sich sehr einfach. In dem ersten Fall bedeutet das Wort Tag den bürgerlichen Tag, welcher aus einem natürlichen Tag und zwei halben natürlichen Nächten zusammengesetzt ist. Dieser Tag ändert sich auf der ganzen Erde das Jahr hindurch bloß um ein Unmerkliches, so daß seine größte und seine geringste Länge nur um 51 Sekunden auseinander sind. In dem zweiten Satz dagegen bedeutet das Wort Tag den natürlichen Tag oder den Lichttag, welcher bloß von Morgen bis Abend dauert. Dieser ändert seine Länge das Jahr hindurch für manche Gegenden sehr bedeutend, so daß der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Lichttag in Deutschland bis auf 9 Stunden ansteigt, und zwar fällt der kürzeste Lichttag auch auf den Dezember, wie der längste bürger-

---

gezeichnetsten Ringgebirge, die auf unserer Karte mit Ziffern bezeichnet sind, führen folgende Namen: 1. Archimedes, 2. Plato, 3. Kopernikus, 4. Kepler, 5. Gassendi, 6. Tycho, 7. Arzach, 8. Purbach, 9. Regiomontan, 10. Ptolomäus, 11. Appian, 12. Frascator, 13. Plinius, 14. Manilius, 15. Galiläi, 16. Grimaldi, 17. Aristarch, 18. Autolicus, 19. Aristippus, 20. Eratosthenes, 21. Aristoteles.

liche Tag. Im Februar beträgt die Zeitgleichung etwa 14½ Minuten. Gewöhnlich wundern wir uns um diese Zeit, daß es Morgens nicht so bald Tag wird, als wir es sieben bis acht Wochen nach Verfluß des kürzesten (Licht-) Tages erwartet hätten. Wir vergessen dabei, daß, während unsere nach mittlerer Zeit gerichteten Uhren Morgens 7 Uhr zeigen, die wahre Sonnenzeit erst 6¾ Uhr ist. Wenn dagegen am 3. November die Sonnenuhr z. B. 4 Uhr 20 Min. 48 Sek. angibt, so müssen wir unsere Uhren auf 4 Uhr 4 Min. 36 Sek. stellen, und diese Zeit gilt alsdann für alle diejenigen Orte, welche mit jener Sonnenuhr unter dem gleichen Meridian liegen. An einem weiter östlich gelegenen Ort muß die Uhr um dieselbe Zeit eine spätere, an einem mehr westlich gelegenen eine frühere Zeit angeben. Da nämlich die Sonne zu ihrem scheinbaren, 360 Grade betragenden Tagesumlauf um die Erde 24 Stunden braucht, so folgt daraus, daß jeder Ort, welcher einen Grad weiter westlich liegt, als ein anderer auch um $^{24}/_{360}$ Stunden, d. h. um 4 Minuten später Mittag hat als dieser. So liegt z. B. New-York um 82 Grade weiter westlich als Frankfurt am Main, hat also, während es in Frankfurt Sonntag Mittag ist, erst Sonntag 6 Uhr 38 Minuten Morgens; die Engländer in der Nähe des Eliasberges in Nordamerika haben gar um diese Zeit erst Sonntag 2 Uhr Morgens — und auf ähnliche Weise rechnen außer den Russen alle Christen in Amerika —; während ihre englischen Landsleute in Bombay schon 4⅓ Uhr Nachmittags, die in Aukland auf Neu-Seeland schon Sonntags Nachts 11 Uhr zählen, endlich gar die Russen auf der Prinz-Wales-Insel in Nordamerika schon Montag 2 Uhr Morgens. Die Engländer haben nämlich ihre Kalenderrechnung von Europa aus östlich nach Ostindien, China und Australien, westlich dagegen nach Nordamerika getragen, während die Russen ebenfalls nach Nordamerika, aber nicht wie die Engländer von Osten, sondern von Westen her gekommen sind. Noch auffallender ist die Rechnung der Spanier auf Manilla (auf der Insel Luzon auf den Philippinen): dorthin kam die europäische Rechnung nicht auf dem nächsten Wege gegen Osten, sondern auf dem längeren Wege gegen Westen. Manilla liegt 113 Grad weiter östlich, oder, wie wir in diesem Fall sagen müssen, 247 Grad weiter westlich als Frankfurt. Zählt man also in Frankfurt Sonntag Mittag, so hat man in Manilla viermal 247 Minuten weniger, also erst Samstag Nachts 7½ Uhr. Jene Russen und Spanier sind also um 30½ Stunden in ihrer Tagesrechnung auseinander: Dienstag Morgens 1 Uhr auf der Prinz-Wales-Insel ist zugleich Sonntag Abends 6½ Uhr in Manilla. Ferner beginnt der Sonntag, die ganze christliche Welt zusammengerechnet, nach Frankfurter Zeit Samstag Vormittags 10 Uhr (auf den russischen Küstenniederlassungen) und endigt Montag Nachmittags 4½ Uhr (in Manilla), dauert demnach auf der ganzen Erdoberfläche über 54 Stunden. Größere Zeitunterschiede als von 12 Stunden kämen freilich nicht vor, wenn man schon bei Gründung der Kolonieen diejenige Vereinbarung getroffen hätte, welche in unseren Tagen bei den Seeleuten Geltung hat: daß man nämlich die Längengrade sowohl östlich als westlich von einem Hauptorte des europäischen Mutterlandes aus, so namentlich von Greenwich bei London, bloß bis auf 180 fortzählt. Als z. B. die österreichische Fregatte Novara auf ihrer Fahrt vom australischen Festland gegen die Sandwichsinseln, also von West gegen Ost segelnd, Montag den 10. Januar Nachts gegen 12 Uhr demjenigen Meridian sich näherte, welcher 180 Grade von dem Meridian von Greenwich entfernt ist, da wußte ihr Kommandant, daß er der Zeit von Greenwich um zwölf Stunden voraus war und daß man um dieselbe Zeit in Greenwich erst Montag Mittags 12 Uhr zählte. Bei weiterem Vorrücken gegen Osten hätte er nun so rechnen können, als ob er sich mehr als 180 Grade östlich von Greenwich befände, und hätte also nach Mitternacht den Dienstag den 11. Januar anfangen können. Er rechnete aber der heutzutage geltenden Regel gemäß, daß er jetzt weniger als 180 Grad westlich von Greenwich entfernt und deßwegen um nahezu 12 Stunden gegen dieses zurück sei. Der neue Tag mußte also von ihm abermals als Montag der 10. Januar betrachtet und dieser daher auf seinem Schiffe doppelt gezählt werden; sonst wäre er bei seiner Ankunft in Europa um einen Tag vor seinen Landsleuten voraus gewesen, wie dieß in umgekehrter Weise allerdings den Portugiesen begegnet war. Diese hatten die Erde in der Richtung von Ost nach West umschifft, hatten die genannte Rechnungsmaßregel aus Unkunde unterlassen und zählten daher zu ihrem und Anderer Entsetzen (sie hatten an mehreren Fasttagen Fleisch gegessen) Mittwoch den 9. Juli 1522, während ihre Landsleute auf der afrikanischen Insel Santiago, wo sie nach dreijähriger Reise landeten, schon Donnerstag den 10. Juli schrieben. Sie hätten im großen Ozean, als sie den 180sten Meridian überschifften, einen Tag ausfallen lassen sollen. Ueberhaupt also sollte einer nie sagen: „ich bin meiner Zeit nach 13 Stunden vor Paris voraus“, sondern statt dessen: „ich bin 11 Stunden hinter Paris zurück“; auch nicht: „ich bin 15 Stunden hinter Greenwich zurück“, sondern statt dessen: „ich bin 9 Stunden vor Greenwich voraus.“ Die hier angegebene Rechnung (vier Minuten Zeitunterschied auf einen Grad östlicher oder westlicher Abweichung) erleidet übrigens wegen der vervollkommneten Verkehrsmittel in unserer Zeit gerade in den praktisch wichtigsten Fällen eine bemerkenswerthe Modifikation, da die Eisenbahnfahrtenpläne so eingerichtet werden müssen, daß die Zeitrechnung nicht von Ort zu Ort allmälig sich ändert, sondern für Bahnen desselben Staats oder derselben Gruppe durchaus dieselbe ist, wenn gleich eine Station viel weiter östlich liegt als eine andere. Beim Uebergang von einem Eisenbahnverband in den andern ändert sich daher die Zeit sprungweise. Wer z. B. von Paris nach Wien über Straßburg fährt, der hat in Straßburg vielleicht Vormittags 10 Uhr (pariser Zeit) und eine Viertelstunde später in Kehl nicht 10 Uhr 15 Minuten, sondern sogleich 10 Uhr 39 Minuten (Karlsruher Zeit).

(Fortsetzung folgt.)

Johanna Gray's Hinrichtung.

Von **A. Wilhelmi.**

(Mit einem Bilde nach Paul Delaroche.)

Kaum war der fünfzehnjährige König Eduard VI., der seinem Vater Heinrich VIII. auf dem Throne von England und Irland gefolgt war, seinem Siechthum erlegen (6. Juli 1553), so wurde ein Kabinetsstück in Scene gesetzt, das die Augen von ganz Europa auf sich zog, die politischen und religiösen Leidenschaften Englands von neuem aufregte und einen tödtlichen Bruderkrieg unter den Fahnen der Reformation und des Papismus zu entflammen drohte. Die Beherrscher von Deutschland und Frankreich, Kaiser Karl V. und König Heinrich II., welcher letztere die junge reizende Schottin, Maria Stuart, und mit ihr das Königreich Schottland für seinen unmündigen Dauphin Franz gewonnen hatte, standen auch hier, wie in anderen großen Fragen, einander als Gegner gegenüber. Der Plan war nicht erst von gestern, sondern noch zu Lebzeiten Eduards gefaßt und von ihm sanktionirt worden. Die Seele desselben war der boshafte und herrschsüchtige Dudley, von Eduard zum Grafen von Warwick, später zum Herzog von Northumberland erhoben. Als solcher beherrschte er England bei der Minderjährigkeit des Königs mit fast unumschränkter Macht. Er war, was ganz im Sinne Eduards lag, der eifrige Fortsetzer der von Heinrich VIII. der schönen Anna Boleyn zu lieb begonnenen Reformation und hatte schon deßwegen von der rechtmäßigen Nachfolgerin Eduards Alles zu fürchten. Die Thronfolgeordnung, wie sie Heinrich mit Gutheißung des Parlaments festgesetzt hatte, bestimmte, daß bei dem kinderlosen Absterben Eduards seine beiden älteren Schwestern, Maria, die Tochter seiner ersten Gemahlin, der spanischen Katharina, und Elisabeth, Anna Boleyns Tochter, die nächsten Erbinnen seien. Erst nach diesen sei Heinrichs jüngere Schwester, Maria, welche den König Ludwig XII. von Frankreich als ersten und den Herzog von Suffolk als zweiten Gemahl hatte, erbberechtigt. Seine ältere Schwester, Margaretha, welche an den König von Schottland vermählt worden war, wurde ganz übergangen. Diese Thronfolgeordnung umzustürzen, den Letzten zum Ersten zu machen und dadurch sein eigenes Haus auf den Thron zu bringen, war das Streben Northumberlands. Eine Tochter jener Maria, der Herzogin von Suffolk, war Franziska, sie heirathete den Grafen Gray, der gleichfalls zum Herzog von Suffolk erhoben wurde. Die älteste ihrer drei Töchter war Johanna Gray, und diese bestimmte Northumberland zur Gemahlin für seinen Sohn, Lord Guilford Dudley, und zur künftigen Königin. Bei der Vorliebe, welche Eduard für Johanna Gray besaß, und bei seiner Besorgniß, daß seine Schwester Maria als fanatische Katholikin den Protestantismus in England wieder ausrotten möchte, gelang es Northumberland ohne Mühe, Eduard dazu zu bringen, daß er seines Vaters Erbfolgeordnung aufhob und Johanna Gray, die Schwiegertochter Northumberlands, für die Thronfolgerin in England erklärte. War es seinem Vater erlaubt, durch ein Testament die Thronfolge zu ordnen, wer wollte es dann Eduard verwehren, gleichfalls ein solches Testament zu machen? Aber jenes war durch den Beschluß des Parlaments zu einem förmlichen Staatsgesetz geworden; dieses war nichts weiter als die Privatäußerung des Königs und bekam durch die Billigung seiner Räthe an Geltung keinen großen Zuwachs. Auch Eduard hätte wohl die Sanktion des Parlaments eingeholt, ohne Zweifel auch bekommen; aber an der Ausführung hinderte ihn sein rasches Hinwelken. An dieser Versäumniß konnte sein ganzer Plan scheitern, wenn er sich gleich auf die noch nicht widerrufenen Parlamentsbeschlüsse berief, wornach die beiden Ehen, aus denen Maria und Elisabeth hervorgegangen waren, für ungesetzlich, diese selbst also für unehelich erklärt worden waren. Die geheimen Räthe und die Oberrichter von England unterschrieben das Testament nur nach langem Sträuben und nach den heftigsten Drohungen Northumberlands.

Von diesem Plane des Königs und seiner Rathgeber, von diesem Staatsstreich gegen die Legitimität wußte diejenige Person, welche dabei die Hauptrolle spielen sollte, auch nicht das Geringste. Warum sollte man sie auch noch vorher fragen? Johanna Gray und ihr Gemahl Dudley waren beide kaum siebzehnjährig, ein blutjunges Paar, so recht gemacht, meinte Northumberland, um seinen Intriguen zum Spielball zu dienen. Aber an Bildung war die schöne und tugendhafte Johanna ihren Jahren weit vorausgeeilt. Sie sprach mehrere neuere Sprachen, las die Griechen und Römer in der Ursprache und war, was damals eine Hauptsache war, in den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit auf's Genaueste unterrichtet. Sie korrespondirte lateinisch mit den Schweizer Reformatoren und vergaß, über ihrem Plato sitzend, die Genüsse des Lebens, denen sich ihre Freundinnen hingaben. An dieser zurückgezogenen Lebensweise änderte ihr eheliches Verhältniß, in welchem sie sich gerade nicht überglücklich fühlte, nicht viel, und erst in den letzten Monaten hatte sie von König Eduard die Erlaubniß begehrt, London zu verlassen und einige Tage in stillem Landleben zu Chelsea zuzubringen. Am 9. Juli, also drei Tage nach Eduards Tod, erhielt sie von dem geheimen Rath die Weisung, unverzüglich nach Sionhouse zurückzukehren und dort die Befehle des Königs zu erwarten. Als sie dort angekommen war, verfügte sich am folgen-

Verlag von *Kraus und Hoffmann* in Stuttgart

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Cypressen des Michel Angelo.

den Morgen der Herzog von Northumberland, der Marquis von Northampton und die Grafen von Arundel, Huntington und Pembroke zu ihr, sprachen anfangs über gleichgiltige Dinge, zeigten aber doch eine so ungewöhnliche Ehrfurcht, daß sie dadurch in einige Verlegenheit gerieth. Bald darauf trat die Herzogin von Northumberland, ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Suffolk, ihre Mutter, und die Marquise von Northampton in's Zimmer und nun eröffnete ihr der Herzog, daß ihr Vetter König Eduard VI. gestorben sei, und daß er, um das Reich vor dem Papismus und der schlechten Regierung seiner beiden nicht guten Schwestern Maria und Elisabeth zu sichern, sie, Lady Johanna, zu seiner Erbin erklärt habe. Bei diesen Worten knieten die Lords nieder, erkannten sie als Königin und schwuren, ihr Blut für sie zu vergießen. Johanna, diese zarte, schüchterne Frau, welche bisher mehr ihren Studien als dem praktischen Leben und den Fragen der Staatskunst sich gewidmet hatte, erschrak auf's heftigste bei dieser Ankündigung. Aus ihrem stillen, sonnigen Pflanzenleben herausgerissen, sollte sie sich auf einmal mitten in dem Wirbel der politischen und religiösen Gegensätze herumtreiben und dem wogenden Andrang der Leidenschaften ihr unbefangenes Herz entgegenstellen. Das war zu viel auf einmal für eine so anspruchslose Seele; sie zitterte an allen Gliedern, stieß einen lauten Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie unter heißen Thränen, sie glaube durchaus nicht die Fähigkeiten zu einer Königin zu besitzen; falls sie aber das Recht auf ihrer Seite habe, so hoffe sie, Gott werde ihr die Kraft verleihen, den Scepter zu seiner Ehre und zum Besten der Nation zu führen. Den Tag darauf, am 11. Juli, begab sich die junge Königin zu Wasser nach dem Tower, wo sich die Könige vor ihrer Krönung aufzuhalten pflegten, und hielt ihren Einzug in London mit großem Gepränge. Ihre Mutter, die Herzogin von Suffolk, trug ihr die Schleppe, der Lordschatzmeister überreichte ihr die Krone und ihre Verwandten begrüßten sie knieend. Nachmittags verkündigten die Herolde in der Hauptstadt den Tod Eduards und die Thronbesteigung Johanna's, und in einer Druckschrift, welche man ausstreute, wurde das Volk mit den Gründen bekannt gemacht, auf denen ihr Thronrecht beruhe.

Schweigend, ja mit Murren wurde diese Ankündigung vom Volke aufgenommen. Man hatte sich schon längst daran gewöhnt, Maria als nächste Thronerbin anzusehen und konnte nicht begreifen, wie nun plötzlich eine entfernte Verwandte des Königs vorgezogen werden sollte. Was Eduard in seinem Testament, ohne die Bestätigung des Parlaments nachzusuchen, festgesetzt hatte, galt jenem durch Parlamentsbeschluß festgesetzten Rechte Maria's gegenüber für durchaus ungesetzlich, für null und nichtig, und man sah in dieser Proklamation eine offenbare Beraubung der rechtmäßigen Erben. Hatte man auch wenig Sympathieen für den Papismus der Prinzessin Maria und für ihre Absicht, die Krone von England dem Papste wieder zu Füßen zu legen, so war doch das englische Volk noch zu sehr von katholischen Anschauungen erfüllt, der religiöse Zwiespalt war in England noch zu wenig erstarkt, als daß man hier die Grundsätze des Rechts darüber vergessen hätte. Nicht die Konfession, sondern die Frage des Rechts und der Legalität entschied hier und zwar diesmal ebenso für eine katholische Königin, als 1688 gegen einen katholischen König.

Dieses beredte Schweigen des Volkes hatte Northumberland nicht erwartet, noch weniger die rasche Entschlossenheit und das Glück Maria's. Als Eduard am Abend des 6. Juli in Greenwich starb, lag dem Herzog alles daran, seinen Tod geheim zu halten und sich der Person Lady Maria's zu bemächtigen. Die Wachen im Palast wurden verdoppelt und die Prinzessin erhielt einen königlichen Befehl, sogleich an den Hof zu kommen. Schon war sie unterwegs und die Gefangenschaft im Tower war ihr, sobald sie nach London kam, sicher; da erhielt sie noch in der nämlichen Nacht vom Grafen von Arundel einen Brief, der ihr den Tod ihres Bruders mittheilte und den Plan des Herzogs enthüllte. Schnell stieg sie zu Pferd und ritt mit ihrer Dienerschaft nach Kenninghall in Norfolk. Von dort schrieb sie an den geheimen Rath, verwies ihm, daß er ihr den Tod ihres Bruders nicht angezeigt und befahl ihm ihre Proklamirung als Königin. Aber die Lords, denen alle Schätze, alle Truppen zur Verfügung standen, glaubten, eine hilflose Frau wenig fürchten zu müssen und antworteten ihr, daß sie ihren ungegründeten Ansprüchen entsagen und sich als getreue Unterthanin ihrer rechtmäßigen unzweifelhaften Königin unterwerfen solle. Bald aber hörten sie, daß Maria nicht so hilflos und verlassen sei, als sie geglaubt hatten. Die Grafen von Bath und Sussex ergriffen für sie die Waffen, in Norwich wurde sie als Königin ausgerufen, ganz Norfolk und Suffolk erklärten sich zu ihren Gunsten und der ganze Landadel schaarte sich um sie. In wenigen Tagen sah sie sich in dem Schlosse zu Framlingham, wohin sie, ohne zu rasten, vierzig Meilen weit geritten war, von mehr als 30,000 Mann Freiwilliger umgeben.

Somit mußte auch Northumberland, dessen verhaßte Gestalt jedenfalls für Johanna's Königthum beim Volke eine schlechte Empfehlung war, ein Heer aufstellen. So gern er auch dem Herzog von Suffolk das Kommando überlassen hätte, um selbst das verdächtige London zu bewachen, so konnte er doch dem Lobe, das Graf Arundel seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit spendete, nicht widerstehen und zog mit 10,000 wohl gerüsteten Truppen gegen die regellosen Schaaren Maria's. Aber als er durch die Straßen der Hauptstadt ritt, äußerte er mit bekümmertem Herzen: „Das Volk drängt sich herzu, um uns zu sehen, aber Niemand ruft: Gott geleit' euch!" Es wäre ihm wohl nicht schwer gewesen, seine Gegner im Felde zu besiegen; als er sich aber von der Neigung des Volkes zu Maria überzeugte und als er hörte, daß er für einen Rebellen erklärt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei, entsank ihm aller Muth und alles Vertrauen, und je mehr er zurückwich, desto mehr lichteten sich die Reihen seines Heeres durch Desertion. Sein eigenes

Heer entschied sich für Maria, und um seinen Kopf zu retten, beschloß er, die Fahne, welche er in den Staub herabgezogen, selbst zu erheben und ließ in seinem Lager Maria als Königin ausrufen.

Stand es so bei dem Heer, so ließ sich leicht denken, wie es in der Hauptstadt zuging. In der neugeschaffenen königlichen Familie selbst brach Unfriede aus. Johanna hatte bei der tiefen geistigen Bildung, die sie besaß, durchaus nicht im Sinne, sich zu einem Werkzeug des ehrgeizigen Northumberland, zu einer Kreatur der Dudley's, zu einer Puppe dieser übermüthigen Hofkamarilla herabzuwürdigen. Wenn sie ein so gutes Recht auf den Thron hatte, wie man ihr sagte, so wollte sie es mit Niemand theilen, auch nicht mit ihrem Gemahl, wollte nicht bloß Königin heißen, sondern es auch sein. Sie hatte einen so hohen Begriff von dem Königthum, daß sie es für eine Entweihung ansah, dasselbe auf einen andern überzutragen oder auch nur mit ihm zu theilen. Trotz der dringenden Vorstellungen ihrer Schwiegermutter und ihres Gemahls weigerte sie sich entschieden, den Letzteren neben sich krönen zu lassen und wollte ihn nur zum Herzog ernennen. Dieser Familienzwist wirkte auch auf die Mitglieder des geheimen Rathes ein und ließ sie den Eid, welchen sie Eduard und Johanna geschworen hatten, um so leichter vergessen. Auf Veranstaltung des geheimen Rathes, besonders des Grafen von Arundel, der eben noch vor Johanna auf den Knieen gelegen war, wurde Maria in London als Königin ausgerufen und der Tower von ihren Anhängern in Besitz genommen. Johanna legte nun die Krone, welche sie nur neun Tage getragen hatte, nieder. Sie hatte sie wider ihren Willen angenommen und konnte sich mit leichtem Herzen von einem Kleinod trennen, das ihr nichts als Widerwärtigkeiten mitgebracht hatte. Nach stiller Einsamkeit, nach dem Studium der alten Klassiker sich zurücksehnend, begab sie sich am folgenden Morgen, den 20. Juli, nach Sionhouse, wurde aber zwei Tage darauf nebst ihrem Gemahl, ihrem Vater und Schwiegervater und dreiundzwanzig anderen Personen als Gefangene in den Tower gebracht.

Am 31. Juli hielt die Königin Maria, ihre Halbschwester Elisabeth zur Seite, zu Pferd ihren feierlichen Einzug in London, in dessen Straßen die verschiedenen Zünfte in ihren besten Anzügen aufgestellt waren. Es war ein sehr ungleiches Paar, diese königlichen Schwestern: hier die achtunddreißigjährige Maria, der man fast ihr ganzes Leben lang ihre Mutter und ihren Glauben vorgeworfen und möglichst viel Schlimmes zugefügt hatte, eine kleine, magere, blasse Figur, ohne die Majestät und den Anstand ihrer Eltern, das Gesicht abgehärmt und vom Kummer verzehrt, mit schwarzen zum Erschrecken stechenden Augen, das Herz voll Bitterkeit und Rache, allen religiösen Neuerungen feind, zu einer vollständigen Restauration entschlossen, das Ebenbild jener unglücklichen Tochter Ludwigs XVI., Marie Therese, welche als Herzogin von Angoulême 1814 aus langjähriger Verbannung nach Frankreich zurückkehrte und in ihrem Groll gegen die Revolutionsmänner die Restauration so raschen Schrittes in den Abgrund treiben half; neben Maria die zwanzigjährige Elisabeth, in voller Jugendblüthe strahlend, mehr einnehmend als schön, aber groß und wohlgebaut; eine etwas dunkle Gesichtsfarbe erhöhte den Glanz ihrer schönen blauen Augen, und eine zierliche Hand, welche sich gerne sehen ließ, versprach Schonung und Gunst. Wie ein heranziehendes Gewitter stellte sich Maria dar — heiter und kräftig, wie ein Sonnenaufgang Elisabeth. Mit ungeheurem Jubel wurden sie vom Volke empfangen und bis zum Tower begleitet.

Von den Gefangenen wurde Northumberland nebst zwei seiner Genossen am 21. August enthauptet, acht andere, worunter Johanna, wurden zurückbehalten, die übrigen in Freiheit gesetzt — eine Milde, welche in jener verfolgungssüchtigen Zeit Aufsehen erregte. Vergebens drangen die kaiserlichen Minister, welche Kaiser Karl V. seiner Base Maria zur Seite gestellt hatte, in sie, auch über Johanna das Urtheil zu fällen. Wenn man diese schone, sagten sie, so werde die Königin nimmer in Frieden herrschen, die nächste Faktion werde sie als Nebenbuhlerin ihr entgegenstellen; Johanna habe die Krone an sich gerissen und müsse nach den Gesetzen einer richtigen Politik ihre Vermessenheit mit dem Leben bezahlen. Aber Maria entgegnete ihnen, sie könne es weder mit ihrem Herzen noch Gewissen vereinbaren, ihre unglückliche Base zum Tod zu verurtheilen. Johanna sei weniger strafbar, als der Kaiser glaube; sie sei nicht Northumberlands Mitschuldige, sondern nur eine Puppe in seinen Händen gewesen. Auch seine Schwiegertochter sei sie nicht; denn ehe sie Guilford Dudley geheirathet, sei sie schon mit einem Andern verlobt worden. Die Gefährlichkeit ihrer Prätensionen bestehe nur in der Einbildung, und überdieß könne man vor ihrer Freilassung alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln treffen. Dabei blieb es vor der Hand.

Zwei Sachen waren es, welche Maria in der nächsten Zeit durchzuführen sich vorgenommen hatte: die Wiederherstellung der Herrschaft der katholischen Kirche und ihre Vermählung. Des Glaubens halber hatte das erste keine Schwierigkeiten, da der größte Theil des englischen Volkes nicht aus Ueberzeugung, sondern auf Befehl seiner Regierung die Konfession gewechselt hatte und leicht zu bewegen war, einen nochmaligen Wechsel vorzunehmen. Anders aber war es, wenn man von der Wiederherstellung der päpstlichen Gerichtsbarkeit und von der Rückgabe der Kirchengüter sprach. Gegen jene sträubte sich der angeborene Sinn der Engländer für ein unabhängiges Staatswesen, gegen diese das Interesse von so vielen Adeligen und von allen jenen, in und durch deren Hände jene Güter gekommen waren. Wenn Maria hierin nicht sehr behutsam auftrat, so war es bald um sie geschehen. Gleich ihre ersten Maßregeln deuteten auf dieses Ziel hin, und ihre vornehmsten Räthe, welche sie aus den unter der vorigen Regierung abgesetzten katholischen Bischöfen auswählte, unterstützten sie. Rascher aber brach die Unzufriedenheit wegen des zweiten Punktes aus. Das Volk, das Parlament, selbst der von ihr so hochgeschätzte Bischof Gardiner wünschten, daß sie sich mit einem der eng-

lischen Großen vermähle und hatten es dabei auf den jungen Eduard Courtenay, einen Abkömmling des Hauses York, abgesehen. Aber Maria konnte ihn nicht zum Gemahl nehmen wollen, weil er ein roher und wüster Geselle war und weil sie es mit ihrer Ehre nicht vereinigen konnte, einen Unterthan zu heirathen. So griff sie denn mit beiden Händen zu, als Kaiser Karl, den sie in allen wichtigen Dingen um Rath fragte, ihr seinen Sohn Don Philipp vorschlug und verbindlich hinzusetzte, wenn es ihm seine Jahre erlaubten, würde er selbst nach der Ehre ihrer Hand streben. Zwar war Philipp noch nicht dreißig Jahre alt und bereits zum zweitenmal Wittwer; aber die Verbindung Englands mit dem burgundisch-spanischen Hause verhieß dem englischen Throne einen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke des Kontinents. Anders sah das Volk die Sache an, Katholiken wie Protestanten. Nichts als Unheil versprach man sich von dieser spanischen Heirath, in der Politik, wie in der Religion; die Aufregung hätte kaum größer sein können, wenn das vernichtende Urtheil, welches Schiller in seinem Don Karlos über Philipp fällt, dem englischen Volke schon bekannt gewesen wäre. Aber Maria blieb taub gegen alle Vorstellungen, bestand fest auf ihrer Vermählung mit Philipp und zeigte sich über die Maßen verliebt in ihn, ehe sie ihn nur gesehen hatte.

Diese allgemeine Mißstimmung schien der gestürzten Partei eine günstige Gelegenheit, sich der verhaßten Siegerin zu entledigen. Im Februar 1554 brach eine Empörung aus, an welcher auch Johanna's Vater, der Herzog von Suffolk, theilnahm. Aber die königlichen Truppen wurden überall Meister, die Häupter des Aufstandes wurden gefangen und enthauptet, darunter auch Suffolk. In sein Schicksal wurde auch seine Tochter, die edle Johanna Gray, und deren Gemahl verwickelt. Obgleich sie nicht den mindesten Antheil an der Empörung hatte, so genügte doch schon der Umstand, daß ihr Name wenigstens dabei genannt worden war, sie auf das Schaffot zu bringen. Maria glaubte, ihre Milde als die Ursache dieser neuen Empörung bereuen zu müssen, gab denen, welche auf die Vernichtung der Northumberland'schen Partei hinarbeiteten und schon früher ihre drakonischen Rathschläge gegeben hatten, jetzt, nachdem sie sich erprobt zu haben schienen, Recht und vergaß die schöne Antwort, mit der sie im vorigen Jahre die kaiserlichen Aufheter zurückgewiesen hatte. Sie unterzeichnete den Befehl zur Hinrichtung Guilford Dudley's und seiner Gattin. Um Johanna's protestantische Seele zu retten, schickte sie katholische Geistliche in ihr Gefängniß, welche sie bekehren sollten. Diese wurden aber von der wohl belesenen und standhaften Johanna unverrichteter Sache heimgeschickt. In einem griechischen Briefe, dessen Inhalt sie wohl durch diese fremde Sprache der allgemeinen Kenntniß entziehen wollte, nahm sie von ihrer Schwester Abschied und ging mit Heiterkeit und Entschlossenheit dem Tode entgegen.

Der 12. Februar war der verhängnißvolle Tag. Johanna erhielt die Erlaubniß, ihrem Gemahl das letzte Lebewohl zu sagen, und dieser, der getrennt von ihr war, bat sie um einen nochmaligen Abschied. Aber sie ließ ihm sagen, daß sie sich nicht getraue, diesen erschütternden Auftritt mit der Fassung zu ertragen, die ihr letzter Gang erfordere; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, da sie in wenig Augenblicken auf ewig vereint sein würden. Als ihr Gatte aus dem Tower geführt wurde, um öffentlich vor einer unermeßlichen Volksmenge enthauptet zu werden, stand sie am Fenster ihres Gemachs und winkte ihm mit zärtlicher Hand ihr Lebewohl zu; bald sah sie seinen blutigen Rumpf zurückbringen und freute sich, als sie hörte, wie standhaft er gestorben sei. Nun kam die Reihe an sie. Wegen ihrer königlichen Abkunft wurde ihr die Schmach einer öffentlichen Hinrichtung erspart, vielleicht aber auch das Innere des Towers nur in der Absicht dazu ausersehen, damit dieses unschuldige Blut der edelsten Frau nicht das Mitleid und den Zorn des Volkes errege. Festen Schrittes und mit freudiger Miene trat sie vor den Henker und hielt eine Rede an die Umstehenden, in welcher sie sich zwar als schuldig bekannte, aber nicht weil sie die Hand nach der Krone ausgestreckt, sondern weil sie denen, die sie zum Werkzeug ihres Ehrgeizes machen wollten, nicht beharrlich genug widerstanden habe. Dann betete sie mit Farkenham, ehemaligem Abt von Westminster, einen Psalm, ließ sich ruhig von ihren Frauen entkleiden und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt auf den Block. Auf einen einzigen Streich war es vom Rumpf getrennt. In ihr Tagbuch hatte sie geschrieben: „Wenn mein Fehler Strafe verdiente, so dürften mich meine Jugend und Unerfahrenheit mindestens entschuldigen. Gott und die Nachwelt werden mir günstig sein.“ Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Die Nachwelt hat ihr ihre volle Theilnahme und Liebe zugewendet, während sie Maria, welche in ihrer Vermählung mit Philipp kein Glück, in den Scheiterhaufen der Ketzer keine Ruhe fand und kinderlos, von Niemand geliebt, 1558 starb, als eine herzlose, fanatische Thörin ansah, die mit Blut und Eisen, nicht mit Liebe und Verstand ihr Volk zu beherrschen suchte und mit ihren schwachen Weiberarmen den Strom des Jahrhunderts aufhalten oder gar rückwärts lenken zu können vermeinte. Als eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte Englands ist die Regierung der katholischen Maria bezeichnet.

Aber nicht bloß über Johanna schwebte der Todesengel, auch Elisabeth, die Halbschwester Maria's, fühlte sich von seinen Schwingen schon berührt. Sie war der geheimen Theilnahme an der Empörung angeklagt und Maria gerieth in heftigen Zorn, als sie Briefe der Empörer zu lesen bekam, in welchen Elisabeth als die künftige Königin bezeichnet wurde. Daher wurde diese verhaftet und in den Tower gebracht. Sie hielt sich selbst für verloren, obgleich man trotz dem eifrigsten Suchen keine genügenden Beweise für ihre Schuld aufbringen konnte. Die spanisch-katholische Partei bot allem auf, um sich der lästigen, beim Volke so beliebten Thronfolgerin auf immer zu entledigen; Maria, mit Verurtheilungen einmal im Zuge, war entschlossen, auch die Tochter Anna Boleyns zu opfern. Da fand Elisabeth einen Freund, wo sie es am wenigsten er-

wartete. Ihr Schwager Philipp war so galant, bei Maria eine Fürbitte für sie einzulegen. Darauf wurde sie aus dem Tower entlassen und nach dem Palast von Woodstock gebracht, wo sie unter strenge Aufsicht gestellt, von Spähern umringt und von Wachen eingeschlossen war. Wie sehr mochte König Philipp von Spanien diese Fürbitte bereuen, als die unüberwindliche Armada, die er 1588 gegen die Königin Elisabeth von England abschickte, in den Gewässern des Kanals zur Hälfte vernichtet war und der Admiral Medina Sidonia seinem Herrn diese schlimme Botschaft brachte! Der Stern Spaniens war im Niedergang, die Sonne Englands stieg prachtvoll herauf.

Das Mädchen aus der Fremde.

Humoreske von **Theodor Hensel**.

(Schluß von S. 220.)

Wir haben die Musik in ihrem Verhältniß zunächst zu ihren leiblichen Schwestern, den Künsten, betrachtet und mir scheint, daß sie in der Reihe derselben sich mit allen Ehren sehen lassen kann: in welchem Verhältniß steht sie nun aber zu den Wissenschaften, zur Physiologie, Theologie, Medizin u. s. w. und welche Berührungspunkte hat sie mit denselben, welchen Gewinn gewähren sie sich gegenseitig? — Wenn wir die verschiedenen Fakultäten der Reihe nach um ihr Gutachten über die Musik befragen, so läßt sich am feindseligsten und absprechendsten die philosophische Fakultät vernehmen. Kant und Hegel können es der Musik nicht verzeihen, daß man bei derselben nichts denken könne. Die Sache ist richtig: nur fragt sich, ob daraus vernünftiger Weise ein Vorwurf und Tadel geschmiedet werden kann. Es ist richtig, daß das musikalisch Schöne sich am allerwenigsten auf bestimmte, logisch klare, in Worten zu erschöpfende Ideen bringen läßt. Die Musik — wenigstens die Musik ohne Text und ohne Verbindung mit dem Wort — hat eine Chamäleonsnatur; sie erscheint jedem einzelnen Hörer unter anderem Reflex. Eine Sinfonie z. B. läßt sich niemals auf eine so allgemein befriedigende Weise in Worten interpretiren und entwickeln, wie es bei einer Statue, einem Gemälde oder gar einem Drama der Fall ist. Auch der beste Kommentator eines Musikstücks wird nicht Allen genügen, es wirkt auf verschiedene Ohren und Herzen verschieden, es regt in jedem Einzelnen wieder andere Gefühlssaiten an. Ueberhaupt ist die Musik, wenn man recht über sie nachdenkt, durch und durch voll Mysterien, ihr Wesen, ihre Wirkung, ihr Sitz und ihre Geburtsstätte im Innern des Menschen hat so viel Unerklärtes, Räthselhaftes, Geheimnißvolles, daß wir es wohl erklärlich finden, wenn der Philosoph, der von Profession Alles wissen und lösen muß, ärgerlich, recht ärgerlich darüber wird. Aber zugleich ist es auch lächerlich, sehr lächerlich, wenn man die liebenswürdige Sphinx deßhalb gering achtet oder gar scheel ansieht.

Da lob' ich mir die exakten Wissenschaften, insonderheit die Physik und Mathematik. Weit entfernt, das holde Wunderkind herabzusetzen, haben sie es vielmehr wie eine liebe Tochter gehegt. Mit Recht! Denn die Musik ist gewissermaßen eine Tochter der Physik und Mathematik. Die Lehre von den Tonschwingungen ist eines von den anziehendsten Kapiteln der Physik und die Experimente am Monochord können einen Jeden überzeugen, daß die Musik auf rein mathematischen Verhältnissen, auf einem unbewußten, ins primitivste Seelenleben sich verlierenden Zählen und Rechnen beruht. Es ist wohl kein Zufall, daß so mancher Name, der in der Mathematik strahlt, wie der Name eines Pythagoras, Kepler, Herschel, auch in der Musik einen guten Klang hat und daß der größte Musiker der Welt, Mozart, für Mathematik außerordentlich begabt gewesen ist.

Aber eilen wir zu den andern Wissenschaften. Da die Jurisprudenz meines Wissens keine Berührungspunkte mit der Musik hat und ihr weder hold noch abhold ist, so soll gleich die staatswirthschaftliche Fakultät ihre Stimme abgeben. Wenn die Nationalökonomie den Werth der verschiedenen Beschäftigungen der Staatsbürger namentlich nach demjenigen bemißt, was sie produziren und was sie konsumiren, so dünkt mich, die gute Musika dürfte wohl Gnade finden vor nationalökonomischen Augen. Denn sie produzirt viel, sehr viel, und konsumirt nichts. Oder hat etwa die Musik dasjenige verzehrt, was das musikliebende Publikum in Biergärten nebenher an Bier und Würsten zu sich zu nehmen pflegt? Nimmermehr! Und wenn die Musiker mit ihren, wie die böse Welt sagt, absonderlich durstigen Kehlen größere Quanta absorbiren, hat das die Musik gethan? Nimmermehr! Die Musik selber konsumirt nichts! Daß sie aber sehr viel produzirt — soll ich das erst beweisen? Soll ich statistisch vorrechnen, wie viele musikalische Produktionen auf eine einzige Stadt und ein einziges Jahr kommen? Soll ich an den großen Piccini erinnern, der 132 Opern geschrieben, oder an den ebensogroßen Friedrich II., der mit seinem Kapellmeister Benda binnen wenigen Jahren 50,000 Flötenkonzerte gespielt hat? Oder wenn wir unter Produziren jetzt den Gelderwerb verstehen, hat nicht Joseph Haydn einen fetten ungarischen Ochsen verdient mit einem einzigen kurzen Menuett, das noch jetzt das Ochsenmenuett genannt wird? Hat nicht die Sängerin Faustina Hasse einen Jahresgehalt von 15,000

Porträt und Facsimile von Thomas Carlyle. (Siehe S. 143.)

Gulden genossen und der berühmte Lully in seiner musikalischen Laufbahn nach und nach fast eine Million Livres realisirt?

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß auch diese Kunst, wie die andern, zuweilen betteln geht, und da kommt sie denn in Berührung — nicht sowohl mit der Polizeiwissenschaft, als vielmehr mit der Polizei. Doch ist das nur die vagabunde Musik, es sind hauptsächlich die fahrenden Sänger und Harfnerinnen, mit denen die Polizei in Konflikte kommt. Sonst aber bildet die Musik eines der friedlichsten Elemente in der bürgerlichen Gesellschaft, das eine weise Staats- und Stadtpolizei nicht anders als gern sehen und protegiren kann. Gibt uns ja doch der Dichter die Versicherung: Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder! Und wer weiß, ob nicht mitunter auch darum unser deutsches Volk so ruheliebend ist, weil es in so manchem schönen Lied und namentlich in dem: Was ist des Deutschen Vaterland? ein vortreffliches Abführmittel hat, welches etwaige politische Wallungen auf ungefährliche Weise ableitet.

Das führt uns auf die Politik und auf die Frage: ob die Musik auch zur **Politik** in einem inneren Verhältniß stehe? Von denjenigen, die das politische Steckenpferd reiten, ist oft gewünscht worden, daß die Musik po-

litisch, d. h. demokratisch werde. Das scheint mir nun — gelinde gesagt — ein unmusikalisches Gerede. Die Musik ist weder demokratisch, noch monarchisch. Die Musik an sich, d. h. ohne Text, kann nicht politisch sein. Der Text, lediglich nur der Text ist's, der einen Gesang politisch, ein Nationallied national macht. Nehmen Sie die Worte weg, so hören Sie gewiß nichts Politisches, weder an der Marseillaise, noch im „Gott erhalt uns Franz den Kaiser" oder Rule Britannia. Die Musik hat an und für sich mit der Politik nichts zu schaffen und wird durch die verschiedenen Formen und Zustände des Staatslebens eben so wenig gehemmt, als gefördert. Man kann nicht behaupten, daß die Politik an und für sich der musikalischen Kunst widerstehe oder, mit Goethe zu sprechen, daß ein politisch Lied ein garstig Lied sein müsse — den Gegenbeweis liefern zahlreiche Lieder von Theodor Körner und Weber, die nicht bloß politischen, sondern auch poetischen und musikalischen Werth haben; aber eben so wenig kann man behaupten, daß politische Freiheit zum Gedeihen der musikalischen Kunst wesentlich erforderlich sei. Wie unsere größten Dichter, so haben auch unsere größten Musiker in einer politisch sehr unerquicklichen Zeit ihre Meisterwerke geschaffen. Das freie England und Amerika aber hat keinen einzigen großen Komponisten hervorgebracht.

Von der Politik aus würde ich gern, wenn die Zeit es erlaubt hätte, auch einen kleinen Abstecher zur Militärwissenschaft gemacht haben, die ja so viel Ursache hat, der Musik hold und dankbar zu sein. Denn der Kriegerstand ist es, dem sie eben so willige und fleißige, als wichtige Dienste leistet. Sie dient ihm nicht bloß zum Spiel, sondern auch zum Ernst, nicht allein im Frieden, sondern auch im Krieg, nicht bloß als Zierde — bei Paraden, als Ehrenzeichen, bei Leichenkondukten, — sondern auch als wirksames Mittel zur Belebung des kriegerischen Feuers in der Schlacht und des ausdauernden Muthes unter Märschen und Strapazen. Möge der Militärstand der edlen Musika seinen schuldigen Dank dadurch bezeugen, daß er sie nicht in die flache und fade Bahn gemeiner Tanzbodenklänge herabdrücken läßt, sondern den musikalischen Geschmack des Volks, auf welchen er durch die täglichen Paraden einen bedeutenden Einfluß hat, vielmehr zu heben und zu veredeln sucht!

Es bleiben uns noch zwei Fakultäten übrig, die ihr Urtheil über die Musika noch nicht abgegeben haben — die Medizin und die Theologie. Die Theologie nun hat sich zur Musik in ein freundlich anerkennendes Verhältniß gesetzt, wenigstens die moderne Theologie. Der fanatische Eifer der früheren Theologie gegen Alles, was weltliche Musik heißt, ist zur Seltenheit geworden. Die Zeit, wo man das Musiziren zu den unehrlichen Gewerben und Handthierungen zählte und darauf hindeutete, daß ihr Erfinder, Jubal, ein Nachkomme Kains gewesen sei, ist vorbei. Die Theologie hat aber auch wahrlich alle Ursache, die Musik zu schätzen, zum Ersten schon wegen des moralischen Einflusses, den sie auf das Volksleben übt. Emollit mores, nec sinit esse feros, zu deutsch: Sie veredelt die Sitten und wehrt der Verwilderung. Der Satz ist ohne Zweifel im Allgemeinen richtig, wenn man ihn gleich nicht im Einzelnen anwenden und sagen darf, daß ein Mensch desto sittlicher sei, je musikalischer er ist. Vielmehr gibt's, mit Shakespeare zu reden, gute Leute, die schlechte Musikanten sind und es gibt schlechte Leute, die gute Musikanten sind. Auch lege ich wenig Gewicht auf das Geständniß, das schon Viele gemacht haben, daß sie durch ein Oratorium oder eine ähnliche ernste Musik sittlich ergriffen und wohl gar einmal von einem unsittlichen Vorhaben abgehalten worden seien; denn ich weiß recht wohl, daß die Sittlichkeit eines Menschen auf schlechten Füßen steht, wenn sie keine solidere Grundlage hat, als das Reizmittel der Musik. Dennoch bleibt es im Großen und Ganzen richtig, daß die Musik einer von den Faktoren ist, die auf die sittliche Hebung und Veredlung eines Volkes influiren, und schon aus diesem Grunde soll die Theologie und Kirche nicht geringschätzig gegen die Musik sich verhalten. Allein die Musik steht ja bekanntlich auch in einem ganz direkten Verhältniß zu der Kirche und ihren Zwecken. Der Kirche hat sie ihre großartigsten Schöpfungen dedicirt und hat sich's von jeher zur höchsten Ehre gerechnet, das heilige Feuer der Andacht nähren zu helfen. Man denke nicht bloß an das, was man gewöhnlich Kirchenmusik nennt, sondern auch an den Choral. Wie viel würde unsern Gottesdiensten abgehen, wenn es keinen Choral gäbe! Es war eine unbegreifliche Verirrung, wenn Zwingli den Rath zu Basel um Abschaffung des Kirchengesangs bat, und zwar dadurch, daß er dem Rath seine Bittschrift singend vortrug, um zu zeigen, wie lächerlich es sei, die Gebete dem lieben Gott im Gesang vorzutragen. Daß die gottesdienstliche Musik einem Bedürfniß des religiösen Gefühls entgegenkommt und der Intensivität des letzteren förderlich ist, kann kein Unbefangener bestreiten. Ich meinerseits bekenne, daß auch der allerschönste und gelehrteste Kommentar zum vierzigsten und dreiundfünfzigsten Kapitel des Jesajas mir das Herz und Verständniß für diese Stellen nicht so aufthut, wie Händels Arie: „Tröstet, tröstet Zion", und seine andere Arie: „Er war verschmähet, verachtet und verschmähet, ein Mann der Schmerzen und umgeben mit Qual." Wer weiß, ob nicht der Messias und ähnliche aus dem Glauben geborne Musik dazu mitgeholfen hat, den schwachen Docht des Glaubens glimmend zu halten über die dürre Zeit des flachen Rationalismus? Jedenfalls vom Choralgesang dürfen wir annehmen, daß er wesentlich dazu beigetragen hat, noch ein Restchen religiöser Tiefe und Innigkeit zu erhalten in jener glaubensarmen Periode, die im ganzen Gebiet der Theologie und Kirche so arge Verheerungen angerichtet hat und wohl noch schlimmer gehaust hätte, wenn nicht die Kirche in dem Gemeindegesang ein Element besessen hätte, das der Verwässerung einen zäheren Widerstand und einen unvertilgbaren warmen Glaubensodem entgegensetzte.

Nun hat zwar die Kirche sich hie und da auch zu beschweren über die Musik, wenn dieselbe nämlich Gelehrsamkeit in den Gottesdienst bringt. Und das thut sie nicht selten. Sie meint sogar, das müsse so sein. Gerade unter Kunstkennern findet man vielfach die Ansicht, daß nur eine künstliche, verwickelte kontrapunktische Musik die rechte Kirchenmusik sei und der Würde und Strenge des heiligen Zweckes völlig entspreche. Wir können dem nicht beistimmen. Kirchenmusik soll vor Allem die Andacht heben und das kann sie nur, wenn sie allgemein verständlich und in's Ohr fallend ist. Die fugirte Musik aber ist nur dem

gelehrten Musiker verständlich und kann auch ihm nicht sowohl eine Erhöhung der andächtigen Stimmung, als eine spezifisch musikalische Freude gewähren. Darum sollte sie aus dem Gottesdienste unnachsichtlich ausgewiesen werden. Ueberall sonst, wo die Musik erscheint, erscheint sie um ihrer selbst willen. Ueberall sonst kann man sagen: wer sie nicht versteht, der bleibe weg! Wem Joh. Seb. Bach zu hoch und zu hart ist, der gehe zu Bellini und Donizetti! Nur in der Kirche kann man diesen Grundsatz nicht aufstellen. Da kommt das Publikum nicht der Musik wegen, sondern die Musik kommt wegen des Publikums. Da tritt sie nicht auf um ihrer selbst willen, sondern als Dienerin der allgemeinen Erbauung. Das hat sie nun oft vergessen und hat die Erbauung suchende Gemeinde mit Unrecht durch Künstlichkeiten und Gelehrsamkeiten gequält. Hiegegen muß die Kirche kämpfen und protestiren. Sonst aber hat sie allen Grund, der Musik ihre guten Dienste auf's freundlichste zu danken.

Endlich ist es noch die medizinische Wissenschaft, die wir mit der Musik zu konfrontiren haben. Es ist zu verwundern, daß die Medizin sich so kühl und spröde verhält zur Musik, welche doch schon lang ein Ehrendiplom verdient hätte. Im Alterthum hat es Aerzte gegeben, welche die Musik förmlich in ihre Pharmakopöe aufgenommen haben. Und hat denn nicht Thales mit Musik die Pest, Theophrast mit Musik das Hüftweh und giftige Schlangenbisse kurirt? Hat sie nicht dem Arion das Leben gerettet? Hat sie nicht dem Orpheus die verlorene Gattin selbst aus dem Todtenreiche zurückerobert? Und was wird von Alexander dem Großen gemeldet? Durch den Gesang eines gewissen Timotheus war der Monarch in solche Wuth versetzt worden, daß er von der Tafel aufsprang und nach den Waffen lief. Aber siehe da, Timotheus wechselt die Tonart, geht von der phrygischen in die hypophrygische über und flugs ist der wüthende König wieder besänftigt! Respekt vor dieser hypophrygischen Tonart, die Monarchen von der Waffenwuth heilt! Ach, daß sie uns abhanden gekommen ist! Wir könnten sie heutigen Tages wieder so wohl brauchen! — Und wie dürften wir dir mißtrauen, ehrwürdiger Seneka, wenn du uns erzählst, daß lediglich nur die Musik den edeln Mäcenas von der argen Melancholie geheilt habe, in welche ihn der verliebte Augustus dadurch versetzt hatte, daß er auf Mäcens Gattin sein kaiserliches Auge warf? — Nicht minder reich aber an Exempeln von der Heilkraft der Musik ist die Geschichte der neueren Zeit. In jeder guten Weltgeschichte ist zu lesen, daß der Sänger Farinelli den König Philipp von Spanien von einer tiefen Schwermuth geheilt hat. Auch darf ich den gewaltigen Sänger Bendeler nicht unerwähnt lassen, der mit seines Basses Grundgewalt die Orgel in der St. Paulskirche zu London übertönte und bei einer solchen Produktion den Triumph erlebte, daß nicht nur eine Frau daselbst glücklich in die Wochen kam, sondern auch der anwesende Gatte derselben über dieser freudigen Begebenheit von seinem Podagra geheilt wurde, wofür er dem effektvollen Sänger seine Dankbarkeit mit 30 Dukaten bezeugte. Ich muß es den Herrn Medizinern überlassen, zu beurtheilen, wie sich dieser interessante Fall für die Klinik verwerthen lasse; aber man wird mir zugeben, daß das erzählte Faktum nicht bloß dem Sänger gewinnbringend, sondern auch den genannten Personen heilbringend und folglich der Musik ruhmbringend war. Fügen wir hiezu statt vieler nur noch zwei Beispiele: daß ein Musiker in Paris durch eine Kantate Berniers vom Fieber und ein Tanzmeister ebendaselbst durch einige Violinstücke vom Irrsinn genas — so ist es wohl zu begreifen, daß der gelehrte Mattheson über die Anwendung der Musik für die Heilkunde ein Buch geschrieben hat. Da empfiehlt er unter Anderem die Musik als schweißtreibendes Mittel; und wer unter uns könnte leugnen, daß er zuweilen Musik gehört habe, die ihm kalten oder heißen Schweiß ausgetrieben? Wenn Mattheson dann weiter versichert, daß ein Rondo gegen den Tarantelstich gut sei, so bekenne ich, daß ich hierüber keine Erfahrungen gemacht habe. Immerhin aber müssen wir bei so zahlreichen Verdiensten der Musik um Patienten aller Art der medizinischen Fakultät sehr zu erwägen geben, ob sie nicht ihrem Studium einen musikalischen Kursus einverleiben und ein musikalisches Examen anhängen sollte. Fatal scheint freilich der Umstand, daß diese vergnügliche Kurmethode, wie die Vertheidiger derselben selbst gestehen, bei denjenigen nicht aufschlägt, die so „unmenschlich beohrt“ sind, daß sie die Schönheit der Tonkunst nicht empfinden. Aber wer weiß, ob diese Uebelbeohrten, denen mit guter Musik nicht beizukommen ist, nicht vielleicht mit schlechter zu kuriren wären? Und die ist bekanntlich noch leichter und wohlfeiler zu haben, als die gute.

Doch es sei des Scherzes genug. Laß mich dir, lieber Leser, zum Schlusse noch ein Räthsel vorlegen. Wer ist die holde Himmelstochter, die zu den Sterblichen in ihrem Erdenthale freundlich oftmals herniedersteigt? Hernieder — denn sie ist nicht von unten her, sie ist nicht irdischen, sondern ätherischen Stoffes. Aus fremden Regionen, aus dem Reich der Lüfte stammt sie und spricht eine Sprache, die Niemand übersetzen und deuten kann und die doch alle Herzen entzückt. Mit flüchtigem Fuß kommt sie, nach flüchtigem Gruß enteilt sie. Sie entläßt Keinen ohne Gabe; aber Jeder trägt etwas anderes von dannen. Sie spendet Allen das Gleiche und doch ist's für Alle verschieden. Labsal für jedes offene Ohr sind ihre wunderbaren Laute; aber wo ein liebendes Paar mit ihr verkehrt, dem wird das Reichste und Süßeste von ihren Zaubergaben zu Theil.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Sie theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe —
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Wer bist du, holdes räthselhaftes Wesen? „Ach, das ist ja das Mädchen aus der Fremde; die Poesie ist's, die Poesie!“ Ich will diese Deutung nicht anfechten, aber dießmal sei mir erlaubt, ihr eine andere Auflösung zur Seite zu stellen. Der Wortlaut des Gedichts wenigstens widerstrebt mir nicht und der große Dichter selber wird mir nicht zürnen, wenn ich versuchsweise sage:

Es ist die Musik!

Rübezahl.

(Mit Abbildung auf S. 229.)

Wohlerfahrner, vielgestalter,
Wilder, zauberreicher, alter
Bergesgeist,
Menschensitte, die verlachst du,
Tausend Possenstreiche machst du,
Die du weißt.
Und du bist nun Hausherr, Gnome,
Der als guter Oekonome
Sich befleißt?
Statt am Kreuzweg Spuk zu üben,
Rechnest du und zählest Rüben,
Bergesgeist?
In's Gemüse so versunken,
Alter Schlaukopf, zahlentrunken,
Sieh nur, sieh
Wohl dich vor beim Ziffernfeste,
Daß dir nicht der Nummern beste
Gar entflieh'.
Liebe thut zwar viel, du weißt es,
Aber pünktlich rechnen, heißt es,
Kann sie nie.
Suchst du nun dein Facit, fehlt es;
Eines bleibt, ein ungewähltes,
Dieses zieh:
Selten ist's mit rechtem Segen,
Wenn sich will auf Wirthschaft legen
Ein Genie.

Adolf Schöll.

Sprüche von Kant.

Wenn Jemand beim Sprechen schielt, so sagt er gewiß eine Unwahrheit.

*

Die Einbildungskraft treibt ihr Wesen mehr Abends als bei Tage.

*

Wer als großes Genie Dichter ist, der hat auch als Dichter einen Charakter. Diejenigen aber, welche bloß Hang und nicht Talent zum Dichten haben, sind eine läppische Art Menschen, die eigentlich gar keinen Charakter haben.

*

Man kann in einer Minute mehr träumen, als in einem ganzen Tage ausführen.

*

Diejenigen, welche das Talent zu schaden haben, haben auch gewöhnlich die Lust dazu.

*

Ein Thor ist der, der in eine Sache einen größern Werth setzt, als ihr zukommt; ein Narr der, der sich selbst einen größern Werth beilegt, als er besitzt.

*

Ein jeder denkende Mensch muß wenigstens jeden Abend seine Gedanken sammeln.

*

Unsere Schulen sind größtentheils für das Genie nachtheilig, weil in denselben alles einem gewissen Zwange unterworfen ist.

*

Man fühlt seine Leiden stärker, wenn die Gesellschaft, in der man sich befindet, froh und heiter ist.

*

Auflösung des Räthsels auf Seite 219:
Das Herz.

Sechs Fabeln und Parabeln
aus dem arabischen Werke Calila wa Dimna.

Von **Ph. Wolff**.

1. Die beiden Tauben.

Ein Taubenpärchen, meldet die Fabel, hatte sein Nest voll Waizen und Gerste gespeichert. Da sprach der Tauber zu seinem Weibchen:

„So lange wir auf dem Felde draußen unsere Nahrung finden, wollen wir sparen, was wir hier im Neste haben, und erst, wenn der Winter hereinbricht, die Vorräthe aufzehren, welche wir eingeheimst haben." Hiemit war das Weibchen einverstanden und erwiderte: „der Vorschlag ist ganz gut."

Darauf zog der Tauber in die Ferne und blieb längere Zeit aus.

Nun war aber die Frucht noch grün gewesen, als die beiden Tauben sie eintrugen. Wie jedoch der Sommer kam, trockneten die Körner aus und wurden ganz klein. Als daher das Männchen bei seiner Rückkunft merkte, daß der Vorrath bedeutend eingeschrumpft sei, stellte es sein Weibchen zur Rede: „Sind wir nicht da=

rin übereingekommen, daß keines von diesen Körnern essen solle? Warum hast du denn doch davon gegessen?"

Die Taube beschwor, daß sie ebensowenig als er von der Frucht gegessen habe und wollte sich entschuldigen. Allein er schenkte ihren Worten keinen Glauben, sondern pickte sie mit dem Schnabel zu Tode.

Als aber Regen fiel und der Winter anbrach, wurden die Körner wieder frisch und das Nest ward wieder so voll, wie es früher gewesen war. Bei diesem Anblick empfand der Tauber so schwere Reue, daß er sich an die Seite seines getödteten Weibchens legte und klagte: „Was soll mir mein Leben und all diese Körner ohne dich, wenn ich dich suche und doch nicht finde, wenn ich an dein Unglück denke und weiß, daß ich dir Unrecht gethan!"

Von da an nahm er weder Speise noch Trank zu sich und starb an ihrer Seite.

2. Der Reiher und der Krebs.

Ein Reiher, der in dem Röhricht eines fischreichen Wassers nistete, hatte sich sein ganzes Leben hindurch von den Fischen des Teiches genährt. Als er aber alt geworden und außer Standes war, noch Fische zu fangen, mußte er großen Hunger leiden. Mit schwerem Herzen setzte er sich an's Ufer und sann auf ein Mittel, sich aus der Noth zu ziehen. Da kam ein Krebs an ihm vorbei und als dieser bemerkte, wie traurig und kläglich der Reiher dasaß, näherte er sich ihm und sprach:

„Ei, Freund! warum bist du so mißmuthig?"

Der Reiher antwortete:

„Und wie sollte ich nicht betrübt sein? Meine einzige Nahrung sind stets die Fische gewesen, welche ich in diesem Teiche fing. Nun sah ich heute zwei Fischer vorübergehen, von denen der eine zu dem andern sagte: Ei, wie es doch hier von Fischen wimmelt! Wollen wir sie nicht sogleich fangen? Und der Andere versetzte: In dem und dem Teich habe ich noch mehr Fische gesehen, drum wollen wir bei ihm anheben und wenn wir ihn ausgefischt haben, uns an diesen Teich machen und ihn leeren. Nun weiß ich, daß diese Männer, sobald sie dort fertig sind, an unsern Teich kommen und alle Fische wegfangen werden, dann aber bin ich verloren und das Ende meines Lebens ist da."

Als der Krebs das hörte, lief er auf der Stelle zu den Fischen und erzählte es ihnen. Da gingen sie zu dem Reiher und sagten:

„Wir sind zu dir gekommen, uns deinen Rath auszubitten, denn ein Kluger verschmäht auch den Rath seines Feindes nicht."

Der Vogel erwiderte:

„Da ich gegen die feste Absicht der Fischer nichts vermag, so weiß ich keinen andern Weg, die drohende Gefahr von mir abzuwenden, als wenn ich nach dem nächsten Weiher auswandere, der an Fischen und an Wasser und Schilf Ueberfluß hat. Falls ihr nun auch dorthin gelangen könntet, so würdet ihr daselbst eine sichere und behagliche Stätte finden."

Die Fische erwiderten:

„Niemand kann uns dazu verhelfen, als du."

Da fing der Reiher an, täglich ein paar Fische fortzuschaffen, trug sie aber, statt in den versprochenen Teich, auf einen Hügel, wo er sie verspeiste.

Als er nun eines Tages wieder ein paar Fische holen wollte, trat der Krebs zu ihm und redete ihn also an:

„Auch ich fürchte mich, an diesem Ort zu bleiben und bin in Unruhe, so lange ich da bin, drum nimm mich auch fort nach jenem Teich."

Der Reiher ergriff den Krebs und flog davon. Als sie aber in die Nähe des Hügels kamen, wo der Reiher die Fische zu verzehren pflegte, schaute sich der Krebs um und erblickte eine Masse von Gräten. Jetzt merkte er, daß der Reiher die Fische, welche er fortgetragen, aufgefressen hatte, und daß er mit ihm selber schwerlich etwas anderes vorhabe und dachte: Wenn Jemand an gefährlichem Ort seinem Feinde in die Hände fällt, soll er, ob er schon weiß, daß er hier sterben wird, sich doch immerhin wacker wehren. Dann packte er mit seinen Scheeren den Reiher am Hals und würgte ihn zu Tode. So rettete sich der Krebs, worauf er zu den Fischen zurückkehrte und ihnen sein Abenteuer erzählte.

3. Der Löwe und der Hase.

In einer wohlbewässerten und fruchtbaren Landschaft lebte vor Zeiten ein Löwe und außer ihm eine Menge anderer Thiere. Da die Gegend an Wasser und fetten Weideplätzen reich war, litten sie keinerlei Mangel; aber die Furcht vor dem Löwen gestattete ihnen kein behagliches Genießen. Deßhalb begaben sie sich insgesammt zu dem Löwen und sprachen:

„Wenn du jedes von uns einzeln erjagen mußt, so hast du immer Mühe und Anstrengung: wir wollen dir einen Vorschlag machen, der dir selbst Vortheil und uns Ruhe verschaffen soll. Wenn du nämlich versprächest, uns hinfort in Ruhe und Frieden zu lassen, würden wir uns anheischig machen, dir Tag um Tag, wenn du dein Frühmahl hältst, einen aus unserer Mitte zu schicken."

Der Löwe willigte gern ein und der Vertrag wurde abgeschlossen. Nachdem er aber längere Zeit von Seiten der Thiere ehrlich gehalten worden war, traf den Hasen einmal das Loos, daß er dem Löwen zum Frühstück dienen sollte. Da sprach er zu den übrigen Thieren: „Wenn ihr mich in meinem Plane unterstützet, der euch nicht den geringsten Schaden verursachen wird, so hoffe ich, euch vor dem Löwen Ruhe zu schaffen."

Die Thiere fragten:

„Was verlangst du denn von uns?"

Der Hase erwiderte:

„Gebt dem, der mich dem Löwen auszuliefern hat, den Auftrag, daß er mich nicht treibe, wenn ich unterwegs ein wenig zögere."

Die Thiere riefen:

„Das wollen wir dir gestatten!"

Der Hase machte sich sodann auf den Weg, hielt sich aber da und dort so lange auf, bis die Zeit verstrichen war, wo der Löwe seinen Morgenimbiß zu

nehmen pflegte. Endlich erschien er ohne Begleiter und zögernd vor dem Löwen, der hungrig und wüthend von seinem Thron aufsprang und den Eintretenden anbrüllte:

„Von wannen kommst du so spät?"

Der Hase antwortete:

„Ich ward von den Thieren abgesandt, dir einen Hasen zu überbringen; allein unterwegs überfiel mich ein Löwe, entriß mir denselben und sprach: Diese Gegend gehört mir und alles, was darinnen ist. Als ich ihm nun entgegenhielt, der Hase sei zum Frühmahl des Königs bestimmt, welchen ich ihm im Auftrag der Thiere zu bringen habe, so höhnte und schmähte er dich und ich bin herbeigeeilt, um dir den Vorfall zu melden."

Da sprach der Löwe:

„Komm mit mir und zeige mir den Ort, wo jener Löwe wohnt!"

Da führte ihn der Hase zu einem Brunnen voll klaren Wassers, schaute hinein und sagte:

„Hier ist der Ort, wo jener Löwe wohnt."

Der Löwe blickte ebenfalls in den Brunnen und als das Wasser sein Bild und das seines Begleiters widerspiegelte, zweifelte er nicht mehr an der Wahrhaftigkeit des Hasen, stürzte voll Kampfbegier auf den vermeintlichen Löwen los und ertrank in dem Brunnen. Darauf kehrte der Hase zu den Thieren zurück und erzählte ihnen, wie er den Löwen überlistet habe.

4. Die drei Fische.

In einem Teiche waren drei Fische, ein listiger, ein noch listigerer und ein einfältiger. Der Teich lag unweit eines Stromes in einer wilden Gegend, die kaum eines Menschen Fuß betreten hatte. Nun gingen einmal zwei Fischer an jenem Flusse vorüber und als sie dann auch den Teich wahrnahmen, beschloßen sie, später ihre Netze daselbst auszuspannen, um seine Fische wegzufangen. Diese Rede hatten aber die Fische mit angehört, und der listigste, welcher das Schlimmste befürchtete, schickte sich alsbald an, durch die Rinne, die den Teich mit dem Flusse verband, in diesen zu schwimmen. Der zweite, weniger listige, blieb ruhig an seinem Platze, bis die beiden Fischer näher kamen. Als er jedoch ihre Absicht merkte, wollte er ebenfalls durch die Rinne entwischen, allein sie war bereits von den Fischern gesperrt. Da dachte der Fisch: Ich bin nachläßig gewesen und sehe mich jetzt dafür bestraft. Was kann mir nun alle List helfen in meiner Noth; wie selten glückt eine List, die einem im letzten Augenblicke einfällt und nur halb überlegt wird. Doch auch in Todesgefahr baut ein Kluger noch auf seinen Witz, wirft nicht die Hoffnung weg, sondern besinnt sich und regt sich. Hierauf stellte er sich todt, indem er bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche liegend auf dem Spiegel des Weihers hin und her schwamm. Da nahmen ihn die Fischer und warfen ihn auf das Land zwischen dem Fluß und dem Teich. Bald entschlüpfte er in den Fluß und war gerettet. Der einfältige Fisch aber hörte nicht auf, vorwärts und rückwärts zu schwimmen, bis er gefangen ward.

5. Der Betrüger und der ehrliche Mann.

Ein durchtriebener Betrüger und ein ehrlicher Mann traten mit einander eine Handelsreise an. Unterwegs fand der Ehrliche, als er einmal bei Seite ging, einen Beutel mit tausend Goldstücken und behielt ihn für sich, was dem Betrüger nicht verborgen blieb. Als sie nun auf dem Heimwege nahe bei ihrer Geburtsstadt angelangt waren, setzten sie sich hin, um das Geld zu theilen und der gute Ehrliche sprach:

„Nimm du die eine Hälfte und laß mir die andere."

Der Betrüger aber, der gar zu gerne die tausend Goldstücke allein gehabt hätte, sagte zu seinem Reisegefährten:

„Laß uns das Geld nicht theilen, sondern es soll unser gemeinschaftlicher Besitz bleiben! So werden sich die Bande der Genossenschaft noch fester unter uns schließen. Jetzt wollen wir nur, was wir gerade brauchen, von dem Gelde nehmen, das übrige aber an den Stamm dieses Baumes vergraben, denn das ist ein sicherer Ort. Wenn wir dann wieder Geld nöthig haben, dann gehen wir mit einander zu dem Baum hin und holen uns so viel als wir brauchen. Niemand kennt ja den Ort!" — Da nahmen sie etwas Weniges von dem Gelde, vergruben das Uebrige an dem Stamme eines großen Baumes und wanderten dann mit einander in die Stadt. Nicht lange nachher schlich sich der Betrüger heimlich zu dem Baume, grub den Beutel aus und ebnete den Boden wieder so, wie er vorher gewesen war. Nach einigen Monaten kam dann der ehrliche Mann zu dem Betrüger und sprach zu ihm:

„Ich habe einiges Geld nöthig, drum komm mit mir, daß wir unsern Bedarf holen."

Der Betrüger begab sich alsbald mit ihm nach dem Orte hin. Sie gruben nach, fanden aber nichts. Da schlug der Betrüger den ehrlichen Mann in's Gesicht und rief:

„Betrüge einen treuen Freund nicht so schändlich, du hast das Geld gestohlen!"

Der Ehrliche schwur, daß er das nicht gethan habe und verwünschte den Räuber. Allein der Betrüger schlug immer heftiger auf ihn los, indem er immer wiederholte:

„Kein Anderer hat es genommen, als du; denn außer dir weiß Niemand etwas davon." — Nachdem ihr Handel eine Weile gedauert hatte, brachten sie ihre Sache vor den Richter, der sich den Hergang auseinandersetzen ließ. Der Betrüger behauptete fest, daß sein Kamerad das Geld gestohlen habe; dieser aber läugnete es und fragte:

„Hast du für deine Behauptung einen Zeugen?"

Er bejahte und fügte hinzu:

„Der Baum, unter dem die Goldstücke vergraben waren, wird mir bezeugen, daß sie mein schlechter Freund genommen hat."

Der Betrüger hatte nämlich seinen Vater zu dem Baume gehen und sich darein verstecken heißen, um,

falls man ihn frage, die gewünschte Antwort zu geben. Und dieser hatte sich wirklich in der Höhlung des Baumes versteckt. Auf die Betheuerung hin begab sich der Richter, der die Sache für bedeutend nahm, von seinen Leuten, sowie von dem Betrüger und dem ehrlichen Manne begleitet, zu dem Baum und erhielt wirklich auf seine Frage, wer das Geld entwendet habe, durch den darin verborgenen Alten die Antwort: „Der Angeklagte hat es genommen." Die Verwunderung des Richters stieg auf's Höchste, als er diese Stimme vernahm; dann aber ließ er Holz herbeitragen und rings um den Baum ein Feuer anlegen, um ihn zu verbrennen. Da schrie der Vater des Betrügers um Hilfe und wurde halb todt aus dem Stamme herausgezogen. Nachdem der Richter sich dann den ganzen Verlauf der Sache überdacht hatte, verhängte er über den Betrüger Stockschläge, während dessen Vater Ruthenstreiche erhielt und zur Schau auf einem Esel reitend sich durch die Stadt führen lassen mußte. Ueberdieß mußte der Betrüger dem ehrlichen Manne die ganze Summe zurückerstatten.

6. Der Löwe und das Kameel.

In einem Walde, erzählt man, an welchem die Landstraße vorbeiführte, hauste einst ein Löwe mit drei Genossen, einem Wolf, einem Raben und einem Schakal. Nun geschah es einmal, daß Hirten mit einer Kameelheerde diese Straße zogen und eines ihrer Thiere verloren. Das Kameel kam in den Wald und traf hier auf den Löwen, welcher es fragte:

„Woher kommst du?"

„Ich komme von da und dorther," antwortete das Kameel.

„Was ist dein Anliegen?" fragte der Löwe weiter.

„Die Befehle des Königs zu vollstrecken," war die Antwort des Kameels.

Da sprach der Löwe:

„Bleib bei uns, es soll dir an nichts gebrechen, hier findest du Sicherheit und alle Bequemlichkeit."

Das Kameel nahm den Antrag des Löwen an und sie lebten lange Zeit in gutem Einvernehmen bei einander. Eines Tages ging der Löwe auf die Jagd und stieß auf einen gewaltigen Elephanten. Sogleich entbrannte ein fürchterlicher Kampf und der Löwe entkam nur verwundet und von Blut triefend, denn der Elephant hatte ihn gräßlich mit seinen Zähnen zerfleischt. Mit Mühe schleppte er sich in seine Höhle, sank erschöpft zu Boden und blieb regungslos liegen. Da er nun nicht mehr zu jagen vermochte, warteten Wolf, Rabe und Schakal mehrere Tage vergebens auf Speise, denn bisher hatten sie von den Brocken gelebt, die der Löwe ihnen übrig ließ. Als der Löwe bemerkte, daß sie hungerten und mager wurden, sprach er zu ihnen:

„Ihr seid in Noth und möchtet etwas essen."

„Unsertwegen," erwiderten sie, „kümmern wir uns nicht, aber das kümmert uns, daß wir unsern König in solch elendem Zustande sehen. Fänden wir doch etwas, womit wir ihn speisen und ihm helfen könnten!"

Der Löwe entgegnete:

„Ich zweifle nicht an eurer treuen Ergebenheit; aber gehet doch aus, vielleicht könnet ihr etwas erbeuten, was euch und mir zur Nahrung dienen kann."

Da verließen Wolf, Rabe und Schakal die Höhle des Löwen und machten sich auf den Weg. Hier berathschlagten sie unter einander und sagten:

„Was haben wir mit diesem Krautfresser, dem Kameel, zu schaffen? Er thut ja ganz das Gegentheil von uns. Wollen wir nicht dem Löwen vorschlagen, daß er ihn umbringe und auch uns von seinem Fleisch gebe?"

Der Schakal entgegnete:

„Mit diesem Vorschlage können wir dem Löwen nicht kommen, denn er hat dem Kameele Sicherheit zugesagt und dasselbe in seinen Schutz aufgenommen."

Der Rabe aber versetzte:

„Ich will mit dem Löwen die Sache zu eurer Befriedigung abmachen." Darauf kehrte er zu dem Löwen zurück. Dieser empfing ihn sogleich mit der Frage:

„Hast du etwas erjagt?"

Der Rabe erwiderte:

„Niemand kann etwas erjagen, außer wenn er laufen und sehen kann; wir aber können weder laufen, noch sehen, weil wir Hunger leiden. Allein wir sind zusammen auf einen guten Einfall gekommen, den wir ausführen werden, wenn der König uns beistimmt; denn seinem Willen gehorchen wir."

„Laß hören," sagte der Löwe.

Der Rabe fuhr fort:

„Das Kameel, der Krautfresser, der sich da so zwischen uns hereingeschmuggelt hat, der uns keinen Nutzen bringt und nichts zu thun weiß, was Vortheil verschaffte — —"

Bei diesen Worten rief der Löwe voll Entrüstung:

„Wie konntest du so frech sein, mir in's Angesicht solches zu sagen und mit einem solchen Rath vor mich zu treten, da du doch weißt, daß ich dem Kameel meinen Schutz versprochen habe; oder hast du noch nicht gehört, daß es kein gutes Werk von größerem Werthe gebe, als das, einer geängsteten Seele Ruhe zu bereiten und zu verhindern, daß unschuldiges Blut vergossen werde? Ich habe dem Kameel Sicherheit zugesagt und ich werde mein Wort nicht brechen."

Der Rabe entgegnete:

„Ich erkenne das an, was der König gesprochen hat, allein es gibt Fälle, wo ein Einzelner für eine Familie, eine Familie für einen Stamm, ein Stamm für eine große Stadt, eine große Stadt für den König aufgeopfert werden muß. Ein Fall der Art ist nun eingetroffen, da der König sich in höchster Noth befindet. Er selbst soll aber das gegebene Wort seinem Schutzbefohlenen nicht brechen dürfen und in dieser Sache nichts zu thun und zu befehlen haben, sondern wir wollen eine List aussinnen, daß uns und ihm geholfen werde."

Der Löwe gab auf diesen Antrag keine Erwiderung. Als daher der Rabe bemerkte, wie der Löwe durch seine letzten Worte beruhigt worden war, ging er zu seinen Freunden, dem Wolfe und dem Schakal, und sagte zu

Zigeuner in Ungarn.

ihnen: „Ich habe nun mit dem Löwen über die Schlachtung des Kameels gesprochen und wir haben die Sache so anzugreifen: Insgesammt begeben wir uns mit dem Kameel zu dem Löwen und sprechen unsere Betrübniß über das Unglück, das ihn getroffen und über seine jetzige schlimme Lage, sowie das Verlangen aus, ihm Hilfe zu schaffen. Jedes von uns bietet dann dem Löwen sein Leben als Opfer dar, und das Anerbieten eines jeglichen von uns dreien müssen die andern zurückweisen und als unnütz oder schädlich darstellen. Wenn wir es so machen, werden wir alle gerettet werden und der Löwe wird uns sein Wohlgefallen bezeugen."

Sofort erschienen sie alle mit einander vor dem Löwen, wo der Rabe zuerst das Wort ergriff und sagte:

„O König, du bedarfst einer stärkenden Kost, und uns gebührt es, dir unser Leben zu opfern, denn wir leben nur durch dich und wenn du dahingingest, so wäre auch unsers Bleibens ein Ende und das Leben hätte keinen Reiz mehr für uns; darum möge mich der König verspeisen, denn gerne gebe ich für ihn mein Leben hin."

Da entgegnete der Wolf und Schakal:

„Sei doch davon still, denn dich zu fressen, würde dem Könige nichts helfen und an dir würde er nicht satt werden."

Jetzt erhob sich der Schakal und sprach:

„Aber an mir könnte der König sich satt essen, darum verzehre er mich, denn gerne und mit Freuden gebe ich für ihn mein Leben hin."

Da widersetzten sich der Wolf und der Rabe, indem sie sagten:

„Du hast ein übelriechendes und unreines Fleisch."

„Aber ich," versetzte der Wolf, „habe kein solches, drum möge mich der König verzehren; denn mit Vergnügen und herzlich gerne gebe ich für ihn mein Leben hin!"

Allein dießmal hatten der Rabe und Schakal einzuwenden:

„Die Aerzte behaupten: Wer sich um sein Leben bringen will, der esse Wolfsfleisch."

Endlich trat das Kameel hervor, in der Meinung, wenn es sich nun auch dem Löwen zur Speise anböte,

so würden die übrigen Thiere gleichfalls etwas zu seiner Rettung anzuführen wissen und der Löwe dürfte dann damit zufrieden sein und das Gewitter werde an ihm vorüberziehen. Und so sprach das Kameel:

„Aber an mir könnte sich der König ganz satt essen, und mein Fleisch ist gut und leicht und rein, drum möge mich der König verzehren und mit meinem Fleisch auch seine Freunde und Diener speisen, denn gerne und mit Freuden gebe ich mein Leben hin.“

Da sagten der Wolf, der Rabe und der Schakal: „Wahrhaftig! das Kameel hat Recht und hat edelmüthig und verständig gesprochen.“

Darauf stürzten sie auf dasselbe los und zerrissen es.

Aus dem Leben Haydns, Beethovens, Webers.

Erst in neuerer Zeit hat man bei Beurtheilung genialer Künstler die innigen Wechselbeziehungen zwischen der Kunst und dem Leben ernster aufzufassen und eingehender zu würdigen gelernt. Die Künstler-Biographen pflegen daher jetzt, um den Künstler begreifen zu lehren, immer tiefer in den Menschen einzudringen.

Das hohe Interesse, das sich dem Bildungsgange außerordentlicher Männer zuwendet, wächst aber in dem Maße, als es einem schöpferischen Geiste auf dem Gebiete der herrschenden Kunst gilt. Und so sehen wir ausgezeichnete Forscher ihre besten Lebensjahre und Kräfte daran wenden, um den Heroen der Tonkunst, Gluck, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert u. A. in umfassenden, ihr Leben und Wirken erschöpfenden Werken die würdigsten Denkmale zu setzen, was eben ein Beweis ist, welche Macht die Tonkunst geworden ist und welches Interesse sich an ihre hervorragenden Erscheinungen knüpft. Gewiß aber tritt uns das innerste Wesen großer Meister der Kunst nirgends überzeugender entgegen, als in ihren eigenen mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen. Daher werden Briefe und Aufzeichnungen der Gespräche derselben stets von besonderem Werthe zur richtigen Schätzung ihres Geistes und Charakters sein und namentlich werden jene Kundgebungen Anspruch auf Beachtung haben, zu welchen solche Kunstheroen durch enthusiastische Verehrer ihrer Schöpfungen herausgefordert werden.

Die nachstehenden Züge aus dem Verkehre begeisterter Kunstfreunde mit großen Tondichtern dürften daher um so mehr dem Interesse unserer Leser begegnen, als sie den Beweis liefern, welche scharfe Einblicke bei solchen Anlässen oft durch wenige Worte und Zeichen in das innerste Wesen des schaffenden Genius eröffnet werden.

Haydn.

Josef Haydn bewohnte in seinen letzten Lebensjahren ein kleines Haus in der Wiener Vorstadt Gumpendorf. Dorthin lenkte eines Tags im Jahre 1807 der berühmte deutsche Mime Iffland in Begleitung des damaligen Brünner Theaterdirektors Schmidt seine Schritte, um den durch Kränklichkeit schon lange an das Haus gefesselten Tondichter zu besuchen.

Nachdem Haydn aus dem Garten heraufgeholt worden war, wurden die Besucher von der Magd in den Empfangssaal geführt. Dort saß Haydn, dem Fenster gegenüber, den Hut in der einen Hand, den Krückstock und einen Blumenstrauß in der andern.

Er erhob sich mit der Beihilfe seines Bedienten und ging den Eintretenden freundlich grüßend entgegen.

Nachdem die Fremden auf seine Einladung Platz genommen hatten, sagte er: „Ich habe heute meine Andacht in der Natur verrichtet, ich kann nicht mehr anders, und es ist auch so am besten.“

Ueber die Bemerkung der Gäste, wie innig er die Natur geschildert habe und wie treu er ihr gelebt haben müsse, fiel er mit Heftigkeit ein: „Die Jahreszeiten, ja die Jahreszeiten haben mir den Rest gegeben.“ Und nach einer Pause sichtlichen Ringens um Ausdrücke setzte er hinzu: „Ach, die Worte sagen zu wenig! Ganze Tage habe ich mich mit einer Stelle plagen müssen. O, Sie glauben nicht, wie ich mich gemartert habe!“

Auf eine beschwichtigende Geberde seines Dieners fügte er in milderem Tone bei: „Du hast Recht, es ist vorbei und die Jahreszeiten sind Schuld daran. Ich habe überhaupt in meinem Leben viel und schwer gearbeitet — ich habe nicht leicht gearbeitet, nicht leicht.“

Als Iffland den verehrten Meister bat, die Hand, die dieser ihm bot, an sein Herz drücken zu dürfen, umarmte ihn Haydn unter Thränen, indem er sagte: „Mir ist wohl, recht wohl, aber ich kann nicht anders, wenn mich etwas erfreut, muß ich weinen; ich will nicht, aber ich muß.“

Die Mittheilung Ifflands, daß die Aufführung der „Schöpfung“ in Berlin zum Besten der Armen 2000 Thaler eingetragen habe, machte auf Haydns Gemüth einen beseligenden Eindruck.

Als er hierauf seinen Gästen die vielen Ehrengeschenke, die er während seiner langen Künstlerlaufbahn erhalten hatte, vorwies, bemerkte er lächelnd: „Das sind die Spielzeuge der alten Leute, werden Sie sagen. Für mich aber ist es mehr, ich zähle daran mein Leben rückwärts und werde auf Augenblicke wieder jung.“

Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Ich sollte Ihnen doch etwas vorspielen. Wollen Sie etwas von mir hören? Ich kann freilich wenig mehr, aber Sie sollen meine letzte Komposition hören. Ich habe sie gesetzt,

als vor drei Jahren die französische Armee auf Wien vordrang."

Es war das Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" Als er geendet hatte, sagte er: „Ich spiele dieses Lied an jedem Morgen und habe oft Trost und Erhebung in den Tagen der Unruhe daraus genommen."

Als er zu seinem früheren Sitze zurückgeleitet wurde, war eine große Bewegung auf seinem Gesichte bemerkbar, die er mit sichtbarer Anstrengung niederkämpfte.

Die Gäste traten einen Schritt zurück und Haydn sagte: „Gott sei mit Ihnen! Ich tauge heute nicht mehr viel. Leben Sie wohl!"

Nochmals stand er auf und umarmte die Scheidenden, indem er an Iffland, der ihn um eine Blume zum Andenken an diese Stunde bat, den ganzen Strauß überließ.

Wie zeichnet diese rührende Bewegung den kindlichen Greis und die Kindlichkeit seiner Schöpfungen mit treuen Zügen!

Das Bekenntniß aber, das er über die Mühen seines künstlerischen Schaffens, namentlich des Späterzeugnisses der „Jahreszeiten", so unumwunden preisgibt, ist eine eben so überraschende als merkwürdige Enthüllung.

Erfüllt uns einerseits der Gedanke mit Staunen, daß es dem fünfundsechzigjährigen Greise möglich war, ein so jugendlich frisches, blühendes Werk zu erzeugen, so tritt uns andererseits als ein kaum lösliches Räthsel die Erscheinung entgegen, daß ein solches Werk, das in seiner zauberischen Vollendung wie unter einem Hauche entstanden zu sein scheint, seinem Schöpfer die Pein schwerer, angestrengter und aufreibender Arbeit verursacht habe.

Erhaben tritt uns hier der Geist des Menschen in seiner Unabhängigkeit von der physischen Kraft entgegen und mit berechtigter Ehrfurcht blicken wir auf die Opfer hin, welche der schwere Ernst der Kunst, das Machen im Schaffen (die Kunsttechnik) selbst dem größten Genie auferlegt.

Beethoven.

Es war im Jahre 1825, als der bekannte Dichter und Kritiker Rellstab eines Morgens unter Herzklopfen den Entschluß faßte, den Weg nach der Krugerstraße einzuschlagen, wo Beethoven im Hause Nr. 767 im vierten Stockwerk wohnte.

Er übergab einen Brief von Zelter, den er als Einlaßkarte mitgenommen hatte und erhielt nach kurzem Verzuge die Aufforderung einzutreten. Beethoven saß nachlässig auf einem ungeordneten Bette, auf dem er kurz zuvor noch gelegen zu haben schien. Er stand auf, reichte dem Eintretenden die Hand, drückte sie herzlich und sprach: „Sie haben mir einen lieben Brief von Zelter gebracht, er ist ein würdiger Beschützer der ächten Kunst"; dann fügte er bei: „Ich bin recht krank gewesen und noch nicht ganz wohl. Sie werden sich schlecht mit mir unterhalten, denn ich höre sehr schwer."

Rellstab nahm auf die Einladung Beethovens einen Stuhl neben dem Bette des Meisters ein.

Das Zimmer hatte zwei Fenster. Ein Klavier, ein Schreibschrank, einige Tische und Stühle, nackte Wände mit verstaubten Tapeten war alles, was sich den flüchtig über den geweihten Raum hinübereilenden Blicken Rellstabs zeigte.

Das Gesicht Beethovens erschien ihm viel kleiner, als er es sich nach den in eine gewaltsam geniale Wildheit gezwängten Bildnissen des Meisters vorgestellt hatte, und nichts drückte jene Schroffheit und stürmische Fessellosigkeit aus, die man seinen Gesichtszügen geliehen, um sie in Uebereinstimmung mit seinen Werken zu bringen; er las nur Güte, Wehmuth, Leiden darin.

Nachdem Beethoven seinem Gaste eine Schreibtafel und einen Bleistift gereicht hatte, sagte er: „Sie dürfen nur die Hauptsache aufschreiben, ich weiß mich dann schon zu finden; ich bin es viele Jahre so gewohnt."

Rellstab gab seine Absicht zu erkennen, für Beethoven einen Operntext zu schreiben, was auch in dem Briefe Zelters stand.

„Sie wollen mir eine Oper schreiben?" sagte Beethoven. „Das würde mir eine große Freude sein. Es ist so schwer, ein gutes Gedicht zu finden. Grillparzer hat mir eines versprochen und hat es schon gemacht, aber wir können uns noch nicht verstehen; ich will anders als er. Sie werden Ihre Noth mit mir haben."

Rellstab suchte mimisch anzudeuten, daß ihm für Beethoven keine Arbeit zu schwer werden würde, und schrieb dann die Frage auf, welche Gattung des Gedichts ihm wohl die liebste wäre?

„Auf die Gattung käme es mir wenig an," erwiderte Beethoven, „wenn der Stoff mich anzieht; doch ich muß mit Liebe und Innigkeit daran gehen können. Opern wie Don Juan und Figaro könnte ich nicht komponiren, dagegen habe ich einen Widerwillen. Ich hätte solche Stoffe nicht wählen können, sie sind mir zu leichtfertig."

Rellstab schlug dem Meister mehrere Stoffe vor; dieser aber wiegte sinnend das Haupt und schwieg. „Ich mache Ihnen viel Mühe," sagte er zuletzt; „es wird Ihnen schwer werden, mit mir zurechtzukommen." Erst dann, als Rellstab ihm Proben zu liefern versprach, leuchtete ein Schimmer der Freude über Beethovens Angesicht; er nickte zu und reichte dem Dichter die Hand.

Rellstab sah Beethoven noch zwei Male. Zu der Oper kam es nicht. Als er im Jahre 1841 die Kaiserstadt wieder besuchte, stand er am Grabe des großen Tondichters.

Wie deutlich ist in dem Widerstreben der Natur Beethovens gegen Operntexte wie Don Juan und Figaro sein ganzes innerstes Wesen, die Fülle und die Grenze seiner Kunst ausgesprochen! Es schreckte ihn nicht ab, ein sittliches Ungeheuer wie den Minister im Fidelio musikalisch darzustellen; aber die leichtfertigen Liebes-Intriguen im Figaro, sowie die rücksichtlose Sinnlichkeit im Don Juan widerstrebten der empfindlichen Mimose seines platonisch gestimmten Herzens, und seine in erhabenen, ethisch-lichten Regionen so mächtig waltende Schöpferkraft war dann nicht in ihrer

Heimat, wenn sie der kindlichen Daseinslust, dem unmittelbaren Naturzauber, der sinnlichen Holdseligkeit Ausdruck geben sollte.

Gewiß hatte Beethoven Unrecht, wenn er mit jenem Ausspruche die Wahl der genannten Operntexte tadeln wollte. Wir verdanken dieser Wahl die größten dramatischen Meisterwerke, die wir besitzen. Die Liebe ist und bleibt immer der Mittelpunkt alles Lebens, daher auch der Kunst. Die Darstellung des Gefühls der Liebe an sich kann aber nie etwas Verwerfliches haben, wenn der Tondichter den seelischen Antheil siegreich über dem sinnlichen emporzuhalten vermag, wie Mozart es so wundervoll verstanden hat.

Weber.

Ein Kaufmann und ausgezeichneter Violinist in einer sächsischen Grenzstadt war ein solcher Verehrer Webers, daß er, um dessen Opern zu hören, die kostspielige Reise nach Dresden nicht scheute.

Eines Tages im Jahre 1825 war er wieder daselbst angelangt, um „Euryanthe" zu hören. Von dem Verlangen beseelt, den verehrten Meister auch persönlich kennen zu lernen, forschte er dessen Wohnung aus und stellte sich den Fenstern derselben gegenüber auf.

Der zufällig vorüberkommende Kammermusikus Schmiedel, der den enthusiastischen Musikfreund kannte, erhielt auf die Frage, warum er hier im Regen verweile, eine aufrichtige Antwort, entfernte sich hierauf eiligst und war in wenigen Minuten mit einer Einladung Webers zurück.

Weber empfing den mit pochendem Herzen eintretenden Gast mit den freundlichen Worten: „Ich höre, Sie lieben meine Musik und wünschen mich zu sehen. Ich kann aber nicht zugeben, daß meine Anhänger sich mir zu Ehren naßregnen lassen."

Auf die Bemerkung des Gastes, daß er heute gekommen sei, um nach „Freischütz" und „Preciosa" auch „Euryanthe" kennen zu lernen, entgegnete Weber: „Dann wünsche ich, daß Euryanthe Ihnen so lieb werde, wie der Freischütz. Erwarten Sie aber nicht, einen Freischütz zu hören; Euryanthe ist eine ganz andere Musik. Da habe ich den Gelehrten ihren Willen gethan, die mir vorwarfen, ich hätte beim Freischütz zu sehr an die Laien gedacht. Lieber Gott! ich dachte damals weder an Volk noch Kenner, sondern nur an die Dichtung, die mir innigst zusagte. Aber so sind die Leute, das heißt die Recensenten, immer soll man selbstsüchtige Absichten gehabt haben. Als ich den Freischütz schrieb, ließ ich mir nicht träumen, daß meine Musik so schnell und tief in das Volk übergehen werde."

Auf die Bitte des Gastes, ihm einen Blick auf die Handschrift des Meisters zu gestatten, zeigte Weber ihm lächelnd die Partitur des Oberon, dessen zweiten Akt er soeben instrumentirte. „Das ist für die Engländer," sagte er, „da habe ich wieder meinen alten Weg einschlagen müssen, nämlich möglichst viele klare und abgerundete Melodien zu bringen."

Weber ließ seinen Verehrer nicht vor Tische weg; er mußte mit ihm und seiner Familie das Mittagsmahl theilen.

Als Weber sich nun in seiner ganzen Liebenswürdigkeit enthüllte, konnte der Gast die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er sich den berühmten Meister ganz anders, viel stolzer gedacht habe.

„Ich bin auch stolz," erwiderte Weber, „aber Gott weiß es, nicht aufgeblasen. Ich habe ein Herz, das sagt der Freischütz, hoffe ich, Jedem der selbst eins hat. — Ich weiß wohl, es gibt Leute, die mich für stolz ausschreien. Allerdings sehe ich auf Jeden, der mir dummdreist nahe tritt, von oben herab; aber mit aufrichtigem Danke komme ich denen entgegen, die mich schätzen, und vergesse nie, daß alle Gaben von oben kommen."

Am Abende dieses Tags dirigirte Weber die Euryanthe. Der Enthusiast, der am nächsten Tage abreisen mußte, übersandte dem geliebten Meister den schönsten Lorbeerkranz, den er bei dem Hofgärtner Seidel auftreiben konnte, als Entschuldigung des Raubes, den er bei Weber durch die heimliche Entwendung seiner Schreibfeder begangen hatte. —

Die angeführten Aeußerungen Webers werfen ein helles Licht auf das Schaffen und die Kunstentwicklung des Meisters.

Wenn Weber sagt, daß er beim Freischütz weder an Volk noch an Kenner, sondern nur an die ihm innigst zusagende Dichtung gedacht habe, so sehen wir diese ergreifende Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit des Schaffens in jedem Zuge des rührend schönen Tonwerks ausgeprägt.

Wie schnell hat aber auch diesen schöpferischen Geist, gleich so manchen anderen, die störende Einmischung der Welt von seiner freien Entfaltung abgelenkt und wie schmerzlich berührt uns das Geständniß, daß er bei der „Euryanthe" den Gelehrten ihren Willen gethan! Auch im „Oberon", wo er, um den Engländern zu gefallen, wieder den alten Weg klarer, abgerundeter Melodik einschlagen mußte, vermochte er nicht mehr, mit jener genialen Freiheit und Geistesfrische zu wirken, die uns im „Freischütz" so bezaubernd anmuthet.

Der Genfer See

und seine Umgebungen

gez. v. C. Baur

Maasstab 1:300000 d.n.Lᵉ

Schweizer Stunden

LAC LÉMAN

sein Niveau liegt 1154' über d. Meer

Le Vaud

Chablais

GENF · CAROUGE · NYON · ROLLE · MORGES · LAUSANNE · CULLY · VEVEY · EVIAN · THONON · AUBONNE · COSSONAY · ECHALLENS · MOUDON · ORON · RUE · GEX · FERNEX · CHÊNE · AIGLE · Villeneuve · Montreux · St. Gingolph · Coppet · Hermance · Yvoire · Nernier

Stuttgart. Verlag von Krais & Hoffmann.

Lith. v. F. Kaiser

Digitized by Google

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Von **Wilhelm Müller.**

Niemals, so weit die Geschichte reicht, gab es einen größeren Kampf als den, der in den berühmten Oktobertagen des Jahres 1813 vor den Mauern Leipzigs ausgekämpft wurde. Was Europa an Intelligenz und Energie, an trefflich geschulten Truppen und an mörderischen Waffen aufweisen konnte, war auf diesem Schlachtfelde zu einer schauerlichen Mordscene vereinigt. Eine halbe Million Streiter hatte sich hier versammelt. An der Spitze der einen stand das größte Militärgenie des Jahrhunderts, entschlossen, noch Tausende von Menschen zu opfern, bevor er seinem Ehrgeiz und seiner Herrschsucht auch nur das Geringste abnöthigen ließe. Umgeben von seinen kriegserfahrenen Marschällen, von seinen emporstrebenden Generalen, von seinen ruhmberauschten Soldaten, hielt sich Napoleon für den Schlachtengott, der die Entscheidung der Würfel in seiner Hand habe. Aber er focht für eine schlechte Sache: seine Uhr war abgelaufen. Ihm gegenüber standen die berühmtesten Feldherren Oesterreichs, Preußens und Rußlands, die mehr als einmal Napoleon selbst die Spitze geboten, seine Marschälle geschlagen und mit der Zuversicht des Siegers, mit dem Haß des Unterdrückten sich auf dieses Schlachtfeld begeben hatten. Die Befreiung des Vaterlandes, die Freiheit Europa's war das Ziel, dem sie ihre Heere und sich selbst zu opfern entschlossen waren. Dieses Gefühl lebte vor allen in den preußischen Feldherren. Man denke an die ergreifende Scene vom 26. März, als das York'sche Korps den Befehl zum Abmarsch aus Berlin erhielt. Nach der Rede des würdigen Feldpredigers Schultze trat York selbst in den Kreis und sprach: „Von diesem Augenblick an gehört Keinem von uns mehr sein Leben; Keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen; er sei freudig bereit, sein Leben dahin zu geben für das Vaterland und den König." Dann nach der Seite, wo das Leibregiment stand, zurücktretend, rief er: „Soldaten! jetzt geht's in den Kampf; ihr sollt mich an eurer Spitze sehen; thut eure Pflicht; ich schwöre euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!" Hingerissen von solchen Worten stürzte der alte General Horn in Yorks Arme und rief laut: „Ich und das Leibregiment und gewiß Alle werden dem Beispiel des Generals folgen!" „Das soll ein Wort sein!" rief ein Soldat aus dem Leibregiment. „Ja, das soll ein Wort sein!" wiederholten die Andern.

So dachten alle Preußen, vom Befehlshaber bis zum gemeinen Soldaten. Denn kein Land hatte Napoleon mit so ausgesuchter Barbarei behandelt, wie den Staat Friedrichs des Großen. Was er gesäet hatte, das sollte er nun ernten: Haß bis zur Wuth, Rache bis zum blutigen Opfertod. So dachten aber auch viele tausend Oesterreicher und Russen und die vielen wackeren Kämpfer, die aus dem übrigen Deutschland herbeigeeilt waren. Welchem Lande auch der Einzelne angehören mochte, es war keines, dem dieser unersättliche Eroberer nicht das Messer an die Kehle gesetzt hätte. Viermal hatte das starke Oesterreich um seine Weltstellung mit ihm gerungen, viermal ging es ärmer an Menschen, ärmer an Ländern aus dem Kampfe hervor. Es war bereits nahe daran, daß die habsburgische Dynastie über die Leitha zurückgeworfen wurde. Das „heilige" russische Reich, das schon durch seine physischen Verhältnisse vor westlichen Einfällen gesichert zu sein schien, sah sich im Jahr 1812 fast bis in's Herz getroffen; es brauchte die verzweifeltsten Mittel, um des Gegners Herr zu werden; Moskau ging darüber in Flammen auf; was das Feuer nicht that, vollendete die Kälte. Aber das menschenarme Land war so erschöpft, daß es lange Zeit brauchte, bis es wieder in voller Rüstung auf dem Kampfplatz erscheinen konnte. Und die deutschen Stämme, mit welchen Napoleon wie ein Knabe mit seinen Spielbällen umging, fluchten ihm als dem Verhöhner ihrer nationalen Gefühle, als dem Vernichter ihrer Selbständigkeit, als dem Räuber ihrer heiligsten Güter. Vor nichts hatte Napoleon einen solchen Respekt, als vor dem Gedanken einer deutschen Nation. Mit allen erdenklichen Mitteln suchte er ihn zu vertilgen und sprach es offen aus, er kenne keine deutsche Nation, er kenne nur Württemberger, Bayern, Sachsen, Hessen. Er hatte damit das Prinzip ausgedrückt, wodurch er einer ihm so verhaßten Idee die Lebenskraft abzuschneiden Willens war.

Aber nicht bloß die Völker, auch ihre Fürsten hegten fast alle tiefen Groll. Keiner war unter ihnen, den dieser korsische Abenteurer nicht auf's Schonungsloseste persönlich beleidigt hatte. Ging er ja in seinem Uebermuth so weit, daß er, als sich in Dresden die Könige von Württemberg und Bayern bei ihm anmelden ließen, seinem dienstthuenden Kammerdiener so laut, daß die im Vorzimmer harrenden Fürsten es hören konnten, zurief: „Laß sie warten!" Das war der Lohn für den Rheinbund. Aber auch hier hatte Preußen die nicht beneidenswerthe Ehre des Vorrangs. Seinem König war mitgespielt, wie es kein Fürst ertragen darf, wie es kein Mann von Ehre ertragen kann. Wurde auch im Augenblick der äußersten Noth über der Sorge für den Staat die persönliche Schmach verwunden, so kochte es desto heftiger im Innern und das Blut, das so heiß durch die Adern floß, bei Leipzig kam es zu seinem Rechte. Hier sollte entschieden werden, ob das stolze Wort, das Napoleon aussprach, er sei nicht der Beherrscher bloß von Frankreich, sondern der Kaiser des Kontinents, eine Wahrheit sei, ob die Staaten Europa's nichts anderes seien, als die Vasallen des neuen Cäsars, oder ob sie Kraft genug haben, ihre

Selbständigkeit zu erringen und zu behaupten, ob die Tausende von Jünglingen, welche unter Sorgen und Mühen erzogen und gebildet wurden, nur dazu da seien, für die unmoralischen Zwecke eines herzlosen Mannes sich hinschlachten und verstümmeln zu lassen, oder ob ihr Leben auf die Vortheile einer edlen Humanität und einer friedlichen Kultur Anspruch machen dürfe. Hier wurde entschieden, ob der glorreiche Name „Deutschland", der einst unter kraftvollem Scepter Jahrhunderte lang die Welt beherrscht hatte, in die Rumpelkammer veralteter Wörter zu verweisen sei oder ob Deutschland das Recht zu seiner Existenz, die Möglichkeit einer Wiedergeburt habe. Deutschland oder Napoleon! Wahrheit oder Lüge! Freiheit oder Knechtschaft! Sein oder Nichtsein! um das alles handelte es sich hier und eben dieß gibt der Völkerschlacht bei Leipzig ihre historische Bedeutung.

Schon seit einigen Monaten zielten alle Wetterzeichen auf eine Entscheidung hin. Napoleon befand sich in Dresden. Er hatte von der böhmischen Grenze bis Hamburg 450,000 Mann, wovon der größere Theil bei Dresden eine vortheilhafte centrale Stellung einnahm. Die Verbündeten, 470,000 Mann stark, hatten ihre Streitkräfte in drei große Heerhaufen getheilt. Die Hauptarmee oder böhmische Armee zählte 230,000 Mann Oesterreicher, Preußen und Russen und stand unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg, welcher Radetzky zum Chef des Generalstabs hatte, in Böhmen. Die zweite Armee, welche 150,000 Mann stark war und Preußen, Russen, Schweden, Hanseaten in sich vereinigte, hieß die Nordarmee und stand unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, des ehemaligen französischen Marschalls Bernadotte. Dieser war zwar ein sehr fähiger und tüchtiger Mann, aber zugleich sehr eitel und höchst unzuverlässig. Sein ganzes Benehmen in diesem Feldzuge drehte sich um zwei Punkte, die er nicht aus den Augen ließ: er suchte seine schwedischen Truppen möglichst zu schonen, damit er nach Beendigung des Krieges noch stark genug sei, über Dänemark herzufallen und es zur Abtretung von Norwegen zu zwingen; sodann wollte er den Franzosen nie wehe thun, um ihnen nach Napoleons Sturz als der rechte Mann für den erledigten französischen Thron zu erscheinen. Aus beiden Gründen wich er jeder Schlacht sorgfältig aus. Es war ein Glück für die Verbündeten, daß der treffliche preußische General Bülow unter ihm stand, dem das Interesse des Vaterlands höher galt, als die Befehle eines verrätherischen Vorgesetzten, und der demgemäß zu handeln sich erlaubte. Die dritte Armee, die schlesische, sollte die Verbindung zwischen den beiden ersten bilden und stand in Schlesien. Aus Preußen und Russen zusammengesetzt, war sie numerisch die schwächste, hatte bloß 95,000 Mann; aber sie hatte den thatkräftigen Blücher zum Oberfeldherrn und den genialen Gneisenau zum Chef des Generalstabs, was ein ganzes Armeekorps aufwog. Der einundsiebzigjährige Blücher war noch frisch und kühn wie ein Jüngling, und so viel ihm auch an Detailkenntniß abging, so hatte er doch ganz das Zeug zum großen Feldherrn: „den richtigen Blick für die Verhältnisse im Großen, die unwandelbare Festigkeit des Charakters, die kühne und großartige Gleichgiltigkeit in Bezug auf alles, was persönliche Verantwortung, überhaupt persönliche Verhältnisse betraf." Hatte man im großen Hauptquartier der Monarchen, das sich in Böhmen befand, der schlesischen Armee nur eine untergeordnete Rolle zugedacht, so übernahm sie unter ihren heldenmüthigen Führern bald die Hauptrolle. Sie war während des ganzen Feldzugs, sowie auch in dem vom Jahr 1814, die treibende Feder des Krieges, in allen großen Momenten die entscheidende Kraft, in allen Schlachten der stärkste Hammer.

Während Napoleon sich von Dresden zuerst auf Blücher stürzte, schritt die böhmische Armee zum Angriff auf Dresden vor. Rasch kehrte Napoleon, den sich zurückziehenden Blücher seinem Marschall Macdonald überlassend, um und brachte der unsicher geführten böhmischen Armee bei Dresden eine empfindliche Niederlage bei. Als er aber, um diese zu vervollständigen, den General Vandamme nach Böhmen nachschickte, wurde dieser bei Kulm umringt und sein ganzes Korps vernichtet. Indessen war Blücher, sobald er Napoleons Abmarsch erfuhr, gleich wieder zur Offensive übergegangen und hatte Macdonald an der Katzbach gänzlich geschlagen. Noch vor diesen Kämpfen ging Bülow, in Verbindung mit dem preußischen General Tauentzien, trotz Bernadotte's Befehl zum Rückzug, auf den französischen Marschall Oudinot los und schlug ihn bei Großbeeren, wenige Meilen von Berlin. Und als Marschall Ney einen zweiten Versuch auf Berlin machen wollte, erlitt er von dem nämlichen Bülow, welchen Bernadotte diesmal nicht hinderte, aber auch nicht unterstützte, bei Dennewitz eine solche Niederlage, daß er seinem Kaiser aufrichtig schrieb: „Ich bin total geschlagen, und noch weiß ich nicht, ob sich meine Armee wieder gesammelt hat."

Alle diese Kämpfe waren das Werk von fünfzehn Tagen, vom 23. August bis zum 6. September. Sie enthielten für die Verbündeten glänzende Siege, vor denen die französische Glorie von Dresden erbleichte. Napoleon hatte gegen ein Drittheil seiner Truppen verloren; noch schlimmer für ihn war die Entmuthigung seiner Soldaten, die Abspannung seiner Marschälle. Im Lager der Verbündeten, die nun an Truppenzahl eine entschiedene Ueberlegenheit hatten, herrschte große Siegeszuversicht und das Verlangen, dem Gegner so bald als möglich den letzten entscheidenden Schlag beizubringen.

Diese Stimmung zeigte sich nirgends ausgesprochener, als bei den Führern der schlesischen Armee. Sie waren es, welche zuerst darauf drangen, daß es jetzt, nach so siegreichen Schlachten, an den Verbündeten sei, die Initiative zu ergreifen und das Gesetz auf dem Kriegsschauplatz zu geben. Mit voller Begeisterung, aber auch mit sicherer Voraussicht der Folgen erfaßten sie den Gedanken, daß die schlesische Armee nach Norden aufbrechen, die Elbe überschreiten und Napoleons Rücken bedrohen solle. Dieser werde ohne Zweifel ihnen nachfolgen; dadurch erhalte die böhmische Armee

freiere Bewegung und könne ungestört über das Erzgebirge in die sächsischen Ebenen hinabrücken, um auf der Ebene von Leipzig mit den zwei anderen Armeen vereinigt Napoleon die Spitze zu bieten. Noch eine andere Absicht lag diesem Plane zu Grunde. Bülow hatte offene Beweise von dem mehr als zweideutigen Benehmen Bernadotte's. Einem solchen Zustand, bei dem eine Armee von 150,000 Mann möglicherweise gar nicht in die Wagschale des Krieges fiel, mußte ein Ende gemacht werden. Blücher beabsichtigte also, durch seinen Rechtsabmarsch sich vor die Nordarmee zu schieben, sie gleichfalls über die Elbe zu ziehen und zu rechter Zeit auf den Kampfplatz zu bringen. Und auch diesen Zweck hat er, wenn auch nicht so vollständig, als er es wünschte, erreicht. Der alte Husar packte den aalglatten Kronprinzen so fest, daß er ihn trotz aller Windungen nicht mehr entschlüpfen ließ und ihn, wenigstens am 18. Oktober, richtig auf das Schlachtfeld von Leipzig, den Kanonen seines alten Waffengefährten Ney gegenüber, placirte.

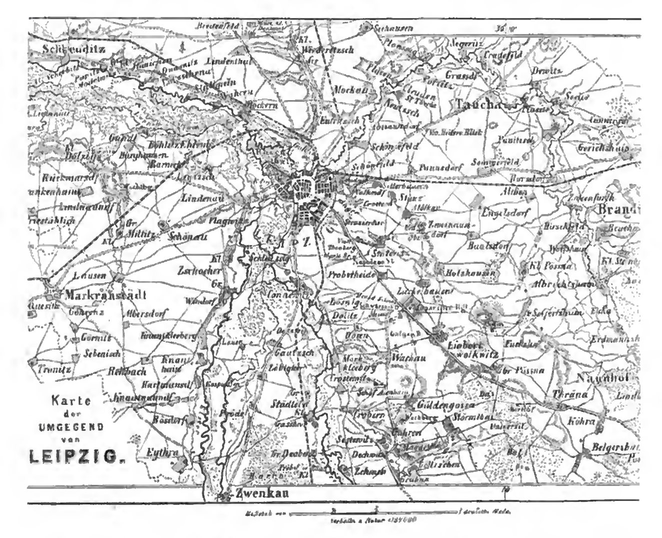
Nachdem Blücher durch den Freiherrn von Stein zuerst bei Kaiser Alexander und dann bei den zwei deutschen Monarchen die Erlaubniß zu seinem kühnen Zuge erhalten hatte, brach er, sobald die russische Reserve-Armee von 60,000 Mann unter Graf Bennigsen sich mit Schwarzenberg vereinigte, am 26. September von Schlesien auf und ging am 3. Oktober über die Elbe bei Wartenberg. Durch Yorks Umsicht und Zähigkeit wurde dieser feste Ort erstürmt und Bertrand in einem blutigen Treffen zurückgeschlagen. Bernadotte hatte nun keine andere Wahl und mußte gleichfalls über die Elbe gehen. Sobald Napoleon von diesen Ereignissen hörte, brach er am 7. Oktober fast mit seiner ganzen Streitmacht von Dresden auf, um zuerst Blücher und Bernadotte zu schlagen, dann gegen Leipzig sich zu wenden, dort die böhmische Armee zu empfangen und durch ihre Besiegung sich auf's neue zum Herrn der Lage zu machen. Bei Düben hoffte er die Nordarmee, jedenfalls Blücher zu treffen. Aber letzterer wich dem vereinzelten Stoße aus, ging über die Mulde, zog den widerstrebenden Bernadotte, der in erheuchelter Sorge um Berlin gleich wieder über die Elbe zurückkehren wollte, unerbittlich nach sich und stellte sich am 11. Oktober hinter der Saale in der Gegend von Halle auf, während Bernadotte sich vorsichtig in seinem Rücken postirte, bald aber die Saale wieder verließ und sich bei Köthen aufstellte, um beim nächsten Anlaß schnell wieder auf das rechte Elbufer gehen zu können. Mit Mühe wurde dieß abgewandt, und er blieb bis zum 15. Oktober in Köthen.

Blücher und sein Generalstab hatten die Plane Napoleons richtig durchschaut und ließen sich auch durch seine weiteren Demonstrationen, wornach es den Anschein hatte, als wolle er selbst über die Elbe gehen, Berlin bedrohen und sich in den Rücken der Verbündeten werfen, durchaus nicht irre führen. Sie ließen sich nicht über die Elbe zurückmanövriren. Vier nutzlose Tage brachte so Napoleon in dem kleinen Schlosse von Düben zu, immer auf Nachrichten wartend, ob Bernadotte, ob Blücher über die Elbe gehe, ob Schwarzenberg gegen Leipzig heranrücke. Man sah ihn Stunden lang auf einem Sopha seines Zimmers vor einem großen Tische sitzen, auf welchem ein Bogen weißes Papier lag, das er mit großen Frakturzügen vollschrieb. Sein Geograph und ein anderer Gehilfe saßen eben so unthätig in den Ecken des Zimmers, seiner Befehle wartend. Endlich entschied er sich auf die falsche Nachricht, daß Bernadotte über die Elbe zurückgegangen sei, zum Aufbruch nach Leipzig. Er hoffte dort jedenfalls vor Blücher anzukommen und die böhmische Armee allein zu treffen. Auch mit dieser Berechnung hatte er wenig Glück. Am 13. Oktober erhielten alle Korps plötzlich Befehl, umzukehren und sich vor Leipzig zu versammeln. Napoleon kam am 14. Oktober, Mittags 12 Uhr, vor Leipzig an, von einigen Bataillonen seiner alten Garde und einigen Schwadronen Gardereiterei begleitet. Vom Halle'schen Thore ritt er sogleich durch die Promenaden und zum äußeren Grimmaer Thore hinaus und machte in der Nähe des Galgens Halt. Ein Feldstuhl und ein Tisch wurden hergebracht und ein großes Wachfeuer angezündet. Ueber den Tisch war eine Karte gelegt und daneben ein Teppich ausgebreitet, auf welchem ein Mahl für ihn bereit stand. In einer Entfernung von zwanzig Schritt stand eine Menge neugieriger Zuschauer. Kanonendonner scholl von Süden her. Adjutanten flogen herbei und brachten die Meldungen Murats und der im Gefecht begriffenen Generale. Napoleon gab seine Befehle, ging mit Berthier oder Caulaincourt auf und ab und betrachtete von Zeit zu Zeit die Karte des Kriegsschauplatzes. Oefters ging er, da es kalt und stürmisch war, an das Feuer und wärmte sich, schürte es auch selbst in müssigen Augenblicken mit dem Fuße. Bald darauf sah man einen langen Wagenzug von Wurzen her kommen und hörte das Knallen der Kurierpeitschen. Der Zug war von Kürassieren und Grenadieren umgeben. Es war der König von Sachsen, der mit seiner Gemahlin und Tochter seine unsichere Residenz verlassen hatte und unter dem Schutze seines Protektors in die ihm allein noch übrig gebliebene Stadt Leipzig sich zurückzog. Auch dieß gehörte zu den Anomalien jener Zeit, daß dieser Monarch vor den Befreiungsversuchen der Verbündeten sich in das Lager des fremden Erobers flüchtete. In der Nähe des kaiserlichen Wachfeuers stieg der König aus dem Wagen. Napoleon ging ihm entgegen, begab sich hierauf an den Wagen der Königin und unterhielt sich einige Zeit mit ihr. Dann empfahl er sich und zog sich an das Wachfeuer zurück. Der König von Sachsen stieg zu Pferd und ritt nach Leipzig, von dessen Bewohnern er still und ernst aufgenommen wurde. Die Königin und die Prinzessin hielten ihren Einzug zu Wagen. Im Thomä'schen Hause am Marktplatz nahm die königliche Familie ihr Quartier.

Indessen wurde der Kanonendonner nach Probstheida und Liebertwolkwitz zu immer stärker. Napoleon bekümmerte sich wenig darum und beachtete kaum die vielen Verwundeten, die an ihm vorbeigetragen wurden. Gegen vier Uhr wurde ihm die Ankunft der ersten alten Gardedivision gemeldet. Seine Bedeckung

trat unter die Waffen; der Kaiser selbst nebst Gefolge stieg zu Pferd, empfing die Truppen und wies ihnen ihre Richtung an. Dann begab er sich nach Reudnitz in das Landhaus des Bankiers Vetter, wo er sein Hauptquartier nahm.

Der Zug der französischen Truppen ging des Abends und in der Nacht ununterbrochen fort. Das Gedränge in den Straßen der Vorstädte, an den Thoren, auf den Promenaden, wurde zuletzt fürchterlich. Während die Truppen zu den äußeren Thoren hinauszogen, wollten Verwundete und flüchtige Dorfbewohner hereinkommen. Alle lärmten, schrieen, fluchten, tobten und stießen sich hin und her. Jeder befand sich in wahrhafter Lebensgefahr. Ein Augenzeuge sagt hierüber: „Jammernde Mütter, mit Betten in Tragkörbe gepackt, und zwei, drei fast völlig nackte Kinder an der Hand oder den Säugling auf dem Rücken, Väter, die Frau und Kinder suchten, Kinder, die im Gewühl ihre Eltern verloren hatten, Kranke, die man auf Schubkarren durch das Pferdegewühl drängte, überall Heulen und Wehklagen — dieß waren die Herolde und Posaunen, welche das sehr fühlbare Dasein der Helden verkündeten, die so oft gepriesen und deren imposante Haltung so oft bewundert worden ist. In dieses Win-



seln und Schreien mischte sich das Aechzen und Stöhnen der Blessirten, die in die Spitäler wollten und um Brod und Hilfe flehten. Eine Menge französischer Soldaten und Nachzügler visitirte jeden Korb und jede Tasche, um Brod zu finden. Bei den Truppen in Reih und Glied erscholl dagegen fortwährend die Aufforderung der Vorgesetzten: serrez! serrez! (drücket! drücket!), um nicht von einander getrennt zu werden."

Der Kanonendonner, der so vernehmlich an Napoleons Ohren geschlagen, war verstummt. Es war der Donner des Reitergefechts von Liebertwolkwitz, das sich am 14. Oktober als Vorspiel des großen Schlachtendrama's entsponnen hatte. Die böhmische Armee hatte ihren Marsch über das Erzgebirge vollendet und näherte sich Leipzig. Die Korps von Wittgenstein, Kleist und Klenau, gegen 60,000 Mann stark, zogen voran und waren nur noch wenige Stunden von Leipzig entfernt. Hier stand bereits Murat, König von Neapel, Napoleons Schwager. Er hatte die Korps von Poniatowski, Victor, Lauriston und Pajols Reiterkorps bei sich, und Augereau war den Tag vorher mit einer Anzahl alter Regimenter, welche meist aus Spanien herbeigezogen waren, zu ihm gestoßen. Es waren gegen 50,000 Mann, welche im Süden von Leipzig in der Ausdehnung von Markkleeberg bis Liebertwolkwitz standen. Um die Stärke dieser Truppenmasse zu erkunden

und zugleich zu sehen, ob Murat Stand halten oder sich noch weiter zurückziehen werde, ließ Schwarzenberg eine große Recognoscirung vornehmen, welche zu dem Reitergefecht Veranlassung gab. Auf jeder Seite mochten gegen 7000 Reiter an dem Kampfe sich betheiligen. Der russische General Graf Pahlen führte die Reiterei der Verbündeten und stand hier Murat gegenüber, der für einen der größten Reiteranführer galt. Zuerst kamen nur Russen und Preußen in's Gefecht, und da diese in zu geringer Anzahl auftraten, wurden sie von der Uebermacht der Franzosen bald zurückgeschlagen. Da warf Pahlen neun Regimenter auf den Kampfplatz. Westwärts von Liebertwolkwitz entstand nun ein buntbewegtes Treffen, in welchem besonders die gewandteren Haufen der Kosaken, Husaren und Uhlanen gegen die geschlossenen französischen Schwadronen anstürmten, sie umkreisten, mit eingelegten Lanzen sie angriffen, kleinere Trupps abzuschneiden suchten. In eine Menge einzelner Schwärme aufgelöst, tummelten sich die Reiterhaufen herum; das Handgemenge und die Verwirrung war so groß, daß mehrmals mitten im Kampfe Pausen eintraten, in denen Freund und Feind dicht nebeneinander ruhig hielt, damit die Pferde verschnaufen und die Reiter wieder zu Kräften kommen konnten, um dann die Blutarbeit von neuem zu beginnen. Während einer solchen Pause bemerkte der Lieutenant Guido von der Lippe vom neumärkischen Dragonerregiment den König Murat, wie er, an seinem auffallenden Anzug kenntlich, mit geringem Gefolge die Front seiner Linie entlang ritt. Rasch sprengte er mit einigen Plänklern in vollem Lauf auf ihn zu, um ihn gefangen zu nehmen oder niederzuhauen. Des Königs Gefolge stob bestürzt auseinander, und nur von seinem Stallmeister begleitet, suchte sich Murat durch eilige Flucht zu retten. Pfeilschnell folgte ihm der Offizier mit seinen Dragonern und rief ihm einigemal zu: „Halt! halt, König!“ Da er aber den Seinigen zu rasch voranseilte und, voll Begierde den König zu fangen, den Stallmeister keiner Beachtung würdigte, so hatte dieser Gelegenheit, ihm unbemerkt beizukommen. Mit einem Degenstich streckte er den kühnen Offizier zu Boden.

Aber erst als Pahlen, zu dem nun auch die österreichische Reiterei stieß, dem Feinde in die linke Flanke fiel und Russen, Preußen und Oesterreicher, deren Pferde die französischen an Ausdauer weit übertrafen, von Artillerie kräftig unterstützt, in der Front und in der Flanke zugleich angriffen, entschied sich das Gefecht zum Vortheil der Verbündeten. Die Reitermasse der Franzosen wurde in Unordnung gebracht, löste sich auf und bedeckte das Feld mit Flüchtigen. Einige Regimenter der Verbündeten verfolgten sie bis in die Gegend von Probstheida, also weit über die französische Position hinaus. Von diesem Augenblicke an wagten sich die französischen Reiter nicht mehr vor; die Verbündeten zogen sich vor der feindlichen Artillerie wieder zurück und hielten die Stellung von Cröbern, Güldengossa, Magdeborn und Störmthal besetzt.

Während dieses Reitergefechts rückte die österreichische Infanterie unter Klenau zum Angriff auf Liebertwolkwitz vor, das den Stützpunkt der französischen Reiterei bildete. Bei der Annäherung der Oesterreicher, welche den Marktflecken heftig beschossen und im Sturmschritt vordrangen, flüchteten sich die Einwohner in die Kirche oder in die Keller oder in die noch nicht bedrohten Nachbardörfer. Liebertwolkwitz wurde von den Oesterreichern mit dem Bajonnet genommen. Dabei waren die Unglücklichen, welche sich in die Kirche geflüchtet hatten, in der größten Gefahr. Die Kugeln schlugen ein, tödteten und verwundeten; ein französischer Offizier befahl ihnen, die Kirche zu verlassen, da sie nun in die feindliche Schußlinie komme. Man öffnete die Kirchthüre. Da schlug eine Kugel eine Frau zu Boden. Niemand getraute sich das Gotteshaus zu verlassen, bis endlich ein junges Mädchen, welches Angst und Sorge um ihre Mutter hinaustrieb, den Anfang machte; die Andern folgten. Todte und mit dem Tode ringende, verstümmelte Körper lagen zu Haufen vor der Kirche. Das Morden und Wüthen, Mann gegen Mann, währte besonders auf dem Markte und in dem unteren Theile des Ortes fort. Die meisten Wohnungen zeigten nichts als rauchende Trümmer. Das Feuer griff mehr und mehr um sich und der Ort gerieth in helle Flammen. Vom Allernothwendigsten entblößt und von den Ihrigen getrennt, begaben sich die Bewohner alle auf die Flucht nach Leipzig. Das Herz zog sich bei jedem Schritte, welcher den Abstand von dem zerstörten heimatlichen Herd vergrößerte, krampfhafter zusammen, indem man rückwärts blickend ein Gebäude nach dem andern in Flammen aufgehen sah.

Bis zur Dunkelheit dauerte der Kampf; endlich blieben die Franzosen Herren des Marktfleckens; die Oesterreicher zogen sich zurück, hielten aber die Linie vom Pößgraben bis zum Niederholz mit dem Dorfe Großpößnau fest. General Wittgenstein wollte noch am Abend mit sämmtlichen drei Korps vorrücken und die errungenen Vortheile weiter verfolgen, erhielt aber den bestimmten Befehl, jedes „Generalengagement durchaus zu vermeiden“.

In der Nacht stürzte der Regen in Strömen herab, ein kalter, orkanähnlicher Sturm brauste, überall fehlte es an Brennmaterial zur Unterhaltung der Wachfeuer, daher die Franzosen alles was brennbar war, Fenster, Thüren, Treppen, Dachsparren, Ackergeräthe, selbst Bücher, Gemälde und musikalische Instrumente herbeischleppten und in ihre Bivouakfeuer warfen. Viele Häuser wurden dergestalt zerstört, daß nur noch Haufen von Ziegeln oder Lehm ihren Standort bezeichneten. Die Tausende von Wachfeuern, welche Leipzig umgaben, und hoch über ihnen die Flammen des brennenden Liebertwolkwitz, in welchen viele Verwundete elend verbrannten, gewährten, von der Stadt aus gesehen, einen schrecklichen, aber imposanten Anblick.

Murat kam in der Frühe des 15. Oktober zu Napoleon nach Reudnitz und erstattete ihm mündlichen Bericht über das Reitergefecht von Liebertwolkwitz. Nach längerer Besprechung kehrte er noch vor Tagesanbruch zu seinem Korps zurück. Weder Napoleon noch die Verbündeten konnten an diesem Tage eine Schlacht beginnen, da ein großer Theil ihrer Truppen erst im

Anmarsch begriffen war, daher der Tag der Truppenaufstellung und der gegenseitigen Beobachtung gewidmet wurde. Gegen 10 Uhr Vormittags ritt Napoleon mit seinem Gefolge nach Probstheida und von da, an der Schäferei Meusdorf vorbei, nach der zwischen Wachau und Liebertwolkwitz gelegenen höchsten Höhe, deren Spitze der Galgenberg genannt wird. Er traf dort mit Murat wieder zusammen und besprach sich mit ihm und einigen Generalen lange über die Aufstellung seiner Truppen und über die Stellung seiner Feinde. Er glaubte noch nicht, daß die ganze böhmische Armee vor ihm stehe, da sich nur ganz in der Ferne einige Kolonnenspitzen entdecken ließen. Nachmittags zwei Uhr rückten alle französischen Armeekorps zur Revue aus, und Napoleon galoppirte an der ganzen Front von Markkleeberg bis Seiffertshain vorbei. Erst nach eingetretener Finsterniß traf er auf dem Vetter'schen Gute in Reudnitz ein, wo er wieder übernachtete.

Seine Armee war für die Schlacht des folgenden Tages so aufgestellt: Die vorderste Linie bildeten die fünf Armeekorps von Poniatowski, Augereau, Victor, Lauriston und Macdonald, und zwar stand Poniatowski mit dem achten Armeekorps bei Connewitz, Lößnig, Dölitz und Markkleeberg, die Uebergänge über die Pleiße vertheidigend, Augereau mit dem neunten Korps bei Döfen, Victor mit dem zweiten Korps bei Wachau, Lauriston mit dem fünften Korps bei Liebertwolkwitz, Macdonald mit dem elften Korps bei Holzhausen. In die zweite Linie kam fast die ganze Reiterei und zwar das Korps von Kellermann zur Unterstützung der Polen zwischen Dölitz und Markkleeberg, das Korps von Pajol hinter Augereau, das von Latour-Maubourg hinter Victor und das von Sebastiani hinter Macdonald. Als Reserve für diese Stellung stand die ganze kaiserliche Garde bei Probstheida. Diese fünf Infanterie- und vier Reiterkorps nebst der kaiserlichen Garde, welche von Connewitz bis Holzhausen aufgestellt waren, bildeten eine Streitmasse von etwa 100,000 Mann und standen der böhmischen Armee gegenüber. Im Norden von Leipzig, gegen die schlesische und die Nordarmee, standen 42,000 Mann (das sechste und dritte Korps nebst dem Reiterkorps von Arrighi) unter Macdonald und Ney zuerst bei Lindenthal, Radefeld und Schönfeld, später, beim Beginn der Schlacht, bei Möckern und Widderitzsch. Bei Lindenau zur Sicherung des Rückzugs stand Bertrand mit dem vierten Korps, 12—15,000 Mann. Das siebente Korps unter Reynier und ein Theil des dritten unter Ney waren noch auf dem Marsche von Düben nach Leipzig. Nimmt man alle diese Streitkräfte zusammen, so hatte Napoleon am 16. Oktober im Ganzen 170,000 Mann, darunter 24,000 Reiter und ungefähr 700 Geschütze.

Gegen diese Streitmacht Napoleons führten die Verbündeten ungefähr 300,000 Mann, wovon auf das böhmische Heer 136,000, auf das schlesische 56,000, auf die Nordarmee 68,000, auf die Reserve unter Bennigsen 41,000 kamen; dabei waren 56,000 Reiter und beinahe 1400 Geschütze. Aber die Nordarmee und Bennigsen waren am 16. Oktober noch gar nicht auf dem Schlachtfeld; die Verbündeten konnten also an diesem Tag den 170,000 Mann Napoleons nicht ganz 200,000 Mann entgegenstellen, allerdings immer noch eine numerische Ueberlegenheit, von deren richtiger Aufstellung es übrigens abhing, ob es auch eine wirkliche war. Eben dazu fehlte viel. Hatte man an Napoleon die alte Virtuosität zu bewundern, mit geschicktester Benützung der Terrainverhältnisse seine Truppen aufzustellen und auf einem entscheidenden Punkte fast alle Streitkräfte zu concentriren, so sah man in Schwarzenbergs Anordnungen eine völlige Verkennung der Oertlichkeiten, eine Zersplitterung der Streitmacht in einzelne Haufen, ein unsicheres Herumtasten, das erst nach erlittenem Schaden den rechten Weg zu finden weiß. Auf diese Weise waren nicht die Verbündeten, sondern Napoleon am ersten Schlachttag in entschiedener Ueberlegenheit.

Gegen die Westseite von Leipzig, zum Angriff auf den Paß von Lindenau und gegen den Rücken des französischen Heeres, Bertrand gegenüber, stellte Schwarzenberg den Feldzeugmeister Giulay mit 22,000 Mann, die außer 2000 Kosaken und Thielmanns Streifkorps aus lauter Oesterreichern bestanden. Somit blieben von den 136,000 Mann des böhmischen Heeres nur noch 114,000 übrig, welche den auf der Linie von Connewitz bis Holzhausen aufgestellten 100,000 Mann Napoleons gegenüberstanden. Während aber Napoleon von diesen nur etwa 10,000 Mann unter Poniatowski zur Vertheidigung der Pleiße verwendete, die übrigen 90,000 zwischen Markkleeberg und Holzhausen vereinigte, um von Wachau aus den Hauptstoß zu führen und die Linie seiner Gegner bei Güldengossa zu sprengen, stellte Schwarzenberg Poniatowski gegenüber in das sumpfige und buschige Terrain zwischen Elster und Pleiße die österreichischen Korps von Merveldt und Hessen-Homburg, 35,000 Mann. Bei Connewitz wollte er den Uebergang über die Pleiße erzwingen, den rechten Flügel der Feinde umgehen und so auf dem kürzesten Weg den Zugang nach Leipzig forciren. So gut dieser Plan an sich sein mochte, so schlecht war er, wenn man die Bodenbeschaffenheit etwas zu Rathe zog. Denn die Sumpfgegend zwischen Elster und Pleiße, von wo aus der Angriff gemacht werden sollte, war besonders in jenem nassen Herbst ungangbar, das dichte Gehölz machte die Entwicklung von größeren Truppenmassen und von Geschütz ganz unmöglich, und die Höhe des rechten Ufers der Pleiße gab der Vertheidigung Poniatowski's ein entschiedenes Uebergewicht. Es war ein Angriffspunkt, ganz dazu gemacht, um das schönste Heer bataillonsweise hinschlachten zu lassen. Statt auf den erfahrenen und umsichtigen Radetzky zu hören, ließ sich Schwarzenberg von dem General Langenau, der früher beim sächsischen Generalstab war und dafür galt, die Gegend um Leipzig genau zu kennen, den Plan zur Schlacht machen und diese Ideen sich einreden. Auch die preußischen und russischen Garden wollte Schwarzenberg in diese Stellung hineinzwängen. Aber der russische Kaiser Alexander, von den Generalen Toll und Diebitsch auf das Mißliche derselben aufmerksam gemacht, widersetzte sich auf's Entschiedenste. Nach Abzug jener

35,000 Mann, welche „in diesen Zwickel von Flüssen, Sümpfen und Bächen hineindisponirt“ waren, blieben gegen die Hauptstellung Napoleons mit 90,000 Mann noch 79,000 übrig, nämlich die Korps von Kleist, Wittgenstein und Klenau, das russische Grenadierkorps unter Rajewski und die preußisch-russische Garde unter dem Großfürsten Konstantin, welche zwei letzteren freilich vom Schlachtfeld gar zu weit entfernt waren; jenes stand nebst einer russischen Kürassierdivision als erste Reserve bei Seftewitz und Göhren, die Garden als zweite Reserve noch weiter zurück bei Magdeborn. So war die böhmische Armee in drei besondere Heere getheilt, die, durch Flüsse von einander getrennt, nur mit Schwierigkeit und großem Zeitverlust einander Unterstützung zuführen konnten. Die Verbündeten, obgleich im Ganzen an Zahl überlegen, hatten es auch dießmal verstanden, an der entscheidenden Stelle in der Minderzahl aufzutreten. Schwarzenberg wollte in der Stellung von Connewitz, wo er den Hauptstoß zu führen gedachte, sich selbst aufhalten und übertrug daher den Oberbefehl über die rechts von der Pleiße befindlichen Truppen dem russischen General Graf Barclay de Tolly. Dort sollten Punkt sieben Uhr Kleist, Wittgenstein und Klenau den Feind, den sie gegen sich haben, angreifen und gegen Leipzig drücken.

Um den aus so verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Truppen die Bedeutung des Tages nachdrücklich vorzuführen, erließ Schwarzenberg am 15. Oktober folgenden Aufruf an die böhmische Armee: „Wackere Krieger! Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen. Die entscheidende Stunde schlägt. Bereitet euch zum Kampfe! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zweck vereinigt, wird auf dem Schlachtfeld enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Oesterreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Söhne, für die Unsterblichkeit eurer Namen. Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!“

Napoleon, sonst so freigebig mit schwungvollen Ansprachen, schonte dießmal sein Rednertalent. Seine Truppen wußten freilich auch ohne eine Ansprache recht wohl, um was es sich handelte, daß nur ein glänzender Sieg ihre Existenz noch retten könne.

Abends acht Uhr sah man im Süden Leipzigs in der Richtung von Pegau her, dem Hauptquartier Schwarzenbergs, drei weiße Raketen durch die dunkle Nacht zum Himmel aufsteigen. Ein paar Minuten darauf erhellten vier rothe Raketen den nördlichen Horizont in der Gegend von Halle. Diese feurige Antwort kam von Blücher und sollte Schwarzenberg kundthun, daß die schlesische Armee am folgenden Tag auf ihrem Posten stehen werde.

Alle Dispositionen waren nun getroffen. Noch eine einzige Nacht, und eine Blutarbeit ohne Gleichen begann.

Der 16. Oktober.

1. Die Schlacht bei Wachau.

Es war ein kalter, trüber Morgen. Vor Regen und Nebel sah man die nächsten Gegenstände nicht. Erst zwischen 9 und 10 Uhr wurde es allmälig lichter und der Regen hörte auf. Schon um sechs traten die Truppen der Verbündeten unter das Gewehr, und ihre vordersten Reihen rückten vor. Aus den drei Korps von Kleist, Wittgenstein und Klenau, welche zunächst unter dem Befehl von Wittgenstein standen, wurden nach Barclay's Anordnung vier Angriffskolonnen gebildet. Nahe an der Pleiße, vor dem Dorfe Cröbern, auf dem äußersten linken Flügel, stand die erste Kolonne unter dem preußischen General Kleist mit etwa 10,000 Mann. Seine Aufgabe war, zwischen Markkleeberg und Wachau vorzudringen, beide Dörfer anzugreifen und die dazwischen liegenden Höhen zu nehmen. An ihn schloß sich die zweite Kolonne unter dem russischen General Prinz Eugen von Württemberg an, gleichfalls gegen 10,000 Mann. Sie stand nördlich von Güldengossa und sollte Wachau von Osten angreifen. Die dritte Kolonne unter dem russischen General Fürst Gortschakoff, etwa 9000 Mann, stand zwischen dem Universitätswald und Störmthal, sollte nach Liebertwolkwitz vordringen und diesen Flecken von der Westseite angreifen. Hinter diesen beiden Kolonnen stand zur Verbindung und Unterstützung beider der russische General Graf Pahlen mit 3000 Mann preußischer und russischer Reiterei. Den äußersten rechten Flügel bildete die vierte Kolonne, welche, etwa 28,000 Mann stark, unter dem österreichischen General Klenau zwischen dem Universitätswald und Fuchshain stand und Liebertwolkwitz von der Ostseite angreifen sollte. Erst gegen acht Uhr begann der allgemeine Ausbruch gegen die französische Stellung. Kleist und der Prinz Eugen von Württemberg kamen zuerst an den Feind, Gortschakoff und Klenau eine bis zwei Stunden später.

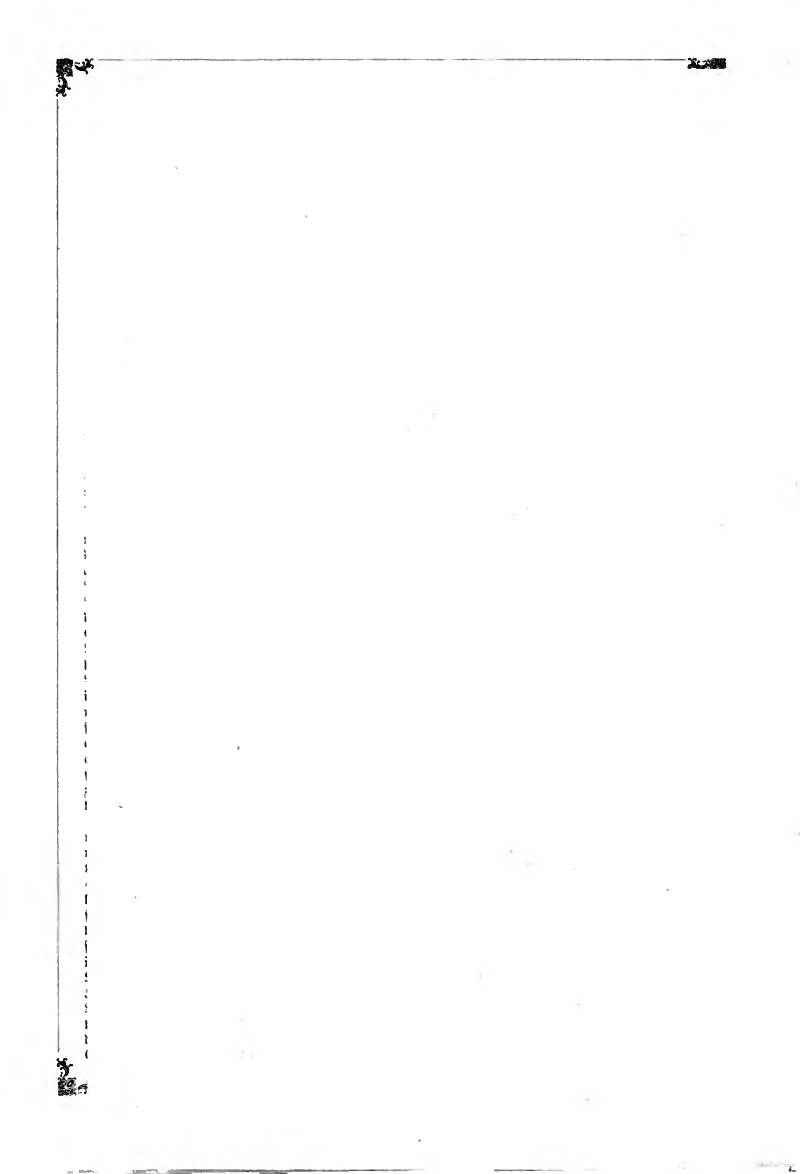
Napoleon traf vor neun Uhr zu Wagen auf dem Schlachtfeld ein und begab sich wieder auf den Galgenberg. Murat empfing ihn daselbst und machte ihn sogleich auf die feindlichen Angriffskolonnen aufmerksam. Der Kaiser beobachtete sie sorgfältig mit dem Fernglas, änderte jedoch nichts an seinen Anordnungen. Darauf stieg er zu Pferd und ritt mit seinem Gefolge langsam ein wenig zurück. Die Kugeln der russischen Batterien flogen bereits über das Gefolge hin. Auf der anderen Seite langte auch der russische Kaiser aus Pegau und der preußische König aus Gruhna bald nach neun Uhr in der alten französischen Schanze an, auf dem sogenannten Wachberg zwischen Güldengossa und Göhren. Kaiser Franz von Oesterreich war in Altenburg zurückgeblieben. Aus dem Gasthof von Göhren schaffte man sogleich Stühle herbei, auf welchen die Monarchen Platz nahmen. Sie konnten von diesem Punkt aus, wo sich auch Barclay befand, den größten Theil der Schlacht übersehen. Hinter der Schanze standen als Leibwache des Kaisers von Rußland die Gardekosaken unter dem Grafen Orloff-Denihof. Dem

Kaiser Alexander fielen hier sogleich die großen schwarzen Massen der Franzosen auf, welche sich auf den Höhen bei Dösen, Wachau und Liebertwolkwitz zeigten und gegen die zerstreuten kleinen Haufen der Verbündeten allerdings sehr grell abstachen. Er fragte daher den Oberst Wolzogen mit Besorgniß, ob er wohl glaube, daß der Angriff der Verbündeten gelingen könnte. Dieser antwortete, er sei vielmehr der Ueberzeugung, daß der Feind bei diesem für ihn so günstigen Verhältniß jedenfalls seinerseits die Offensive ergreifen und die Kolonne der Verbündeten sprengen werde, wenn diese nicht von nahen und starken Reserven unterstützt würden. „Aber die Hauptarmee der Oesterreicher," versetzte der Kaiser, „steht zwischen Pleiße und Elster, und meine und des Königs Garden sind noch bei Rötha." „In diesem Fall werden wir sicher aufgerieben werden," entgegnete Wolzogen und sprach seine Mißbilligung der unglücklichen Disposition aus. Auf dieß hin befahl ihm Alexander, sogleich zum Fürsten Schwarzenberg zu reiten und diesem vorzustellen, daß nur durch den Abmarsch der österreichischen Reserven nach dem rechten Pleißeufer eine Niederlage abzuwenden sei. Zugleich gab er ihm eine Abtheilung Leibkosaken mit, damit er ihm fortwährend Nachricht über den Stand der Sache mittheilen könne.

Inzwischen war die Schlacht eröffnet. Drei Signalschüsse aus grobem Geschütz hatten um neun Uhr den Beginn des Kampfes von Seiten der Verbündeten angezeigt. Die erste Angriffskolonne unter Kleist, Preußen und Russen, drang mit Entschlossenheit auf Markkleeberg ein, nahm das Dorf im Sturm und drängte den Feind bis zu den nächsten Anhöhen zurück. Ein preußisches Bataillon versuchte sogar, rechts in Wachau einzudringen, um den Sturm der zweiten Kolonne auf dieses Dorf zu unterstützen. Aber Marschall Augereau trieb sie mit Uebermacht zurück. Da auch ihre Flanke dem mörderischen Feuer einer Batterie Poniatowski's ausgesetzt war, so mußte die ganze Kolonne sich bis zum Dorf zurückziehen. Hier entspann sich ein wüthender Kampf. Viermal wurden die Preußen aus Markkleeberg hinausgedrängt, viermal erstürmten sie es von Neuem. Unter großem Verlust, aber mit zähester Ausdauer, hielt sich Kleist in und neben Markkleeberg.

Etwa zu gleicher Zeit machte die zweite Kolonne unter dem Prinzen Eugen von Württemberg, Russen und Preußen, einen Angriff auf das feindliche Centrum, auf Wachau. Unterstützt durch das Feuer von 48 Kanonen, nahmen die Russen im ersten raschen Anlauf Wachau und die umliegenden Gehölze. Wittgenstein, der die Franzosen schon geschlagen glaubte, jubelte laut; Prinz Eugen, des Gegners Plan durchschauend, war anderer Ansicht. Die Franzosen hatten inzwischen den ganzen Höhenzug zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit mehr als hundert Kanonen besetzt. Hinter Wachau leitete Napoleon selbst die Schlacht. Victors Korps und ein Theil der jungen Garde waren hier vereinigt. Napoleons Artilleriechef Drouot leitete das Feuer. Eine Kanonade, von der zuweilen die Erde im eigentlichen Sinne des Wortes erbebte, wurde fünf Stunden lang rastlos fortgesetzt. Französische Veteranen versicherten, ein solch concentrirtes Feuer noch nicht erlebt zu haben. Die ganze Wuth der Elemente schien sich in einem Augenblick über die russischen und preußischen Truppen zu entladen. Rauch und Flammen, Blut und Tod rings um uns her, sagt ein russischer Bericht, verkündeten, daß wir durch unser leises Auftreten den schlummernden Löwen geweckt hatten. Vernichtung traf die Lebendigen, Zerstörung das Leblose. Siebzehn russische und fünf preußische Geschütze lagen in wenigen Minuten zerschmettert auf der Erde, und dem aus dem Gefecht zurückgebrachten schwer verwundeten Oberst Reibnitz folgte der Haufe seiner flüchtigen Schaaren, vom siegestrunkenen Feinde hart und blutig gedrängt. Mit unerschütterlichem Muth stand unsere übrige Linie, doch von Ueberraschung noch wie versteinert. Der Prinz äußerte hiebei: „Ich hatte es ja vorausgesagt." „Das kann uns aber nichts mehr helfen; wir gehen alle zu Grunde; schon fährt die Artillerie ab," entgegnete ihm Fürst Schachowskoi. „Alles soll stehen bleiben," rief der Prinz, „nichts sich von der Stelle rühren, was noch stehen kann!" Adjutanten und Ordonanzen flogen nach allen Richtungen, um diesen Befehl zu verkündigen. Darauf hieß es: „Preußen vor!" Ein Füsilierbataillon erstürmte nüchternen Magens das Dorf Wachau unter dem Beifallruf der Russen, wurde aber durch die zahlreiche feindliche Artillerie und Infanterie zurückgetrieben. Die Russen nahmen zum dritten Mal das Dorf, drangen sogar auf die dicht dahinter befindliche Anhöhe nahe bis an die Mündungen der dort aufgefahrenen französische Geschütze. Aber die Franzosen leisteten hier den verzweifeltsten Widerstand, und vor den feindlichen Kanonen fanden jene wackeren Brüder das Ziel ihrer Anstrengungen. Tausend Leichen bezeugten, daß dort das Unmögliche versucht worden sei. Berg und Dorf nebst den Unsrigen, die sich in ihrem Blute wälzten, gewann der mächtige Feind wieder, und wir mußten uns damit begnügen, Napoleons Legionen den Ausgang aus Wachau zu versperren. Die übrigen auf der Ebene aufgestellten Bataillone stierten, das Gewehr bei Fuß, regungslos den sie mähenden Tod an und erlagen unter dem höllischen Kanonenfeuer. Kaum glaubte man an die Möglichkeit, daß es zwischen den die Luft durchpfeifenden Kugeln noch eine freie Stelle in derselben geben könne. Ein Artillerieoberst ritt zum Prinzen heran und erklärte seine Batterie für fast ganz demontirt und noch überdies von feindlicher Reiterei bedroht. Da schlug eine Kugel dem Pferd des Prinzen durch den Hals und dem des Obersten durch den Bauch. Der Prinz und der Oberst fielen übereinander, und ersterer rief dem letzteren zu: „Sie sehen, wir sind auch nicht in Abrahams Schoß." Dieselbe Kugel hatte auch noch zwei Menschenleben mitgenommen: sie zerschmetterte einer preußischen Ordonanz den Schädel und riß einem von seinem Mantel bedeckten Offizier den Leib auf. Zögernd trat der Prinz an den gefallenen Offizier heran, als scheue er sich, das Gefürchtete verwirklicht zu sehen. Er lüftete dessen Mantelkragen und erkannte in dem Sterbenden

Digitized by Google



Fraas gem. Druck v. A. Schulz. C. Deis gest.

Schusters Erdenwallen.

Verlag von Kraus u. Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

seinen Liebling, der noch mit der letzten Kraftanstrengung dem Freunde einen Blick und einen Seufzer zuschickte. Der Prinz wandte sich von dieser Scene und rief: „Ein frisches Pferd!“ Als er dasselbe bestiegen hatte, sagte er: „Die Zeit der Trauer beginnt erst nach der Schlacht.“ Aber das Dorf konnte nicht mehr genommen, auch das Terrain vor demselben nicht mehr behauptet werden. Nachdem er mehr als die Hälfte seiner Truppen verloren hatte, sah er sich genöthigt, bis gegen Güldengossa zurückzuweichen. Während dieses Gefechts bestiegen Murat und einige französische Offiziere, wie auch schon bei dem Treffen am 14. Oktober, eine alte Linde, zu deren Gipfel eine hölzerne Treppe zwischen den Aesten hindurch führte. Man hatte von hier aus eine gute Uebersicht des Terrains von Güldengossa und der Schäferei Auenhain. Aber sie wurden bald von den preußischen Schützen entdeckt und von diesen, sowie auch mit Geschütz beschossen, so daß die herumfliegenden Baumäste sie schnell verscheuchten.

Die dritte Angriffskolonne unter dem Fürsten Gortschakoff war etwas später als die beiden ersten aufgebrochen. Sie sollte gleichzeitig mit Klenau Liebertwolkwitz angreifen. Aber das heftige Feuer zu seiner Linken bestimmte den Fürsten, nicht auf Klenau's Angriff zu warten, sondern möglichst bald der zweiten Kolonne beizustehen. Doch kam es nicht zu einem Sturm auf Liebertwolkwitz; das Gefecht beschränkte sich auf ein heftiges Geschützfeuer. Bei dem Rückzug des Prinzen von Württemberg hielt auch Gortschakoff seine Stellung nicht mehr für haltbar und wich unter dem furchtbarsten Feuer bis gegen Güldengossa und den nahen Universitätswald zurück. Auch Graf Pahlen, der die Lücke zwischen dem Prinzen und Gortschakoff ausfüllte und durch seine reitende Artillerie den andringenden Feind aufzuhalten suchte, mußte sich gegen Güldengossa zurückziehen.

Die vierte Kolonne unter Klenau, meistens Oesterreicher nebst einigen Preußen, rückte von Großpößnau durch den Krähenwald vor und besetzte den südöstlich von Liebertwolkwitz liegenden Kolmberg, wo einige Bataillone und zwei Batterien aufgestellt wurden. Dieser Berg beherrschte die ganze umliegende Niederung und gestattete ein wirksames Feuer in die linke Seite des Feindes bei Liebertwolkwitz; aber er wurde zu schwach besetzt. Unter dem Schutz dieser Batterien griff Klenau, erst Vormittags zehn Uhr, die rauchenden Trümmer von Liebertwolkwitz an, trieb die Franzosen unter Lauriston bis zum nördlichen Ende des Marktfleckens zurück, mußte aber, da Macdonald von der rechten Seite vordrang und den Kolmberg erstürmte, Lauriston mit Uebermacht gegen die Oesterreicher anrückte, nach heißem Kampfe aus Liebertwolkwitz weichen. Zugleich umging das Reiterkorps von Sebastiani Klenau's rechten Flügel und fiel ihm in den Rücken. Glücklicherweise erhielt er, der sehr schwach an Reiterei war, zu rechter Zeit Unterstützung von der Reserve-Reiterei des Korps von Kleist. Geschützt durch die kühnen Angriffe dieser preußischen Reiter, konnte Klenau seinen Rückzug vollziehen und zwischen Großpößnau und Seiffertshain eine feste Stellung einnehmen.

So waren um die Mittagszeit die Angriffe der Verbündeten auf der ganzen Linie von Markkleeberg bis Kolmberg gescheitert. Auch Markkleeberg war verloren gegangen und Kleist mußte sich nach Cröbern zurückziehen. Die Verbündeten hatten mit bewundernswerther Unerschrockenheit Stand gehalten, hatten aber gerade an der entscheidenden Stelle zu geringe Streitkräfte. Der Kampf dauerte mit gleicher Heftigkeit fort. Drouot ließ die Reserve-Artillerie, gegen 100 Stück, auffahren und entwickelte eine furchtbare Thätigkeit. Die Verbündeten antworteten nach Kräften. Oft waren beide Heere von Pulverdampf so eingehüllt, daß keine Partei mehr die andere erkannte und nur die Blitze der Kanonen und Gewehre das Dunkel erhellten. Man hörte keine Pausen mehr, das Feuer ganzer Batterien schlug zusammen wie Bataillonsfeuer.

Inzwischen war Oberst Wolzogen mit seinen Kosaken über die Pleiße gegangen und hatte um 11 ½ Uhr den Fürsten Schwarzenberg nebst Radetzky bei Gautzsch getroffen. Nachdem er sich seines Auftrags entledigt hatte, sagte Schwarzenberg: „Ich muß selbst befürchten, daß wir über Connewitz nicht durchdringen. Meerveldt hat dort schon 4000 Mann und zwei Generale verloren und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß es besser gehen werde.“ Radetzky setzte hinzu: „Langenau ist der Einzige, der diese Idee noch festhält, welche mir schon im Entwurf nicht gefallen hat. Nun aber sollten Euer Durchlaucht auch nicht eine Minute zögern, die Reserve abmarschiren zu lassen, denn sie hat eine Stunde bis Gaschwitz zurück, zwei Stunden dauert der Uebergang über die Pleiße und eine Stunde der Marsch vorwärts nach Markkleeberg, so daß sie erst gegen drei Uhr zur Unterstützung des Generals Kleist heran sein wird, wenn dieser, was Gott verhüten wolle, bis dahin nicht schon aufgerieben ist.“ Die bisherigen Erfolge konnten Schwarzenberg freilich leicht von der Aussichtslosigkeit seines Unternehmens überzeugen. Als Meerveldts Korps bei Connewitz ankam, fand es das jenseitige hohe Ufer mit zahlreichem Geschütz und einer fortlaufenden Tirailleurlinie besetzt, deren mörderisches Feuer jeden Uebergang unmöglich machte. Nun versuchte man weiter oben bei Lößnig durchzudringen, fand aber auch hier den Boden so sumpfig und buschig, daß man das Geschütz nicht auf eine wirksame Art aufstellen konnte. Die Truppen verbluteten sich in einem nutzlosen Angriff. Eben so wenig gelang der Uebergang bei Dölitz, der durch einen Scheinangriff auf Connewitz unterstützt werden sollte. Unterdessen stand das österreichische Reservecorps von Hessen-Homburg und die sieben Kürassierregimenter unter Graf Nostiz unthätig bei Gautzsch. So gab denn Schwarzenberg endlich nach, zumal auch einige seiner Adjutanten, welche von dem Kirchthurm in Gautzsch die ganze Gegend nach Wachau übersehen hatten, die Dringlichkeit einer Unterstützung ihm nahe legten. Er befahl also, daß das Reservecorps Hessen-Homburg und die Reiterei von Nostiz sogleich aufbrechen und Kleist zu Hilfe eilen sollten. Meerveldt erhielt Befehl, zwischen Dölitz

und Markkleeberg den Uebergang über die Pleiße um jeden Preis zu bewerkstelligen. Darauf begab sich Schwarzenberg auf den Wachberg zu den Monarchen. Diese hatten indessen bereits nach Rajewski's Grenadierkorps und nach den preußischen und russischen Garden geschickt. Ihre weite Entfernung vom Schlachtfeld empfand man jetzt doppelt schwer.

Als Napoleon alle Angriffe seiner Gegner abgeschlagen hatte und ihre Reihen gelichtet sah, beschloß er, die Offensive zu ergreifen und einen entscheidenden Schlag zu führen. Ein mächtiger Reiterangriff sollte die Mitte der feindlichen Schlachtlinie durchbrechen, auf Güldengossa vordringend alles vor sich niederwerfen. Dann sollte das Korps Victors, ein Theil der Garden und Lauriston sich in die Lücke hineinwerfen, Mortier mit dem Rest der Garde, mit Macdonald und Sebastiani's Reitern den rechten Flügel der Verbündeten umgehen. Er hoffte, auch die Korps von Marmont und Ney noch herbeiziehen zu können, um die Macht seiner Gegner in einem Anlauf zu zermalmen. Aber dagegen machte freilich Blücher, der sich eben zum Angriff auf jene Korps anschickte, einige gewichtige Einwendungen, und daß die russisch-preußischen Reserven im Anmarsch waren, konnte Napoleon von seinem Standort aus nicht bemerken. Er zweifelte nicht an einem vollständigen Sieg. „Die Welt dreht sich noch einmal für uns," sagte er zu einem aus seiner Umgebung.

Gegen drei Uhr hatte Murat eine Masse von 8000 Reitern vor der Schäferei Meusdorf versammelt, die Korps von Latour-Maubourg und von Milhaud und die Gardereiterei. Murat stellte sich selbst an die Spitze und rief sein stolzes Marsch! aus. Der ungeheure Haufe setzte sich in Bewegung. Der Donner der französischen Geschütze schwieg. Man hörte von ferne nichts als das Klirren der Waffen, den Hufschlag der Rosse, das Dröhnen der Erde. Die so hart mitgenommene Kolonne des Prinzen von Württemberg mußte den ersten Stoß aushalten. Doch kam die Reitermasse nicht in der besten Ordnung heran. Der ungestüme Murat spornte sie unaufhörlich zur Raschheit an, bei der die Glieder nicht mehr fest zusammengehalten werden konnten. Das wellenförmige Terrain, das sich bald hob, bald senkte, der aufgeweichte Boden und die Gräben trugen viel dazu bei, die Gewalt des Stoßes zu brechen. Auch wurden ihre Reihen durch die Kartätschen der Verbündeten bedeutend gelichtet. Latour-Maubourg, ein trefflicher Reiterführer, verlor dabei ein Bein und mußte das Kommando an General Bordesoult abgeben. Zuerst warfen sich die Reiter auf ein russisches Regiment, welches die Batterie von 32 Geschützen deckte, hieben die Kanoniere zusammen und nahmen einige Geschütze. Das erste Bataillon wollte zu Hilfe kommen, wurde aber durchbrochen und niedergeritten; das zweite Bataillon hielt Stand. Die Reiter sprengten die preußisch-russische Front entlang, kamen der Infanterie in den Rücken, ganze Schwärme breiteten sich über das hinter Gossa liegende Terrain aus, ohne daß die völlig umzingelte Infanterie erlag oder ihre Haltung verlor. Eben war die russische leichte Gardereiterei angekommen. General Schaiwitzsch führte sie muthig dem Feinde entgegen, General Bessière dringt auf ihn ein, Schaiwitzsch fällt durch eine feindliche Kugel, seine Reiter werden geworfen, sie eilen den flachen Wiesengrund dicht unter Güldengossa hinab, die Franzosen folgen ihnen. Diese sind nur noch ein paar hundert Schritte von Wachberg, wo sich die Monarchen mit ihrem glänzenden Gefolge befanden, entfernt; ein Graben, über den ein schmaler Damm führte, lag noch zwischen ihnen. Von Bessière's Reitern suchten die einen den Graben zu überspringen, die andern jagten durch Güldengossa, um sich von einer andern Seite den Monarchen zu nähern. Aber diese warteten nicht auf die Franzosen. Sobald sie Schwarzenberg heraneilen sah, bat er die Monarchen, sich eiligst zu entfernen, worauf diese mit ihrer Umgebung zu Pferd stiegen und davon jagten, um sich der Gefangennehmung zu entziehen. Schwarzenberg selbst zog den Degen und sprengte nach der Schlachtlinie hinab. Kaiser Alexander schickte sofort seine Leibkosaken unter Orloff-Denisof nebst einer reitenden Batterie dem Feinde entgegen. Auch eine Reservebatterie kam herangesprengt. Beide Batterien wurden an dem dortigen Teich aufgestellt und überschütteten die vordersten Reihen der Franzosen mit Kartätschen, während die Leibkosaken über den Damm gingen und ihnen mit großer Bravour in die linke Flanke fielen. Die Garden und Reserven hatten Befehl erhalten, schleunigst heranzurücken, Reiterei und Geschütz vorauszuschicken. Der Augenblick war mißlich; an ihrem rechtzeitigen Kommen hing die Entscheidung des Tages. Prinz Eugen führte neue Reiterregimenter dem Feinde entgegen, und Graf Pahlen, obwohl selbst vom Feind festgehalten, sandte, als er die Gefahr bei Güldengossa gewahrte, Kürassiere und Dragoner zu Hilfe. Beide Theile wehren sich mit Verzweiflung; man haut in einem wilden Knäuel auf einander ein; die Franzosen werden auf beiden Flanken geschlagen und jagen in gestrecktem Galopp zu ihren Batterien zurück, welche auf den ganzen Haufen der Ankommenden, auf Freund und Feind, mit Kartätschen feuern. Auch ihre Front wurde von den Leibkosaken zurückgejagt, gerieth in die Zwischenräume der Infanterie, die sich zu größeren Massen zusammengezogen hatte, und mit kräftigen Gewehrsalven von ihr empfangen, eilte sie, in einzelne Schwärme aufgelöst, unter großen Verlusten gegen Meusdorf zurück. Eben jetzt traf auch die russische Reserveartillerie ein und führte zu beiden Seiten von Güldengossa 80 Geschütze auf. Die Garden und Reserven näherten sich dem Schlachtfeld. Damit erstand den Verbündeten ein neues Heer mit noch ganz frischen Kräften. Der große Reiterangriff war mißlungen; was vernichten sollte, wurde fast selbst vernichtet. Die größte Bewunderung verdienten die Truppen des Prinzen von Württemberg. Sie hatten, obschon ihre Bataillone größtentheils zu Häuflein von 100 Mann zusammengeschmolzen waren, doch gleich mächtigen Klippen der Fluthengewalt getrotzt und während eines achtstündigen Feuers unbeweglich auf ihren Plätzen Stand gehalten. Es war vier Uhr Nachmittags.

Was der Reiterei nicht gelungen war, sollte die Infanterie erzwingen. Lauristons Korps rückte unter General Maison vor, um das durch den Reiterangriff in Unordnung gebrachte Fußvolk der Verbündeten über den Haufen zu werfen und den Sieg festzuhalten. Aber das Fußvolk hatte endlich seine Verstärkungen erhalten. Rajewski's Grenadierkorps war angelangt, und ein Theil desselben blieb bei Güldengossa stehen, der andere wurde in der Richtung von Markkleeberg nach der Schäferei Auenhain geschickt. Auch die preußisch-russischen Garden unter dem Großfürsten Konstantin waren aufmarschirt. Als nun General Maison sich näherte, wurde er von den 80 russischen Reservegeschützen mit einem mörderischen Feuer empfangen. Dennoch drang seine Infanterie bis in die Mitte von Güldengossa vor, das Prinz Eugen mit dem Rest seiner Truppen, mit 1100 Mann, besetzt hielt. Zweimal schlug er sie aus dem Dorfe zurück. Sie kamen zum drittenmal, mit bedeutenden Verstärkungen. Da gingen zwei russische Gardejägerbataillone im Sturmschritt durch das Dorf und trieben, in Verbindung mit Eugens Schützen, die Franzosen zurück. Diese begnügten sich zuletzt, ein heftiges Tirailleur- und Artilleriefeuer, welches bis Abends neun Uhr dauerte, auf das Dorf zu unterhalten. Mit dem Mißlingen dieses Unternehmens war Napoleons Plan gescheitert. Hatte er die Angriffe der Verbündeten Vormittags zurückgeschlagen, so schlugen sie Abends die seinigen zurück. Von einem Sieg konnte er nicht wohl reden; er konnte sich bloß rühmen, seine Stellung behauptet zu haben.

Auch auf den anderen Theilen des Schlachtfeldes hatten die Franzosen indessen keine Erfolge mehr errungen. Rechts von Güldengossa behauptete sich Gortschakoff theils in, theils links von dem Universitätswald gegen die von Liebertwolkwitz andringenden Feinde. Weiter rechts hielt sich Klenau in seiner Stellung von Großpößnau und Fuchshain und nahm das links von Kolmberg gelegene Niederholz. Macdonald brach vom Kolmberg und Kleinpößnau aus mit Uebermacht auf Seiffertshain los, warf nach blutigem Kampf die Oesterreicher aus dem Dorf; aber sie erstürmten es wieder, trieben die Franzosen zurück und blieben mit dem Gewehr in der Hand die Nacht über vor Seiffertshain stehen.

Links von Güldengossa, bei der Kolonne Kleists, war die Reiterei des Grafen Nostiz und das österreichische Reservekorps aus dem Winkel zwischen Elster und Pleiße zwischen zwei und vier Uhr bei Cröbern angelangt. Auch hier war es die höchste Zeit; denn Napoleon hatte seine dortige Stellung mit Abtheilungen der jungen Garde verstärken lassen. Nostiz warf die französische Reiterei in die Flucht, hieb auf die Vierecke der Garde ein und nöthigte sie zum Rückzug. Die Reserve-Divisionen Bianchi und Weißenwolf, unter denen sich die Regimenter Hiller und Colloredo am meisten auszeichneten, erstürmten Markkleeberg und trieben den Feind bis Dölitz zurück. Die russische Grenadier-Division von Rajewski ging auf die Schäferei Auenhain los, die Kleist entrissen worden war. Sie mußte bei ihrer Wichtigkeit für die Stellung bei Cröbern und Crostewitz um jeden Preis genommen werden. Nach blutigem Ringen nahmen die Russen trotz des heftigsten Kartätschenfeuers das in einen Trümmerhaufen verwandelte Gehöft. So waren hier mit einbrechender Nacht die Stellungen wieder errungen, die Vormittags genommen, aber wieder geräumt worden waren.

Auf dem verhängnißvollen Terrain zwischen Elster und Pleiße, wo Schwarzenberg seinen Hauptschlag hatte ausführen wollen, war der bisherige Kampf ohne alles Resultat geblieben. Als Bianchi's Truppen von Markkleeberg bis gegen Dölitz vordrangen, glaubte Meerveldt den günstigen Augenblick gefunden zu haben, den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen. Abends sechs Uhr eilte er mit dem Bataillon Strauch mittelst einer Furt auf das rechte Pleißeufer, wurde aber, durch seine Kurzsichtigkeit irre geführt, von Truppen der alten Garde umringt; sein Pferd wurde getödtet und er selbst sammt dem Bataillon gefangen genommen. Feldmarschall Lederer übernahm nun das Kommando. Die Oesterreicher, welche bis Schloß Dölitz vorgedrungen waren, behaupteten es gegen alle Angriffe der Franzosen.

Auch im Westen von Leipzig kämpften die Korps Giulay's und Bertrands lange, aber ohne besonderen Erfolg, mit einander. Hier handelte es sich um den Besitz von Lindenau, das die westliche Rückzugslinie Napoleons deckte. Wenn die Verbündeten sich dieses Punktes bemächtigen, die Brücken über die Luppe, Elster und Pleiße zerstören und diese Position mit einer starken Armee und zahlreichem Geschütz behaupten konnten, so war Napoleon abgeschnitten und konnte sich nur unter ungeheuren Verlusten etwa nach Magdeburg durchschlagen. Gegen das 12,000 Mann starke Korps Bertrands stand Giulay mit 22,000 Mann. Er ließ Bertrand Zeit, sich so günstig als möglich aufzustellen, die Dörfer Plagwitz, Schönau und Leutzsch zu besetzen, vor Lindenau Schanzen aufzuwerfen und Geschütze zu postiren. In der Hoffnung, seinen linken Flügel an die schlesische Armee, die erst noch im Anmarsch war, anzulehnen, zögerte Giulay mit seinem Angriff. Als er endlich auf der großen Straße von Markranstädt anrückte, nahm er Schönau und Leutzsch, erstürmte sogar Lindenau, wurde aber wieder aus dem Dorfe zurückgetrieben. Auch ein zweiter Angriff scheiterte an den französischen Batterien, welche hinter dem Kuhburger Wasser aufgestellt waren und die linke Flanke der Oesterreicher bestrichen. Im Süden wurde zwar Klein-Zschocher genommen; aber von hieraus das Dorf Plagwitz zu erobern und dadurch die linke Seite der Franzosen zu bedrohen, gelang nicht. Die Oesterreicher hielten die gewonnenen Dörfer besetzt, zogen ihre Truppen vor dem brennenden Lindenau etwas zurück, und nur ihre Vorposten fuhren Abends fort, sich zu beschießen.

Bis gegen zehn Uhr Nachts donnerten die Kanonen bei Auenhain und Dölitz; dann wurde es still. Es war der Arbeit genug auf diesem grauenvollen Schlachtfeld. 20,000 Todte und Verwundete zählten die Verbündeten, die Franzosen kaum viel weniger. Die Korps von Kleist und dem Prinzen von Württemberg

hatten allein über 10,000 Mann verloren. War auch der Schlachtplan auf Seiten der Verbündeten von Anfang an verfehlt, so war doch die Tüchtigkeit einzelner Heerführer, die Tapferkeit und Ausdauer der Truppen unvergleichlich. Wie bei Kulm, so trug auch bei Wachau Prinz Eugen von Württemberg die Palme des Tages davon. Die Haltung der Truppen zeigte den herrlichsten Wetteifer. Preußen, Oesterreicher, Russen — alle kämpften des höchsten Lobes würdig. Nur so war es möglich, die fehlerhafte Aufstellung Schwarzenbergs wieder gut zu machen und der Uebermacht der Feinde den Sieg aus den Händen zu reißen. Der Gewinn der Franzosen beschränkte sich auf kaum nennenswerthe Resultate; sie hatten vor Liebertwolkwitz und am Kolmberg einiges Terrain gewonnen. Dagegen hatten sie Markkleeberg und Auenhain verloren, und die österreichischen Reserven hatten ihre Vorposten bis gegen Dölitz vorgeschoben. Die Entscheidung lag freilich dort, nicht hier, aber immerhin zeigten die Schalen der Wage keinen sehr bedeutenden Unterschied. Wenn Napoleon, trotzdem daß alle Vortheile eines glücklichen Oberbefehls unstreitig auf seiner Seite waren, trotzdem daß auf dem entscheidenden Punkte nicht seine Gegner, sondern er die Ueberzahl hatte, nach achtstündigem Kampfe so wenig hatte erreichen können, so war sein Schicksal entschieden, so war in der Schlacht von Wachau den Kämpfen von Leipzig schon diejenige Richtung gegeben, welche sich aus dem ersten Akt eines Drama in naturgemäßer Folge abwickelt. Napoleon hatte viele glückliche Momente an diesem Tage gehabt; die Blößen seiner Gegner waren für ihn unbezahlbare Glücksfälle; er hatte aber auch einen unerwarteten Unglücksfall zu bestehen gehabt, und dieses Unglück kam von seinem unversöhnlichsten Feind, von dem Oberfeldherrn der schlesischen Armee, von General Blücher.

(Fortsetzung folgt.)

Die Umgebungen von Genf.

Von Dr. **Moritz.**

(Mit einer Karte des Genfer-Sees.)

Zehntausende von Reisenden besuchen jährlich das schöne Genf, besichtigen die reizenden Landhäuser rings umher, besteigen den Salève, warten geduldig am Ufer des Sees, ob der Montblanc sichtbar wird, und ob er Abends, wie es ihnen in den Reisebüchern versprochen ist, auch wirklich purpurn glühen wird; machen dann eine Wasserfahrt über den blauen Spiegel des Leman, lassen sich durch die Statue auf der Insel erinnern, daß hier Rousseau geboren ist, lesen die Tafel über der Thüre seines Geburtshauses, und so literarisch angeregt, besuchen sie die Villa Diodati, welche Byron bewohnte und welche sie jetzt interessirt, weil sie Chillon gestern gesehen oder morgen sehen werden, und setzen dann, ihren Büchern und alten Traditionen folgend, ihren Weg fort nach dem obern See oder in die Schluchten Savoyens nach Chamounix oder auf der Eisenbahn nach Lyon oder Paris. Wenigen, sehr Wenigen fällt es ein, sich auf diesem letzten Wege, nach einstündiger Fahrt, aufzuhalten, um eine der größten und interessantesten Merkwürdigkeiten der ganzen Umgegend kennen zu lernen: die P e r t e d u R h o n e. Man sollte meinen, daß der gewaltige Strom, wie er, in allen Farben des Regenbogens spielend, schäumend und doch durchsichtig wie Kristall, aus dem See stürzt, die Phantasie des Reisenden, der ihm in Genf von der Maschinenbrücke aus zusieht, mit sich fortreißt und ihm die Ahnung gibt, daß wenn er diesem Wellenspiele folgte, er mancherlei Wunder zu sehen bekäme: aber sein Buch sagt ihm nicht, daß er der Rhone folgen solle, und so thut er es nicht und bleibt taub für die Verlockungen der Natur. Man weiß es ja und Jahrtausende haben es bewiesen, daß das Buch, die Schrift, stärker ist als die Natur; daß man diese überhört, selbst wo sie mit Donnerstimme ruft, und daß man dem todten Buchstaben folgt wie ein Opferlamm.

Wir aber folgen der Rhone auf der Eisenbahn: vorbei an Chatelaine, wo noch das Theater Voltaire's steht, mit dem er die Genfer Puritaner ärgerte, welche das Theater als eine Anstalt des Antichrist verdammten: vorbei an Meyrin, wo die tapfern Genfer des sechzehnten Jahrhunderts, bevor sie Calvin griesgrämig gemacht, in kleiner Anzahl die Truppen des Herzogs von Savoyen schlugen und ihre Befreiung vorbereiteten. Der Jura, der von ferne mit seinem langen Rücken so einförmig aussieht, zeigt uns schon idyllische Landschaften an seinem Fuße. Die Rhone fängt an, wie ein Maulwurf sich in die Erde einzugraben; ihr Bett wird immer tiefer und enger; nur hie und da ist an ihren Ufern noch ein kleiner Platz für eine Mühle, die in unendlicher Einsamkeit ein gewaltiges Rad bewegt. Schon sind wir in dem Paß, der von Genf aus oft wie eine schwarze Höhle aussieht und durch den sich die Rhone nach Frankreich drängt: es sind das die Angustiae Rhodani, die Cäsar einigen Schrecken einjagten. Die Franzosen nennen diesen Paß die Schleuße oder auch die Klause, l'ecluse, und sie haben diese Schleuße durch eine Festung geschlossen, le fort de l'ecluse, die an einem scharfen, kammartigen Abhange des Jura himmelhoch hinanklimmt und in zwei Abtheilungen zerfällt, die durch eine unsichtbare, in das Innere des Felsens gehauene Treppe von nahe an tausend Stufen zusammenhängen. Zugbrücken, Zinnen, Zacken, Schießscharten und Brustwehren geben dieser Feste bei aller mo-

dernen Kunst und trotz der rothen Hosen, die überall durchscheinen, einen mittelalterlichen, romantischen Charakter. Hart an ihrem Fuße schäumt, dem Reisenden schon unsichtbar und, trotz ihrem Gebrüll, auch schon unhörbar, in einem tiefen Abgrund die Rhone. Der alten Landstraße ist es erlaubt, durch die französische Festung zu schleichen; aber wie werden wir auf unserer Eisenbahn zwischen steilem Bergabhang, Veste und Abgrund durchgelangen? Der Jura mit dem Rhoneabgrund scheint hier wie ein riesiger Wall mit riesigen Festungsgraben die Welt abschließen zu wollen. Wir haben den Jura durchbohrt; wir brausen durch einen Tunnel, einen der größten Europa's, da der des Mont Cenis noch nicht fertig ist. Aus der Nacht emportauchend, befinden wir uns im ersten französischen Jurathal, auf dem hohen Viadukt, der die Valserine überbrückt, und endlich auf dem Bahnhofe von Bellegarde.

Bellegarde ist ein kleiner, unbedeutender Flecken, der, wie es scheint, seine Merkwürdigkeiten zu seiner Bereicherung nicht auszubeuten versteht und doch gibt es auf einem Umkreise von zehn Minuten rings um den Ort so viele außergewöhnliche, das Maß des Alltäglichen überschreitende Dinge zu sehen, deren eins hinreichen würde, sonstwo eine Ortschaft interessant und sehenswürdig zu machen. Da ist der erwähnte gewaltige Tunnel; dann der Viadukt, unter dessen vielen Bogen einer ein wahres Wunder der

Zusammenfluß von Arve und Rhone unterhalb Genf.

Wölbung ist, da er die ganze Breite des Valserinenabgrundes überspannt und so hoch ist, daß viele der höchsten deutschen Thürme unter ihm stehen könnten, ohne sich zu bücken; dann ist diese Valserine selber das Ideal eines Bergstromes, mit allen Schrecken und Wunderlichkeiten, wie sich ihn keine Künstlerphantasie ausmalen kann; dann der Zusammenfluß dieses Bergstromes mit der Rhone, von dem wir noch sprechen werden, und endlich die weltberühmte, unerklärte, geheimnißvolle, geologisch und malerisch berühmte Perte du Rhone. Und abgesehen von all dem befinden wir uns hier auf einem der wichtigsten und interessantesten geologischen Punkte der Erde, auf einem jener Punkte, die der Wissenschaft die geheimsten Geheimnisse längst verflossener Jahrtausende verrathen haben: an der Thüre eines der reichsten paläontologischen Archive. In der That wird Professor Karl Vogt alljährlich von der Regierung gut bezahlt, damit er mit den Studenten der Genfer Akademie hierherziehe und vor ihren Augen den Erdgeist heraufbeschwöre, was hier leichter ist, als im Faustischen Studirzimmer.

Bellegarde ist das erste französische Städtchen von dieser Seite, aber, als läge es schon mitten im französischesten Frankreich, bemerkt man zuerst eine Gendarmerie Imperiale, dann eine Reihe von zehn bis zwölf Kaffeehäusern und unter diesen nothwendig ein Café français, dann einige Uniformen. So bietet denn sein Inneres nichts Neues und man eilt gleich über die untere Valserinebrücke zur Rhone hinab. In fünf Minuten erreicht man den

zitternden Steg, der vom französischen Ufer auf das savoyische führt und unter dem sich die eigentliche Perte du Rhone befindet.

Im Sommer, da der Genfer See und darum die Rhone vom allmälig schmelzenden Schnee der Alpen mit Wasser gefüllt wird, ist von der eigentlichen Perte nicht viel zu sehen. Man bewundert nur ungefähr zweihundert Schritte oberhalb des Steges eine gewaltige Stromschnelle oder, wenn man will, einen breiten Wasserfall, der von einer Felsplatte herabstürzt, hie und da durch aufstarrende Klippen unterbrochen, schäumend, spritzend, wühlend, heulend. Der Kalkstein, von den bohrenden und nagenden Fluthen fortwährend bearbeitet, blickt mit den sonderbarsten Gesichtern fantastisch aus den Uferwänden oder mitten aus dem Wasser empor. Die Ufer fallen steil und glatt ab, wie gemauerte Wände, oder verschwinden unter überhangenden, unterwühlten Platten, unter denen Strudel, Wirbel und Echo's ihr Wesen treiben. Die Perte du Rhone ist dann von der Wassermenge überfluthet, auf deren Oberfläche Wirbel und Trichter nur andeuten, daß es da unten fürchterlich sein müsse und daß sich hier eine vereinigte Scylla und Charybdis verbergen. — Kommt man aber im Winter oder im Vorfrühling, so lange der Genfer See noch tief steht und an die Rhone wenige Speise abzugeben hat, dann sieht man das Wunderbare, wie die Fluthen unmittelbar unterhalb jenes Wasserfalles von der Erde verschlungen werden. Es ist, als hätte hier die Rhone ihr Grab gefunden. Ihr Bett liegt so trocken, daß man über die Felsen von einem Ufer zum andern gelangen kann; zwischen den Felsen liegen einige ruhige Wassertümpel, in denen einzelne Blasen aufsteigen und eine sanfte Bewegung hervorbringen, als hätte man einen Teich vor sich, an derselben Stelle, über der es sonst wüthet und brauset und zischt. So ist es vielleicht hundert oder hundertfünfzig Schritte weit: jenseits dieser Strecke ist die Rhone mit einem Male wieder da und die Erde hat sie wieder geboren. In einem einzigen Schwalle, nicht nach und nach, bricht sie hervor und strömt mit alter Wuth weiter. Aber ist es auch wirklich die alte Rhone, die dort oben in der Erde verschwunden ist? Das wäre noch zu beweisen. Die Resultate aller Beweise, die man versucht hat, scheinen das Gegentheil zu bezeugen. Man hat oben, wo die Rhone in die Erde verschwindet, gewaltige Balken hineingeworfen: nicht ein Splitter ist unten zum Vorschein gekommen. Man hat oben große Fässer voll Farbe hineingegossen: das Wasser kam unten so krystallhell hervor wie sonst. Man hat oben große Massen von Sägespänen und Kleie hineingeschüttet: nicht ein Atom der beiden Substanzen ist unten wieder am Tageslicht erschienen. So behaupten denn viele Leute, daß der Strom, der hier aus der Erde emporschwillt, ein ganz anderer sei, als derjenige, der dort von der Erde verschlungen wird, und dafür spricht auch der Umstand, daß bei niedrigem Wasserstande der aus der Erde hervorkommende Strom, wenigstens scheinbar, stärker ist, als der in die Erde verschwundene. Es ist nicht unsere Sache, diese Streitfrage zu entscheiden: wir wissen nur, daß der Anblick der vollen Rhone ein großartiger, der der verschwindenden ein unheimlich geheimnißvoller ist. Man denke sich ein tiefes, tiefes Thal, das auch nichts anderes ist, als das Bett, das sich die Rhone durch Jahrtausende gegraben, das sie zu graben angefangen, als der Genfer See so hoch stand, als der Jura, und man denke sich in der Sohle dieses Thales einen schmalen, felsigen Abgrund, den ein guter Springer an manchen Stellen überspringen könnte und in diesem zerrissenen, felsigen Abgrund das wilde Treiben der Gewässer, von dessen Schrecken die Beschreibungen des Schiller'schen Tauchers nur einen schwachen Begriff geben. Zu dem Eindrucke, den ein solches Schauspiel machen muß, gesellen sich noch die Gedanken, die unwillkürlich auftauchen, wenn man mit jedem Schritte über Steine hinwandelt, die neben dem gegenwärtigen Geheimnisse noch weltalte Geheimnisse entfalten. Man braucht an diese Steine, an den berühmten Jurakalk nur zu schlagen, um unzählige, Jahrtausende alte Geschöpfe aus ihrer Gruft aufzustören, ja man braucht sich nur zu bücken, um Versteinerungen aufzulesen, die älter sind, als die Menschheit.

Aber haben wir mit der Perte du Rhone das Schönste gesehen, das in Bellegarde zu sehen ist? Nein, nur das Interessanteste. Ein größeres und schöneres Schauspiel erwartet uns noch. Wir gehen nach Bellegarde zurück, hinter den Flecken, über eine Wiese, vertiefen uns in einen in den Felsen gehauenen Weg und steigen in eine Schlucht hinab, die so tief ist, daß wir die unten rauschenden Wasser nur hören, aber nicht sehen. Unter überhangenden Felsen wandern wir weiter und befinden uns mit einem Male in einer Schlucht, die Meyerbeer, wenn er sie sähe, um die Ruhe seines Lebens brächte, weil er sich sagen müßte, daß sie eben so wenig in Musik auszudrücken, als von einem Dekorationsmaler und Maschinisten auf die Bühne zu bringen ist. Die Franzosen sagen bei solchem Anblick: c'est beau comme à l'Opera; wir behaupten, daß kein Theater und kein genialer Landschaftsmaler von den Schrecken dieses Erdwinkels einen Begriff geben kann. Wir befinden uns an der Stelle, wo sich Rhone und Valserine vermählen und in der That, der Hochzeitssaal ist des gewaltigen Brautpaares würdig. Es ist eine frische Hölle. Zwischen himmelhohen Felswänden, in den Eingeweiden der Erde, breitet sich ein Chaos der ungeheuersten Blöcke aus, der wildesten Formen, nebeneinander liegend und übereinander gethürmt, als wäre hier ein gewaltiger Berg zertrümmert worden. In der Tiefe eines Abgrundes eilt aus dem Jura schäumend die Valserine herbei, um sich in die Arme des Rhodanus zu werfen; aber das Felsenchaos hält sie auf; sie unterwühlt die Felsen, sie spritzt als Schaum oder fluthet als Schwall darüber hinweg und fällt so in hundert Bächlein, Strömen, Wasserfällen, Wirbeln in die Tiefe. Brausen erfüllt die Luft und übertäubt das Geklapper der Mühle, die in dieser Einsamkeit auf einem der Felsen klebt. Furchtsam fliegen die Vögel über diese gewaltige Welt dahin und furchtsam schweigend steht der Wanderer auf einer der Felsenklippen. Was ist das Vorgebirg Tänaron, was sind all die Punkte, die sich die Griechen als den Eingang in die Unterwelt gedacht haben, neben dieser Schlucht, in der sich Valserine und Rhone vereinigen! Stundenlang könnte man da sitzen und vor sich hinstarren und sich von dem Brausen in Träume wiegen lassen, aus denen man nicht wieder erwachen möchte. Es ist Einem da zu Muthe, als müßte man hier in dieser

Steinwelt mit versteinern und man kommt sich klein vor, wenn man wieder in die Welt zurückkehrt, die so klein ist neben den großen Schrecknissen dieser Oede.

Und doch! — Auch in dieser schauerlichen Welt fehlt es nicht an lieblichen, milden, versöhnenden Elementen, auch hier, wie in Shakspeare'schen Tragödien, schwebt das Holde über dem Grauen. Sanfte, feuchte Nebel, zersplitterte Atome der wilden Fluthen erfüllen die Atmosphäre; von Felsen zu Felsen wölben sich Regenbogen, von der Abendsonne gebaut, oder es schweben über Strudeln und Wirbeln in alle Farben der Iris getauchte, leicht hingehauchte, zitternde Wolken und Wölkchen, von den bewegten Lüften sanft hin und her gewiegt, wie Genien orientalischer Märchen, die in der Unterwelt erscheinen, um verdammten Seelen Worte des Trostes und der Erlösung in's Ohr zu flüstern. Von den Felsen herab fallen Gewinde unendlicher Epheu- und anderer Schlingpflanzen und von den Bäumen, die über den Rand des Abgrunds blicken, wehen in Frühlings- und Sommertagen rothe und weiße Blüthen herab.

Schon dreimal saß ich Stunden lang in dieser wunderbaren Welt und ich werde noch oft dahin zurückkehren, wie man immer wieder zu Shakspeare zurückkehrt.

Eine Aufwartung beim Sultan.

Nachdem die preußische Regierung im Sommer 1857 mit dem Schah von Persien für sich und den Zollverein einen Handelsvertrag geschlossen hatte, wurden gegen Ende des Jahres 1859 Gesandte von Berlin nach der persischen Residenzstadt Teheran abgeordnet. Die Reise dieser Gesandtschaft ist neuerdings von Dr. Heinrich Brugsch in einem interessanten Werke beschrieben worden, dem wir die Schilderung einer Audienz entnehmen, welche die Gesandten am 24. Februar 1860 bei dem Beherrscher der Gläubigen in Stambul hatten.

„In dem neuen am Ufer des Bosporus gelegenen Palast des Sultans, Dolma-baghtsche, sollte die Audienz stattfinden. Wir alle waren voller Spannung und Erwartung.

Zwei große Kutschen führten uns den weiten Weg zum Palast; die Länge ließe sich gern ertragen, hätten die Pflastersteine nicht die Unhöflichkeit gehabt, den eingeschlossenen Frengi en grande tenue die jämmerlichsten Stöße von allen Seiten auszutheilen. Erst wackelten die vierräderigen Kasten durch die Straßen Pera's, dann sanken dieselben in die tiefkothige Chaussée ein, welche an der Kaserne der Garde-Artillerie vorbeiführt und rechtsum bergab zum Meeresgestade und zum Palast des Sultans abbiegt.

Ich bin diesen Weg gern zu Fuß gegangen, da er, sehr ähnlich der Landstraße auf dem Karst vor Triest, mit einer reizend schönen Aussicht über Land und Meer hin endet. Wer hätte Konstantinopel gesehen, ohne des Abends von Bellevue aus das Panorama auf das blaue Meer und die gegenüberliegende bergige asiatische Küste in seiner ganzen Herrlichkeit und Schöne tief bewundert zu haben! Im rothen Flammenschein strahlen die glitzernden Fenster Scutari's der untergehenden Sonne den feurigen Scheidegruß zurück. Wie dunkle Nachtgestalten erheben sich aus der Todtenstadt zahllose Cypressen und schauen mit ihren düsteren Kronen in den abendlichen Himmel hinein. Endlich sinkt die Sonne, Nebel um Nebel steigen langsam aus dem feuchten Bette des Meeres in die Höhe und bedecken die Landschaft mit einem halbdurchsichtigen Schleier. Aber die abendliche Dämmerung macht ihnen den Kampf streitig und bald umhüllt die Königin Nacht Berg und Meer mit undurchdringlicher Finsterniß. Dein Herz wird still und ruhig, die ganze Natur ist ein Schweigen, nur das Rauschen der nassen Welle tönt von der Brandung lauter und immer lauter zu dir herüber.

Und unbelauscht in der heiligen Stille einer Nacht am Bosporus wendest du dein Auge wehmuthsschwer nach dem leuchtenden Abendstern. „Grüß mir die Lieben in der Heimat!" rufst du ihm zu, und strahlender scheint er zu funkeln, als habe er den Gruß des Einsamen verstanden. —

Bald befanden wir uns am Eingange des Palastes. Die Wache am Thore erwies den Gästen ihre militärischen Honneurs nach türkischer Weise, und wir wurden von einem Kammerherrn des Sultans nach einem Wartzimmer geführt, das eine Treppe hoch in einem Vorgebäude gelegen war. Die Fenster gingen nach dem Meere hinaus; die brennende Sonne hatte die Farbe aus den aufgestellten Sopha's und Lehnstühlen bereits tüchtig ausgesogen und die Feuchtigkeit des Meeres hatte zwei große Spiegel mit Blindheit geschlagen. Die Luft war kalt und rauh, ein feuchter Wind wehte durch Thür und Fenster. Wir rückten alle um den glühenden Mangal, der in der Mitte des Zimmers unter einem einfachen Kronleuchter seinen Wärmeinhalt nur mäßig ausstrahlte.

Ein türkischer Kabinetssekretär begrüßte die fremde Gesellschaft in der besten orientalischen Weise. Nachher kam der landesübliche Tschibuk und Kaffee. An den Röhren der langen Pfeifen und an den Tassen blitzten prächtige Diamantringe. So ging etwa eine gute Stunde Zeit vorüber.

Eine tröstende Unterbrechung der eingetretenen langen Weile gewährte die Erscheinung Fuad Pascha's, der sich heute in großer Uniform zeigte, und neben seinen

türkischen Dekorationen Band und Stern des preußischen rothen Adlerordens trug. Mit lispelnder Stimme unterhielt er sich mit allen Mitgliedern der Gesandtschaft, das Gespräch stets mit der höflichen Frage nach dem Gesundheitszustande einleitend.

Neue Pfeifen wurden zum großen Schrecken in das Zimmer gebracht und vollständig ausgeraucht.

Endlich wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. — Wie wir gekommen, so gingen wir die Treppe dießmal abwärts und durchschritten einen kleinen Vorhof, in welchem eine Reihe türkischer Kawasse oder Polizeisoldaten aufmarschirt stand. In einem zweiten, größeren Vorhofe erwies ein Bataillon rothgekleideter türkischer Infanterie den fremden Gesandten die militärischen Ehrenbezeugungen. Endlich, immer in demselben langsamen Schritte, betraten wir den dritten, größten Hof, eigentlich ein Garten, an dessen Ende sich die Eingangsseite des kaiserlichen Schlosses von Dolma-baghtsche zeigte. Ein sanfter Regenguß beschenkte uns in reichlichster Weise, als wir etwa die Mitte des Gartens erreicht hatten. Wir standen am Fuße der Marmortreppe, welche zu der Vorhalle des Palastes hinaufführt. Auf jeder Stufe derselben, nach rechts und links hin, waren türkische Hatschiere aufgepflanzt. Ihr Kostüm sah seltsam genug aus. Sie waren in rothe, mit Goldschnüren und Tressen besetzte Röcke gesteckt, hatten hohe rothe Mützen auf dem Kopf, mit einem Federschmuck daran, der wie ein ausgespreizter Pfauenschwanz aussah, und lange silberne Hellebarden in den Händen.

Unter der Vorhalle wurden wir genöthigt, die Ueberschuhe abzulegen. Wir traten in das Innere des Palastes und befanden uns in einem prachtvollen Marmortreppenhause, das in ein rosiges Licht gehüllt war, dessen blendender Schimmer von den rothgefärbten Scheiben des Glasdaches herrührte. Das Ganze machte einen magischen Eindruck.

Nachdem die Treppe erstiegen war, begaben wir uns durch eine kleine Säulenhalle nach einem großen Saale, in dessen Mitte in der Nähe eines hellloderuden Kaminfeuers S. M. der Sultan allein, ohne Diener noch Kammerherren, stand. Die ziemlich kleine Gestalt bedeckte ein kurzer Mantel. Sein Gesicht, von einem mäßig dichten Barte beschattet, hatte einen krankhaften, leidenden Ausdruck; die Farbe war gelblich, der Glanz der Augen matt, erloschen. Selbst seinen Füßen schien die feste Haltung zu fehlen. Der einfache dunkelrothe Feß bedeckte das Haupt, das Band und der Brillantstern des schwarzen Adlerordens glänzten auf dem schwarzen Rocke. Unter der an Edelsteinen und Perlen überreichen Agraffe, welche den Mantel unter dem Halse zusammenhielt, drängte sich ein Diamant-Nischan in Form eines Sternes hervor.

Als die vorgeschriebenen Ceremonien erfüllt waren, das heißt, beim Anblick des Sultans nach jedem dritten Schritte eine Verbeugung gemacht war, befanden wir uns nur in geringer Entfernung vom Padischah. Seine Figur blieb unbeweglich, doch entwickelte sich im Laufe der freilich sehr ceremoniellen Unterhaltung ein freundlicher Zug auf dem Gesichte des Sultans, der in so steifen Formen, als die vorgeschriebene Hofetiquette am türkischen Hofe erheischt, wohlthuend wirkte. S. M. sprach so leise, daß auch nicht ein Wort von dem zu verstehen war, was er zu Fuad Pascha sagte. Der letztere, sich stets verbeugend, übertrug die Worte des Sultans in die französische Sprache.

Bereits hatte die Unterhaltung etwa eine Viertelstunde gedauert, da entfernten wir uns rückwärts schreitend unter tiefen Verneigungen, bis wir durch den herabfallenden Thür-Verhang vom Sultan getrennt waren. So lange wir ihn sehen konnten, stand der Beherrscher der Gläubigen immer noch steif und unbeweglich da. Abd-ul-Medschid ist, seitdem dieß geschrieben, in das Grab gestiegen.

Die Treppen hinab geleitete uns die Erinnerung an den leidenden Sultan, den besonders in der letzten Zeit häufige Fieberanfälle sehr geschwächt haben. Es war ein besonderes Glück, daß wir die Ehre haben durften, S. M. zu sehen.

Rosensorbet, der in schönen Porzellangefäßen mit Deckel und Servietten in einem kalten Nebenzimmer angeboten wurde, bildete den Schluß der Audienz. Männiglich durchwanderten wir die nassen Höfe, stiegen in die Wagen, hüllten uns dicht in die Mäntel ein und Einer brummte ganz leise in den Bart:

„Ich möchte nicht der Sultan sein!“

Das Gespensterhaus.

Von **Eduard Bulwer.**

(Fortsetzung von S. 231.)

Während ich ruhig las, bemerkte ich, daß sich etwas zwischen mein Buch und das Licht stellte und die Seite überschattete; ich sah auf und erblickte etwas, das nur sehr schwer, ja vielleicht unmöglich zu beschreiben ist.

Es war ein dunkler Gegenstand, der sich von selbst in der Luft und in sehr unbestimmten Umrissen gestaltete. Ich kann nicht behaupten, daß es eine menschliche Gestalt war und doch hatte es mehr Aehnlichkeit mit einem menschlichen Wesen, oder besser gesagt Schatten, als mit irgend sonst etwas. Da es von der Luft und dem Licht rund umher gänzlich abgesondert und getrennt stand, erschien seine Größe riesenhaft; es berührte beinahe die Decke.

Aeussere Ansicht der Arena.

Arena in Nimes.

(Frankreich)

Digitized by Google

Während ich darauf hinstarrte, ergriff mich eine durchdringende Kälte. Ein Eisberg hätte mich nicht mehr erkälten können, auch hätte sicher die Kälte eines Eisberges nicht stärker auf meinen Körper wirken können. Ich war fest überzeugt, daß die Kälte nicht durch Furcht veranlaßt wurde. Fortwährend starrte ich hin, ich glaubte — aber dieß kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen — zwei Augen, die von der Höhe auf mich nieder sahen, deutlich zu unterscheiden. Einen Moment erschienen sie mir ganz klar, im nächsten waren sie verschwunden; aber noch immer schossen zwei blaßblaue Lichtstrahlen häufig durch die Dunkelheit, wahrscheinlich aus der Höhe, in welcher ich, halb glaubend, halb zweifelnd, die Augen vermuthete.

Ich versuchte zu sprechen — meine Stimme versagte mir völlig; ich konnte nur bei mir denken: „Ist dieß Furcht? — es ist keine Furcht!" Ich bemühte mich aufzustehen — doch vergebens; ich fühlte mich von einer unwiderstehlichen Gewalt niedergedrückt. In der That war mein Empfinden, als wäre eine ungeheure, überwältigende Macht meinem Willen entgegengesetzt; das Bewußtsein der äußersten Schwäche, das Gefühl gegen eine übermenschliche Kraft zu kämpfen, welches man physisch bei einem Seesturm, einer Feuersbrunst oder einer wilden Bestie gegenüber empfindet, empfand ich psychisch. Meinem Willen war ein anderer Wille entgegen, der meiner Geistesstärke so weit überlegen war, wie Sturm und Feuer in materieller Hinsicht den Kräften des Menschen überlegen sind. —

Und jetzt, da diese Uebermacht wuchs, kam zuletzt ein Schrecken über mich, ein Schrecken in solchem Grade, daß Worte ihn nicht zu schildern vermögen. Noch immer aber blieb mir Stolz, wenn nicht Muth. In meinem Innern sagte ich mir: „Dieß ist Schrecken, aber es ist keine Furcht! So lange ich die Furcht nicht aufkommen lasse, kann mir durchaus nichts nachtheilig sein. Meine Vernunft verwirft den Wahn, der mich umzieht — es ist eine Täuschung — ich bin nicht furchtsam!" Mit Mühe gelang es mir nach heftiger Anstrengung meine Hand nach den Waffen, die auf dem Tische lagen, auszustrecken; als ich dieß that, fühlte ich ein seltsames Zucken durch den Arm und die Schulter, und meine Hand sank machtlos nieder. Um mein Entsetzen noch zu vermehren, erblaßte zusehends das Licht der Kerzen — sie waren nicht, wie es schien, ausgelöscht, sondern die Flammen verdüsterten sich ganz allmälig. Dasselbe geschah mit dem Feuer — die Flammen sonderten sich von der Feuerung gänzlich ab und in wenigen Minuten war das Zimmer in die äußerste Finsterniß gehüllt. Das Grauen, das mich erfaßte, da ich mich so allein mit dem geheimnißvollen Wesen in der Dunkelheit befand, dessen Macht ich so eindringlich und bestimmt fühlte, brachte eine Nervenreaktion bei mir hervor. Der Schrecken hatte eine solche Steigerung erreicht, daß entweder meine Sinne mich verlassen oder ich den Zauber, der mich befallen hatte, durchdringen mußte. Und letzteres gelang dem festen Willen. Ich fand die Stimme wieder, obwohl sie sich nur in einem gellenden Schrei äußerte. Wie ich mich noch erinnere, brach ich in folgende Worte aus: „Ich fürchte mich nicht, meine Seele ist unerschrocken!" und in demselben Augenblick fühlte ich auch die Kraft, mich zu erheben. Noch in der tiefsten Finsterniß stürzte ich zum Fenster, zog die Vorhänge auseinander, riß die Läden auf; mein erster Gedanke war Licht! Und als ich den Mond so erhaben, klar und ruhig sah, fühlte ich eine Freude, die mich beinahe für den vorhergehenden Schrecken entschädigte. Dort schien der Mond, dort war auch das Licht der Gaslampen in den einsamen, schlafenden Straßen. Ich drehte mich um und blickte in das Zimmer zurück: der Mond durchdrang nur theilweise die Nacht mit seinem bleichen Scheine, aber es war doch Licht. Das dunkle Etwas, was es auch immer gewesen sein mochte, war verschwunden und ich gewahrte nur noch einen trüben Schatten an der entgegengesetzten Wand, welcher der Schatten dieses Etwas zu sein schien.

Meine Augen ruhten jetzt auf dem Tische, und siehe, unter demselben (es war ein alter, runder Mahagonitisch, ohne Tuch oder Decke) kam eine Hand hervor, bis zum Gelenke sichtbar. Es war eine Hand, scheinbar so gut von Fleisch und Blut, wie die meinige, aber die Hand einer bejahrten Person, mager, runzlicht, dabei klein, die Hand einer Frau! Diese Hand erfaßte sehr bedachtsam die zwei auf dem Tische liegenden Briefe — Hand und Briefe verschwanden mit einander. Dann wiederholte sich dreimal dasselbe laute, abgemessene Klopfen, das ich vor Beginn dieses merkwürdigen Drama's am Kopfende des Bettes gehört hatte.

Als jene Töne nach und nach verhallten, fühlte ich das ganze Zimmer merklich erzittern; und am entfernten Ende erhoben sich vom Fußboden Funken oder Kügelchen gleich Lichtblasen von verschiedenen Farben — grün, gelb, feuerroth, hellblau. Diese Funken bewegten sich langsam oder schnell auf und nieder, hin und her, dahin und dorthin, jeder nach seiner eigenen Laune, wie winzige buntschillernde Kolibri's.

Ein Stuhl wurde jetzt, wie unten im Wohnzimmer, ohne sichtbares Thun von der Wand weggerückt und mir gegenübergestellt. Plötzlich stand vor dem Stuhle eine Gestalt — die Gestalt einer Frau. Sie war deutlich als die Gestalt einer Lebenden zu erkennen, aber blaß wie das Bild einer Todten. Das Gesicht war jugendlich, hatte aber einen seltsamen traurigen Ausdruck; der Hals und die Schultern waren bloß, der Körper in ein weites, wollig weißes Gewand gekleidet. Sie begann ihre langen blonden Haare zu kämmen, die auf ihre Schultern niederfielen; ihre Augen waren nicht auf mich, sondern auf die Thür gerichtet; sie horchte, schien etwas zu bewachen oder zu erwarten. Im Hintergrund wurde der Schatten des Schattens dunkler; und wieder glaubte ich, die Augen des Schattens zu sehen, die von der Höhe niederblitzten — die Augen starrten fest auf die Gestalt. Obgleich sich die Thür nicht öffnete, trat doch eine andere Gestalt durch dieselbe ein, eben so bestimmt und eben so todtenhaft, die Gestalt eines Mannes, eines jungen Mannes. Seine Kleidung war die des letzten Jahrhunderts, oder vielmehr, sie hatte Aehnlichkeit mit der jener Zeit. Beide Gestalten, sowohl die männliche als die weibliche, obgleich sehr bestimmt, waren augenscheinlich unsubstantielle, ungreifbare Bilder und es lag etwas Unvermitteltes, Groteskes, ja Furchtbares in dem Kontraste zwischen dem Höfisch-feinen, Minutiös-geschmackvollen dieser altmodischen Tracht, mit ihren Puffen, Spitzen und Schnallen, und dem todten-

ähnlichen Aussehen und der geisterhaften Stille ihres unstäten Trägers. Eben als die männliche Gestalt sich der weiblichen näherte, huschte der dunkle Schatten von der Wand und alle drei waren für einen Moment in Finsterniß gehüllt. Als das blasse Licht zurückkehrte, schien es, als ob der Schatten, welcher zwischen den beiden Phantomen schwebte, sie in seine Gewalt nähme. Auf der Brust der Frau bemerkte ich einen Blutflecken; der junge Mann stützte sich auf sein Schwert, und Blut schien reichlich von seinen Kleidern zu tröpfeln. Da verschlang sie die Dunkelheit des Zwischenschattens — sie waren verschwunden. Und wiederum schoßen, hüpften und wogten die Lichtfunken durcheinander, wurden größer und größer und in ihren Bewegungen immer wilder und verwirrter.

Jetzt that sich die Thür des Wandschranks zur Rechten des Kamins auf und aus der Oeffnung trat eine ältliche Frau. In der Hand hielt sie Briefe — dieselben Briefe, die ich von jener Geisterhand ergreifen sah — und hinter ihr hörte ich Fußtritte. Sie wendete sich um, als wollte sie sich überzeugen, daß sie allein sei, dann öffnete sie die Briefe und schien zu lesen; und über ihrer Schulter zeigte sich ein bleifarbiges Gesicht, anscheinend das Gesicht eines Ertrunkenen, gedunsen und fahl, mit Schilf in den verwirrten, triefenden Haaren; und zu ihren Füßen lag der Körper eines Todten; neben dem Leichnam kauert ein Kind, ein armes, elendes Geschöpf, mit Hunger auf den Wangen und Furcht in den Augen. Als ich in das Antlitz der alten Frau schaute, vergingen allmälig die Runzeln und Falten und sie bekam ein jugendliches Ansehen, zwar hart und steinern, aber dennoch jugendlich. Jetzt beugte sich der Schatten vorwärts und verdüsterte diese Phantome, wie er es bei den ersteren gethan hatte.

Nunmehr war nur noch der Schatten übrig und auf diesen waren meine Blicke geheftet, bis wieder Augen aus demselben hervorblitzten, bösartige, verderbliche Schlangenaugen. Wieder tanzten Lichtblasen auf und nieder und in ihr Unwetter mischte sich der bleiche Mondschein. Aus den Kügelchen selbst sprangen jetzt, wie aus den Schalen von Eiern, mißgestaltete Wesen hervor und füllten die Luft: blutlose, abscheuliche Larven, die ich auf keine Weise beschreiben kann. Man erinnere sich an das lebhafte, tausendfältige Gewimmel, das sich in einem unter das Sonnenmikroskop gebrachten Wassertropfen vor dem Auge entwickelt: durchsichtige, geschmeidige, rührige Wesen jagten einander, verschlangen sich gegenseitig und waren trotz ihrer scheinbaren Körperlosigkeit doch meinen Augen sichtbar. Und wie die Gestalten selbst ohne Symmetrie waren, so hatten auch ihre Bewegungen keine Regelmäßigkeit, ihr Umherschweifen bot keinen Reiz, sie umkreisten mich enger und enger, schwärmten über meinen rechten Arm, den ich in unwillkürlichem Befehl gegen alle bösen Geister ausgestreckt hatte. Bisweilen fühlte ich mich berührt, jedoch nicht von ihnen, sondern von unsichtbaren Händen; einmal fühlte ich den Griff von kalten, sanften Fingern an meiner Kehle. Noch immer war ich mir bewußt, daß, wollte ich der Furcht Raum geben, ich mich in körperlicher Gefahr befände, deßhalb drängte ich alle meine Geisteskräfte in den einen Vorsatz, einen unerschütterlich festen Willen beizubehalten. Ich wandte meine Augen von dem Schatten ab, vor allem von jenen seltsamen Schlangenaugen, die jetzt wiederum ganz deutlich sichtbar wurden. Durch diese, sonst durch nichts anderes, wurde ich gewahr, daß ein Wille um mich herum thätig war, und zwar ein Wille des intensiv unablässig schaffenden Bösen, der, wenn ich nicht auf meiner Hut blieb, auch meinen Willen niederzudrücken vermochte.

Der bläuliche Dunstkreis in dem Zimmer begann sich nach und nach zu röthen, wie vom Widerscheine eines nahen Brandes. Die Larven wurden schwärzlich, wie Dinge, die im Feuer leben. Wieder erzitterte das Zimmer, wieder hörte ich die drei abgemessene Schläge und wieder war Alles in die Dunkelheit des Schattens gehüllt, als wäre aus diesem Alles hervorgegangen und müßte Alles in denselben zurückkehren.

Mit der zurückweichenden Finsterniß war auch der Schatten völlig verschwunden. Die Flammen kehrten langsam, wie sie weggezogen waren, zu den Lichtern und zu dem Feuer im Kaminroste zurück. Das ganze Zimmer bekam wieder ein ruhiges und gesundes Ansehen.

Die beiden Ausgangsthüren waren noch zu, die Verbindungsthüre mit dem Zimmer meines Dieners noch immer verschlossen. In der Ecke lag mein Hund krampfhaft hineingezwängt; ich rief ihm, aber er bewegte sich nicht, ich näherte mich dem Thier — es war todt. Die Augen traten weit hervor, die Zunge hing ihm aus dem Maul und war mit Schaum bedeckt. Ich nahm ihn in meine Arme und trug ihn zum Kamin: über den Verlust meines armen Lieblings fühlte ich aufrichtigen Kummer, machte mir bittere Vorwürfe und klagte mich, da ich glaubte, er sei aus Furcht gestorben, als den Urheber seines Todes an. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich fand, daß sein Genicke wirklich gebrochen war. Konnte dieß anders als in der Dunkelheit geschehen sein? — mußte es nicht eine menschliche Hand gethan haben? — mußte nicht während der ganzen Zeit eine menschliche Kraft in dem Zimmer gewesen sein? Grund genug, es zu vermuthen. Ich kann es nicht sagen; ich kann nicht mehr thun, als die Thatsache wahrheitsgetreu berichten; der Leser mag seine Schlußfolgerungen selbst daraus ziehen.

Ein anderer überraschender Umstand war der, daß meine Uhr, die so geheimnißvoll weggezogen wurde, wieder auf dem Tische lag, jedoch noch auf der nämlichen Minute stand, wie damals, als sie mir entzogen wurde; auch konnte sie später, trotz aller Geschicklichkeit des Uhrmachers, in keinen regelmäßigen Gang mehr gebracht werden, das heißt, sie ging wohl einige Stunden in einem seltsamen, ungeordneten Lauf, dann aber blieb sie wieder wie todt stehen und alle Bemühungen an ihr waren fruchtlos.

Der Rest der Nacht verging ohne weitere Vorfälle; auch durfte ich nicht lange auf die Morgendämmerung warten. Aber erst beim hellen Tageslicht verließ ich das grauenvolle Haus. Vorher besuchte ich noch einmal die kleine Stube, in der mein Diener und ich für einige Zeit eingeschlossen waren. Ich hatte einen starken Verdacht, über den ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte, daß in diesem Zimmer der Mechanismus der Erscheinungen — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — seinen Ursprung haben müßte. Obgleich ich jetzt beim hellen Sonnenschein eintrat, fühlte ich doch dasselbe geheime Ent-

setzen, das ich zuerst in der verflossenen Nacht empfunden und welches durch die Ereignisse, die sich in meinem eigenen Zimmer zugetragen, noch vermehrt worden war. Ich konnte in der That nicht länger als eine halbe Minute zwischen diesen Wänden ausharren. Ich stieg die Treppe hinunter; wieder hörte ich vor mir die Fußtritte, und da ich die Hausthüre öffnete, vermeinte ich deutlich ein sehr leises Lachen hinter mir zu vernehmen. Ich erreichte mein eigenes Haus mit der Hoffnung, meinen davongelaufenen Diener dort zu finden; aber er halte sich nicht eingestellt, auch hörte ich die nächsten drei Tage nichts von ihm, dann aber erhielt ich einen aus Liverpool datirten Brief folgenden Inhalts:

„Verehrter Herr! Ich bitte Sie unterthänigst um Verzeihung, obschon ich kaum hoffe, daß Sie mich deren würdig finden werden, es sei denn — doch der Himmel möge es verhüten! — daß Sie sahen, was ich sah. Ich fühle, daß es Jahre lang dauern wird, bevor ich mich gänzlich erhole, und daß ich in diesem Zustande zu keinem Dienste fähig bin, ist außer aller Frage. Deßhalb entschloß ich mich, zu meinem Schwager nach Melbourne zu reisen; das Schiff segelt morgen ab. Vielleicht bringt mich die lange Seereise wieder zur Besinnung. Gegenwärtig thue ich nichts als zittern und beben den ganzen Tag, denn das Gespenst ist immer hinter mir. Ich bitte Sie ergebenst, gnädiger Herr, meine Kleider und was ich noch an Lohn von Ihnen zu bekommen habe, meiner Mutter nach Walworth zu schicken — John weiß ihre Adresse."

Der Brief endigte mit den gewöhnlich hinzugefügten Apologien, etwas unzusammenhängend, ganz so, wie es die Gemüthsverfassung des Schreibers mit sich bringen mußte.

Vielleicht könnte bei Vielen diese Flucht den Verdacht erregen, daß der Mann nach Australien zu gehen wünschte, weil er auf irgend eine betrügerische Weise mit den Begebenheiten dieser Nacht in Verbindung gestanden. Zur Widerlegung dieser Muthmaßung sage ich nichts, ja ich glaube, daß sie den meisten Menschen als die wahrscheinlichste Lösung der unwahrscheinlichen Ereignisse erscheinen wird. Was mich betrifft, so muß ich an meiner Theorie festhalten. Denselben Abend kehrte ich noch einmal zu dem Hause zurück, um die Sachen, die ich dort gelassen hatte, und den Leichnam meines Hundes in einer Miethkutsche abzuholen. Bei diesem Geschäft wurde ich nicht gestört, auch ereignete sich nichts Bemerkenswerthes, außer daß ich stets beim Auf- und Absteigen der Treppen vor mir die gleichen Fußtritte hörte. Nachdem ich das Haus verlassen, ging ich zu Mr. Jackson. Ich traf ihn daheim. Ich übergab ihm die Schlüssel, sagte ihm, daß meine Neugier nun hinlänglich befriedigt sei, und war eben im Begriff, zu erzählen, was sich in vergangener Nacht zugetragen, als er mich unterbrach und mir, obgleich mit vieler Höflichkeit, bemerkte, daß er durchaus kein Interesse habe, in ein Geheimniß einzudringen, welches noch Niemand zu erklären vermochte.

Allein ich entschloß mich doch, wenigstens von den beiden Briefen, die ich gelesen hatte, und von deren außergewöhnlichem Verschwinden etwas zu erwähnen, und erkundigte mich, ob er wohl glaube, daß die Briefe an die Frau, die vor Kurzem in diesem Hause gestorben, gerichtet gewesen seien, und ob die Geschichte ihres früheren Lebens möglicherweise diesen geheimen Verdacht bestätigen dürfte. Mr. Jackson schien bei Erwähnung der Briefe bestürzt; nach einigen Minuten Nachsinnens bemerkte er: „Aus dem früheren Leben der Frau weiß ich, außer daß ihre Familie mit der meinigen befreundet war, nur wenig; aber Sie erwecken in mir einige schwankende Reminiscenzen zum Nachtheil der Alten. Ich werde Erkundigungen einziehen und Sie dann vom Resultat derselben benachrichtigen. Indessen, wenn wir nach dem volksthümlichen Aberglauben annehmen, daß der Urheber oder das Opfer eines schwarzen Verbrechens nach seinem Tode als ruheloser Geist den Schauplatz jener Verbrechen wieder besuchen muß, so will ich Ihnen bemerken, daß das Haus von seltsamen Phantomen und Tönen heimgesucht ward, noch ehe die alte Frau darin starb — Sie lächeln — was wollen Sie damit sagen?"

„Ich wollte nur sagen, daß ich überzeugt bin, eine lebendig wirkende menschliche Kraft zu finden, wenn es mir gestattet wäre, bis auf den Grund dieser Geheimnisse zu dringen!"

„Wie! Sie glauben, Alles sei nur ein Betrug? Welchen Zweck könnte man dabei haben?"

„Kein Betrug im gewöhnlichen Sinne des Worts. Wenn ich jetzt plötzlich in einen tiefen Schlaf versänke, von welchem Sie mich nicht erwecken könnten, ich aber in diesem Schlaf auf alle Ihre Fragen mit der größten Genauigkeit antworten würde, wenn ich Ihnen sagte, was für Geld Sie in Ihrer Tasche haben, ja sogar Ihre eigenen Gedanken Ihnen wiederholte, so wäre dieß ebensowenig ein Betrug, als es nothwendig wäre, dasselbe für etwas Uebernatürliches anzunehmen. Ich wäre nur, mir selber unbewußt, unter einem mesmerischen Einfluß, den ein menschliches Wesen, das Macht über mich erlangt hätte, durch vorangegangenen Rapport aus der Ferne auf mich ausübte."

„Sie wären im Rechte, sobald man es als Thatsache annehmen kann, daß der Mesmerismus so weit ausgedehnt werden könnte; aber daraus wollen Sie schließen, daß ein Mesmerianer diese außerordentlichen Wirkungen, von denen Sie und Andere Augenzeuge waren, hervorzubringen, die Luft mit Scheinbildern und Lauten anzufüllen vermöchte, oder vielmehr unsern Sinnen den G l a u b e n an dieselben einzudrücken im Stande wäre? — Sie standen, wie ich glaube, doch nie mit der Person, die auf Sie einwirkte, in Rapport?"

„Nein! Der gewöhnliche Mesmerismus könnte solche Wirkungen auch nicht hervorbringen, aber könnte hier nicht eine dem Mesmerismus verwandte und überlegene Kraft wirken? — Die Kraft, welche man in alter Zeit als Magie bezeichnete? Daß sich diese Kraft auf alle unbelebten, stofflichen Gegenstände erstreckt, behaupte ich nicht; wenn es aber w i r k l i c h sein sollte, so wäre auch dieses n i c h t g e g e n d i e N a t u r, nur wäre es eine seltene Kraft derselben, die vielleicht nur Konstitutionen mit gewissen Eigenthümlichkeiten verliehen wäre, durch Uebung aber bis zu einem außerordentlichen Grade verstärkt werden könnte. Daß eine solche Kraft auch über Todte sich erstrecken kann, das heißt, über gewisse Gedanken und Erinnerungen, welche die Verstorbenen beharrlich festgehalten; daß sie fähig ist,

ein Phantom dessen, was ein Makel auf Erden gewesen, den Sinnen sichtbar zu machen, ist eine sehr alte, obwohl abgekommene Theorie, auf welche ich keine bestimmte Meinung zu gründen wage; doch würde ich eine solche Kraft nicht als eine übernatürliche auffassen. — Lassen Sie mich das, was ich meine, durch einen Versuch erklären, den Paracelsus als leicht ausführbar beschreibt und welchen der Verfasser der ‚Curiosities of Literature‘ (d'Israeli) als glaubwürdig bezeichnet:

„Eine Blume vergeht, wenn Sie dieselbe verbrennen. Was auch immer die Bestandtheile derselben während ihrer Blüthe gewesen waren, sie sind verschwunden, Niemand weiß wohin, Sie können sie weder entdecken noch zurückrufen; mit Hilfe der Chemie aber ist es möglich, aus der zu Asche gebrannten Blume das Bild derselben zu erwecken. Könnte dasselbe nicht auch mit menschlichen Wesen geschehen? Die Seele, als der ewige, unsterbliche, unsichtbare Theil des Menschen würde bei einem Verfahren eben so wenig fixirt werden, als das geistige Leben einer Blume; sicher aber könnte auf diese Art ein Scheinbild hervorgerufen werden. Ein solches Phantom, das der Volksaberglaube für die Seele des Abgeschiedenen zu halten geneigt sein würde, wäre aber nicht mit dem Geiste desselben zu verwechseln, sondern es wäre nur das Idol der todten Form!“ — Bei allen als wahr bezeichneten sogenannten Geistererscheinungen ist es auffallend, daß niemals eine lebendige Seele, das heißt ein höherer, emanzipirter Geist sich zeigte. Alle erschienen ohne besonderen Zweck, sprachen nur selten, wenn sie erschienen, und wenn es je geschah, sprachen sie nur Ideen aus, die nicht über den Begriffskreis gewöhnlicher Menschen streiften. Die amerikanischen Geisterseher, Tischklopfer und Psychographen haben Bände von Mittheilungen in Prosa und Versen veröffentlicht, die sie den berühmtesten Todten — einem Shakespeare, Bacon, Plato, und der Himmel weiß, wem noch — zugeschrieben; aus allen diesen Mittheilungen, selbst den besten, spricht aber kein höherer Geist, als der jeder gewöhnlichen Person von Erziehung; sie sind von untergeordnetem Werthe gegen das, was Bacon, Shakespeare und Plato auf Erden geschrieben, und was noch auffallender ist, sie enthalten durchaus keine neuen Gedanken. So wunderbar diese Phänomene sind (angenommen, daß sie als wahr sich erweisen), sehe ich in denselben Vieles, was die Philosophie in Frage stellen kann, nichts aber, was sie ermächtigen könnte, Thatsachen zu läugnen, das heißt, nichts Uebernatürliches! — Es sind nur Gefühle, Begriffe, Gedanken und Vorstellungen, die auf eine oder die andere Art (noch wissen wir nicht durch welche Mittel), von einem Willen, von einem Gehirn oder einer Einbildungskraft auf Andere übertragen werden. Ob nun, indem solches geschieht, Tische in Bewegung gerathen, geisterhafte Bilder in einem magischen Kreise erscheinen, körperliche Hände sich erheben, um materielle Gegenstände zu verrücken, oder dunkle Schatten, wie sie sich mir zeigten, das Blut erstarren machen — immer noch bin ich fest überzeugt, daß es nur übergetragene Wirkungen natürlicher Kräfte sind, die, wie elektrische Ketten, von Gefühl zu Gefühl, von Einbildungskraft zu Einbildungskraft vermittelt werden. In einigen Konstitutionen herrscht eine Art chemischer Kraft vor und diese vermögen chemische Wunder auszuführen; in anderen cirkulirt ein natürliches Fluidum — sei es Elektrizität oder Magnetismus — und diese sind im Stande, elektrische und magnetische Erscheinungen hervorzubringen. Beide aber sind von der Normalwissenschaft, die sie zu vertreten scheinen, weit verschieden, und beide sind gleich objektlos, kindisch, zwecklos und geringfügig; sie führen zu keinen erheblichen Resultaten, die Welt schenkt ihnen keine Aufmerksamkeit und wahre Gelehrte pflegen sie nicht, bekümmern sich nicht um sie! — Gewiß bin ich, daß von Allem, was ich sah und hörte, ein menschliches Wesen der entfernte Hervorbringer war, und ich glaube, ihm selber unbewußt, insoweit es die erzeugten Wirkungen betrifft, und zwar aus derselben Ursache, aus der nie zwei Personen genau denselben Traum haben werden. Wäre alles ein gemeiner Betrug, so würde die Maschinerie so eingerichtet sein, daß die Resultate sich wenig von einander unterscheiden würden, und wäre es ein übernatürliches Wirken, das der Allmächtige gestattete, so würde es sicher nur zu einem ausgesprochenen Zwecke geschehen. Die ungewöhnlichen Erscheinungen, die sich mir zeigten, gehören aber in keine dieser beiden Klassen. Meine Ueberzeugung ist, daß ihr Entstehen in einem Gehirn wurzelt, das jetzt weit entfernt ist; daß dieses Gehirn keine bestimmte Willensäußerung in den Sachen hat, die vorkommen, und daß das, was vorkommt, nur ihre reflektirten, umherirrenden, bunten, immer wechselnden, halbgeformten Gedanken, mit einem Worte, daß es nur die in Thätigkeit gesetzten, an eine vermittelnde Substanz gebundenen Träume eines erregten Gehirns sind. Daß dieses Gehirn durch seinen Willen eine ungeheure Kraft hat, daß es Gegenstände in Bewegung setzen kann und daß es bösartig und zerstörend wirkt, glaube ich. Eine materielle Kraft muß meinen Hund getödtet haben und hätte möglicherweise mich selbst getödtet, wenn ich mich durch den Schrecken so hätte einschüchtern und unterjochen lassen, wie es mein Hund gethan, wenn mein Verstand oder meine Vernunft nicht meinen festen Willen als Widerstandskraft aufgeboten hätten.

„Ihr Hund wurde getödtet? Das ist ja entsetzlich! Doch wirklich, es ist sonderbar, daß kein Thier sich in dem Hause aufhalten konnte, nicht einmal eine Katze! Ratten und Mäuse hat man noch nie darin gefunden.“

„Der Instinkt dieser vernunftlosen Geschöpfe entdeckt jeden ihrem Dasein schädlichen Einfluß. Der Mensch hat in dieser Beziehung einen weniger feinen Sinn, weil er in seiner Vernunft eine höhere Widerstandskraft besitzt. Aber genug; begreifen Sie jetzt meine Theorie?“

„Einigermaßen, ja, und ich halte mich gern an eine Hypothese, so wunderlich sie sein mag (verzeihen Sie mir den Ausdruck), wenn ich dadurch den Begriff von Geistern und Gespenstern los werden kann, den wir schon in der Kinderstube eingesogen haben. Für mein unglückseliges Haus bleibt aber das Uebel immer das gleiche. Was in aller Welt kann ich mit dem Hause machen?“

„Ich will Ihnen sagen, was ich an Ihrer Stelle thun würde. Meine eigenen inneren Gefühle überzeugen mich, daß das kleine unmöblirte Zimmer zur rechten Hand der Thüre des Schlafzimmers, welches ich bewohnte, das Versteck oder Behältniß der Einflüsse ist, welche das Haus

Der gefährliche Steg.

durchdringen: ich rathe Ihnen daher ernstlich, die Wände öffnen und den Fußboden aufreißen zu lassen, oder noch besser, lassen Sie das ganze Zimmer niederreißen. Ich bemerkte bei Untersuchung des Hauses, daß es nur ein Anbau in dem kleinen Hinterhofe ist, und ganz leicht, ohne das Gebäude zu beschädigen, entfernt werden kann."

„Und Sie denken, wenn ich dieß thue —"

„Daß alsdann die Telegraphendrähte abgeschnitten sind, die den Spuk geleitet haben! Versuchen Sie es. Ich bin so fest vom guten Erfolge überzeugt, daß ich die Hälfte der Unkosten bezahlen will, wenn Sie mir erlauben, die Ausführung in die Hand zu nehmen."

„Nein, nein! Sie sind zu freundlich! Ich bin wohlhabend genug, die Kosten selbst tragen zu können; was das Uebrige betrifft, werden Sie mir gestatten, an Sie zu schreiben." —

Nach ungefähr zehn Tagen erhielt ich einen Brief von Mr. Jackson, in welchem er mich benachrichtigte, daß er das Haus, seit ich ihn gesehen, besucht; daß er die beiden Briefe wieder in der Kommode gefunden, aus der ich sie genommen, daß er dieselben mit Besorgniß gelesen und über die Frau, von der ich richtig vermuthete, daß sie an dieselbe geschrieben wären, Erkundigungen eingezogen habe. Aus diesen ergab sich, daß sie vor sechsunddreißig Jahren sich mit einem Amerikaner von sehr verdächtigem Charakter, gegen den Wunsch ihrer Verwandten, verheirathet habe. Sie selbst sei die Tochter einer sehr achtbaren Kaufmannsfamilie gewesen und habe vor ihrer Verheirathung eine Stelle als Erzieherin bekleidet. Sie habe einen Bruder gehabt, der Wittwer und Vater eines einzigen Kindes von ungefähr sechs Jahren gewesen sei und allgemein für einen wohlhabenden Mann gegolten habe. Einen Monat nach ihrer Verheirathung sei die Leiche ihres Bruders nahe bei London-Bridge aus der Themse gezogen worden und an dem Halse der Leiche habe man Spuren von Gewaltthätigkeit entdeckt, ohne jedoch eine gerichtliche Untersuchung darauf begründen zu können.

Der Amerikaner und seine Frau haben sich des kleinen Knaben angenommen, da der verstorbene Bruder in seinem Testament die Schwester zur Pflegerin seines einzigen Kindes eingesetzt, und im Fall der Tod desselben eintreten sollte, sie zur Erbin des Vermögens ernannt habe. Sechs Monate nachher sei das Kind in Folge von Vernachlässigung und Mißhandlung gestorben; wenigstens wollten Nachbarsleute es bei Nacht entsetzlich schreien gehört haben. Der Wundarzt, der es nach dem Tode untersucht, habe gesagt, daß es aus Mangel an Nahrungsmitteln ganz abgezehrt und sein Körper mit blauen Mälern bedeckt gewesen sei. In einer Winternacht habe das Kind zu entkommen getrachtet, sich in den Hinterhof geschlichen und die Mauer zu erklimmen gesucht, erschöpft sei es aber zurückgestürzt und des Morgens sterbend auf dem Pflaster gefunden worden. Ungeachtet der augenscheinlichen Grausamkeit, die an dem Kinde ausgeübt worden, fehlte es doch an dem Beweis eines beabsichtigten Mordes, und die Tante und deren Mann suchten ihre Strenge damit zu beschönigen, daß sie das widerspenstige Wesen und die Hartnäckigkeit des Kindes, das sie für halb blödsinnig erklärten, als Entschuldigungsgründe angaben. Sei dem, wie ihm wolle, nach dem Tode des kleinen Waisen erbte die Tante das Vermögen ihres Bruders. Noch ehe das erste Jahr verflossen war, verließ der Amerikaner plötzlich England und kehrte nie wieder dorthin zurück. Er war im Besitz eines Kaperschiffes, welches zwei Jahre darauf im atlantischen Ozean unterging. Seine Wittwe lebte im Ueberfluß; aber Geldverluste verschiedener Art zerrütteten ihre Vermögensumstände: eine Bank machte Bankerott, ein Geldanlehen schlug fehl; sie betrieb ein kleines Geschäft, wurde jedoch zahlungsunfähig; dann trat sie in Dienste, sank immer tiefer und tiefer, vom Rang der Haushälterin bis zur niedrigsten Magd, und obgleich nie besondere Beweisgründe gegen ihren Charakter vorlagen, blieb sie doch nie längere Zeit in einem Dienst. Auf diese Weise kam sie endlich in ein Spital, aus dem sie Mr. Jackson wieder herausnahm, um sie als Aufseherin über dasselbe Haus zu setzen, das sie im ersten Jahr ihrer Verehlichung als Eigenthümerin bewohnt hatte.

Mr. Jackson fügte noch hinzu, daß er eine volle Stunde allein in dem unmöblirten Zimmer zugebracht habe, welches ich ihm nachdrücklich zu zerstören befohlen habe, und daß die Empfindung von Furcht, obgleich er nichts gehört oder gesehen, doch so groß gewesen sei, daß er sich jetzt mehr darnach sehne, die Mauern und den Fußboden eingerissen zu sehen, als ich wohl vermuthen würde. Er habe bereits Arbeitsleute gedungen und wolle zu jeder mir beliebigen Stunde mit dem Werk beginnen.

Der Tag wurde demzufolge festgestellt. Ich begab mich wieder nach dem verrufenen Hause; wir gingen in das geheimnißvolle, schreckliche Zimmer, ließen zuerst die äußere Bekleidung abnehmen und dann den Fußboden aufbrechen. Unter den Sparren befand sich eine Fallthüre, ganz mit Schutt bedeckt, gerade groß genug, um einem Menschen Einlaß zu gewähren. Sie war dicht mit Klammern und eisernen Nägeln verschlossen. Als diese beseitigt waren, stiegen wir in ein unteres Gelaß, von dessen Existenz bis jetzt Niemand eine Ahnung gehabt. In diesem Zimmer war ein Fenster und eine Kaminröhre, aber beide waren augenscheinlich vor vielen Jahren zugemauert worden. Mit Lichtern untersuchten wir diesen Ort; er enthielt noch einige wurmstichige Möbeln: drei Stühle, einen eichenen Lehnsessel, einen Tisch; alles nach dem Geschmack vor achtzig Jahren. In der Wand war ein Schrank angebracht, in welchem wir halbvermoderte, altmodische Stücke einer Männerkleidung vorfanden, die vor achtzig bis hundert Jahren eine Person von Rang getragen haben mochte, kostbare Stahlschnallen und Knöpfe, wie man sie zuweilen noch an Hofkleidern sieht, ein prächtiges Schwert; in einem Kamisol, das einst reich mit Goldlitzen verziert war, staken fünf Guineen, einige kleine Silbermünzen und eine elfenbeinerne Eintrittskarte zu irgend einem längst nicht mehr bestehenden Unterhaltungsplatze. Unsere hauptsächlichste Entdeckung war jedoch ein eisernes Behältniß in der Mauer, dessen Schloß wir nur mit großer Anstrengung aufbrechen konnten.

In diesem Behältniß waren drei Gesimse über einander und zwei kleine Schubladen. Auf den Gesimsen standen verschiedene kleine hermetisch verschlossene Krystallflaschen. Sie enthielten farblose flüchtige Essenzen, von keiner giftigen Beschaffenheit; in einigen derselben war Phosphor

und Ammonium enthalten. Auch fanden wir einige sehr merkwürdige Glasröhren und einen kleinen zugespitzten Eisenstab, mit einem großen Stück Bergkrystall auf der einen Seite und einem Stück Bernstein auf der andern — sicher ein Magnet von großer Wirkung.

In einer der Schubladen lag ein in Gold gefaßtes Miniaturbild, dessen Farben sich merkwürdig frisch erhalten hatten. Es war das Bildniß eines Mannes im mittleren Lebensalter, vielleicht von siebenundvierzig oder achtundvierzig Jahren.

Es war ein eigenthümliches, ein äußerst ausdrucksvolles Gesicht. Der Leser mag sich den Kopf einer großen Schlange in ein menschliches Antlitz umgestaltet denken, dessen Gesichtszüge das alte Schlangengepräge ausdrücken, dann hat er einen besseren Begriff von dieser Gesichtsbildung, als es mir durch eine lange Schilderung möglich wäre, ihm zu verschaffen: die Breite und Niedrigkeit der Stirne, die fein zulaufenden Umrisse verbargen einigermaßen die Kraft des ungeheuren Kinnes, die großen hervortretenden Augen waren grün und glänzend wie Smaragd und zeigten eine gewisse unbarmherzige Festigkeit, als hätten sie Bewußtsein ihrer ungeheuren Macht. Das Sonderbarste aber war, daß ich im ersten Augenblick, da ich das Miniaturbild betrachtete, eine sprechende Aehnlichkeit mit einem der seltensten Bildnisse der Welt erkannte, mit dem Bildnisse einer fürstlichen Person, die in ihren Tagen ein bedeutendes Aufsehen erregt hatte. Die Geschichte sagt zwar wenig oder gar nichts über diese Person, aber die Korrespondenzen der Zeitgenossen geben traurige Nachweisungen über ihre wilde Verworfenheit, ihren ruhelosen Geist und ihren Hang zu geheimen Wissenschaften. Noch im Mittag ihres Lebens starb sie in einem fernen Lande und wurde nach den Berichten der Zeitgenossen dort auch begraben. Sie starb noch zur rechten Zeit, um dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen, denn sie wurde zahlloser Verbrechen beschuldigt. Nach ihrem Tode wurden sämmtliche Porträts von ihr, welche in Menge vorhanden waren, aufgekauft und zerstört; vermuthlich geschah dieß durch die Erben derselben, die sich glücklich geschätzt hätten, wäre ihr eigentlicher Name dadurch von dem Stammbaum ihrer alten Familie gewischt worden. Die Person war bei Lebzeiten im Besitze großer Reichthümer; ein Liebling von ihr, ein Astrolog oder Wahrsager, hatte jedoch, wie man glaubte, einen beträchtlichen Theil derselben veruntreut, denn zur Zeit ihres Todes waren die Schätze auf eine unerklärbare Weise verschwunden. Vermuthlich entging nur ein einziges Bildniß von ihr der allgemeinen Zerstörung, denn einige Monate vor dieser Begebenheit sah ich eines derselben bei einem Antiquitätenhändler. Auch auf mich hatte das Bild gleich wunderbar gewirkt, wie auf alle, die es je beschauten — ein Gesicht, welches nie, nie vergessen werden kann; und das Miniaturbild, das ich mit Händen faßte, hatte denselben Gesichtsausdruck. Allerdings war der Mann auf dem Miniaturbild einige Jahre älter, als auf dem Bildniß, welches ich gesehen hatte, aber konnte es nicht kurze Zeit vor seinem Tode aufgenommen worden sein? Einige Jahre machen schon viel — doch wie? — zwischen der Zeit, in welcher dieses Miniaturbildniß augenscheinlich gemalt wurde, lag ja ein Zwischenraum von mehr als zwei Jahrhunderten! Während ich noch so still, verwundert und sinnend dastand, sagte Mr. Jackson:

„Aber ist es möglich? Ich habe den Mann da selbst gekannt!"

„Wie — wo?" rief ich.

„In Indien. Er besaß in hohem Grade das Vertrauen des Rajah von Serampoor und hat verwickelte er denselben in eine Empörung, die wahrscheinlich den Verlust seiner Herrschaft zur Folge gehabt hätte. Der Mann war ein Franzose, sein Name de Vales, er war kühn, gewandt und unterwarf sich keinem Gesetze. Wir beharrten auf seiner Entlassung und Verbannung: es mußte derselbe Mann sein, denn kein zweites Gesicht kann dem seinigen gleichen — und doch scheint dieses Miniaturbild nahezu an hundert Jahre alt!

(Schluß folgt.)

Die Arena in Nimes.

(Mit einer Abbildung in Farbendruck.)

Kein Ort in Mittel-Europa ist so reich an römischen Alterthümern über und unter der Erde, als **Nimes**, die gewerbfleißige Hauptstadt des französischen Departements du Gard. Unter dem Namen Nemausus war diese Stadt ein Hauptsitz der römischen Pro-Consuln, welche von hier aus Gallien beherrschten, und zu den wichtigsten Baudenkmalen, die sie dort hinterließen, gehört das in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. errichtete Amphitheater (Les Arènes). Wenn das Colosseum in Rom die großartigste Arena ist, von der uns Ueberreste geblieben sind, so ist das Gebäude in Nimes die am besten erhaltene. Es ist 437 Fuß lang, 332 Fuß breit und 70 Fuß hoch und besteht aus zwei Stockwerken, jedes mit 60 Arkaden. Das Innere kann 20,000 Menschen fassen. Die Lust der Römer an blutigen Schauspielen hat die Amphitheater hervorgebracht; an vielen Orten sieht man noch Trümmer davon, z. B. in Capua, Verona, Pola, Trier. Sie zeigen aufsteigende Sitzreihen für die Zuschauer, die sich in geschlossener elliptischer Rundung um den tief liegenden, mit Sand bestreuten Kampfplatz — die Arena — herumziehen. Der Unterbau enthielt die Behälter der wilden Thiere und die Maschinerien für scenische Veränderungen.

Reliquien deutscher Dichter.

(Die Schreibweise der Originalblätter ist beibehalten.)

Weimar 17. Jenn. 1802.

An einen Mannheimer Freund.

Ich habe an Opitz geschrieben, daß er dir auf dein Ansuchen Abschriften von der M. St.*) und d. J. v. O.**) verabfolgen lassen könne. Du hast dich also deßhalb unmittelbar an ihn zu wenden. Ich will dir, außer diesem, eine Abschrift von meiner neuesten Arbeit, der Turandot, die ich nach Gozzi neu bearbeitet habe, zusenden, sobald ich eine Abschrift davon habe. Dafür aber erbitte ich mir, als einen Gegendienst, daß du für den jungen Hölzlin der sich beim Theater zu Mannheim aufhält, etwas thun mögest. Seine armen Aeltern haben mir bei meinem Aufenthalt in Mannheim Freundschaft erwisen, sie sind jetzt in übeln Umständen, die arme Mutter hat sich an mich gewendet, und ich wünschte herzlich gern etwas zu ihrer Erleichterung beizutragen. Laß unsre Freundschaft, die jetzt wieder neu auflebte und wie ich sicherlich hoffe, ununterbrochen fortdauren wird, durch die guten Wünsche einer Familie, die uns beiden ihre Verbesserung dankt, eingeweiht und versiegelt werden.

Die Turandot, die du wahrscheinlich aus Gozzi schon kennst, ist ein Stück, welches auf jeder Bühne und besonders bei einem fröhlichen sinnlichen Publicum, Glück machen wird. Auch ist in dem Stück, da es in China spielt und bloß fabelhafte Verhältnisse behandelt, nichts woran auch das reizbarste Publicum Anstoß nehmen könnte. Sie wird bald in Dresden gespielt werden, dieß ist in Absicht auf Censur etc. alles gesagt.

Es thut mir sehr leid, daß du dich über J.***) zu beklagen hast. Freilich mögen die Verhältnisse, die ihn treiben und drängen, seine Stimmung verändert haben. Er hat als Director d. Th. ein böses Schiff zu regieren, er ist als Schauspieler und als Dichter im Kampf mit dem Partheigeist und dem Zeitgeschmack, er will erwerben und reich werden, und es fodert schon den ganzen Mann, sich im Besitz zu erhalten. Das kann ihn däucht mir bei einem nachsichtigen Freund entschuldigen, wenn er sich nicht immer gleich bleibt; aber eine Jugendfreundschaft wie die eurige ist unzerstörbar und ich zweifle nicht, ihr werdet einander wieder finden.

Charlotte Kalb hat Lust wieder von Erlangen weg und nach Weimar zu ziehen. Ich weiß nun zwar nicht, ob sie sich hier wieder gefallen wird; aber ich freue mich doch sie wieder zu sehen und wünsche zu Ihrem Wohlbefinden etwas beitragen zu können.

Deinen Vorschlag wegen einer Reise nach Mannheim wünschte ich ausführen zu können, aber in dem nächsten Frühjahr kann es noch nicht geschehen, eher im künftigen Jahr wo ich eine Reise nach Schwaben und der Schweitz damit verbinden möchte.

Lebe recht wohl, empfiehl mich deiner Frau und erhalte mir deine Liebe.

Schiller.

*) Maria Stuart.
**) Jungfrau von Orleans.
***) Iffland, Direktor der Nationalbühne in Berlin.

An Mademoiselle Beck
nach der Aufführung der Johanna
am 5. April 1811.

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!" —
Noch hör ich es, und hör es immer wieder,
Es klingt mir zu wie Aeolsharfenlieder,
Wie Engelsruf aus ferner Sternenweite. —

Noch seh ich dich! — der Locken goldne Seide
Fließt von der hohen Heldenstirne nieder,
In rauhes Erz schließt du die zarten Glieder,
Gleich schön im Panzer wie im Schäferkleide.

Wie traf dein Blick gewaltig alle Herzen,
Da, wo des Dichters Stimme schweigen muß,
Und tauchte sie in's Hochgefühl der Schmerzen! —

Kurz war der Stunde blühender Genuß.
Doch wird das Schöne, was sie uns gegeben,
Mit deinem Bild im Herzen ewig leben.

Theodor Körner.

An den Schauspieler Beck.

Ich danke Ihnen von Herzen, Mein liebenswürdiger Freund, für die Gesinnungen, vermögen deren Sie so viel Werth auf diejenigen legen, welche mir Ihre Talente und ein Charakter des Geistes und Herzens, der so selten bey jenen anzutreffen ist, auf immer eingeflößt haben.

Sie werden meinen Nahmen auf eben dem Blatte finden, das Sie an Meinen und Ihren Freund Baggesen erinnert.

Beklagen Sie mich, daß ich gestern, durch einen etwas harten Anfall von Unpäßlichkeit (der zwar jetzt glückl. überstanden ist, aber mir gestern das Ausgehen schlechterdings unmöglich machte) des Vergnügens beraubt worden bin, dem vollständigen Triumph beyzuwohnen, den Sie (wie mich meine Kinder versichern) in der schönen Rolle des Peters in Ifflands Herbsttag über unser kaltes Publicum davon getragen haben. Ich allein habe dadurch verlohren: denn die Hochschätzung und Zuneigung, die ich Ihnen mit so vielem Rechte gewidmet habe, bedurfte keines neuen Titels bey

Ihrem
ergebensten Fr. u. Dr.
Wieland.

von Hause den 6. Febr. 1791.

Das schwarze Schloß.

Novelle von N. v. Hof.

Die Flucht aus der Heimat.

Es war an einem sonnigen Septembernachmittag, die Wälder trugen schon die tiefen und prächtigen Farben ihres neuen Beherrschers, des Herbstes, aber der Rasen prangte noch wie in zarter Frühlingsfrische und in der lauen Luft schwebte und webte hie und da eines jener Duftgebilde, die man in Norddeutschland Mädchensommer nennt und welche die englische Sprache mit dem so entsprechenden Worte «gossamer» bezeichnet.

Vor dem Blicke lag eine weite Wiesenfläche, an einer Seite vom Strome begrenzt, der von schwimmenden Inseln blühender Wasserlilien geschmückt wurde, über die sich dann und wann ein Wasserhuhn schenen und behenden Fußes hinüberstahl. — In einiger Entfernung ertönte ein leichtes Geräusch, wie von Rosseshufen, und im nächsten Augenblick wurden zwei anmuthige Gestalten auf den blumigen Matten sichtbar.

Ein junges Mädchen, in einem Reitkleid von schwarzem Sammet, einem Hute von gleicher Farbe, von dem eine schneeweiße Feder lang und leicht herniederwallte, ritt ein silbergraues Pferdchen, dessen leiser Huf den Rasen kaum zu berühren schien, über den es seine junge Gebieterin wie im spielenden Tanze dahintrug. Ihr lichtbraunes Haar, die tiefblauen Augen, von langen dunkeln Wimpern umstrahlt, die reine weiße Stirn ließen vermuthen, daß Lady Adeliza, die einzige Tochter des Earl of Pembroke, einem angelsächsischen Hause entstammt sei.

Ihr junger Begleiter war Sidney Bromham; sein Anzug von gleicher Farbe und gleichem Stoffe, wie das Kleid der Dame, machte einen gar hübschen Kontrast mit der Farbe seines stolzen und muthigen Rosses; es war als ob die Sonne, die es soeben beschienen, die Spuren ihrer goldenen Strahlen in seinem leuchtenden Braun zurückgelassen habe. Auch sein Hut war mit einem reichen weißen Federbusch geschmückt und die dunkeln Locken wallten frei auf seine Schultern hernieder, die ein Spitzenkragen zierte, wie sie zu Cromwells Zeit von ungewöhnlicher Größe getragen wurden. Sidney war, obwohl nur ein Jahr älter als das Mädchen, so viel größer als sie, daß sie zu ihm hinaufsehen mußte, wenn sie mit ihm sprach. Sein Haar und seine Augen waren von einem dunkeln Braun, wie auch seine Gesichtsfarbe einen südlichen Anstrich hatte, und es lag in dem Ausdrucke dieses Gesichtes eine ansprechende Melancholie.

Die Kinder waren so sehr in's Plaudern vertieft, daß sie eines Reiters nicht gewahr wurden, der sie schon lange aus der Ferne verfolgte und beobachtete. Einige Male kamen sie zu Grenzscheiden in den Wiesen, die aus vier Fuß hohen Planken bestanden: Sidney spornte die Weichen seines Renners und setzte über, Lady Adeliza preßte die Lippen fest zusammen, während ihr gespannter Blick ihm ängstlich folgte, aber sie suchte dennoch nicht mit einem Worte Einhalt zu thun, obgleich sie selbst ihr Pferdchen den kleinen Umweg um die Einzäunung herum machen ließ.

Nun aber erreichten sie den Fluß, der hier bei weitem schmaler erschien, als er wirklich war, da seine Ufer, an beiden Seiten mit dem üppigsten Grün überwachsen, weit über die dunkle Fluth hineinragten. Sidney war schon im Begriffe überzusetzen, als sich die kleine Hand seiner Begleiterin fest und entschieden auf seinen Arm legte; verwundert und fragend schaute er auf, ihr in's Antlitz, und dieser eine Blick genügte;

ohne nur einmal eine Erklärung zu fordern, hielt er augenblicklich sein edles Thier an, und es stand still und ruhig, wie in den Grund gewurzelt.

Sie aber gab die Erklärung ungefragt. „Mein edler Vetter," hub sie an, „wäret Ihr über den Strom gesetzt, so möchten wir schwerlich noch diesen Abend Berington-Hall erreicht haben, denn jenseits ist Alles sumpfiges Moorland, der schwammige Grund ist so lose, daß Euer schönes Thier in fünf Minuten bis über den Bug versunken wäre." Dann beugte sie sich vorwärts, klopfte den Hals des Braunen und sagte: „Habe Dank, du hübsches Pferdchen, für deinen Gehorsam."

Da wendete sich der Knabe rasch und leuchtenden Blickes zu ihr: „Und wisset Ihr denn noch nicht, Lady Adeliza, daß Sidney Bromham dem leisesten Winke Eurer kleinen Hand eben so unfehlbar Gehorsam leisten würde, als mein Phöbus dem Drucke des Zügels?"

Ein leises Lächeln schlich über des Mädchens feine Lippen, dann richtete sie sich empor, so hoch sie konnte, und versuchte die Miene einer Erwachsenen anzunehmen, indem sie sagte: „Ich danke Euch, mein Vetter."

„Ich danke Euch und will Euern Gehorsam nicht auf Proben stellen — das ist's wohl, was Ihr sagen wollt?" erwiderte er in etwas gereiztem Tone; „Ihr begehrt meine Dienste nicht, wollt mich nicht als Euren Ritter annehmen."

„Nicht doch, mein Vetter," sagte sie nach langer Pause; „aber seht, ich möchte gern einen treuen Ritter haben, der mir diente sein Leben lang, solch einen, wie den treuen Lancelot vom See, Ihr aber werdet Berington-Hall bald verlassen, werdet viel andere schönere Damen sehen, und dann" — und dann werdet Ihr mich vergessen, wollte sie sagen, aber Sidney fiel ihr lebhaft in die Rede: „Vergessen? Sidney könnte Euch jemals vergessen? Nein, nein, Lady Adeliza, das ist's nicht, Ihr wollt Euch einen älteren Ritter wählen, der schon große Thaten vollbracht hat, wollt nicht prüfen, ob ich's werth bin, Euer Cavalier und Paladin zu sein."

Der hochfliegende Ton dieser ganzen Unterhaltung zweier Kinder unter vierzehn Jahren gibt uns einen Begriff von der chevaleresken und etwas feierlichen Weise, in der sich dazumal die Gesellschaft gefiel, insoweit Cromwells schlichte Derbheit noch nicht in ihre Zirkel hineingedrungen war.

Eine tiefe Stille folgte; der jugendliche Ritter fühlte sich in seinem Stolze sehr verletzt. Dann nestelte das Mädchen an einem Bande von Blau und Gold, das um ihren Hals geschlungen war, nahm es ab und überreichte es ihrem Vetter, indem sie sich alle Mühe gab, so würdevoll als möglich auszusehen. „So traget denn meine Farben und dienet mir, weil Ihr es nicht anders wollt, und vergesset nicht, Sidney Bromham, daß Lady Adeliza einen treuen Ritter in Euch zu finden hofft."

Der Knabe empfing das zarte Gewebe mit enthusiastischer Miene, drückte es an seine Lippen, und indem er sich tief verbeugte, zwang er sein Roß, ein Gleiches zu thun. „Eher würde Sidney sich selbst vergessen, ehe er seiner Herrin vergessen könnte," antwortete er, und sah so stolz aus, als ob er ihr schon ein Königreich zu Füßen gelegt hätte. Und diese Kinder fühlten sich wirklich — ihren kleinen Roman mit solch großen Worten beginnend — erhaben über die Welt, die sie umgab; sie kamen sich vor wie zwei jener idealen Figuren, unmittelbar von der Tafelrunde in ihre Gegenwart versetzt, und sie würden ihren kindlichen Träumereien noch länger nachgehangen haben, hätte sie nicht eben jetzt der Reiter erreicht, der ihnen schon lange gefolgt. Sidney wendete sich um, und ihn erkennend, redete er ihn freundlich grüßend an: „Willkommen, Rollard, was gibts Neues? Ihr seht ja beinahe aus wie ein Rundhut!"

„Der Vorsicht wegen," antwortete Rollard trocken; „wo find' ich Lord St. Albans, Euern Bruder?"

Sidney sah sich um und deutete endlich auf eine Figur, die wie im Traum langsam am Walde hinzog. „Sieh zu, ob Du ihn wecken kannst, Rollard; bei der heiligen Jungfrau, in zehn Tagen haben wir keine zehn Worte von ihm gehört."

Rollard sprengte in der angedeuteten Richtung davon.

Bald nachher erreichten Adeliza und Sidney die Burg. Diener kamen ihnen entgegen, ihre Pferde in Empfang zu nehmen. Adeliza eilte ihrem Zimmer zu, das lange schwere Reitkleid abzulegen, und Sidney verweilte sinnend in der großen Halle. Er war der zweite Sohn des Viscount Beauclare, eines treuen Anhängers Karls I., für den er in der Schlacht bei Naseby sein tapferes Schwert gezogen, sein edles Leben verloren hatte.

Unsere Nibelungen sagen „von langer Rache ist König Siegfrieds Weib", von längerer aber war Cromwell, der damals noch nicht zur unmittelbaren Gewalt gelangt war und sie auf verstecktem Wege verfolgte. Beauclare hatte ihn einst tödtlich beleidigt, als er ihm, seinen Charakter durchschauend, sagte: unter seinem Heiligenschein sei ein Scheinheiliger verborgen, und da nun der Vater seiner Rache durch ruhmvollen Tod entgangen war, beschloß er mit der Zähigkeit, mit der er alle seine Ziele verfolgte, solche an den Kindern desselben zu nehmen, die in stiller Zurückgezogenheit in Arwood-Castle, dem alten Schlosse ihrer Väter, lebten. Es lag an der Grenze des mächtigen Waldes, der damals unter dem Namen New-Forest bekannt war.

Unter dem Vorwande, dem König, der seine Haft verlassen, nachzuspüren, gab Cromwell Befehl, diesen Forst auf's Strengste zu durchsuchen. Truppenabtheilungen drängten von allen Seiten in der Richtung nach dem Schlosse. Geplünderte Dörfer, zerstörte Hütten und mancher Leichnam bezeichneten ihre grauenvolle Fährte, und der Anführer hatte den Befehl, das Schloß unter irgend einem Vorwand niederzubrennen mit Mann und Maus. Glauben wir zur Ehre der Menschheit, daß es den Offizier dießmal schwer ankam, den Befehl des „großen Generals" auszuführen: er strich in der Nähe herum, ohne entschiedene Anstalt zu treffen.

Rollard, ein treu ergebener Diener Beauclare's,

errieth, daß etwas Drohendes im Werke sei; als Rattenfänger verkleidet, mischte er sich unter die Soldaten und es gelang ihm wirklich, den blutigen Anschlag zu erforschen. Unter den Offizieren war einer, der in jungen Jahren Rollards Freund gewesen, dieser war der Meinung, auch Rollard gehöre zu der neuen glücklicheren Partei im Reiche und ging so weit, ihn um Rath zu fragen, wie die Sache am besten anzufangen sei. Rollard ertheilte mit kluger Vorsicht solche Rathschläge, wie er sie am dienlichsten hielt, um einige Zeit zu gewinnen. Dann stahl er sich zurück in's Schloß und begehrte Gehör bei Mistreß Millisont, der Schwester seines verstorbenen Herrn, die jetzt an der Spitze des Hauses stand. Er stellte ihr mit lebhaften Worten die ganze Sache vor, bat sie, noch in dieser Nacht mit den Kindern zu fliehen, versprach alle Hilfe und allen Schutz, selbst wenn es sein Leben kosten sollte, und schlug die niedere Hütte, die sein Weib bewohnte, als ersten Zufluchtsort vor.

Mistreß Millisont saß stolz und steif in ihrem hochlehnigen Stuhle; auf ihrem Haupte thronte hoch und steif eine weiße Haube, ein sehr bedeutender Bart überschattete ihr die Oberlippe und die Nase sprang kühn in's Weltall. Sie maß den treuen Diener mit einem langen Blick. „Wie könnt Ihr Euch anmaßen, solches zu glauben von Offizieren und Gentlemen?“ fragte sie scharf. „Geht, sendet mir Mary, meine Jungfer, daß sie sich hinter meinen Stuhl stelle, damit ich die Herren in aller meiner Würde empfange, sollten sie das Schloß besuchen wollen.“ — Rollard wollte Gegenvorstellungen machen, aber die hohe Miene und augenscheinliche Bravour der Dame machten ihn kleinlaut und er schlich still hinaus. Sein treues Herz jedoch trieb ihn nochmals unter die Truppen. Bald traf er wieder mit demselben Offiziere zusammen, der ihn mit seinem Vertrauen beehrt hatte. Im Laufe ihrer Unterhaltung fragte Rollard, seiner Vorsicht für einen Augenblick vergessend, „sollte es denn wirklich des Generals — Gott segne ihn — Wille sein, die armen Kinder so grausam zu tödten?“

Der Offizier warf einen forschenden Blick auf ihn und sagte streng: „Herr Rattenfänger, wenn er jener Brut nachstellt, so tödtet er nicht bloß die Alten, sondern auch die Jungen und selbst wenn er ein ganzes Nest voll fände.“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Rollard einlenkend.

Und der Offizier fuhr fort: „Für heute bin ich Eurer Gesellschaft müde, aber vergeßt nicht, daß bei einer zweiten Bemerkung über die Befehle des Generals wir leichtlich versucht werden möchten, Euch für eine Ratte anzusehen, anstatt für einen Rattenfänger.“

Einige Stunden später stand Rollard wieder vor Mistreß Millisont und erklärte ihr fest und entschieden, daß er die Kinder seines Herrn retten wolle und sollte es ihn sein Leben kosten. „Noch diese Nacht nehme ich sie mit mir in meine Hütte, und da Ihr mir nicht folgen wollt, hört wenigstens meinen Rath und flieht noch diese Stunde!“

Die Dame machte keine fernere Einwendung und Rollard führte die Kinder durch einen unterirdischen Gang von Arwood-Castle zu einer nahen Kapelle und von dort in seine Hütte. Mistreß Miltisont rief Mary und auch Betty, die beide hinter ihren Stuhl stehen sollten, wenn sie Cromwells Offiziere empfinge, aber die Zofen waren nicht zu finden, und so ging es ihr nach und nach mit allen Dienern — sie waren nach dem Abzug der Kinder eins nach dem andern verschwunden. So saß sie in ruhiger Fassung allein in ihrem hohen Stuhle, als gegen elf Uhr Nachts einige Soldaten hereinstürmten, sie trotz ihres Sträubens ziemlich unsanft aufaßten, auf ein Pferd hoben und im Galopp mit ihr davonritten. Rollard hatte den klugen Einfall gehabt, den Soldaten zu verstehen zu geben, der König weile als Frau verkleidet im Schlosse; er hoffte so wenigstens ihr Leben zu retten. Aber seine Hoffnung betrog ihn; die Dame focht und kämpfte so männlich gegen ihren Mitreiter, daß sie endlich vom Pferde fiel und wenig später aus vielen Wunden blutend ihren Geist aufgab.

Zu derselben Zeit schlugen helle Flammen aus verschiedenen Theilen des Schlosses auf, und der Morgen sah eine öde Brandstätte. Aber Rollard gelang es, die vier Kinder seines Herrn nicht nur zu retten, sondern sie auch für längere Zeit verborgen zu halten; er ließ sie die Kleidung der Bauern anlegen und behandelte sie anscheinend gleich seinen eigenen Kindern, suchte es aber sorgfältig so einzurichten, daß die Kleinen ihr Frühstück nie ohne ein Stückchen Weißbrod zu nehmen brauchten, und bezeugte Lord St. Albans, so oft sie allein waren, gern den Respekt, den er ihm schuldig zu sein glaubte.

Cromwell gab das Gut Arwood und alle anderen Beauclare gehörenden Besitzungen einer von seinen Kreaturen nebst dem Titel eines Herzogs von Beauclare. Diese Kunde erreichte Rollard und die Kinder, und Lord St. Albans wurde von diesem Tage an noch stiller und in sich gekehrter, als er es schon seit dem Tode seines Vaters gewesen.

Da trat eines Abends Rollard zu ihm, also sprechend: „Nehmt Euch den Raub Eurer Güter nicht so zu Herzen; seht, ich danke Mylord, Eurem Vater, Alles was ich habe, und das ist mehr, als Ihr denkt, aber so viel es auch sei, es gehört dem, von dem es kommt, oder seinen Erben.“

St. Albans streckte schweigend seine Hand zum Danke aus. Nach einer Pause sagte er: „Noch besitze ich das kleine Einkommen, welches ich mit meinem Titel von meinem Onkel erbte, und obgleich ich es jetzt nicht beanspruchen kann, es muß ein Tag kommen, wo es mir wieder zusteht und dann, Rollard, will ich's Euch hundertfältig zurückgeben, wenn Ihr mir jetzt eine Summe leiht. Sidney und ich müssen weiter ziehen, ich denke wir würden für einige Zeit geborgen sein auf dem Schlosse von Lord Pembroke, einem Jugendfreunde meines Vaters. Blieben wir länger hier, so wäre unser und Euer Leben gefährdet.“

„So dachte auch ich,“ erwiderte Rollard, „und auch dort will ich für Euch wachen, Ihr sollt von mir hören, sobald es nicht länger sicher für Euch sein sollte, dort zu weilen.“

Und es war an eben dem Tage, da unsere Geschichte beginnt, als Rollard kam, um St. Albans zu sagen, daß man Kunde habe von seinem und seiner Geschwister Leben, daß man auf ihrer Spur sei und daß es nur ein Mittel gebe, sie zu retten — schleunige Flucht und einige Jahre Aufenthalt im Auslande.

St. Albans hatte Rollards Bericht mit dem Schweigen angehört, welches ohne Worte sagt: ich wußte, daß es so kommen würde und ich bin bereit; aber bei den Worten „einige Jahre im Auslande verweilen", verbreitete sich langsam eine tiefe, todtähnliche Blässe über sein Gesicht, er athmete schwer und konnte sich kaum aufrecht halten. „England verlassen," wiederholte er endlich mit tonloser Stimme, — „Rollard, wollt Ihr einen Fisch auf's trockene Land bringen, unter dem Vorwand, sein Leben zu erhalten?"

Der alte Mann ritt näher an St. Albans heran, ergriff seine Hand und sagte, während sich seine ehrlichen blauen Augen mit einem schimmernden Naß füllten: „Mylord, willig wollte ich mein Leben für Eure Rettung geben, aber in diesem Falle gibt es kein anderes Mittel als Flucht; erhaltet Euer Leben für Eure Geschwister, Euern tapfern Arm für England."

Als St. Albans zu seinem Bruder in die Vorhalle trat, lag der Schatten des Todes noch über seinen Zügen; in möglichster Kürze theilte er Sidney die ganze Sache mit und sie begaben sich alsdann zu Lady Pembroke, um sogleich Abschied von ihr und ihrer Tochter zu nehmen. — Sidney und Adeliza trennten sich mit trüben, feuchten Blicken und wiederholten Versicherungen ewiger unwandelbarer Treue.

Die Erscheinung am Wasserfall.

Fast drei Jahre waren inzwischen verflossen. Die beiden Brüder lebten in Italien im Hause eines Handwerkers und harrten sehnsüchtig, ob nicht günstige Nachrichten von Rollard einliefen.

Endlich wurde St. Albans vom Heimweh übermannt, er wollte in's Vaterland zurückkehren um jeden Preis. Ja Sidney hatte lange schon bemerkt, daß der Sehnsüchtige allnächtlich sein Lager verließ, auf das flache Dach stieg und dort, den Blick nach Norden gerichtet, stundenlang saß, gleich einem Monument aus Stein, und erst mit dem Morgenroth zurückkehrte, ohne einen Blick, ja ohne Bewußtsein für seine Umgebung. Wie aus einem Traume erwachend, trat er einst vor seinen Bruder hin und sagte: „Kehren wir zurück! Nicht länger ertrage ich diese Abwesenheit von England, sie lastet auf meiner Seele wie der Fluch einer Mutter, ich muß mich davon befreien und sei es durch den Tod."

„Gehen wir noch heute," rief Sidney mit liebevoller Wärme. Und in schnellen Tagereisen traten sie ihre Rückkehr an, zu schnell für St. Albans' tief untergrabene Gesundheit.

In Paris wurde er von einem Fieber ergriffen; kaum war er genesen, aber noch von krankhafter Sehnsucht überwältigt, so setzten sie ihren Weg fort und zwar zu Fuße, aus Furcht, sie möchten sonst die Ueberfahrt nicht bezahlen können. Langsam näherten sie sich Calais.

Eine kühle Nacht folgte dem schwülen Tag, sie hatten nur wenige Stunden zurückgelegt und St. Albans schlug vor, die Reise während der Nacht fortzusetzen. Sidney erkannte an der rastlosen Ungeduld und dem flehenden Tone, in welchem der Vorschlag gemacht wurde, daß eine Weigerung unerträglich für seinen Bruder sein würde, daher willigte er ein. Schweigend schritten sie neben einander her, die öde Hochstraße wand sich durch einförmiges Land aufwärts. St. Albans' Arm ruhte schwer in dem seines Bruders, seine Schritte wurden langsamer und immer langsamer. Da riß er sich gewaltsam empor. „Laß uns eilen, das Meer zu erreichen!" rief er aus und stürzte mit unsicheren Schritten vorwärts. „Laß uns das Meer erreichen, schon hör' ich den Choral der Gewässer von den Wellen des Ozeans zum Sternenhimmel emporschwellen. Komm! Komm! Neues Leben durchglüht meine Adern, ich werde England schauen, schon von Ferne schimmert sein weißes, meerumrauschtes Gestade."

Sidney konnte kaum folgen, er beschwor ihn, sich zu schonen, er lenkte nach einem Meilenstein. St. Albans taumelte darauf nieder, sein Bruder umfaßte ihn weinend, ein Zittern durchbebte seine ganze Gestalt.

„Weine nicht," rief er dann mit einer Stimme, die nicht die seinige schien. „Weine nicht, wir sind ja in England; England, mein Vaterland, in deinem Schoße werde ich ruhen, da ich für deinen Ruhm nicht fechten kann!"

Er sank zusammen, sein Kopf ruhte an der Brust seines Bruders; langes, tiefes Schweigen folgte: dann richtete ihn Sidney langsam empor, die Augen waren gebrochen, ein Schauer ergriff ihn, er legte seine Hand über das entseelte Antlitz und verharrte so bis zum Morgen. Endlich nahte ein Fuhrwerk und brachte sie zum nahen Dorfe, dessen Gemeinde die Hülle des fremden Jünglings willig in ihren Friedhof aufnahm.

Schwer riß sich Sidney wieder los von dem Orte und erreichte vierzehn Tage nach der Ueberfahrt auf vielen Umwegen das am Walde einsam gelegene Haus Rollards. Es war ein trübes, schmerzvolles Wiedersehen, seine beiden Schwestern Amelia und Sahra waren aus treuer Fürsorge in die schottischen Hochlande zu einer Base Rollards gesandt. Auch Sidney sollte sich dorthin begeben, bat Rollard, denn mehr als je war Cromwells Macht befestigt, mehr als je spionirte man in der Nähe von Rollards Haus nach einer Spur der Nachkommen Beauclare's; Vermuthungen ihres Daseins hatten sich abermals verbreitet und hatten sogar Cromwells Ohr erreicht.

Sidney Bromham, nunmehr Lord St. Albans, reiste langsam und vorsichtig in der Richtung nach Schottland. In Northumberland verweilte er in einem Gehöfte, welches zugleich eine Herberge war. Der schöne Abend veranlaßte ihn in der Nähe umherzustreifen. Mit Bewunderung blieb er vor den Ruinen einer römischen Wasserleitung stehen, von deren gebrochenen Arkaden sich ein Katarakt in schnellem Falle herniederstürzte, während eine Wolke von Tropfenstaub

wieder in die Höhe wallte. In dieser Wolke erglänzte von den Strahlen der sinkenden Sonne ein prächtiger Regenbogen und hinter dem schimmernden Wasserfall, den der Regenbogen umschwebte, zeigten sich deutlich die Umrisse einer zarten weiblichen Figur, ein Gewand von der Farbe der Aqua-Marina floß von den schlanken Schultern zu den Füßen nieder, lose Locken umwebten ihr schönes Haupt wie goldiger Duft.

Sidney glaubte jeden Augenblick, das holde Bild werde in Nebel zerrinnen, er konnte seine Augen nicht abwenden. Aber die Figur blieb stehen, ja sie lächelte ihn an, wie das Grüßen eines Engels. Sidney hielt sich nicht länger, er wollte gegen sie eilen, aber sie winkte ihm abwehrend mit der Hand.

„Laß mich zu Dir kommen!" flehte er. Sie schüttelte langsam das Haupt. Ein Geräusch veranlaßte ihn, sich umzuwenden, und als er wieder hinsah, war sie verschwunden.

Das Geräusch war durch seinen Wirth veranlaßt, einen mürrischen Alten. „Was geht Ihr hier Gespenster zu sehen! kommt, Euer Abendbrod wartet," sagte er verdrießlich.

„Gespenster?" fuhr Sidney auf, „sprecht Ihr von dem Engel, der mir hinter jenem Wasserfall erschienen?"

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt," brummte der Alte, „ich sage Euch, es ist nicht geheuer an diesem Orte. Schon mein Großvater sprach von dem Weibsbilde, das hier umzugehen pflegt, und noch heute ist sie

Botenfrau. Pächterstochter. Marktweib. Winterkostüm. Dienstmädchen.

Trachten in Wales. (England.)

jung und schön. Wie kann das mit rechten Dingen zugehen? Ihr könntet was Besseres thun, als diese Teufelspossen angaffen."

„Ihr seid nicht eben höflich," bemerkte Sidney.

„Und Ihr seid eben kein Rundhut, trotz der geschorenen Locken," sagte der Alte schroff und kühl.

Sidney schwieg betroffen und beschloß das Haus so bald als möglich zu verlassen. Er nahm sein einfaches Mahl, zahlte die Zeche und setzte seinen Wanderstab weiter. Sein Wirth verfolgte ihn eine Strecke mit forschend böswilligem Blicke, und Sidney war sich der Gefahr, in der er schwebte, völlig bewußt; er war entschlossen, diese Gegend schleunigst zu verlassen, aber der Wasserfall zog ihn an mit magischer Gewalt, ein Etwas in der schönen Erscheinung hatte die tiefsten Saiten seiner Seele berührt, und der schmerzlich-süße Ton durchzitterte sein ganzes Wesen.

Vernunft und Gefühl hatten einen harten Kampf, endlich siegte die erstere. „Thor, der ich bin," sagte er zu sich selbst, „eine Erscheinung, vielleicht nur eine Illusion, ein Duftgebild aus Sonnenstrahlen, in Nebelschleier gewebt, sollte mich von meiner Bahn ablenken, einem ruhmlosen Tode in die Arme führen? nein, dreimal nein! schweige, Herz, mit deinem kindischen Sehnen!"

So weit war sein Entschluß schon gediehen, da blinkte — unbewußt hatte er seine Schritte dahin gewendet — von ferne der magische Strahl, blitzend gleich elektrischem Licht in des Mondes schimmerndem Glanze. Wie von einem Zauberstabe berührt stand er still. Sein leuchtendes Auge durchschoß die transparente Finsterniß

der Schatten verbreitenden Bäume und hing mit schwärmerischem Ausdruck an der Stelle, wo die holde Gestalt ihm erschienen war. Doch so tief auch sein Blick durch die verschleiernden Wasser hindurchdrang, die Stelle blieb leer; aber mit dem melodischen Säuseln des fallenden Strahles waren die süßesten Laute verwebt, und zwar in jener Sprache, welche an und für sich schon Musik ist, in der italienischen. Es war ein Gesang, wie ihn die Poesie jener Tage jederzeit in Bereitschaft hatte, ein Ausdruck des Gefühles oder Gedankens, der den Sänger oder die Sängerin eben durchströmt, die Reime lose verschlungen, die Melodie einfach und sinnig:

Wo die Welle den Himmel ersteiget,
Wo die Wolke zur Welle sich neiget,
Wo der Tag mit der Nacht sich verbindet,
Wo dein Weg durch Felsen sich windet,
Dahin eile, o eile!
Da verweile, o weile!

Kaum waren die letzten Hauche dieser seelenvollen Klänge von einem gefälligen Echo nochmals zu ihm herüber getragen, als er schon mit beflügelten Schritten nach der Stelle eilte, von der sie zu kommen schienen. Alles war leer, keine Spur eines lebenden Wesens zu entdecken. Mit hochklopfendem Herzen warf er sich auf den feuchten Boden, und die Qualen einer namenlosen Sehnsucht preßten ihm Thränen aus den Augen. Da tönte es wieder: Eile, o eile! Rasch warf er den Blick in die Höhe, und über ihm, im tiefen Himmelsblau über einer weißlichen Wolke schwebte die lichtumstrahlte Gestalt.

Im Nu hatte er sich auf ein Knie emporgerafft, und mit erhobenen Händen rief er aus: „Himmlische Erscheinung!“ Aber die Jungfrau unterbrach ihn: „Ich bin der Himmlischen keine, bei Tage wohne ich in düstern Grabeshöhlen und nur des Mondes bleiches Licht erlaubt mir einen Zug der frischen belebenden Luft.“ Er sah nun auch, daß sie nicht schwebte, sondern auf der Höhe der Wasserleitung stand, an welche ein mächtiger Birnbaum seine weißen Blüthendolden wie ein Vließ von Wölkchen anschmiegte. „Dann seid Ihr vielleicht gefangen in der Gewalt hassender Feinde; sprecht, o sprecht ein Wort, edle Dame, und bei der heiligen Jungfrau sei's geschworen, ich will Euch retten, ich, mit diesem meinem guten Schwerte.“ Und wieder schüttelte die Jungfrau verneinend das blühende Haupt: „So seid ihr Männer — Feindschaft und Haß, und Kampf und Streit sind euer Element, wir aber sind zum Lieben geboren, es sind der Liebe heilige Bande, die mich halten und halten werden.“

„Ah so! und weiß der Ritter, den Ihr beglückt mit Eurer Liebe, sein Kleinod nicht besser zu schützen?“

„Der Ritter, für den ich lebe, für den ich bete und wache, ist mein Vater; Gott allein weiß, ob er den morgenden Tag noch erleben wird.“

Da fiel Sidney wieder flehend ein: „O so laßt mich Euch zur Seite stehen, nehmt mein Leben hin zu Eurem Schutze.“

„Nicht so, nicht so,“ erwiderte sie mit wehmüthiger Freundlichkeit, „aber wollt Ihr uns einen Dienst leisten, so bestellet diesen Brief.“ Damit zog sie ein zierlich zusammengefaltetes Blatt aus dem Busen und in der nächsten Minute lag es in seinen haschenden Händen; die Adresse war italienisch, sowie es die ganze Unterhaltung gewesen. Sidney fühlte eine höhere Glut seine Adern durchströmen, als er das mit einem blauen Bande umwundene Billet in die Brusttasche seines Wamms schob.

„Möge dieser kleine Dienst mich für größere würdig machen, und —“

Es fiel ein Schuß, die Erscheinung versank, der Grund schien unter seinen Füßen zu wanken und zu weichen, seine Sinne waren wie umnebelt, eine eisige Kralle faßte ihn beim Arme, eine tödtliche Kälte schlich sich durch seine Gebeine von dem fürchterlichen Griff; mit rascher Bewegung schob man einen Knebel in seinen zum Schrei geöffneten Mund, seine Armgelenke umschlangen eiserne Handschellen, die tiefste Finsterniß herrschte, noch ehe er den Ort erkennen konnte, an dem er sich befand. Vorwärts, immer vorwärts mit eiliger Gewalt drängte ihn der Griff der eisigen Kralle, ein Modergeruch umwehte ihn, manchmal streifte seine Hand eine feuchte moosige Mauer.

Endlich machte man Halt und trotz der unbequemen Situation fiel er bald in einen tiefen Schlaf, denn der starke Tagesmarsch, die heftige Aufregung, alles dieß forderte von einer gesunden Natur mit Allgewalt einen erquickenden Schlaf.

Es war schon hoch am Tag, als er vom Glanz der Sonne erwachte, er rieb sich die Stirn: „Was für ein seltsamer Traum!“ rief er aus, richtete sich in die Höhe und erblickte das Briefchen, welches von der Bewegung des Aufstehens aus seiner Tasche glitt.

Es war an einen Priester in Clanberis adressirt. Die feinen und sichern Schriftzüge zauberten das holde Bild der Schreiberin wieder in aller Lebensfülle vor seine Augen. Auch die Spuren der Handschellen waren noch an seinen Gelenken zu sehen, und an seinem Wamms hing hie und da ein Gespinnst, wie man es aus feuchten Mauerlöchern heimzubringen pflegt. So war es denn Wahrheit! und dennoch ließ sich von dem Gemäuer, dem Wasserfall, der schönen Erscheinung weit und breit keine Spur entdecken. Endlich riß er sich von dem Orte los; und selbst wenn sie ein Blendwerk wäre, so könnte sie nur eines aus Licht sein, sagte er sich; vor allem will ich ihren Brief besorgen, und wer weiß, vielleicht gibt mir der Priester eine Aufklärung.

In der nächsten Schenke, die hart am Wege lag, ordnete er einigermaßen seinen Anzug, nahm Speise und Trank und zog mit aller Vorsicht Erkundigung über die Straße ein, die nach Clanberis führte.

Zu gleicher Zeit erfuhr er hier zufällig durch die Unterhaltung zweier Soldaten am Schenktisch, was er sich seit seiner Rückkehr nach England vergeblich bemüht hatte zu erfahren: das Schicksal des Earl of Pembroke und seiner Familie. Derselbe war kurz nachdem die beiden Brüder sich von Lady Pembroke und ihrer Tochter verabschiedet hatten, nach Berington-Hall zurückgekehrt, zum Schrecken seines Weibes nur

mit einem Arm; daß er den rechten in der Schlacht von Naseby eingebüßt, hatte man ihr verschwiegen. Bald darauf hatte Cromwell einen Vorwand gefunden, unter dem man den Grafen verhaften konnte. Bei Nacht fielen seine Schergen in Berington-Hall ein und zwangen den ehrwürdigen Invaliden, mit Weib und Kind ohne Verzug aufzubrechen; es war ein rauher Winter, der von 1645, und Lady Pembroke's zarte Gesundheit unterlag schon nach wenigen Tagen; der Graf und seine Tochter, die um keinen Preis von ihm getrennt sein wollte, wurden in den Tower gesperrt, wo sie bald — man wußte nicht welchen Todes — gestorben.

Sidney hatte sich dem Fenster zugewandt, eine schwere Thräne fiel von seiner Wimper.

„Im Tower!" sagte er mit leiser, schmerzbewegter Stimme. Denn schon damals war das Wort mit einem dunkeln schauervollen Begriffe verbunden, wie es uns noch heute, gleich einem zu Stein gewordenen Stück Weltgeschichte und zwar der allerblutigsten und grausamsten Art, berührt, wenn wir zufällig die Umrisse der mächtigen Thürme in der bleifarbigen Atmosphäre Londons entdecken.

Der geheimnißvolle Priester.

Unser Held verließ schweigend die Herberge und nahm seinen Weg in der Richtung von Nord-Wales.

Auf rauhen Bergespfaden verfolgte er sein Ziel, bisweilen der Meeresküste sich nähernd; da wo jetzt eine der kunstreichsten und schönsten Eisenbahnen manchmal über hohe, schlanke Viadukte hinweg geführt ist, welche die weißhäuptigen Wellen der schimmernden See lustig umtanzen, dann wieder durch eine Kette von Tunneln sich schlingt, die dann und wann auf eine Reihe von Arkaden — unmittelbar am Strande hinführend — auslaufen und uns in wenigen Stunden dahin trägt, wohin Sidney erst am vierten Tage seiner Reise gelangte: in die Nähe des Snowdon. Seine Wege wurden jetzt immer beschwerlicher, ein Engpaß, wie in die Felsen hineingehauen, manchmal gänzlich von denselben überragt, nahm ihn auf; ewiges Zwielicht herrschte darin, auf dem Gipfel des Berges ruhten die Wolken, und der vom Winde gepeitschte See schäumte hoch auf, in wildem Gewoge flohen seine Wellen himmelan.

Sidney stand still; sicherlich war dieß die Gegend, welche ihm die schöne Erscheinung im Liede bezeichnet; hier sollte er weilen.

Am liebsten hätte er den Brief noch an demselben Abend nach Clanberis getragen, aber eine leichte Verletzung am Fuße machte einiges Ausruhen nothwendig, und überdieß raste der Sturm; er mußte sich entschließen, in einem kleinen Dorfe diesseits des Sees einzukehren.

Am nächsten Morgen wollte er in aller Frühe aufbrechen, aber sein Fuß war so angeschwollen, daß es unmöglich war, den Stiefel oder nur den Strumpf daran zu zwängen, und einem Boten mochte er seinen Brief nicht anvertrauen.

Erst nach mehreren Tagen stand er mit seinem Billete in der Hand vor dem Seelsorger der kleinen Gemeinde in Clanberis. Der Mann maß ihn mit klugem, besonnenem Blicke, durchflog mit großer Ruhe das Papier, welches er dann mit gleichgiltiger Miene zusammenfaltete und in die Tasche schob.

„Schon gut," sagte er, „obwohl Ihr etwas lange mit der Ueberlieferung gezögert; wollt Ihr diese Nacht bei mir verweilen?"

Und als ob dieß keinem Zweifel unterläge, geleitete er ihn zum Wohnzimmer, wo ein mächtiges Feuer im Kamin brannte.

Ein schöner Knabe von ungefähr 15 bis 16 Jahren war beschäftigt, ein paar alte Pistolen mit großer Sorgfalt vom Roste zu reinigen. Im Lehnstuhl saß ein Mädchen mit halbgeschlossenen Augen; Sidney betrachtete sie mit einigem Erstaunen, ihre Hautfarbe war dunkel, wie die der Zigeuner, und das bläulich schwarze Haar war so tief über die Stirn gewachsen, daß es einen düsteren Schatten über die Augen fallen ließ. Beide nahmen von Sidney so gut wie keine Notiz, und Oliver Pressecott — so hieß der Geistliche — nachdem er gesagt: „meine Nichte und mein Neffe," wandte sich ebenfalls ohne weiteres wieder seinem Gaste zu. Er hatte in seiner kühlen, fragenden Sprechweise bald Alles von Sidney erfahren, was ihm wissenswerth schien, ohne jedoch geradezu geforscht zu haben.

Unser junger Freund seinerseits hatte noch nicht ein einziges Wort in Betreff des Gegenstandes, der ihm auf den Lippen brannte, anbringen können; er fühlte eine unerklärliche Befangenheit, wenn er nur eine Andeutung des an der Wasserleitung Erlebten machen wollte. Dennoch brach er endlich und plötzlich mit der Frage hervor: „Ich hoffe, daß die späte Ueberlieferung des Briefes keinen übeln Einfluß auf das Geschick der Senderin haben wird."

Der Geistliche zögerte einige Sekunden mit der Antwort, da öffnete sich die Thür und eine Magd verkündete, das Abendbrod sei fertig. „Geht voran, Grissel," wandte er sich zu seiner Nichte. Sie und der Knabe gehorchten sogleich.

Dann sagte er mit ungewohnter Wärme: „Ein lieber Freund von Jugend auf war mir der edle Flüchtling, dessen Brief Ihr überbrachtet, ich wußte schon, daß man ihn auf's Neue verfolge und ihm nachspüre, und, Gott sei Dank! ich halte ihn jetzt für geborgen."

„Und die hehre Erscheinung an der Wasserleitung?" schaltete Sidney ängstlich ein.

„Die Wasserleitung, oder vielmehr die Ruinen derselben, haben die Kriegsknechte Cromwells zerstört; glaubt Ihr denn an Erscheinungen?" fuhr er mit seltsamem Lächeln fort. Und als Sidney die glühende Röthe bis an die Schläfe stieg, setzte er mit großem Ernste hinzu: „Laßt mich Euch bitten, dieser Sache nicht wieder zu gedenken, so lange Ihr unter meinem Dache weilen wollt."

Die einfache Mahlzeit war beendet, ein Glas Wein und interessante Unterhaltung hatten sie gewürzt, denn der geistliche Herr wurde immer zutraulicher gegen

seinen jungen Gast und seine Sprache wurde belebter und wärmer.

Sidney beschloß die erhaltene Einladung anzunehmen und einige Tage in Clanberis zu bleiben, besonders da er hier leichter und schneller Rapport über die Sache seines Königs erhalten konnte, und weil er hoffte, hier doch noch etwas über jene unvergeßliche Erscheinung zu hören.

Diese wenigen Tage waren schnell verstrichen, denn Oliver Presscott war einer der thätigsten und, wenn man ihn genauer kennen lernte, vielseitigsten Männer jener Periode und jener Partei. Eine tiefe Einsicht in die politischen Verhältnisse und eine scharfsinnige Würdigung der hervorragenden Persönlichkeiten auf beiden Seiten, der Cromwell'schen sowohl als der Königlichen, waren ihm eigen.

So wurden die Tage zu Wochen, zu Monden, ohne daß eine entscheidende Wendung für den König, dessen Lage immer bedrängter wurde, hätte herbeigeführt werden können.

Das Jahr 1648 nahte sich dem Ende, der Winter verhinderte oder vielmehr beeinträchtigte die Kommunikation mit London; der Neujahrstag — in dem Lande Wales der größte Festtag — ward auch in Oliver Pressscotts Hause mit einigen Feierlichkeiten begangen.

Grissel sogar schien aus einem langen Halbschlaf erwacht zu sein und Nathanael, der Knabe, trieb allerlei Muthwillen, hing den üblichen Mistletoe*) über allen Thüren auf, haschte das Mädchen, wenn sie darunter trat, küßte sie unter Lachen und Kichern und machte ihr dann Vorwürfe, daß sie's ihm nicht wehre, ja nicht einmal zu erröthen verstehe.

Um diese Zeit trug es sich zu, daß Sidney eines Abends nach Hause zurückkehrte, als die Lichter schon brannten, ohne daß man die Läden geschlossen hatte. Während er am Fenster vorüberging, fiel sein Blick auf eine Scene im Zimmer, die ihn fesselte und mit Erstaunen füllte. Grissel, die schläfrige, stand hoch aufgerichtet inmitten des Zimmers, sie sprach offenbar mit Begeisterung über ihren Gegenstand, während Pressscott und Nathanael ihr mit Aufmerksamkeit zuhörten. Jede ihrer Bewegungen war voll Adel und Grazie. Nun sah er sogar, wie der Priester aufstand und zu dem Knaben trat, dessen Hand ergriff und sie, wie um Verzeihung bittend, zum Munde führte. Der Knabe ließ es geschehen, wie etwas, das man ungern erlaubt.

Als dann Sidney in's Wohnzimmer trat, war alles beim Alten. Das Mädchen lehnte unthätig mit halbgeschlossenen Augen in ihrem Armstuhle zurück. Der schöne Knabe grüßte ihn wie immer mit einem Lächeln, welches eher von dem überströmenden Glanze seiner dunkeln Augen als von einer Bewegung der feinen Lippen hervorgezaubert wurde. Nur Pressscott sandte dann und wann einen unruhigen Blick auf

*) Mistel, eine Schmarotzerpflanze, die in Wales häufig auf den Bäumen wächst; es ist Sitte, sich unter deren Zweig (toe) zu küssen.

eines oder das andere Mitglied der kleinen Gesellschaft. Um sechs Uhr pflegte er sich für eine oder zwei Stunden mit Nathanaels Unterricht im Englischen abzugeben, wobei sie gewöhnlich aus einem Buche lasen.

Diesen Abend brachte der Knabe seine Schreibereien, nahm seinen Platz möglichst weit von Pressscott, so daß er Sidney voll in's Antlitz schauen konnte, den er mehr als einmal mit in die Lektüre hineinzog, indem er ihm das Buch hinhielt und sich gelegentlich zu ihm hinüberbog.

Der Priester wurde immer unruhiger und seine gewohnte kühle Ruhe machte offenbar einer gereizten Stimmung Platz.

Sidney fühlte sich unbehaglich, es war ein schwüler Ton im Gesammtbilde des Abends, den er nicht erklären konnte. Es fiel ihm auf, daß Grissel, die überhaupt selten sprach und dann fast immer in der Landessprache, d. h. in Wälsch, die wenigen englischen Worte, die sie hören ließ, mit reinstem Accent aussprach und sich niemals einen Fehler in der Konstruktion zu Schulden kommen ließ.

Endlich ging man zum Abendbrod. Im Vorübergehen schenkte sich Sidney ein Glas Wasser ein, und wieder fiel es ihm auf, daß Nathanael das Glas hastig ergriff, sobald er es niedergesetzt, und es augenblicklich an seine Lippen führte.

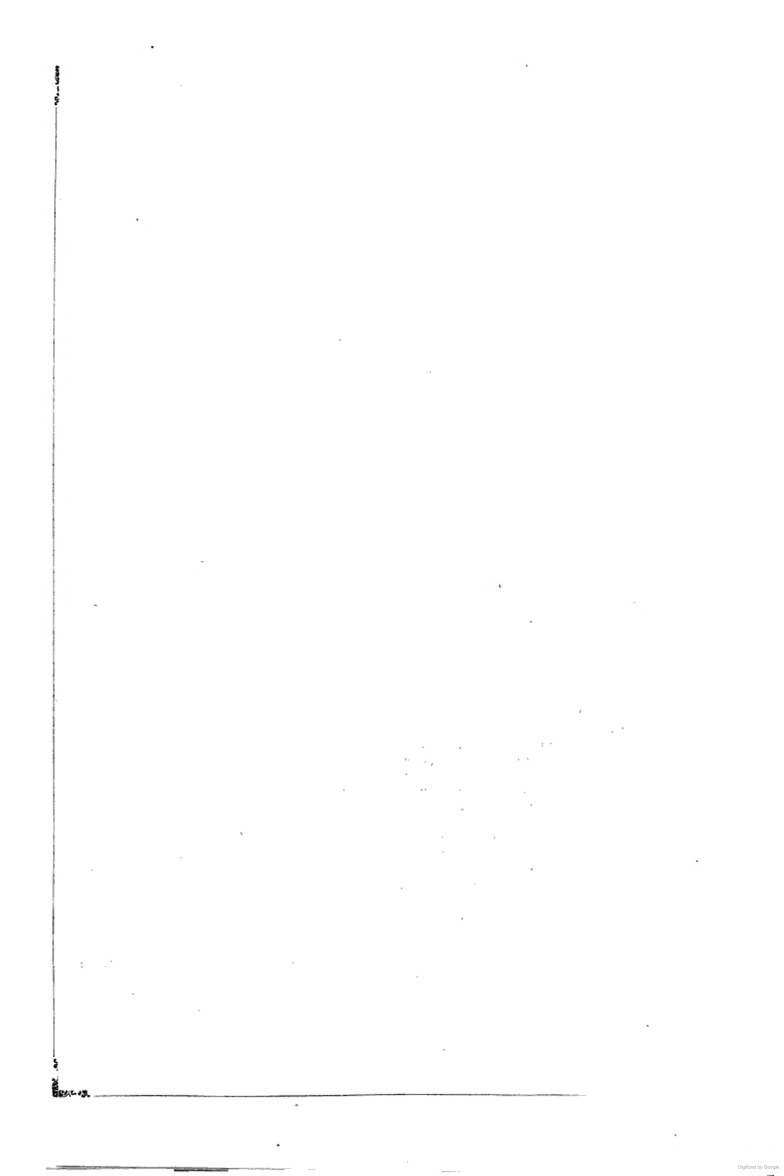
All derlei hätte er freilich schon früher bemerken können, aber er hatte ein so innerliches Leben geführt, daß ihm die Zustände der nächsten Außenwelt entgangen waren.

Man trennte sich heute ungewöhnlich früh. Als Pressscott allein war, schritt er mit starken Schritten bis in die Mitte des Zimmers vor, dann blieb er wie versteinert mit verschränkten Armen stehen, den starren Blick auf einen Punkt fixirt, die Lippen krampfhaft zusammengepreßt. Endlich stieß er die Worte hervor:

„Um eines Weibes willen habe ich ein glorreiches Ritterthum dahin gegeben, soll ich um eines Weibes willen auch noch an meiner Priesterschaft verzweifeln? Nein, in Ewigkeit nein!“ Er warf sich zurück in einen Lehnstuhl, die lang und streng verhaltene Leidenschaft brach plötzlich mit aller Gewalt hervor, sein starker Körper erzitterte bis in die Spitzen seiner Finger, seine Brust stöhnte. Dann öffnete er rasch die kleine Seitenthür des Hauses, stürmte in die kalte Winternacht hinaus und kehrte erst gegen Morgen zurück. Einige Tage verstrichen in demselben unerklärlichen peinlichen Zustande. Sidney wollte ihm entgehen und unternahm einen kleinen Ausflug, aber kaum hatte er das Haus des Priesters verlassen, als sich ihm ein Reisiger näherte, der, wie sich schon aus der Entfernung bemerken ließ, der Bringer einer großen Kunde war. Sidney war also vorbereitet und dennoch schien er wie vom Schlage getroffen, als von des Kriegers Mund die Worte fielen: „Der König ist ermordet!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Digitized by Google

Der Edelknabe

Verlag von Kratz u Hoffmann in Stuttgart

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Von **Wilhelm Müller.**

(Fortsetzung von Seite 276.)

2. Die Schlacht bei Möckern.

„Napoleon muß herunter!“ hatte Blücher schon vor fünf Jahren ausgesprochen. Er war nun im besten Zuge, diesen Ausspruch zur Wahrheit zu machen. Am 15. Oktober war er von Halle aufgebrochen, um den Anordnungen Schwarzenbergs zufolge an der Schlacht vom 16. theilzunehmen. Yorks Korps zog auf der Straße von Schkeuditz, Langeron ihm links zur Seite, Sacken folgte beiden. Man kam bis in die Gegend von Schkeuditz, wo bivouakirt wurde. Am Morgen des 16. Oktobers nahm Blücher mit der Reiterei der drei Korps eine Recognoscirung vor. Man hörte schon den Kanonendonner von Wachau und Lindenau. Dieß war für Blücher genug. Es war neun Uhr. Er gab seine Disposition zur Schlacht, ritt mit seinem Gefolge die Linien der Kavallerie entlang und sprach da und dort in seiner derben Art zu den Truppen: „Kinder, heut haut einmal auf altpreußische Art ein!“ und zu anderen: „Wer heute Abend nicht entweder todt oder wonnetrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott.“ Blücher wußte nicht, wie stark der Feind und wo seine Hauptposition sei; auf die Nordarmee, welche seinen linken Flügel decken sollte, durfte er nicht mehr rechnen, denn Bernadotte hatte durch seinen unvergleichlichen Schneckenmarsch es dahin zu bringen gewußt, daß er am 16. noch ziemlich weit von Leipzig entfernt war, und hoffte, auch in den nächsten Tagen dieses Manöver fortsetzen zu können. Gleichwohl war Blücher entschlossen, auf den Feind loszugehen und ihn zu schlagen, wo er ihn finde. Da er jedoch die Hauptmacht desselben zwischen Radefeld und Breitefeld wähnte und für seinen linken Flügel fürchtete, so stellte er den größten Theil seines Heeres, das Korps von Langeron, den über die Elster herübergerufenen St. Priest und als Reserve das Korps von Sacken, dort auf, blieb selbst auch den ganzen Tag bei diesen Truppen und überließ den Angriff auf Möckern ganz dem General York. Der Oberbefehl konnte hier in keine würdigeren Hände gelegt werden. Denn York hatte sich in seiner ganzen militärischen Laufbahn als ein Mann von Entschlossenheit und Charakter, von genauer Kenntniß des Kriegswesens und von unübertrefflicher Ausdauer gezeigt, und wenn auch Blücher und Gneisenau von seiner Tadelsucht viel auszustehen hatten, so fand doch Blücher, daß „der Schwernöther, der York“ ein unschätzbarer Korpsführer sei, einer, „der wohl brumme, aber auch beiße“. Er hatte dieß bei Wartenburg bewiesen und bewies es auch am 16. Oktober. Des Morgens befand er sich in Schkeuditz. „Er hatte,“ schreibt ein Offizier seiner Umgebung, „wie er immer für uns sorgte, uns zu einem warmen Frühstück bei sich vereinigt; die Pferde standen gesattelt vor der Thür. Da trat Graf Brandenburg herein und brachte die Befehle Blüchers zur Schlacht. York erhob sich, sein Glas in der Hand, sagte sein Lieblingssprüchlein: ‚Anfang, Mittel und Ende, Herr Gott, zum Besten wende!‘, leerte das Glas und setzte es still hin. Wir thaten ein Gleiches. In feierlicher, ernst erhobener Stimmung gingen wir zur Schlacht. Es galt, das fühlten wir alle, auf diesen so oft blutgetränkten Feldern den Kampf der Entscheidung über unser preußisches, unser deutsches Vaterland zu kämpfen.“ Darauf rückte er mit seinem ganzen Korps vor und drängte mit seiner Avantgarde den Feind aus seinen Stellungen bei Lindenthal, Stahmeln und Wahren. Dort stieß eine halbe Kompagnie österreichischer Jäger von Giulay's Korps zu ihm, welche von Lindenau aus die Verbindung mit Blücher gesucht hatten. Sie wurden freudig aufgenommen und schloßen sich der preußischen Vorhut an.

York gegenüber stand einer der tüchtigsten Heerführer Napoleons, Marschall Marmont. Er hatte früher lange in der Artillerie gedient und verstand es vorzüglich, während des Gefechts seinen Geschützen diejenige Stellung anzuweisen, welche für den Gegner die furchtbarste war. Es ließ sich also denken, daß diese zwei Heerführer auf's heftigste zusammenstoßen, daß sie sich förmlich in einander verbeißen werden. Weder Napoleon noch Marmont glaubten an einen so heftigen Angriff von dieser Seite. Sie glaubten, daß die Hauptmacht der schlesischen Armee auf dem linken Ufer der Elster sich befinde und von dort aus ihre Vereinigung mit der böhmischen Armee bewerkstellige. Daher hatte Napoleon Vormittags Marmont den Befehl zugeschickt, unter Zurücklassung eines starken Beobachtungskorps sogleich zu ihm zu stoßen, damit er mit dessen frischen Truppen bei Wachau um so nachdrücklicher vordringen könne. Eben wollte Marmont diesen Befehl befolgen, als er das York'sche Korps gegen sich anrücken sah. Im Vertrauen auf die Unterstützung des Marschalls Ney beschloß er, den Kampf anzunehmen. Aber Ney glaubte, daß Marmont allein dem Feinde hinlänglich gewachsen sein werde und marschirte mit seinem Korps, das übrigens noch nicht vollständig bei Leipzig angekommen war, gegen Wachau, wohin der immer stärkere Kanonendonner ihn zu rufen schien. Unterwegs aber kehrte er wieder um, in der Absicht, dem bedrängten Marmont beizustehen, kam aber zu spät an und verlor so einen großen Theil des Tages mit unnützem Hin- und Hermarschiren. Auch noch ein anderer Umstand war für Blücher sehr günstig. General Reynier war mit 12,000 Mann von Düben her im Anmarsch auf Leipzig. Er mußte am 16. Oktober auf dem rechten Flügel Marmonts ankommen und gerade in der entscheidenden Stunde diesem die gewünschte Verstärkung bringen. Aber die Kosaken von Bülows Vortrab hatten ihm in der Nacht vorher eine

unbegründete Furcht eingejagt, so daß er sich auf dieser Straße nicht mehr für sicher hielt und den beträchtlichen Umweg über Eilenburg und Taucha wählte. Dadurch war er in die Unmöglichkeit versetzt, am 16. Oktober vor Leipzig zu erscheinen. So war Marmont zunächst auf sein eigenes Korps, das aus 15,000 Mann Fußvolk, 1500 Reitern und 84 Geschützen bestand, angewiesen, und wenn er auch in der Minderzahl war, so gab ihm doch die für die Vertheidigung ausgezeichnete Stellung bei Möckern ein unverkennbares Uebergewicht. Das Dorf Möckern liegt zwischen der Halle'schen Straße und der Elster, welche östlich und westlich hart an demselben vorbeigehen. Hier lehnte er seinen linken Flügel an und dehnte seinen rechten Flügel bis zum Dorfe Eutritzsch und dem Rietschkebach aus. Auf den Höhen zwischen Möckern und Eutritzsch war er in so günstiger Stellung, daß sein Gegner jeden Fuß breit Landes nur unter Strömen von Blut erkaufen konnte. Schon die Lage und Bauart des Dorfes gestattete eine sehr kräftige Vertheidigung. Die Franzosen besetzten alle Gebäude und Gehöfte, eröffneten hinter den Gartenmauern ein sehr wirksames Feuer, bestrichen die Zugänge zum Dorf mit wenigen Geschützen und hatten hinter demselben mörderische Batterien aufgestellt. Oestlich vom Rietschkebach stand die 4000 Mann starke Division Dombrowski, welche, nachdem sie von Langeron aus Radefeld und Breitenfeld zurückgedrängt worden war, die Dörfer Klein- und Groß-Widderitzsch besetzt hielt und hier einen heldenmüthigen Widerstand versuchte.

Blücher hatte etwa 56,000 Mann und 96 Geschütze. Aber davon standen die Korps von Sacken und St. Priest noch weit zurück und kamen gar nicht zum Treffen; Langerons Korps war durch die paar tausend Polen vom Ney'schen Korps und durch die Besorgniß vor dem, was von links her noch erwartet wurde, im Schach gehalten, so daß nur die 21,000 Mann vom York'schen Korps dem Marschall Marmont gegenüberstanden. Die Stärke des Fußvolks war bei beiden ziemlich gleich; an Geschützen war Marmont, an Reiterei York überlegen.

Es war drei Uhr Nachmittags, die Zeit, wo Napoleon den Sieg bei Wachau für sicher hielt, als York zum Angriff der furchtbaren Stellung Marmonts schritt. Während der rechte Flügel und die Mitte des Feindes durch starkes Geschützfeuer beschäftigt wurden, sollte der Hauptangriff auf das Dorf Möckern gerichtet werden.

Major Hiller griff mit den acht Bataillonen des Vortrabs zuerst an. Zweimal drangen sie in's Dorf ein, wurden aber jedesmal zurückgeworfen. Schnell ordneten sie sich wieder und gingen zum drittenmal vor. Sie nahmen einige Häuser und kamen bis zu der Querstraße, die von der Chaussee zur Elsterbrücke führt; aber hier zwang sie ein heftiges Artilleriefeuer in der Front und Gewehrfeuer im Rücken das Dorf mit beträchtlichem Verlust wieder zu verlassen. Von neuem ließ Hiller die Trommeln schlagen, griff mit gefälltem Bajonnet unter dem Ruf: es lebe der König! den in zwei Kolonnen heranrückenden Feind an und jagte ihn bis jenseits des brennenden Dorfes. Der Muth und die Wuth der Angreifer war auf's Höchste gestiegen. Jeder brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken stürzten die Bataillone auf Hillers Zuruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrahgeschrei immer von neuem auf den Feind. Aber das Kartätschenfeuer mehrerer Batterien trieb sie in's Dorf zurück, und auch hier konnten sich die zu kleinen Häuflein zusammengeschmolzenen Bataillone nicht lange halten. Ein neuer Sturm der Franzosen warf sie zurück; nur die letzten Häuser des Dorfes wurden behauptet. Major Hiller selbst war verwundet zu Boden gesunken; Graf Wedell rief, auf den Tod getroffen, seinen Landwehrmännern zu: „Kinder, rettet das Vaterland! Helf uns Gott!"

Bereits eilte die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg zur Unterstützung heran. Schon vorher hatte York mehrere Batterien auffahren lassen, hinter denen er selbst mit einigen Schwadronen Reiterei hielt. Man stand im Kugelregen. „Eine Kugel," schreibt ein Offizier, „schlägt zwischen uns und ihm ein. Er sieht sich um, ob wir ruhig aussehen. Er nimmt die Dose aus der Tasche, macht sie auf, nimmt eine Prise in die Figur, verwahrt die Dose, vergißt 'aber, die Prise in die Nase zu stecken." Seine Batterien konnten gegen die schwereren des Feindes nichts ausrichten. „Die Kerls sollen sich doch wundern!" sagte er und befahl einem Adjutanten, die schwere Artillerie zu holen; im Hurrah kamen sie an. Es begann ein furchtbares Feuer; die Kugeln schlugen in die Schwadronen, man zog sich rechts und links, alles umsonst; endlich stellte man sich in einem einzigen Glied auf, damit die Kugeln weniger Menschen und Pferde wegraffen. Indessen war die Brigade des Prinzen von Mecklenburg mit klingendem Spiel gegen Möckern angerückt. Sie vereinigte sich mit den Resten der Bataillone Hillers, und während ein Theil in das Dorf eindrang, rückte ein anderer Theil unter persönlicher Anführung des Prinzen gegen die Höhe, welche neben Möckern aufsteigt. Trotz des heftigsten Feuers drangen sie bis zu den Batterien vor, schlugen die Kanoniere zu Boden, das Auffliegen einiger Pulverwagen mitten in der feindlichen Infanterie bringt einen Augenblick das Feuer zum Schweigen. Aber neue Kolonnen rücken an, und von der Ueberzahl überwältigt muß auch die zweite Brigade zurückweichen. Fast alle ihre höheren Offiziere waren todt oder verwundet, der Prinz von Mecklenburg, und Lobenthal, der für ihn das Kommando übernahm, waren verwundet niedergesunken. Zu gleicher Zeit wüthete der Kampf im Dorfe selbst. Aus allen Fenstern, Ställen, Scheunen, von den Dächern und aus den Kellern feuerte der Feind. Jedes Haus mußte einzeln erobert werden. Haufen von 30 bis 40 Mann drangen in die einzelnen Häuser und stießen ohne Schonung alles nieder, was sie darin fanden. Aber sie kamen nur langsam weiter und erlitten dabei schweren Verlust. Die Preußen hielten sich in einem Theile des Dorfes.

Das Dorf mußte genommen werden. Hier lag die Entscheidung des Kampfes. York setzte seine letzten Kräfte daran. Die Brigade Steinmetz, Yorks letzte Reserve, erhielt den Befehl, das Dorf zu stürmen; zugleich wurde Graf Brandenburg zu den beiden Brigaden Horn und Hünerbein, welche auf dem linken Flügel standen und durch ein mörderisches Feuer aufgehalten wurden, geschickt,

um ihnen gleichfalls den Befehl zum sofortigen Angriff zu bringen. Es war fünf Uhr, als Steinmetz vorrückte und zu den Ueberbleibseln der Brigade des Prinzen von Mecklenburg stieß. Wiederum wurden die Franzosen trotz der brennenden Häuser und des heftigen Feuers durch die Straßen des Dorfes gejagt; aber der Ausgang desselben wurde so heftig beschossen, daß an ein weiteres Vorgehen nicht zu denken war. Links vom Dorf auf der Chaussee drangen fünf Bataillone im Sturmschritt mit gefälltem Bajonnet vor; sie gelangten bis dicht an den Feind, wurden aber von 40 Geschützen, die nebeneinander standen, mit einem solchen Kugelregen überschüttet, daß ganze Reihen niederstürzten und fast alle Offiziere fielen. Major Leslie, von zwei Kugeln getroffen, schritt immer noch seinen Grenadieren voran, bis er erschöpft niedersank; „vorwärts Kinder!“ war sein letztes Wort. Schon rückten die feindlichen Quarré's und Batterien gegen die weichenden Bataillone der Preußen vor. York hatte nur noch seine Reiterei als unversehrte Truppen übrig. Er hatte bereits den Obergeneral um Unterstützung gebeten. Dieser sandte an Sacken den Befehl, York zu Hilfe zu kommen. Ob aber Sacken, der noch bei Radefeld stand, zu rechter Zeit ankomme, war freilich sehr zweifelhaft. Das Schicksal hing an einem seidenen Faden. Alles war in starrer Spannung und außer dem Geschützdonner vernahm man keinen Laut. Alles deutete eine Krisis an, die den nahen Ausgang des blutigen Drama's zum Nachtheil der Preußen besorgen ließ. In diesem wichtigen Augenblick, wo alles auf dem Spiel stand, stürzte sich Major Sohr auf den Feind.

Dieser unerschrockene Führer hatte sich bei dem Vorrücken des Feindes mit zwei Schwadronen und dem Jägerdetachement der brandenburgischen Husaren bei dem Dorfe Möckern dicht hinter der preußischen Infanterie aufgestellt und verhinderte dadurch ihr weiteres Zurückgehen. Während sie sich wieder sammelte, kam York mit verhängtem Zügel auf Sohr zugesprengt und rief: „Wenn jetzt die Kavallerie nicht noch etwas thut, so ist alles verloren; lassen Sie einhauen!“ Sohr bemerkte ihm, daß er zu schwach und die Reservereiterei zu weit entfernt sei, als daß er sich, im Fall des Mißlingens, auf sie zurückziehen könne. York schickte sogleich einen Adjutanten ab und befahl der Reservereiterei, ihr Vorrücken zu beschleunigen. Beim Wegreiten sagte er noch zu Sohr: „So halten Sie wenigstens die feindliche Infanterie so lange auf, bis jene heran ist!“ Während er damit beschäftigt war und den Gang des Gefechts beobachtete, sprengte ein Adjutant herbei und brachte ihm auf's neue den Befehl, einzuhauen. Sohr erwiderte: „Sagen Sie dem General, ich gebe ihm mein Ehrenwort, ich würde einhauen, nur möchte er mir erlauben, den günstigen Zeitpunkt dazu auszuwählen.“ Sämmtliche Infanterieabtheilungen erhielten zu gleicher Zeit den Befehl zu einem neuen Angriff, wodurch mehrere Einzelgefechte entstanden. Die feindliche Infanterie war indessen Sohr schon so nahe gekommen, daß ein Bajonnetangriff auf das preußische Fußvolk wahrscheinlich wurde. Dieß war der rechte Augenblick zu einem Reiterangriff. Dicker Pulverdampf hinderte den Blick, aber an dem Sausen der Flintenkugeln konnte man erkennen, wie nahe der Feind sei. Das zurückweichende Fußvolk wurde durchgelassen, die Trompeter bließen Trab und mit lautem Hurrah stürzte sich Sohr zweien im Sturmschritt anrückenden feindlichen Bataillonsmassen entgegen. Diese wurden sogleich umgeritten und niedergehauen, der Rest auf ihre Batterie geworfen und dabei sechs Kanonen erbeutet. In diesem Moment rückte der württembergische General Normann mit seiner Reiterei, welche Marmont zugetheilt war, Sohr entgegen, um ihn in die Flanke zu nehmen. Aber der Adjutant Seiher, welcher ihr Anrücken bemerkte, holte schnell die brandenburgischen Uhlanen und ein schlesisches Landwehrreiterregiment herbei und fiel Normann in die Flanke, als dieser eben Sohr von der Seite angreifen wollte. Die württembergische Reiterei wurde geschlagen, auf die Infanterie zurückgetrieben, mehrere Quarré's gesprengt und eine zweite vorrückende Linie Reiterei geworfen. Die Husaren erbeuteten dabei noch neun Kanonen und fünf Munitionswagen und machten viele Gefangene. Sohr selbst wurde, als er bei Sprengung eines Quarré's seinen Husaren voran zum Hurrah den Säbel hoch schwang, in den rechten Arm geschossen, worauf er den Säbel in die Linke nahm. Als er zurück ritt und dabei dem General York begegnete, sagte ihm dieser sonst im Lob so karge Mann: „Ihnen allein habe ich den Sieg des heutigen Tages zu verdanken, und ich werde es Ihnen und Ihrem braven Regiment nie vergessen.“

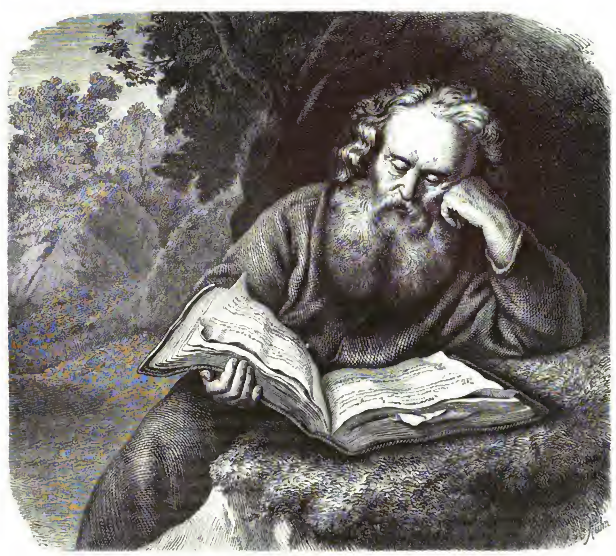
Auch York hätte es bemerkt, wie seine Husaren von der württembergischen Kavallerie in der Flanke bedroht waren, und sogleich befahl er, daß alle Reiterei vorgehen, daß alles, was vom Fußvolk noch übrig sei, mit dem Bajonnet folgen solle; er selbst setzte sich an die Spitze der schwarzen Husaren mit gezogenem Säbel; mit dem Ruf: „Marsch! Marsch! es lebe der König!“ gab er das Signal zum allgemeinen Angriff. Da sprengte Graf Brandenburg, welcher dem linken Flügel unter Horn und Hünerbein den Befehl zum Angriff gebracht hatte, von diesem zurück, strahlend und siegestrunken, und rief York zu: „Die Schlacht ist gewonnen, die Bataillone des linken Flügels haben alle Batterien genommen, der Feind ist total geschlagen.“ Dann fuhr er fort: „Erlauben mir Ew. Excellenz die Bemerkung, daß der kommandirende General etwas Besseres zu thun hat, als mit den Husaren einzuhauen.“ York stutzte, warf sich förmlich auf sein Pferd zurück, und sagte dann: „Der junge Mann kann doch Recht haben.“ Die Nationalkavallerie trabte an ihm vorüber; sie kam bald an ein Quarré, es wurde überritten; York rief, auf ein zweites Quarré zeigend, ihr zu: „Dort blüht euer Waizen.“ Endlich konnte er sich nicht mehr halten und folgte mit gezogenem Säbel, den Prinzen Friedrich von Preußen an seiner Seite, an der Spitze der Litthauer dem Angriff der westpreußischen Dragoner.

Bei diesem ungestümen Ansprengen der Reiterei stob auf Seiten der Franzosen, was rechts und links ausweichen konnte, auseinander; was auf der Bahn des Angriffs stand, stürzte nach rückwärts, wo sich zuletzt ein solcher Knäuel bildete, daß die Kavallerie nicht mehr hineinkommen konnte, die Franzosen einzeln herausschoßen, die Preußen einzeln hineinhieben und hineinstachen. Die mecklenburgischen Husaren hieben ein Quarré so zusammen, daß nur fünfzig Mann übrig blieben; dann eroberten sie

einen „Vogel", wie sie es nannten, einen kaiserlichen Adler. Ueber das litthauer Dragonerregiment schreibt ihr Tagebuch: „Wir hatten die französische Linie durchbrochen und befanden uns im Rücken der feindlichen Armee, als links feindliche Massen erschienen, die sich nach Leipzig retiriren wollten. Da sprengte der General von York heran und rief: ‚Drauf, drauf, alte Litthauer! haut sie nieder! die noch und alles ist unser!' Der Angriff begann unverzüglich, im ersten Anlauf war die Masse durchbrochen; was noch übrig war, bat um Pardon. Bis in die dicksten Haufen waren wir gedrungen, als, gemahnt vom alten Ehrgefühl, sich uns die Gardemariniers entgegenstellten. Alles, was schon Pardon erhalten hatte, ergriff sofort die schon weggeworfenen Waffen nochmals, und vor und hinter uns umschwebte uns neue Gefahr. Ein schreckliches Blutbad war die Folge. Auf unserem rechten Flügel schloß sich andere Kavallerie an uns an, und eine Abtheilung schlesischer Landwehr kam zu unserer Unterstützung. Nun verging unsern Litthauern alle Schonung; denn die Ueberwältigten stachen und schoßen noch wie wüthend um sich her. Der Anblick war schauerlich. Immer tiefer drangen wir in die ganz verwirrt gewordene Masse; was nicht durch die Waffe fiel, trat der Huf der Pferde nieder; zu 20 und 30 lagen die Unglücklichen über einander geworfen, durch sich selbst sich vor dem Wüthen unserer Leute schützend; und gewiß würde von dieser 1200 Mann starken Kolonne nichts davongekommen sein, wenn nicht unerwartet ein heftiges Artilleriefeuer von unserer linken Seite her uns in der Vollendung gestört hätte. Indessen blieb der größte Haufe unser, und was diesem Gemetzel entrann, ließ Waffen und Tornister in unseren Händen." Auch in Möckern vollendete sich der Kampf. Die Reste der Avantgarde und der Brigade Steinmetz eroberten das Dorf und folgten mit dem Bajonnet über Möckern hinaus dem Sieg der Reiterei. Der Feind floh in großer Unordnung nach Gohlis und Eutritzsch. Marmont selbst, sowie seine beiden Divisionsgenerale, Compans und Friedrichs, waren verwundet worden und hatten während des Kampfes das Schlachtfeld verlassen müssen.

Einstweilen hatte sich der linke preußische Flügel seiner Kameraden in jeder Beziehung würdig gezeigt. Die Bataillone der Brigade Horn wetteiferten um die Ehre des ersten Angriffs. Je heftiger das Kartätschenfeuer wurde, desto lauter schallte das Hurrah der Angreifenden. Ohne einen Schuß zu thun, stürmten sie unaufhaltsam auf den Feind, und wenn die Reihen durch Kartätschen gelichtet wurden, riefen sie: „Es lebe der König! vorwärts! vorwärts! wir müssen siegen." Die Bataillonsmassen, in die sich der Feind zu sammeln eilte, wurden wie Schanzen erstürmt. Die feindliche Artillerie fuhr eiligst ab. Bald war auch hier alles in völliger Auflösung und Flucht. Eben so kühn drang die Brigade Hünerbein vor und warf den Feind, so verzweifelt er sich auch wehrte. Heroische Züge von einzelnen Offizieren werden uns erzählt. Major Krosigk stürzte sich, als man dem ersten Viereck nahte, seinen Füsilieren voran, auf den Flügelmann, warf ihn mit mächtiger Faust zu Boden; da traf ihn Kugel und Bajonnet; sterbend winkte er mit dem Degen vorwärts; da man ihn wegtragen wollte, sagte er: „Laßt mich, geht und siegt!" schleppte sich zu einem Erdhaufen und verschied. Die Lieutenants Sellin und Favrat würgten sich mit gemeinen Soldaten in ein mit Ordnung zurückgehendes feindliches Viereck hinein und holten eine bespannte Kanone heraus. Lieutenant Eberhardt, der während des Angriffs von einer Kartätschenkugel zu Boden gestreckt und von seinem Bataillon zertreten war, erschien, noch ehe dieses den Feind erreichte, keuchend mit einer bedeutenden Kopfwunde wieder vor demselben und rief: „Nein, Kinder, ich muß auch mit in den Feind." Doch zogen sich hier die Franzosen geschlossen und in Ordnung zurück, während sie in ihrem Centrum und auf ihrem linken Flügel in wilder Flucht der Stadt zueilten. Die Infanterie, welche der Reiterei folgte, hielt sich an den Steigbügeln und Schabracken derselben, wurde aber durch Säbelhiebe zurückgewiesen. Erst die Nacht machte dem blutigen Kampfe ein Ende. Marmont führte sein Korps über die Parthe und stellte es bei Schönfeld auf, hielt aber Gohlis und Eutritzsch noch besetzt. Das York'sche Korps bivouakirte auf dem Schlachtfelde, erschöpft von der Blutarbeit des heißen Tages. Wie einst im siebenjährigen Krieg bei Leuthen erklang das feierliche Lied: „Nun danket alle Gott!" in der stillen, ernsten Nacht. Nahrung hatten sie keine; Feuer durften sie wegen der Nähe des Feindes nicht anzünden; durch aufgethürmte Leichen machten sie sich Schirmwände gegen den kalten Wind. Nur an der Ziegelhütte brannte ein Feuer; viele waren dahin gegangen, um sich zu wärmen: alles schlief fest, nur eine hohe Gestalt wandelte nachdenklich auf und ab — es war York, der Held von Möckern. Er hatte einen vollständigen Sieg erfochten; er und sein preußisches Korps hatten den Ruhm des Tages ungetheilt. Im ganzen Feldzug war keine Schlacht blutiger gewesen, als diese. Der Feind hatte gegen 6000 Todte und Verwundete, 2000 waren gefangen, ein Adler, zwei Fahnen, 53 Kanonen und viele Munitionswagen waren genommen. York hatte von 21,000 Mann noch 13,000; das Fußvolk allein, das 16,000 Mann stark ausgerückt war, zählte mehr als 7000 Todte und Verwundete. Diese großen Opfer wären erspart worden, wenn Bernadotte mit der Nordarmee rechtzeitig vor Leipzig eingetroffen wäre und die schlesische Armee unterstützt hätte. Dann wäre wohl schon am 16. Oktober Leipzig erstürmt und der Feind zum Rückzug gezwungen worden, ohne daß es noch des Blutes von zwei Schlachttagen bedurft hätte.

Auch bei Klein- und Groß-Widderitzsch war es heiß hergegangen. Dort stand das russische Korps von Langeron. Die polnische Division Dombrowski, etwa 4000 Mann stark, vertheidigte die beiden Dörfer mit jenem verzweifelten Muthe, der aus dem Bewußtsein entsprang, daß das Schicksal Polens an die Entscheidung der Schlacht bei Leipzig geknüpft sei. Sie mußten endlich der sechsfachen Anzahl ihrer Gegner weichen und die Dörfer den Russen überlassen. Da kam Marschall Ney mit der Division Souham und zwei Reiterdivisionen bei ihnen an, und nun eroberten die Polen und Franzosen vereinigt die Dörfer wieder. Als aber Yorks erfolgreiches Vorrücken auf Möckern bekannt wurde und St. Priest auf seinem rechten Flügel eintraf, ließ Langeron die Dörfer noch einmal erstürmen und zwang Ney zum eiligen Rückzug über die Parthe. Die Polen zogen sich nach dem Vorwerk



Einsiedler.

Pfaffendorf und an die Scharfrichterei von Leipzig zurück. So war im Norden der Stadt die französische Armee bis in die Nähe der Thore von Leipzig zurückgedrängt, und es war klar, daß dieser Erfolg sowohl auf die Anschauung von der Schlacht bei Wachau, als besonders auf die Berechnungen der nächsten Tage von entscheidendem Einfluß war. Die Niederlage bei Möckern stimmte schlecht zu dem erkünstelten Siegesjubel, der in Leipzig herrschte. Um zwei Uhr Nachmittags, als Napoleon den Sieg für gewiß hielt, sprengte ein französischer Kurier, ein weißes Tuch in der Hand schwenkend, heran und rief: „Sieg! Es lebe Napoleon!" Darauf befahl der Herzog von Bassano, mit allen Glocken zu läuten, die Leipziger Bürgergarde und die sächsischen Leibgrenadiere stellten sich vor des Königs Wohnung in Parade auf und machten rauschende Janitscharenmusik. Ein Regiment französischer Garde erschien auf der Promende und brachte ein lautes: Vive l'empereur! aus. Ja, der deutsche König Friedrich August von Sachsen ging in seinem Vasallenthum so weit, daß er sich mit seiner Familie in die katholische Kapelle begab, um zu Ehren der Unterdrückung Deutschlands dem Tedeum beizuwohnen. Man glaubte allgemein an einen entschiedenen Sieg Napoleons. Er hatte dem König lauter gute Nachrichten melden und unter anderem sagen lassen, ein österreichischer Erzherzog sei mit 4000 Mann gefangen, viele Geschütze seien erobert worden. Als man aber die wilde Flucht der bei Möckern Geschlagenen, die zum Halle'schen Thor hereinstürzten, sah, und als man hörte, daß die russische Reservearmee im Anmarsch, die Nordarmee noch gar nicht auf dem Platze sei, und selbst höhere Offiziere zu diesen Siegesnachrichten den Kopf schüttelten, so faßten die Gegner der Franzosen neue Hoffnung. Zu allen Thoren kam eine Masse Verwundeter herein, aber man hatte in den Spitälern keinen Raum mehr für sie, und da es auch an Transportmitteln fehlte, so fand man noch nach fünf Tagen unverbundene und fast verhungerte Soldaten auf dem Schlachtfelde. Man mußte noch ein Kornmagazin räumen, das aber auch bald gefüllt war. Wenn nun neue Verwundete kamen und Einlaß begehrten, so wurden sie von den französischen Chirurgen kurz abgewiesen und mußten auf dem nassen Pflaster, ohne Decke, ohne Stroh, ohne Verband, selbst ohne einen Tropfen Wasser,

um den sie so flehentlich baten, unter freiem Himmel die Nacht zubringen. Andere, die noch mehr Kräfte hatten, suchten anderwärts eine Aufnahme und waren froh, wenn sie einen Bissen Brod oder einige rohe Kartoffeln erhielten, von denen sie selbst die Schalen, die sie auf einem Dünger- oder Kothhaufen entdeckten, gierig verschlangen. Viele starben in der Nacht vor Hunger, Schmerz und Kälte. Machte man Napoleon oder einen seiner Marschälle auf dieses ungeheure Elend aufmerksam, so hatten diese bronzenen Gesichter die stereotype Antwort: c'est la guerre.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespensterhaus.

Von **Eduard Bulwer.**

(Schluß von Seite 287.)

Unwillkürlich kehrte ich das Bildniß um, dessen Rückseite zu untersuchen. Auf derselben war ein Pentakel eingegraben, in dessen Mitte eine Stufenleiter angebracht war, deren dritte Stufe durch die Jahreszahl 1765 gebildet wurde. Indem ich noch weiter forschte, entdeckte ich eine Springfeder, und da ich auf diese drückte, öffnete sich der Deckel des Bildes, auf dessen Innenseite die Worte eingravirt waren: „Marianne seit treu im Leben und Tod Deinem —". Hier folgte ein Name, den ich nicht erwähnen will, der mir aber nicht unbekannt war. Oft hörte ich ihn in meiner Kindheit von alten Leuten nennen, als den Namen eines ausbündigen Charlatans, der in London längere Zeit große Sensation erregte, dann aus dem Lande floh, weil er angeklagt war, seine Geliebte und seinen Nebenbuhler ermordet zu haben. Von alledem sagte ich Mr. Jackson nichts und nur mit Zögern händigte ich ihm das Miniaturbild ein.

Beim Eröffnen der ersten Schublade des eisernen Wandschranks war uns keine Schwierigkeit im Weg, beim Oeffnen der zweiten setzte sich uns aber ein großer Widerstand entgegen: sie war nicht verschlossen und doch bot sie allen unseren Anstrengungen Trotz, bis wir endlich die Schärfe des Brecheisens in die Ritze zu bringen suchten. Als wir auf diese Weise die Lade aufgezogen hatten, fanden wir in ihr einen ganz eigenthümlichen Apparat in der schönsten Ordnung aufgestellt. Auf einem kleinen, dünnen Buche, oder vielmehr auf einer Schreibtafel, stand eine Krystallschale, welche mit einer klaren Flüssigkeit angefüllt war, auf dieser Flüssigkeit schwamm eine Art Kompaß, mit einer sich rasch drehenden Nadel! anstatt der gewöhnlichen Zeichen waren sieben fremdartige Charaktere angebracht, jenen, womit die Astrologen die Planeten andeuten, nicht unähnlich. Ein sehr durchdringender, aber nicht scharfer oder unangenehmer Geruch strömte aus dieser Schublade, welche innen, wie wir später bemerkten, mit Haselnußholz ausgelegt war. Was auch immer die Ursache dieses Geruchs sein mochte, sie brachte auf unsere Nerven eine eigenthümliche Wirkung hervor. Wir alle fühlten es, sogar die beiden Arbeitsleute, die mit in dem Raume waren, empfanden einen zuckenden, rieselnden Schmerz von den Fingerspitzen bis zu den Haarwurzeln. Ungeduldig, das Notizbuch zu erlangen, schob ich die Schale weg; während ich dieß that, bewegte sich die Nadel des Kompasses schneller und schneller und ich fühlte einen Schlag durch meinen ganzen Körper beben, so daß ich die Schale auf den Fußboden fallen ließ. Die Flüssigkeit war verschüttet, die Schale zerbrochen, der Kompaß rollte in einen Winkel der Stube und im nämlichen Augenblick bebten die Wände, als hätte ein Riese an ihnen gerüttelt und sie dadurch zum Schwanken gebracht.

Die Arbeitsleute waren so bestürzt, daß sie schnell die Leiter, auf welcher wir durch die Fallthüre herabgestiegen waren, hinaufkletterten; als sie jedoch sahen, daß sich nichts Weiteres ereignete, waren sie leicht zur Rückkehr zu bewegen.

Mittlerweile öffnete ich das Buch: es war in hellrothes Leder gebunden und hatte ein silbernes Schloß; es enthielt nur ein dickes Pergamentblatt, auf welchem in Mitte eines Doppelpentakels Worte, in altem Mönchs-Latein geschrieben, standen, die getreu übersetzt also lauteten: „Ueber Alles innerhalb dieser Mauern, empfindend oder unempfindlich, lebend oder todt, herrsche, so lange diese Nadel sich bewegt, mein Wille! — Verflucht sei dieß Haus und ruhelos die Bewohner desselben!"

Sonst fanden wir nichts vor. Mr. Jackson verbrannte das Buch und den Bannfluch; den Theil des Gebäudes, in welchem sich das geheime Zimmer befand, ließ er bis zum Grunde niederreißen. Dann hatte er den Muth, einen Monat lang in dem Hause zu wohnen, und in ganz London konnte kein ruhigeres, gemüthlicheres Haus gefunden werden. Später vermiethete er es vortheilhaft und seine Hausleute beschwerten sich nie wieder über vorkommende Störungen.

Aber meine Erzählung ist noch nicht zu Ende. Ein paar Tage, nachdem Mr. Jackson in das Haus eingezogen war, besuchte ich ihn. Wir standen sprechend am geöffneten Fenster; ein Karren mit einigem Hausgeräth, das aus seiner früheren Wohnung hergeschafft worden, stand vor der Hausthüre. Eben setzte ich ihm mit Nachdruck meine Theorie auseinander, daß alle jene als überweltlich betrachtete Phänomene aus dem Gehirn und dem Willen eines Menschen hervorgegangen seien, und verwies ihn, um meine Philosophie zu unterstützen, auf das Zaubermittel und den damit verbundenen Fluch, der in Folge

wesen. Mein Freund berührte die moralischen Umgestaltungen — Literatur, Handel, Politik — die großen Männer, die in den letzten zwanzig Jahren von der Schaubühne des Lebens abgetreten waren, die aufstrebenden großen Geister. An diesem Gespräch fand Mr. Richards kein Interesse, augenscheinlich hatte er keinen unserer jetztlebenden Autoren gelesen und unsere jüngeren Staatsmänner schien er kaum dem Namen nach zu kennen. Ein Mal, aber nur ein Mal lachte er, nämlich als mein Freund ihn fragte, ob er nicht gesonnen sei, in's Parlament zu treten. Das Lachen war innerlich, sarkastisch, unheimlich, von einem spöttischen Blick steigerte es sich bis zu lautem Hohngelächter. Mein Freund verließ uns nach ein paar Minuten, um mit einigen anderen Bekannten, die eben müssig in dem Saale auf und ab gingen, zu sprechen; und ich sagte dann ruhig:

„Ich sah ein Miniaturbild von Ihnen, Mr. Richards, in dem Hause, das Sie einst bewohnten, und vielleicht, wenn nicht ganz, doch wenigstens theilweise erbauten. Diesen Morgen gingen Sie an jenem Hause vorüber.“

Nicht eher, als bis ich meinen Satz vollendet hatte, wagte ich es, meine Augen aufzuschlagen; seine Blicke waren so unverwandt auf mich gerichtet, daß meine Augen nicht mehr von seinen bezaubernden Schlangenaugen lassen konnten. Unwillkürlich und als ob die Worte, welche meine Gedanken aussprachen, nur mit Mühe aus mir herauskämen, fügte ich in leisem, flüsterndem Tone hinzu: „Ich habe in den Geheimnissen des Lebens und der Natur geforscht; von jenen Geheimnissen habe ich den verborgenen Urheber aufgedeckt. Ich habe ein Recht, so mit Ihnen zu reden“ — und dabei nannte ich einige, unter Kabalisten gebräuchliche Passirworte.

„Gut,“ sagte er trocken, „ich räume Ihnen dieses Recht ein — was wollten Sie fragen?“

„Wie weit kann sich der menschliche Wille bei gewissen Temperamenten ausdehen?“

„Wie weit sich der Gedanke erstrecken könne? Denken Sie und bevor Sie Athem schöpfen, sind Sie in China.“

„Ganz wahr, aber mein Gedanke hat keine Macht in China.“

„Geben Sie ihm Ausdruck und er wird sie haben! Schreiben Sie einen Gedanken nieder, früher oder später wird er die ganze Verfassung China's umgestalten! Ist ein Gesetz nicht ebenfalls ein Gedanke? Der Gedanke ist unendlich und darum hat er Kraft; nicht im Verhältniß zu seinem Werth — denn ein böser Gedanke kann ebensowohl ein schlechtes Gesetz hervorbringen, wie ein guter Gedanke ein gutes.“

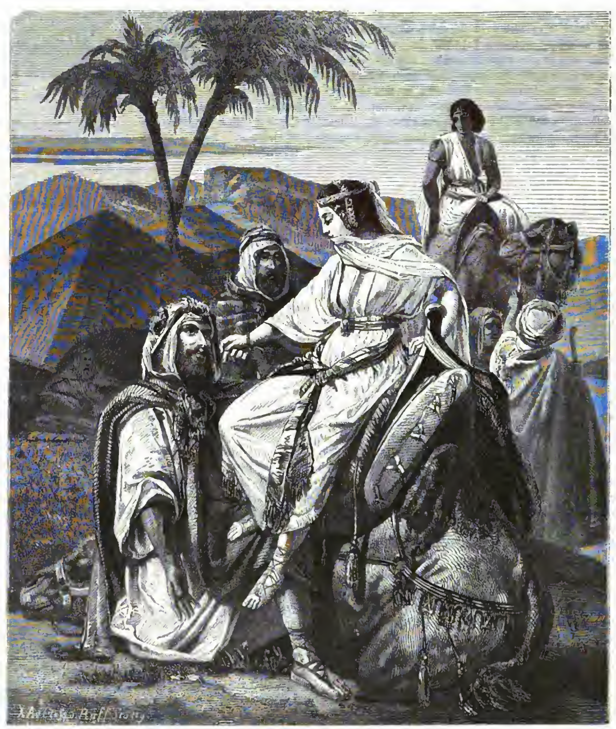
„Ja, was Sie sagen bestätigt meine Theorie. Durch unsichtbare Strömungen kann ein menschliches Gehirn seine Ideen auf ein anderes menschliches Gehirn übertragen, mit der gleichen Schnelligkeit, wie ein Gedanke durch sichtbare Mittel sich verbreitet. Wie der Gedanke unvergänglich ist, wenn er sein Gepräge in der natürlichen Welt zurückläßt, sogar wenn der Urheber von dieser Welt abgeschieden, so kann der Gedanke der Lebenden die Kraft haben, die Gedanken der Todten wieder zu beleben, wie sie im Leben waren; obgleich die Gedanken der Lebenden die Gedanken der Todten, welche dieselben jetzt haben, nicht zu erreichen vermögen. Ist es nicht so?“

„Ich zögere zu antworten, obschon nach meinem Urtheil der Gedanke nur in die Grenzen eingeschränkt ist, die Sie für ihn selbst bestimmen; aber fahren Sie fort. Sie wünschen eine spezielle Frage an mich zu richten.“

„Eingefleischte Bosheit mit festem unbeugsamen Willen, von einem eigenthümlichen Temperament erzeugt und unterstützt durch das natürliche Mittel aus dem Bereich der Wissenschaft, vermag Wirkungen gleich jenen der schwarzen Magie hervorzubringen. Auf diese Weise können die Mauern einer menschlichen Wohnung alle verbrecherischen Gedanken und alle verbrecherischen Thaten, welche einst verborgen in ihm verübt wurden, durch gespenstische Wiederbelebung abspiegeln; mit einem Worte Alles, was der bösliche Wille zum Rapport und zur Affinität auffordert — unvollkommene, unzusammenhängende, fragmentarische Bruchstücke des alten, vor Jahren gespielten Drama's, erscheinen wieder. Gedanken, die sich so durch Zufall kreuzen, wie in dem Gewimmel einer Vision, werden zu Phantomen und Lauten, welche alle dazu dienen, Schrecken einzujagen, nicht weil jene Trugerscheinungen und Töne wirklich aus einer überirdischen Welt herstammen, sondern weil sie grausige, durch boshafte Sterbliche in tückisches Spiel gesetzte Erinnerungen dessen sind, was in dieser Welt selbst vorgegangen. Nur durch die materielle Thatkraft eines menschlichen Gehirns geschieht es, daß diese Dinge selbst in den Stand gesetzt werden, menschliche Kraft zu erlangen, daß sie gleich elektrischen Ketten Schläge zu ertheilen und selbst zu tödten vermögen, wenn der Gedanke der bestürmten Person sich nicht über den des ursprünglichen Bestürmers zu erheben vermag, und so geschieht es, daß ihnen, durch Furcht entnervt, die kräftigsten Thiere erliegen, während der schwächste Mensch ihnen widersteht, der, während sein Fleisch schaudert, mit furchtlosem, festem Gemüth ihnen entgegentritt. Wenn wir in alten Geschichten von Schwarzkünstlern lesen, die von Unholden zerrissen wurden, die sie citirt hatten, oder in morgenländischen Sagen, daß ein Zauberer durch seine Kunst einen anderen besiegte und vernichtete, so ist dieß insofern Wahrheit, als ein materielles Wesen nach seinen eigenen übeln Neigungen gewisse Stoffe und Flüssigkeiten, die an sich harmlos und ruhig sind, mit schrecklicher Form und erschütternder Gewalt bekleiden kann; und wie der Blitz, der verborgen und unschädlich in den Wolken ruht, durch Naturgesetz plötzlich sichtbar wird, eine bestimmte Form für das Auge annimmt und vernichtend auf den Gegenstand niederschlägt, von welchem er angezogen wird, so wirkt auch jene Kraft.“

„Sie sind nicht ohne Einblick in ein großes Geheimniß,“ sagte Mr. Richards gelassen. „Nach Ihrer Ansicht würde ein Sterblicher, der die Macht errungen hätte, von der Sie sprechen, ein feindseliges und böses Wesen sein!“

„Wenn er die Macht ausübte, die ich erwähnte, sicher ein sehr feindseliges, sehr bösartiges Wesen! — Doch glaube ich auch den alten Traditionen, daß er auf gute Menschen nie nachtheilig einwirken könnte. Seine verderbliche Macht würde sich nur auf solche erstrecken, die mit ihm in Affinität getreten wären, oder über welche seine Gewalt widerstandslos zu herrschen



Ankunft der Rebekka.

wüßte. Ich will ein Beispiel anführen, das, obwohl es innerhalb der Gesetze der Natur liegt, eben so toll scheint, wie die Fabeln eines verwirrten Mönchs."

„Sie erinnern sich, daß Albertus Magnus, nachdem er ausführlich den Prozeß beschrieben, durch welchen Geister gerufen werden können, nachdrucksvoll beifügt, daß der Prozeß nur Wenige belehren, Wenigen nützen werde, da man als Schwarzkünstler geboren sein müsse, das heißt, geboren mit einer eigenthümlichen Naturanlage, wie Jemand zum Dichter geboren wird. Nur selten findet man Leute, in deren Naturell die geheime Kraft dieser höchsten Intelligenz verborgen liegt; meistens ist in ihnen etwas Verdrehtes, Verderbenes oder Kraftloses. Sie müssen bis zu einem überraschenden Grade die Fähigkeit besitzen, ihre Gedanken auf einen einzelnen Gegenstand zu konzentriren, sie müssen jene energische Fähigkeit haben, die wir als Wille bezeichnen. Ich will mir eine Person vorstellen, die im höchsten Grade mit einer solchen Körperverfassung und den damit verbundenen Kräften ausgerüstet ist; ich will sie in die höheren Klassen der Gesellschaft stellen; ich will annehmen, daß ihre Triebe entschieden die eines sinnlichen Menschen sind, daß mithin die Liebe zum

Leben ihr ganzes Wesen füllt; daß sie mit absolutem Egoismus ihren Willen in sich selbst konzentrirt, feurige Leidenschaften besitzt, kein Erdulden, keine heiligen Gefühle kennt, daß sie nur ungestüm begehrt, was der Augenblick verlangt, unversöhnlich haßt, was ihrem Streben entgegentritt, die furchtbarsten Verbrechen verübt, ohne Reue zu fühlen, und Fluch auf Andere ladet, statt für ihre Unthaten zu büßen. Umstände, zu welchen ihr Naturell sie leitete, halfen dieser Person zu einer seltenen Kenntniß natürlicher Geheimnisse, die ihrem Egoismus dienten. Sie ist ein genauer Beobachter, wenn ihre Leidenschaften die Beobachtungen unterstützen; ein gründlicher Berechner, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern wo Selbstliebe ihre Fähigkeiten schärft, und deßhalb kann sie auch ein Mann der Wissenschaft sein. Ich nehme an, daß ein Wesen, welches durch Uebung seine Macht über Andere auszuüben gelernt hat, nun auch versucht, die Kraft des Willens über sich selbst auszudehnen, daß es die Natur erforscht, um diese Macht zu erhöhen. Es liebt das Leben, es fürchtet den Tod: es will immerfort leben. Es kann die Jugend nicht zurückerlangen, es kann das Herannahen des Todes nicht gänzlich fernhalten, es kann sich nicht unsterblich in Fleisch und Blut machen, aber es kann für eine immerhin unglaublich lange Zeit das Starrwerden und Altern von sich abwehren. — In einem ganzen Jahre wird jenes Wesen dann weniger altern, als Andere in einer Stunde. Sein durchdringender Wille, wissenschaftlich in ein System gebracht, operirt gegen die Abnutzung des Körpers. Es lebt fort, und um nicht Aufsehen zu erregen oder als Wunder zu gelten, stirbt es von Zeit zu Zeit scheinbar für gewisse Personen. Es versieht sich mit Mitteln, die zur Bestreitung seiner Bedürfnisse ausreichen, verschwindet dann und sorgt dafür, daß sein Leichenbegängniß noch gefeiert werde. Es erscheint an einem andern Ende der Welt, wo es unentdeckt fortlebt, und besucht die Tummelplätze seiner früheren Thätigkeit nicht eher wieder, bis Alle hinübergegangen sind, die seine Züge gekannt. Solch ein Wesen würde unaussprechlich elend sein, wenn es Gemüth hätte, es hat aber nur Gefühl für sich selbst. Kein guter Mensch würde sein langes Leben acceptiren und auf Niemand, weder gut noch böse, könnte oder dürfte es sein Geheimniß übertragen. Solche Wesen existiren, und einen Mann, wie ich einen solchen beschrieben, sehe ich jetzt vor mir! Herzog von ***, ich kenne Sie! Einst am Hofe zu **, zwischen Wohlleben und Händeln, zwischen Alchymisten und Schwarzkünstlern, dann wiederum im letzten Jahrhundert Charlatan und Verbrecher, mit weniger edlem Namen in dem Hause, das Sie heute angestaunt, und fliehend vor dem Gesetze, das Sie gröblich verletzt, als Reisender London wieder besuchend mit denselben irdischen Leidenschaften, welche Ihr Herz zu einer Zeit belebten, wo Menschen, die jetzt nicht mehr sind, diese Straßen füllten; geächteter Abschen aller edlen und höheren Mystiker, verruchtes Bild des Lebens im Tode und des Todes im Leben, fliehe die Wohnstätten gesunder Menschen, kehre zurück zu den Trümmern verödeter Städte, zurück in die Wüsten der unerlösten Natur!"

Da antwortete mir ein Flüstern, so melodisch, so bezaubernden Klanges, daß es mein ganzes Wesen durchdrang und mich widerstandslos überwältigte. Kaum hörbar, aber fest, sprach es:

„Ich suchte Einen gleich Ihnen seit den letzten hundert Jahren. Jetzt habe ich Sie gefunden und wir scheiden nicht, bevor ich erfahren, was ich zu wissen wünsche. Die Kraft, die Vergangenheit zu durchschauen, den Schleier der Zukunft zu lüften, ist in dieser Stunde in Ihnen mächtig! Sie war es nie zuvor, wird es nachmals nie sein! — Diese Seherkraft ist nicht die Vision eines kränklichen, fantastischen Mädchens, einer nervös-gereizten Schlafwandlerin, sondern die eines kräftigen Mannes mit starkem, lebhaftem Geist. Schwinge Dich auf und sieh!"

Als Richards so sprach, fühlte ich mich wie von Adlerschwingen emporgetragen. Alle Schwere schien aufgehoben, der Saal, das Himmelsgewölbe offen und unbegrenzt. In meinem Körper war ich nicht; wo, wußte ich nicht — ich war erhoben über Zeit und Erde!

Wieder hörte ich das melodische Geflüster. „Sie haben Recht. Durch die Kraft des Willens habe ich mich großer Geheimnisse bemeistert. Es ist wahr, durch den Willen und die Wissenschaft konnte ich den Verlauf der Jahre verzögern; aber — nicht das Alter allein bringt den Tod. Kann ich, antworten Sie, die Zufälle vereiteln, die der Jugend den Tod bringen?"

„Nein, jeder Zufall ist eine Vorsehung! Der Vorsehung gegenüber bricht jeder menschliche Wille."

„Werde ich endlich nach Jahrhunderten sterben durch das träge, obschon unvermeidliche Fortschreiten der Zeit, oder durch die Ursache, welche ich Zufall nenne?"

„Durch eine Ursache, welche Sie Zufall nennen!"

„Ist das Ende nicht noch weit entfernt?" fragte die wispernde Stimme mit leichtem Erbeben.

„So betrachtet, wie mein Leben die Zeit betrachtet, ist das Ziel noch entfernt."

„Und werde ich mich wieder, ehe das Ende kommt, mit der Welt der Lebenden in Verbindung setzen, wie ich es that, bevor ich jene Geheimnisse erlernte? werde ich wieder eifrigen Antheil nehmen an ihrem Streben und Mühen? werde ich mit Ehrgeiz kämpfen und die Kraft des Weisen anwenden, die Macht zu erlangen, die Königen zusteht?"

„Sie werden noch eine Rolle auf der Erde spielen, welche die ganze Erde in Verwirrung und Bestürzung setzen wird. Für wunderbare Pläne haben Sie, selbst ein Wunder, noch Jahrhunderte zu leben. All die von Ihnen aufgespeicherten Geheimnisse werden alsdann ihre Anwendung finden — Alles, was Sie in Mitte der Generationen zum Fremdling machte, wird dazu beitragen, Sie zu ihrem Herrscher zu erheben. Wie Bäume und Halme, wenn sie der Wirbelwind faßt, in die Tiefe hinabgezogen und wiederum von der Fluth zurückgeworfen werden, so werden auch Völker und Throne hinabgerissen in den Zauber Ihres verderblichen Strudels, furchtbarer Zerstörer! — doch im Zerstören selbst gegen Ihren eigenen Willen ein Erbauer!"

„Und jener Augenblick — ist er nahe?"

„Noch weit entfernt! Doch wenn er kommt, so denken Sie daran, daß Ihre Rolle auf dieser Welt ausgespielt ist."

„Wo und wie ist das Ende? im Osten, Westen, Süden oder Norden?"

„Im Norden, wo Sie noch nie gewesen, wohin zu

gehen Ihr Instinkt Sie warnte, dort wird Sie ein Gespenst ergreifen — der Tod! Ich sehe ein Schiff — es ist verzaubert — es wird gejagt — es segelt fort und fort. Trugbilder von Flotten folgen dem Schiff. Es erreicht die Eisregion; es fährt unter einem von Lufterscheinungen gerötheten Himmel. Zwei Monde stehen hoch über den Eisriffen. Ich sehe das Schiff eingeklemmt zwischen weißen Wänden — es ist von Eisfelsen umschlossen. Auf dem Verdeck liegen Todte zerstreut umher — starr und bleifarben, mit einem grünlichen Thon auf ihren Gliedern. Alle sind todt, außer einem Menschen — außer Ihnen! Jahre, obwohl sie nur langsam daher schleichen, haben an Ihrem Leben gezehrt. Die Spuren des Alters sind an Ihrer Stirne zu erkennen und in den Zellen des Gehirns ist Ihr unbeugsamer Wille erschlafft. Jener Wille, obwohl geschwächt, übertrifft immer noch den Willen aller Menschen vor Ihnen, durch den Willen leben Sie, während Hunger und Elend an Ihnen nagt: Und die Natur gehorcht Ihnen nicht mehr in jener todtbringenden Region; der Himmel ist ein kalter, eiserner Himmel, die Luft ist ein eisiger Hauch und die Eisfelsen zerspalten das Schiff. Horch, wie es kracht und dröhnt — das Eis umschließt das Schiff, wie der Bernstein den Strohhalm. — Ein Mann schreitet vorwärts, der einzige noch lebende, und verläßt das Schiff und die Todten; er erklimmt die Zacken eines Eisberges und die beiden Monde beleuchten seine Gestalt. Jener Mann sind Sie! Entsetzen drückt sich in Ihrem Wesen aus und der Schrecken hat Ihren Willen vernichtet. Ueber den jähabhängenden Eisschollen sehe ich graue scheußliche Wesen heranschwärmen — die Eisbären wittern ihre Beute — sie kommen näher und näher, indem sie ihre unförmlichen Körper hin und her werfen. An jenem Tage wird ein Augenblick Ihnen länger erscheinen, als die Jahrhunderte, die Sie durchlebt. Und erwägen Sie, nach diesem Leben folgt der Segen oder der Fluch der Ewigkeit!"

„Schweig!" sagte dieselbe flüsternde Stimme; „der Tag ist ja noch weit, sehr weit entfernt! Ich kehre zu den Mandeln und Rosen von Damaskus zurück! — Schlafe!"

Es schwamm mir vor den Augen; ich wurde bewußtlos. Als ich erwachte, stand mein Freund an meiner Seite, er faßte meine Hand und sagte lächelnd: „Sie behaupten stets, dem Mesmerismus widerstehen zu können, und nun sind Sie doch endlich meinem Freunde Richards unterlegen."

„Wo ist Mr. Richards?"

„Als Sie ohnmächtig waren, ging er fort, indem er ruhig zu mir sagte: ‚Ihr Freund wird vor einer Stunde nicht erwachen.'"

So gefaßt als möglich fragte ich nach Mr. Richards' Wohnung.

„Er wohnt im Trafalgar-Hotel."

„Bitte, geben Sie mir Ihren Arm," sagte ich zu meinem Freund, „wir wollen ihn besuchen; ich habe etwas mit ihm zu reden."

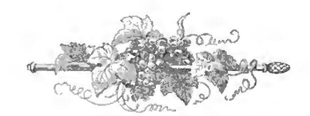
Als wir im Hotel anlangten, wurde uns gesagt, Mr. Richards sei vor zwanzig Minuten zurückgekehrt, habe seine Rechnung bezahlt und seinem Diener (einem Griechen) den Befehl hinterlassen, die Koffer zu packen und mit dem Dampfboot, das den andern Tag von Southampton abgehen würde, nach Malta abzureisen. Ueber sein eigenes Weggehen hatte Mr. Richards nur geäußert, daß er in der Nachbarschaft Londons Besuche zu machen habe und daß es noch ungewiß sei, ob er Southampton noch vor Abfahrt des Dampfers erreichen werde; sei es ihm nicht möglich, so wolle er mit der nächsten Schiffsgelegenheit folgen.

Der Kellner erkundigte sich nach meinem Namen; da ich ihn nannte, händigte er mir einen Brief von Mr. Richards ein, den derselbe, im Fall ich nach ihm fragen sollte, für mich zurückgelassen.

Das Schreiben enthielt Folgendes: „Ich wünschte Ihren Geist zu ergründen; Sie gehorchten mir. Ich habe daher Gewalt über Sie. Innerhalb dreier Monate — vom heutigen Tage an — theilen Sie keinem lebenden Wesen mit, was zwischen uns beiden vorgefallen, selbst diesen Brief zeigen Sie dem Freunde nicht, der Ihnen zur Seite steht. Während dreier Monate müssen Sie über mich und meine Angelegenheiten völliges Schweigen beobachten. Zweifeln Sie an meiner Gewalt, Ihnen dieses Gebot auferlegen zu können, so versuchen Sie, dawider zu handeln! Am Ende des dritten Monats ist der Zauber gelöst. Im Uebrigen will ich Nachsicht mit Ihnen haben. Ihr Grab werde ich in Jahr und Tag, nachdem es Ihre Leiche in sich aufgenommen hat, besuchen." —

So endete diese sonderbare Geschichte, die ich Keinem zu glauben aufdringe. Genau drei Monate nach Empfang obigen Briefes schrieb ich sie nieder. Früher wollte ich nicht und ebensowenig zeigte ich meinem Freunde, trotz seiner dringenden Bitten, den Brief, welchen ich beim Schein einer Gaslampe an seiner Seite gelesen *).

*) Einen Artikel über Bulwers Leben und Werke finden unsere Leser im zweiten Jahrgang der Freya, Seite 247. Seltsam genug ist es, daß der geistreiche Verfasser von „Pelham" und „Paul Clifford" neuerdings sein großes Talent jenen mitternächtlichen Stoffen zuwendet, die dem klar Denkenden und unbefangen Urtheilenden zum mindesten ein Lächeln abnöthigen.



Die Einheit des Menschengeschlechts.

Zwei wissenschaftliche Unterhaltungen

von

Dr. Otto Köstlin.

(Schluß von Seite 151.)

II.

Die Frage von der Einheit oder Vielheit der menschlichen Spezies ist nur dann von größerer Bedeutung, wenn man die organischen Spezies überhaupt als etwas Dauerndes betrachtet, als bestimmte Formen der organischen Geschöpfe, welche von ihrer ersten Entstehung an ihre wesentlichen Eigenschaften beibehalten und durch die Einflüsse der äußeren Umgebung nur innerhalb enger Grenzen verändert werden. Wer hingegen mit Darwin die Spezies für etwas Veränderliches, immer in Umwandlung Begriffenes hält, für denjenigen kann die tiefere Erörterung jener Frage von keinem solchen Werthe sein. Der menschliche Typus unterliegt nach dieser Ansicht, wie die thierischen und pflanzlichen Typen überhaupt, einer stetigen, wenn auch langsamen Umwandlung, welche durch äußere Einflüsse, durch Klima, Lebensweise und Kultur hervorgebracht wird. In den Rassen erkennen wir die verschiedenen Stufen, welche das Menschengeschlecht unter dem Einflusse dieser äußeren Potenzen während Jahrtausenden durchlaufen hat. Vielleicht stellt der Negertypus die tiefste Anfangsstufe, der kaukasische Typus aber die höchste bis jetzt erreichte Stufe der menschlichen Bildung dar. Durch die Negerrasse grenzt der Mensch an die höchsten Affen, an Orang, Schimpanse und Gorilla, und die consequenten Vertheidiger der Darwin'schen Lehre dürfen es auch nicht für unmöglich halten, daß einmal aus dem Affentypus durch allmälige Umwandlung die Negerrasse als die niederste Stufe des menschlichen Typus hervorgegangen sei.

Für die Vertheidiger der Unveränderlichkeit der organischen Spezies besteht zwischen Mensch und Affe eine Kluft, welche durch keinerlei Umwandlungsprozesse überbrückt werden kann. Der Mensch ist als ein völlig neues Geschöpf in's Dasein getreten, und es kann sich weiter nur darum handeln, ob ursprünglich eine einzige oder ob mehrere Grundformen des Menschengeschlechtes geschaffen wurden, ob dieses also nur eine oder ob es mehrere Spezies darstellt. Wenn die fünf Rassen, in welche das Menschengeschlecht zerfällt, als Spezies angesehen werden sollen, so müssen sie erstens scharf von einander geschieden, nicht durch Uebergänge verbunden sein; zweitens dürfen ihre unterscheidenden Charaktere im Laufe der Zeit sich nicht verändern, nicht entstehen oder vergehen; drittens können die einzelnen Rassen unter einander gar nicht oder nur sehr beschränkt mischbar sein.

Ich habe schon früher diese drei Merkmale der organischen Spezies ausführlich auseinandergesetzt, und es ist Zeit, sie auf die Menschenrassen weiter anzuwenden. Hiebei muß natürlich von den körperlichen Eigenschaften der verschiedenen Rassen zunächst ausgegangen werden; aber in einzelnen Fällen wird es nöthig sein, noch einen weiteren Charakter, nämlich die Sprache der Stämme, zu Hilfe zu nehmen. Die Sprache, als der Ausdruck der Gedanken und Gefühle durch Worte, steht auf der Schwelle des geistigen Lebens des Menschen und vermittelt eben die äußere Darstellung desselben durch körperliche Laute. Für die Beurtheilung der Herkunft und Verwandtschaft der Stämme ist sie von großer Bedeutung. Man wird nämlich im Allgemeinen annehmen dürfen, daß Völker, welche Sprachen eines gemeinsamen Stammes sprechen, auch auf einen gemeinsamen Ursprung, auf dieselbe Abstammung zurückweisen. Von dieser allgemeinen Regel gibt es allerdings zweierlei Abweichungen. Einmal sprechen Völker, welche durch ihre physischen Charaktere derselben Rasse angehören, bisweilen doch Sprachen von verschiedenem Stamme, wie die nördliche und südliche Gruppe der mongolischen Rasse. Dann können Völker, welche verschiedene körperliche Charaktere haben, doch verwandte Sprachen reden, nämlich dann, wenn das eine Volk die Sprache des andern angenommen hat, wie die Celten des alten Galliens die Sprache ihrer römischen Beherrscher, oder wohl auch dann, wenn ein Volk ohne Verlust seiner Sprache an entfernten Wohnsitzen eine tiefere Umwandlung seiner Körperbildung erfahren hat, wie einzelne Stämme, von welchen nachher die Rede sein wird.

In erster Linie fragt es sich also, ob zwischen den fünf Menschenrassen keine Uebergänge vorkommen.

Wenn man Stämme aufsucht, welche den Typus der mongolischen Rasse in seiner ganzen Ausbildung an sich tragen, so findet man sie in Hochasien, sowie an dem südöstlichen, östlichen und nördlichen Abhange dieses Hochlandes. Dahin gehören im Norden die Mongolen und Tungusen, im Süden die Tibetaner, Chinesen und Japanesen, zwei Völkergruppen, welche trotz ihrer physischen Uebereinstimmung doch Sprachen von wesentlich verschiedenem Baue reden.

An die Mongolen schließt sich im Westen ein Völkerstamm an, über dessen Stellung innerhalb der Rassen vielfach gestritten worden ist, nämlich die Türken. Im Osten, als sibirische Jakuten, als Turkomanen, Kirgisen und Baschkiren, tragen diese türkischen Völker

ganz den Charakter der mongolischen Rasse an sich; aber im Westen, in Kleinasien und Europa, gleichen die Nachkommen desselben Türkenstammes so sehr den Völkern der kaukasischen Rasse, daß sie vielfach als Musterbilder dieser Rasse angeführt werden. Man kann fragen, ob die Türken einfach eine Uebergangsform zwischen der mongolischen und kaukasischen Rasse darstellen, oder ob ihre kaukasischen Formen nicht erst Folge einer tieferen Veränderung gewesen sind, welche sie durch ihre Einwanderung in Kleinasien und Europa erlitten haben. Ich werde auf diesen Punkt bei der Frage von der Veränderlichkeit der Rassencharaktere noch einmal zurückkommen.

Mit größerer Bestimmtheit lassen sich als eine Uebergangsform die Nordpolarstämme betrachten, welche von Kamtschatka bis Skandinavien den Nordrand Asiens und Europa's bewohnen, also die Kamtschadalen, Korjäken, Jukagiren, Samojeden und Lappen. Diese grenzen mit ihren Wohnsitzen unmittelbar an die mongolische Rasse und stimmen mit ihr überein in dem breiten Schädel und dem schwarzen, schlichten Haupthaare; aber ihre Züge sind weniger flach, die Haut gelblich und überhaupt die Charaktere der mongolischen Rasse weniger scharf ausgeprägt. Sie vermitteln nach zwei Seiten hin Uebergänge zu anderen Rassen, nämlich theils zur kaukasischen, theils zur amerikanischen.

Die Lappen, welche die nördlichen Theile Skandinaviens bewohnen, sind ihrer Sprache nach innig verwandt mit den Finnen des eigentlichen Finnlandes und mit den Esthen der russischen Ostseeprovinzen. Trotzdem daß Finnen und Esthen offenbar mit den Lappen denselben Ursprung theilen, zeigen doch jene südlicheren Stämme eine lichtere Haut- und Haarfarbe und auch in ihrer Kopfform eine größere Aehnlichkeit mit den kaukasischen Stämmen. Ebenso schließen sich die ugrischen Völker, welche am Ural wohnen, die Wogulen und Ostjaken, unmittelbar an die Nordpolarstämme und weiterhin an die mongolische Rasse an; aber ein südlicher Ableger derselben, die Magyaren, welche seit dem neunten Jahrhunderte sich in Ungarn niedergelassen haben, gleichen in ihrer Körperbeschaffenheit ganz den Völkern kaukasischen Ursprungs.

Während der Uebergang von der mongolischen zur kaukasischen Rasse durch die Nordpolarstämme, durch die Finnen, Esthen und Magyaren vermittelt wird, treten zwischen der mongolischen und amerikanischen Rasse vorzüglich die Eskimos und die Stämme des russischen Amerika als Mittelglieder ein. Die Stellung der Eskimos wird schon dadurch bezeichnet, daß sie von den Beobachtern bald der amerikanischen Rasse, bald den Nordpolarstämmen beigezählt werden; sie berühren offenbar beide Typen. Die Stämme des russischen Amerika gleichen aber bis zum Oregongebiete herab auffallend den Bewohnern des gegenüberliegenden Asiens, und umgekehrt kommen im Westen der Beringsstraße einzelne Stämme vor, welche entschieden an amerikanische Formen erinnern. So berühren sich die Bewohner Asiens und Amerika's unzweifelhaft durch ihre nördlichsten Volksstämme; aber auch unter den eigentlichen Amerikanern, besonders in der südlichen Hälfte des Kontinentes, kommen Völker vor, welche durch ihre Gesichtsbildung, durch eine mehr gelbliche Hautfarbe an Stämme der mongolischen Rasse, an Chinesen und Japanesen erinnern. Diese Aehnlichkeit geht so weit, daß man versucht sein könnte, die ganze amerikanische Rasse nur für eine Abzweigung der mongolischen zu erklären.

Nachdem ich die Uebergänge der mongolischen Rasse zur kaukasischen und amerikanischen verfolgt habe, bleibt bei den asiatischen Völkern noch ein dritter Punkt für die Untersuchung übrig, nämlich die Stelle, wo im südöstlichen Asien sich mongolische und malayische Formen berühren. Dort bewohnen Malayen die Südspitze Hinterindiens, und der Uebergang von der mongolischen zur malayischen Form wird durch die Bewohner Hinterindiens, durch die Indochinesen vermittelt. Der malayische Typus entsteht, indem die Kinnladen mehr hervortreten, die Lippen wulstiger, die Haut mehr braun, die Haare mehr gelockt werden. Die Malayen selbst aber sind nicht streng geschieden von den dunklen Stämmen Polynesiens, von den Australnegern mit kurzem oder langem Schädel, vorspringenden Kiefern, dicker Nase und Lippen, rußig-schwarzer Hautfarbe. Allmälige Uebergänge führen von den Malayen theils zu den Alfurus Neuhollands mit schlichtem oder lockigem Haar, theils zu den kraus- oder wollhaarigen Papuas von Neuguinea und Vandiemensland. Mit diesen Australnegern befinden wir uns in der unmittelbarsten Nähe der eigentlichen Negerrasse. Der Uebergang, welcher zu ihr von der malayischen Rasse aus führt, ist hiemit schon bezeichnet; aber es ist von der größten Wichtigkeit, die Negerrasse auf dem afrikanischen Kontinente selbst genauer zu verfolgen.

Die Negerrasse, wie sie oben bei der Schilderung der Hauptrassen des Menschengeschlechtes charakterisirt worden ist, dehnt sich keineswegs über den ganzen afrikanischen Kontinent südlich von der Saharawüste aus; sondern sie findet sich nur auf einer Strecke von zehn bis zwölf Breitegraden südlich von einer Linie, welche vom Senegal nach Tumbuktu gezogen wird, von der Küste des atlantischen Ozeans im Westen bis Sennaar und Kordofan im Osten. Dort wohnen Völker mit schmalem Schädel, vortretenden Kinnladen, wulstigen Lippen, schwarzer Haut und schwarzem, wolligem Haar. Aber auch in diesen eigentlichen Negerländern ist der Negertypus keineswegs gleichmäßig bei der ganzen Bevölkerung ausgesprochen. Er findet sich in seiner extremen Bildung nur in den heißen Tiefländern; auf den Höhen und Tafelländern hingegen trifft man überall reinere Formen mit spitzerer Nase, dünnen Lippen, länger herabfallenden Haaren, — Menschen, welche von Reisenden mit „schwarz angestrichenen Europäern" verglichen wurden. So verhält es sich nach den neuesten Berichten bei den Mandingo und Jolof, in Haussa, Aschanti und Dahomey, am Niger und Tschadsee, bei den Baghirmi und Schangalla, wie im oberen Laufe des Niles. Zwischen diesen Negervölkern aber wohnt in Haussa und Bornu noch ein anderer Stamm, die Fulahs oder Fellatas, gelb, mit ovalem Gesicht, mit

regelmäßigen, europäischen Zügen, mit langem schlichtem Haare. Die Fulahs haben in den Negerländern große Reiche gegründet, aber die Geschichte schweigt darüber, ob sie von alten Zeiten her in jenen Gegenden gewohnt haben, oder ob sie von außen als Eroberer in die von ihnen jetzt beherrschten Länder eingedrungen sind.

Südlich vom Aequator wohnen in Afrika keine eigentlichen Neger mehr. Die südafrikanischen Stämme, im Westen die Congovölker, im Osten die Kaffern, sind noch schmalschädlig, aber heller gefärbt, die Haare weniger wollig, Stirn und Nase mehr kaukasisch. Die Südspitze Afrika's endlich wird von dem räthselhaften Stamme der Hottentotten eingenommen. Sie haben schmale Schädel, vortretende Kinnladen, wolliges Haar wie die Neger, aber sie sind hellfarbiger, und die seitlich vorspringenden Jochbeine, die breite und flache Form der oberen Gesichtshälfte erinnern auffallend an die mongolischen Stämme, mit welchen sie doch weder geographisch noch historisch irgend einen Zusammenhang haben.

Wie in der südlichen Hälfte Afrika's, so wird auch im Osten und Norden des Kontinentes der Negertypus auf's Tiefste verändert. An der Ostküste wohnen zwischen dem Aequator und dem zehnten Grade der Breite die Gallas und Somali, den Arabern ähnliche Völker. Im Nilthale wird vom Negertypus aus durch die Nubier und Barabra ein allmäliger Uebergang zu den alten Bewohnern Aegyptens und zu ihren Nachkommen, den jetzigen Kopten, vermittelt. Diese sind nach ihrer Körperbildung entschieden kaukasisch; aber sie verrathen einen gewissen Zusammenhang mit innerafrikanischen Stämmen durch vorspringendere Lippen, dunklere Haut, krausere Haare.

So beschränkt sich der eigentliche Negertypus nur auf einen Theil von Afrika und bei den Negerstämmen selbst nur auf einen Theil der Bevölkerung. Er erscheint dort als ein Extrem der Bildung, von welchem in verschiedenen Richtungen Uebergänge zu anderen menschlichen Typen führen, so durch die Australneger zu den Malayen, durch die Hottentotten zur mongolischen, durch die Nubier und Barabra zur kaukasischen Rasse.

Demnach führen von der mongolischen Rasse Brücken hinüber zur kaukasischen, polynesischen, amerikanischen und Negerrasse, von dieser wieder zur kaukasischen, polynesischen und mongolischen. Die dritte Hauptrasse endlich, die kaukasische, ist theils mit der mongolischen und Negerrasse durch deutliche Uebergänge verbunden; theils nähern sich ihr viele Formen der weniger ausgeprägten Nebenrassen Amerika's und Polynesiens. Innerhalb der kaukasischen Rasse selbst endlich trifft man bisweilen wie durch ein Spiel der Natur vereinzelte Kopf- und Gesichtsformen, welche auffallend an andere, an mongolische oder Neger-Typen erinnern. Allerdings bestehen demnach Uebergänge zwischen den Menschenrassen, und diese Uebergangsformen sind so zahlreich, daß sie an Masse fast die ausgeprägten Rassenformen übertreffen. Im Allgemeinen muß zugestanden werden, daß die letzteren nur die extremen Typen darstellen, welche durch eine lange Reihe von Abschwächungen und Veränderungen unter sich zusammenhängen. Das erste Merkmal der organischen Spezies, nämlich die scharfe Abgrenzung, fehlt also den Rassen des Menschengeschlechtes.

Die zweite Frage ist die, ob die Rassencharaktere als beständig angesehen werden dürfen, ob sie nicht im Verlaufe der Zeit entstanden und vergangen sind, oder wenigstens entstanden und vergangen sein können. Die Entstehung der Menschenrassen liegt jenseits aller menschlichen Erinnerung, und es läßt sich daher auf die Art und Weise ihres Zustandekommens nur aus einzelnen Thatsachen schließen, welche sich jetzt noch unserer Beobachtung darbieten. Diese finden sich aber nicht nur in der Naturgeschichte des Menschen selbst, sondern vorzüglich auch in der Geschichte der Hausthiere, welche unter dem Einfluß des Menschen große Veränderungen erlitten und zahlreiche Rassen gebildet haben. Im Allgemeinen wird sich also jede Theorie über die Bildung der Menschenrassen nur auf Analogieschlüsse aus jetzigen Beobachtungen stützen können.

Unter den Rassencharakteren steht obenan die Farbe der Haut; sie ist entweder hell oder gelb bis braun oder schwarz. Die Haarfarbe hängt mit ihr auf's Engste zusammen.

Im Allgemeinen verändert sich der Farbstoff der menschlichen Haut und Haare vorzüglich unter dem Einfluß der äußeren Temperaturen. Schon während des Sommers nimmt die Haut in unsern gemäßigten Klimaten eine etwas dunklere Färbung an, als während der kalten Jahreszeit. Noch stärker und dauernder tritt dieses Dunklerwerden der Haut bei solchen Europäern hervor, welche in heißere Klimate, nach Afrika, nach Ostindien versetzt werden. Wenn Kinder von Europäern, z. B. von Missionären, in solchen warmen Klimaten zur Welt gekommen sind, so verliert ihre Haut während des ganzen Lebens auch bei Versetzung in kältere Klimate jene dunklere Färbung nicht mehr. Daß Uebergänge von der hellen Hautfarbe zur gelben und braunen häufig vorkommen, erleidet also keinen Zweifel. Der Zusammenhang zwischen Hautfarbe und äußerer Temperatur erinnert an das dunkle Sommerkleid und lichte Winterkleid mancher Säugethiere, wie der Polarfüchse der nördlichen kalten Zone. Aber es fragt sich, ob durch solche Temperatureinflüsse auch die schwarze Hautfarbe hervorgebracht werden kann.

Die Hindu's Ostindiens bieten für die Umwandlung der lichten Hautfarbe in die schwarze eines der sichersten Beispiele dar. Am westlichen Abhange des Hindukuhgebirges wohnen noch jetzt hellfarbige Hindustämme. Von jenen Wohnsitzen sind sie in die Niederungen des Indus und Ganges hinuntergewandert, und haben dort eine so dunkle negerähnliche Farbe angenommen, daß sie von den englischen Soldaten in dem letzten indischen Aufstande Nigger genannt und als Nigger behandelt worden sind. Nimmt man hinzu, daß in den afrikanischen Negerländern selbst die dunkelste Hautfärbung in den feuchten und heißen Flußniederungen, eine lichtere dagegen auf Gebirgen und Hochebenen gefunden wird, so darf man schließen, daß Feuchtigkeit und

Wärme zusammen die Entwicklung der schwarzen Farbe begünstigen. Auf der andern Seite bleibt auch die schwarze Hautfarbe der Neger durch Versetzung in andere Klimate nicht ganz unberührt; in den nordamerikanischen Freistaaten haben die im Lande geborenen Neger nach mehreren Generationen viel von ihrer Schwärze verloren und mehr eine grauliche Hautfarbe angenommen. Gewiß sind also äußere, vorzüglich klimatische Einflüsse im Stande, allmälige Uebergänge zwischen lichter und schwarzer Hautfärbung herbeizuführen. Wir kennen diese Einflüsse noch sehr wenig; aber wir dürfen mit den Farbenunterschieden der Menschenrassen wohl die verschiedenen Hautfärbungen vieler Hausthierrassen vergleichen. Die Haut unserer Hühnerrassen ist theils weiß, theils gelb, theils schwarz, und die schwarze Färbung erstreckt sich hier nicht bloß auf die äußeren Bedeckungen, sondern auch auf die Oberflächen der Eingeweide; hier greifen also die Farbenverschiedenheiten, welche durch die Kultureinflüsse hervorgebracht werden, noch viel tiefer als bei den Menschenrassen.

Aus allen diesen Thatsachen muß der Schluß gezogen werden, daß die Rassencharaktere, welche von der Farbe der Haut und Haare hergenommen sind, nicht als dauernde gelten, daß sie vielmehr im Verlaufe längerer Zeiträume durch äußere Einflüsse entstehen oder vergehen können.

Der zweite Rassencharakter beruht auf der schlichten, gelockten oder wolligen Form der Haare. Zwischen schlichtem und lockigem Haare findet sich unter den kaukasischen Stämmen ein häufiger Wechsel; auch sehr krause Haare, die an die Neger erinnern, sind in Europa nicht eben selten. Aber die Entstehung des eigentlichen Wollhaares konnte bis jetzt bei keinem menschlichen Stamme beobachtet werden. Es ist daher nöthig, hier Beispiele von thierischen Rassen zu Hilfe zu nehmen, und in der That bieten diese noch größere Unterschiede in der Haarform dar, als irgend eine Rasse des Menschengeschlechtes. Das wilde und das zahme Schwein gehören Einer Spezies an, aber das erstere hat krause, das letztere straffe Haare. Ziegen, Katzen und Kaninchen zeichnen sich in der kleinasiatischen Landschaft Angora durch lange, weiße, seidenartige Haare aus. In heißen Gegenden werden manche Hausthiere, wie Hunde und Rindvieh, beinahe nackt. Vorzüglich aber verändert sich bei den Haussängethieren unter äußeren Einflüssen das Verhältniß der straffen Haare zu den Wollhaaren, welche zwischen den ersteren wachsen. Bei den Schafen entwickelt sich das Wollhaar nur unter gewissen klimatischen und Kultur-Einflüssen, es verliert sich durch Verwilderung und durch Aufenthalt in der heißen Zone. Hier zeigt es sich also deutlich, wie die Bildung wolliger Haare mit äußeren Verhältnissen kommt und schwindet. Wir dürfen daraus schließen, daß auch die Wollhaare der Negerrasse nicht als die unveränderliche Eigenschaft einer einzelnen Menschenspezies, sondern als das Produkt äußerer Einflüsse, sei es des Klima's, der Lebensweise oder der Kultur, angesehen werden müssen.

Es bleibt noch die Form des Kopfes als Rassencharakter übrig, und hier erscheinen die Schwierigkeiten der Zurückführung auf eine Urform viel größer, weil man es mit einem Theile des Skelettes, d. h. nicht mit weichen, beweglichen und veränderlichen Organen, sondern mit der festen Unterlage der Körperform selbst zu thun hat. Können wirklich die schmalen, breiten und ovalen Schädel, die vorspringenden Jochbeine, die vortretenden Kinnladen als veränderliche Charaktere, als die Effekte äußerer Einflüsse angesehen werden?

Vor Allem ist es auch hier nöthig, die Beispiele zu Hilfe zu nehmen, welche uns eine große Zahl von thierischen Rassen darbietet. Die Hörner unserer Wiederkäuer, welche immer einen Fortsatz des Stirnbeines selbst zur Grundlage haben, wechseln auf's Mannigfaltigste; das eine Mal treten sie in größerer Zahl auf, das andere Mal fehlen sie bei einzelnen Rassen von Stier, Zebu, Schaf und Ziege ganz. Die Kopfformen der zahlreichen Pferderassen zeigen eine große Zahl von Verschiedenheiten; in höherem Maße noch treten die Kopfformen der verschiedenen Hunderassen einander gegenüber. Auf der einen Seite steht hier der schmale, lange Kopf des Windhundes, auf der andern Seite der kurze und breite, gedrängte Kopf der Bulldogge mit besonders verkürzter Oberkinnlade, auf der einen Seite der kugelig gerundete, dünnknochige Kopf kleiner Hunderassen, wie des Spitzers, auf der andern Seite der große und massige Kopf des Hatzhundes, welcher durch seinen starken Bau und durch seine vorspringenden Leisten an die Köpfe stärkerer reißender Thiere, wie der Hyänen, erinnert. Verglichen mit diesen Gegensätzen, erscheinen die Unterschiede in der menschlichen Kopfform sehr unbedeutend; und wenn wir bei den Hunderassen die Verschiedenheiten der Kopfform nicht als dauernde und wesentliche betrachten, so müssen wir diese Ansicht in noch höherem Maße für die menschlichen Kopfformen festhalten.

Es gibt indeß auch in der Geschichte der Menschenrassen einzelne Thatsachen, welche darauf hinweisen, daß äußere Einflüsse nicht blos die Farbe der Haut und die Form der Haare, sondern in längeren Zeiträumen auch die Gestalt des Skelettes und besonders des Kopfes zu verändern im Stande sind. Auf andere Weise läßt sich nicht wohl die vorhin schon berührte Thatsache erklären, daß die türkischen Stämme, welche als Turkomanen, Kirgisen und Baschkiren den vollständigen Typus der mongolischen Rasse an sich tragen, in Kleinasien und Europa ganz die Formen der kaukasischen Rasse angenommen haben. In diesen westlichen Wohnsitzen sind die Türken aus Nomaden zu Städtebewohnern geworden, und es steht kein ernstliches Hinderniß der Annahme im Wege, daß diese durchgreifende Veränderung aller Lebensverhältnisse auch eine tiefere Umwandlung in der körperlichen Beschaffenheit und besonders in der Form des Schädels und des Gesichtes herbeigeführt habe. Aus den vereinigten Staaten von Nordamerika werden in neuester Zeit ähnliche Veränderungen der Rassencharaktere berichtet. Die Körper- und Kopfform der Neger wird nach diesen Berichten mit jeder Generation den kaukasischen Formen ähnlicher. Besonders aber bildet sich immer entschiedener

eine Yankeerasse aus, welche durch Hagerkeit, durch längeren Hals und Glieder, durch gelbe Gesichtsfarbe sich von ihren europäischen Vorfahren unterscheidet.

So darf auch von der Kopfform behauptet werden, daß ihre Verschiedenheiten keine wesentlichen und dauernden Unterschiede zwischen den Menschenrassen begründen, sondern entweder nachweisbar im Verlaufe längerer Zeiträume entstanden und verschwunden sind, oder der Analogie nach entstanden und verschwunden sein können. Es bleibt jetzt zur Beantwortung noch die dritte Frage übrig: ob die Menschenrassen nach Art der organischen Spezies unter einander gar nicht oder nur in sehr beschränkter Weise fortpflanzungsfähig sind.

Zwischen den pflanzlichen Spezies wird die Bastardzeugung dadurch erschwert, daß bei verschiedenen Pflanzenarten die Entwicklung von Staubgefäß und Stempel gewöhnlich nicht gleichen Schritt hält, daß also eine frühere Reife bald des einen bald des anderen Organes die erfolgreiche Bestäubung des Stempels durch das Staubgefäß unmöglich macht. Bei den Thieren entfernt ein innerer Trieb diejenigen Individuen von einander, welche verschiedenen Spezies angehören. Kommt aber mit Ueberwindung dieser Schwierigkeiten ein pflanzlicher oder thierischer Bastard zu Stande, so geht die neue Form entweder unmittelbar oder im Verfolge der nächsten Generationen wieder zu Grunde; bis jetzt ist keine einzige dauernde Bastardform sicher constatirt worden.

Der Verbindung zwischen verschiedenen Menschenrassen steht kein innerer Trieb entgegen, und die Produkte dieser Verbindung sind keineswegs, wie die pflanzlichen und thierischen Bastarde, unmittelbar oder in einer der nächstfolgenden Generationen unfruchtbar. Von amerikanischen Beobachtern ist ohne allen Grund angenommen worden, daß die Fruchtbarkeit der Mulatten stetig abnehme; im Gegentheile zeigen sich die Mulatten nicht selten fruchtbarer, als die Amerikaner selbst. Die Fruchtbarkeit der Mischehen zwischen den Angehörigen verschiedener Menschenrassen ist am besten bewiesen worden durch die Ansiedlung, welche meuterische englische Matrosen mit polynesischen Weibern in der Südsee auf der einsamen Insel Pitcairn gründeten. Von 1790 bis 1856 wuchs diese kleine Kolonie (trotz innerer Kämpfe und schwerer Ausschweifungen) ohne Einwanderung von 30 auf 189 Personen, eine Vermehrung, welche unter den reinen Bevölkerungen der ganzen Erde ihres Gleichen sucht.

Auch von dieser Seite erscheinen also die Menschenrassen nur als Varietäten der Einen Spezies Mensch. Ihre Mischlinge verhalten sich ganz wie die Mischlinge verschiedener Thierrassen. Sie halten nicht, wie die Bastarde verschiedener Spezies, immer die Mitte zwischen der väterlichen und mütterlichen Form; sondern nicht selten wiederholen sie vollständig bald die eine bald die andere Form; Zwillinge von Negern und Weißen waren der eine weiß, der andere schwarz.

Nach diesen Auseinandersetzungen sind die Menschenrassen nicht scharf begrenzt, wie organische Spezies; sie werden nicht, wie diese, durch dauernde Charaktere bezeichnet; ihre Mischbarkeit endlich ist nicht, wie bei den Spezies, eine beschränkte. Von drei Seiten her wird somit der Beweis geliefert, daß es nur Eine menschliche Spezies gibt, innerhalb welcher die Rassen die Stelle von Varietäten einnehmen. Dieser Einen Spezies, deren Verbreitungsbezirk die ganze Erdoberfläche ist, muß auch Ein Schöpfungsmittelpunkt entsprechen, von welchem aus die Spezies sich durch Wanderungen über Länder, Flüsse und Meere verbreitet hat.

Die Wanderungen der Völker über Festländer, die Uebersetzung von Flüssen, bieten zum Voraus keine Schwierigkeiten dar. Aber es mag wohl die Frage aufgeworfen werden, wie es uncivilisirten Völkern möglich gewesen sei, über breitere Meeresarme oder Meeresstrecken von einer Küste zur andern zu gelangen, wie man insbesondere zwischen Asien und Amerika, dann zwischen dem asiatischen und afrikanischen Kontinente und den weit zerstreuten Inselgruppen Polynesiens sich Wanderungen zu denken habe.

Die Beringstraße, welche Asien und Amerika von einander trennt, ist keineswegs so breit, daß sie in früheren oder jetzigen Zeiten den Verkehr zwischen jenen Kontinenten hindern würde. Zu beiden Seiten der Straße wohnen verwandte Volksstämme, und noch jetzt treiben die Tschuktschen über die Beringstraße Handel von Asien nach Amerika. Der Uebergang von dem einen Kontinente zum andern wird besonders noch durch die Kette der aleutischen Inseln erleichtert.

Schwerer sind die Wanderungen über die weiten Strecken der Südsee zu erklären. Aber auch hier nöthigt zur Annahme einer allmälig eingewanderten Bevölkerung die Thatsache, daß alle malayischen Stämme von Madagaskar bis zur Osterinsel Zweige der Einen Kawisprache reden. Wie wäre dieses möglich, wenn jede der polynesischen Inselgruppen ihren eigenen Schöpfungsmittelpunkt gehabt hätte? In der That führen jetzt noch polynesische Stämme Krieg zwischen Archipel und Archipel, und der große Weltumsegler Cook erhielt auf Tahiti von dem Minister Tupaja eine ziemlich genaue Karte der benachbarten Inselgruppen. Auch hier bleibt also nichts übrig, als ein langsames, vielleicht durch Meeresströmungen begünstigtes Fortrücken der einwandernden Stämme von Archipel zu Archipel anzunehmen. Wenn Amerika wahrscheinlich von Asien her bevölkert worden ist, so hat Polynesien vielleicht seine malayischen Bewohner von Hinterindien, seine schwarzen Stämme von Afrika her erhalten.

Wo der Schöpfungsmittelpunkt der menschlichen Spezies gelegen sei, läßt sich freilich in keiner Weise bestimmen. Man sucht ihn gerne in dem jetzigen Wohnsitze der kaukasischen Rasse am Westabhange Hochasiens. Ebensowenig lassen sich die Charaktere angeben, welche die ursprüngliche Form des Menschengeschlechtes auszeichneten, oder die Mittel und Wege, durch welche aus dieser Urform im Verlaufe der Jahrtausende die einzelnen Rassen entstanden. Im Allgemeinen nimmt die kaukasische Rasse nach körperlicher und geistiger Ausbildung die höchste Stelle unter den Menschenrassen ein, und auf der andern Seite läßt sich nicht bezweifeln, daß die Negerrasse die tiefsten Formen der menschlichen Bildung in sich schließt. Darum ver-

FREIE KUNST.

Digitized by Google

halten sich doch alle Rassen zu einander als gleichberechtigte Glieder der Einen menschlichen Spezies, und keine Rasse hat ein natürliches Recht zur Unterjochung der andern. Ebenso steht mit dem Nachweise der Einheit des Menschengeschlechtes auch der Annahme seiner Abstammung aus Einem Paare von naturhistorischer Seite kein Hinderniß mehr im Wege.

Paul Delaroche.

Ein Künstlerleben von **Moritz Hartmann.**

(Schluß von S. 47.)

Da sehen wir zuerst einen ehrwürdigen Greis mit langem Barte, in rothem Sammtpelze, eine durch und durch edle Gestalt, die etwas Magisches hat und aussieht, als ob ihr die Geheimnisse Himmels und der Erden bekannt wären. Es ist auch in der That eines der umfassendsten Genies, die das Menschengeschlecht hervorgebracht, es ist Leonardo da Vinci. Er, der Lehrer der Zeichenkunde, setzt die Grundsätze seiner Kunst und Wissenschaft auseinander und um ihn versammeln sich die Maler, die man vorzugsweise als „Zeichner" verehrt. Selbst Raphael hört ihm zu wie ein Schüler, Fra Bartolomeo horcht andächtig, Albrecht Dürer, der von der Sache so viel versteht, wie er, stimmt bewundernd bei; sogar der seraphische Maler Fra Beato Angelico sucht etwas von der irdischen Wissenschaft zu lernen, um seine himmlischen Visionen wahrer wiedergeben zu können. Eine andere Gruppe, Cimabue, Giotto, Masaccio, die Gründer, Patriarchen und Vorläufer, horchen mit halbem Ohre und sind erstaunt über die neue Welt, die aus dem neuen Wissen entstehen soll, die sie selbst mit ihrem prophetischen Genie nicht geahnt hatten: die Welt der Erkenntniß, die die Welt der holden Einfalt überstrahlen soll. Poussin steht etwas abseits auf der Rechten; obwohl hierher gehörig, blickt er doch aus dem Bilde heraus in den Saal mit väterlichem Blicke auf die Jünger seiner Kunst, die ihm als Landsleute doppelt verwandt sind. Aber ganz einsam, in der Nähe dieser Gruppe, Leonardo den Rücken zugekehrt, auf einem umgestürzten Kapitäl, sitzt Michel Angelo, eine Welt für sich. Er hört Niemand, er schließt sich an Niemand an, er ist in sich selbst versenkt; was er schafft, kommt aus ihm, aus seiner eigenen Gewalt heraus; er ist Niemand verwandt: Er ist Er.

Dann kommt die Gruppe der großen Baumeister. Was den Zeichnern Leonardo, ist diesen Arnolfo di Lapo. Er spricht, und um ihn drängen sich Bramante, Barozzio-Vignola, Palladio, Sansovino, Erwin von Steinbach u. A. Als Franzose hat Delaroche hier mit parteiischem Patriotismus Pierre Lesco und Philibert Delorme eingeschoben, wo die sienesischen und florentinischen Baumeister besser am Platze gewesen wären. Um die Bildhauer Andrea Pisano und Luca della Robbia drängen sich, als um ihre Altmeister, Donatello, der Goldschmied und Erzgießer Ghiberti, Bandinelli, Jean Goujon, Giovanni de Bologna, Benvenuto Cellini, und — weil überall Franzosen sein müssen — Germain Pilon, Puget u. A.

Den Zeichnern gegenüber treten die großen Koloristen auf. Hier spielen natürlich Venetianer, Holländer und Spanier die erste Rolle und führt der Zauberer in Farben, Titian, das Wort. Aber auch diese Seite zerfällt in Gruppen. Erst begegnen wir den Landschaftsmalern in Ruysdael, Paul Potter, Claude Lorraine und Gaspard Poussin. Von Titian aber, der bei den Koloristen das Seitenstück zu Leonardo bildet und ihnen ist, was dieser den Zeichnern, drängen sich heiter und ernst Flandrer und Spanier, vertreten durch Rembrandt, Rubens, Van Dyk, Murillo, Velasquez. (Rembrandt hätte hier füglich eben so isolirt werden können, wie dort drüben Michel Angelo). Selbst Van Eyk, eigentlich der Urahn aller Koloristen, hört Titian mit Vergnügen zu und freut sich, seine Kunst so weit gediehen, die Keime, die er gesäet, so prachtvoll zu Blüthen entfaltet zu sehen, und Giovanni Bellini horcht neidlos und wie ein Schüler seinem Schüler, der ihn so weit überstrahlt; Caravaggio nimmt wohl die Lehre vom Licht und holder Farbe in sich auf, aber nur in dem Gedanken, sie mit der Nacht zu vermählen und Düsteres zu beleuchten. In der Nähe stehen Giorgione, Correggio, Paul Veronese, aber nicht wie Schüler, denn von Licht und Farbe wissen sie so viel, oder beinahe so viel wie der stolze Titian, ja der Maler des heil. Girolamo könnte ihm vielleicht noch manches zarte Geheimniß mittheilen und Giorgione würde vielleicht seinen Platz eingenommen haben, wenn ihm die Parzen die Zeit gelassen hätten.

Hiemit haben wir allerdings mehr den Inhalt des Bildes gegeben, als es beschrieben: aber eine Beschreibung dieses Bildes würde eine Schilderung von unzähligen historischen Physiognomien, von den Bewegungen, Stellungen und Geberden der Künstler geben. Gerade was, abgesehen von der Anordnung, den Vorzug des Bildes macht, die Lebhaftigkeit der Bewegungen und das Individuelle der einzelnen Gestalten, macht es auch unbeschreiblich. Dagegen eingewendet hat man,

und unserer Meinung nach mit Recht, den Mangel an Einheit und Harmonie. Der mittlere, allegorische Theil trennt sich als solcher ganz und gar, äußerlich wie innerlich, von den übrigen, lebendigen, der Wirklichkeit entnommenen Theilen; diese stehen zu jenem nur in einem theoretischen, reflektirten Bezug; die beiden Gestalten der mittelalterlichen und der modernen Kunst geben sich vergebliche Mühe, eine wirkliche Verbindung zwischen Dichtung und Wahrheit herzustellen. Dazu kommt noch, daß gerade der Mittelpunkt des ganzen Werkes, als ein allegorischer, am wenigsten interessirt und daß sich gerade in diesen Mittelpunkt jene Kränze auswerfende Gestalt vordrängt, gegen deren Formen, Farbe und Bewegung man am meisten einzuwenden hat. Indessen ist der Hemicycle mit all dem eines der bedeutendsten, einnehmendsten Produkte der modernen französischen Kunst, und Paris würde, wenn die Feuersbrunst im Jahre 1855 weiter um sich gegriffen hätte, daran einen Schmuck verloren haben. Glücklicherweise war der Schaden, den das Feuer angerichtet, leicht wieder gut zu machen. Aber als bezeichnend für dieses Werk, wie für die meisten Bilder Delaroche's, müssen wir doch wieder hier hinzufügen, daß der Kupferstich einen befriedigenderen Eindruck macht, als das Orginal in Farben.

Es kann, wie gesagt, unsere Absicht nicht sein, hier alle Werke Delaroche's auch nur zu erwähnen, geschweige zu beurtheilen (sonst dürften wir z. B. „den ausgesetzten Moses", eines der lichtvollsten und kolorirtesten Bilder dieses Künstlers, seine „heilige Cäcilia", seine traumhaft phantastische „Märtyrerin" u. a. m. nicht vergessen), wir wollen nur noch erwähnen, daß er in seinen letzten Jahren zur Heiligenmalerei zurückkehrte und daß er im Begriffe war, eine neue Art von Heiligenmalerei zu finden, die zwischen der sogen. historischen und dem Genre die Mitte gehalten hätte. „Jesus auf dem Oelberge", „das Begräbniß Christi", „die heiligen Frauen aus dem Fenster sehend, da man Jesum auf Golgatha führt", „Maria, die Dornenkrone betrachtend", sind Bilder, in denen er sich von allen Traditionen und von sich selbst befreite. Er malte diese Scenen im gewissen Sinne so realistisch, wie sie irgend ein großer Holländer gemalt haben würde, als ob er Alles in der Wirklichkeit, in seiner nächsten Nähe selbst miterlebt und angesehen hätte und jetzt eine treue Aufzeichnung davon geben wollte; und doch wußte er, indem er das Gefühlvolle, das Pathetische aller dieser Scenen bescheiden und doch vorwiegend hervortreten ließ, über alle eine ideale Atmosphäre zu verbreiten, wie sie alle seine anderen Bilder zusammen nicht besitzen.

Auch mehrere treffliche Porträts bedeutender Zeitgenossen hat Paul Delaroche hinterlassen. Das bekannte trockene, doktrinäre Gesicht voll Selbstüberschätzung des Herrn Guizot ist von ihm, ebenso die Porträts Salvandy's, Remusats, des Herzogs von Noailles, Emil Pereire's (vielleicht das beste), außerdem die gezeichneten Köpfe Charles und Horace Vernets, Lamartine's, Foulds, Aubers, Robert-Fleury's u. A.

Paul Delaroche's Werke sind seine Geschichte und darum ist von seinem äußeren Leben nicht viel zu erzählen. Es war, dem ganzen Wesen und Charakter des Künstlers entsprechend, zu sehr geordnet und einfach, als daß es viel Abwechslung oder eine sogenannte interessante Biographie bieten könnte. Die Leidenschaften hatten zu wenig, die Ueberlegung zu viel Gewalt über ihn, als daß er sich vom Schicksal auf außergewöhnliche oder gar abenteuerliche Bahnen hätte können reißen lassen. Er war ein Mensch des Maßes und so war auch sein Geschick ein maßvolles. Wiederholte Kunstreisen nach Italien, später, aus Gesundheitsrücksichten, einige Besuche in Nizza, waren die Abwechslung in diesem gleichmäßig und in Arbeit hinfließenden Leben.

Im Jahre 1834 beschloß die Civilliste, die Magdalenenkirche mit Bildern ausschmücken zu lassen, und zog Delaroche zu Rathe. Er gab seine Meinung dahin ab, daß die Kirche, der Einheit wegen, von einem Künstler geschmückt werden müsse. Minister Thiers übertrug ihm diese Arbeit und er begab sich sofort, um Studien zu diesem Zwecke zu machen, nach Italien und zwar nach Toskana, weil er in der Heiligenmalerei mehr von der Einfalt der Trecentisten, als von der bewußten Meisterhaftigkeit der Cinquecentisten glaubte lernen zu können. Nachdem er sich in Giotto, Gaddi Massaccio, Fra Beato versenkt, zog er sich, um die empfangenen Eindrücke in der Einsamkeit zu begreifen und zu verarbeiten, in das auf der Höhe und in der Oede der Apenninen gelegene Kamaldulenser-Kloster «il sacro eremo dei Camaldoli» zurück. Dort stieß J. J. Ampère, einer der edelsten und liebenswürdigsten Männer des heutigen Frankreich, zu ihm, da er eben, den Spuren Dante's folgend, seine «Voyage dantesque» malte, die er später so schön und so belehrend aufschrieb. Mit diesem, der von nun an sein Freund blieb bis an's Ende seines Lebens, und mit drei älteren Freunden, Bertin, Henri Delabord (dem späteren Biographen des Künstlers), und Odier verlebte Delaroche in dem einsamen und ärmlichen Kloster eine Zeit, die er mit zu den schönsten Epochen seines Lebens zählte. Daselbst malte er auch das Porträt des Superiors des Klosters, des Padre Bernardo Rigogli, einer Persönlichkeit, die Europa kennt, ohne es zu wissen. Denn dieser Mönch ist die Hauptperson jenes von Robert Fleury gemalten Bildes „Mönche von Räubern entführt", das so populär geworden; er ist derjenige der beiden Mönche, der, vom Dolche des Räubers bedroht, den Brief an den Papst schreibt, daß er das Lösegeld bezahle. Das Bild stellt ein Abenteuer vor, das Padre Rigogli im Jahre 1821 in der That erlebte.

Die Studien, die Delaroche in Italien, und die Vorbereitungen, die er im Kloster machte, waren, wenigstens in Beziehung auf den besonderen Zweck, verloren, denn er erfuhr plötzlich, daß die französische Regierung gegen die Verabredung die Ausschmückung der Magdalenenkirche noch anderen Künstlern übertragen. Er eilt sogleich nach Paris zurück, wirft den Ministern ihren Auftrag vor die Füße und schickt ihnen auch die 25,000 Franken wieder, die er zur Bestreitung vorläufiger Kosten erhalten hatte, obwohl davon schon ein

bedeutender Theil ausgegeben war. Thiers stürzt sogleich herbei, um sich zu entschuldigen, und bringt auch das Geld wieder, das er, aus dem Atelier laufend, auf einen Tisch wirft. Delaroche, empört über diese Art, ihm sein Recht und das gegebene Wort mit Geld abzukaufen, übergibt die Summe einer öffentlichen Kasse und läßt das Ministerium polizeilich zur Rücknahme derselben auffordern. Louis Philippe mußte sich endlich selbst in's Mittel legen, und während dieser Unterhandlungen wurde ihm die Ausmalung des Hemicycle angeboten. Auch hier zeigte er seine Uneigennützigkeit, indem er ohne Rücksicht auf Zeit, Mühe und Belohnung, eine zweimal größere Arbeit ausführte, als eigentlich verlangt war, nur um seiner Idee Genüge zu thun. Dieselbe Summe (80,000 Franken) hätte er in weniger denn der Hälfte der Zeit gewinnen können, wenn er nur ein Gemälde kleiner Dimension, wie es aus Rücksicht auf die Kosten verlangt war, hätte liefern wollen. Er selbst bat, daß man ihm den ganzen Raum überlasse, ohne das Honorar zu erhöhen. Diese Uneigennützigkeit dem Staate gegenüber ist bei einem Franzosen doppelt hervorzuheben, denn in Frankreich, wo Alles vom Pouvoir zu leben gewohnt ist, wird selbst der im Privatleben uneigennützigste Mensch gewinnsüchtig, sobald er der Civilliste, dem Staate, dem Budget gegenüber steht.

Und wie er in dieser Beziehung kein Selbstler war, so war er es auch nicht seinen Freunden und Schülern gegenüber; wo es diese zu fördern galt, da trat er zurück und machte gerne auf die Jugend aufmerksam, damit sie nicht unter dem Schatten verschwinde, den seine große Berühmtheit warf. Auch hingen seine Schüler mit großer Verehrung an ihm, so wie er bis an sein Lebensende immer ein väterliches Auge für sie hatte; er theilte ihnen nicht nur die Geheimnisse seiner Kunst, die Errungenschaften seiner Erfahrungen mit, er stand auch nicht an, sie auf seine Mängel aufmerksam zu machen und auf die Klippen, die er nicht hatte vermeiden können. Seine Mühe war nicht umsonst; mit die bedeutendsten Namen der jungen Generation sind aus seiner Schule hervorgegangen. Wir nennen nur Hebert, den Maler der Malaria, Benouville, den frühverstorbenen, den vielseitigen Gérome, den bald tiefen, bald anmuthigen Cabanel, den orginellen Comte und den noch eigenthümlicheren, märchenhaften Hamon. Diese Alle, so verschieden von einander, zeugen für die Vortrefflichkeit der Lehrmethode Delaroche's, denn sie alle, obwohl aus e i n e r Schule hervorgegangen, sind ausgesprochene Individualitäten geblieben und haben außerdem — wie er es wollte — den Mängeln ihres Lehrers, besonders was das Kolorit betrifft, auszuweichen verstanden. Heute sind sie Berühmtheiten und sie wurden es rasch, Dank den Bemühungen ihres Meisters, der sie immer zu empfehlen suchte. Noch als er starb, fand sich bei ihm eine große von Pereire hinterlegte Summe (man sagt 2—300,000 Franken), die ganz zum Ankauf von Bildern — darunter nicht eins von Delaroche — bestimmt war.

Die äußere Erscheinung Delaroche's, sein Benehmen, sein Auftreten war ganz das eines Weltmannes, aber nicht ganz eines französischen Weltmannes, denn er hatte etwas Gemessenes, Zurückhaltendes, das eher an einen Engländer erinnerte. Nur bei genauerer Bekanntschaft und im kleinen Freundeskreise ließ er sich gehen und brachte oft viel Witz und Heiterkeit zum Vorschein. Im Ganzen war sein Gespräch immer ernst und verrieth bei gegebener Gelegenheit eine Grundlage strenger, auf Kunst und Leben bezüglicher Prinzipien.

Verheirathet war Paul Delaroche mit der Tochter Horace Vernets, einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Französinnen ihrer Zeit, aber sie wurde ihm, nachdem sie ihm zwei Söhne gegeben, in der Blüthe der Jahre durch den Tod entrissen — ein Verlust, den er nie verschmerzen konnte. Ihr Porträt sieht man in einer der Nebenfiguren seiner heil. Cäcilia.

In den letzten Jahren seines Lebens litt Paul Delaroche an der Leber, was ihn bewog, wiederholten Aufenthalt in Nizza zu nehmen, aber Nizza konnte nicht helfen, da ihm vor Allem Bewegung Noth that, ihm aber Arbeit zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden war. So machte das Uebel im Stillen raschere Fortschritte, als es selbst seine nächste Umgebung ahnen konnte, da er seine Leiden stets mit wahrem Heldenmuthe zu verbergen wußte. Am 4. November 1856, Abends, empfing er noch mehrere Freunde; als diese nach längerem und lebhaftem Gespräche sich entfernten, zog man auf's Neue die Glocke. — Geh', sagte Delaroche zu seinem Sohne Horace, und sage, daß ich Niemand mehr empfange, da ich noch Briefe zu schreiben habe. — Horace ging; als er zwei Minuten darauf wieder in's Zimmer trat, hatte sein Vater aufgehört zu leben.

Daß Paul Delaroche Mitglied der Akademie gewesen, Offizier der Ehrenlegion und Träger des preußischen Ordens pour le merite, wollen wir der Vollständigkeit wegen erwähnen; Schlüsse auf seinen Werth und seine Verdienste wollen wir aus solchen Auszeichnungen nicht ziehen, da sie in vieler Hinsicht in der That aufgehört haben, Auszeichnungen zu sein. Uns ist er ein Heros, wenn man will, ein Genie des Fleißes, der Arbeit, der Gewissenhaftigkeit, der Ehrenhaftigkeit. Er hat geleistet, was er möglicherweise leisten konnte; er hat mit seinem Pfunde gewuchert, wie wenige seiner Zeitgenossen; er war ein Mann, der in jeder Stellung des Lebens seine Pflicht bis zur äußersten Grenze erfüllt haben würde, und insofern ist er ein großes Vorbild, das nicht genug empfohlen und gerühmt werden kann. Ein Genie im großen Sinne des Wortes, ein Genie, das alle errungenen Mittel und Ideen in sich zu vereinigen weiß, um dann eine neue Welt, neue Ideen aus sich zu gebären, war er nicht. Er war ein großes, ein sehr großes und dabei ein ehrenhaftes Talent, und darum wollen wir es ihm gönnen, daß er sich eines Ruhmes erfreute, als ob er ein Genie gewesen wäre. Es ist aber gut, das einmal auszusprechen und nicht ewig H. Delaborde, seinem Freunde, nachzubeten, wie es die meisten seiner französischen und deutschen Beurtheiler gethan haben.

Fußreisen in Südbayern.

Von **Ludwig Loose**.

Südwärts vom Chiemsee.

Zu allen Zeiten hat es Sonderlinge gegeben, welche der ebenen Chaussee einen holperigen Fußsteig, dem wohlgepflegten Garten einen unheimlichen Tannenwald, dem bequemen Hotel ein urwüchsiges Landwirthshaus vorzogen. Und das waren nicht etwa nur arme Teufel, denen solche Entbehrungen von ihrem unerbittlich kargen Geldbeutelchen auferlegt wurden, sondern auch wohlhabende, behäbige Leute mit heiteren Mienen, welche, entweder um ihre im Bureau steifgesessenen Glieder aufzufrischen, oder um ihre Mappe mit schönen Vieh- und Baumgruppen zu bereichern, oder auch aus purer Freude an selten betretenen Naturwinkeln, an den jungfräulichen Reizen des Hochgebirges, allerhand Strapazen ausstanden und mit zufriedenem Stolze die bescheidenen Leibeserquickungen genossen, welche ihnen die Stadt weit feiner und köstlicher geboten hätte.

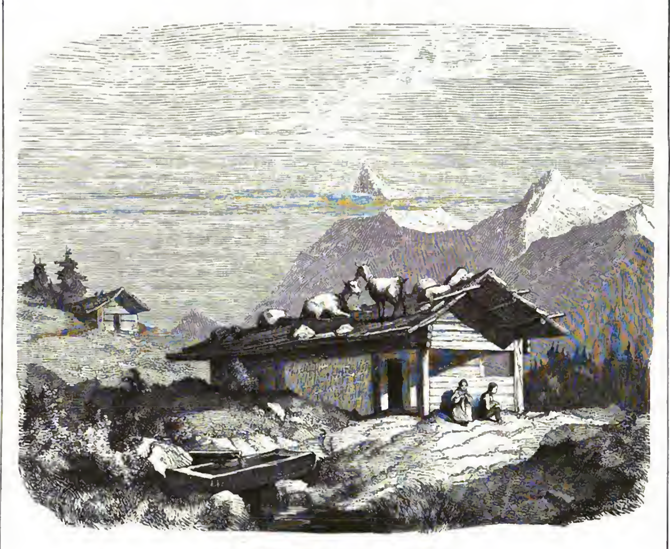
Die Zahl solcher Wanderer vermehrte sich, als das bayerische Hochgebirge von der gebildeten Welt erst eigentlich „entdeckt" wurde. Wohl hatte man vorher die Schweiz und Tyrol gekannt, oder doch mit offenem Munde Erzählungen von bevorzugten Menschenkindern vernommen, welchen es vergönnt war, jene gelobten Länder wenigstens durchreisend zu schauen; auch gab es glückliche Anhängsel der bayerischen Hofhaltung, welche in deren Gefolge an die sagenhaften Gebirgsseen gelangten; aber diese Auserkorenen hatten weniger Sinn für landschaftliche Schönheiten, als für Jagd, für gute Fische, „geschwärzte" Tyrolerweine und vornehme Kurzweil mit den kräftigen Gebirgstöchtern. Virtuosen in diesen Genüssen waren besonders die Italiener, deren München noch aus den Zeiten der italienischen Oper ein ganzes Parasitenheer beherbergte, und die im Besitze einträglicher Sinekuren sich im Schatten des splendiden Hofes breit machten.

Inzwischen gestaltete sich der allen guten Deutschen wie es scheint noch von den Römerzügen her innewohnende Drang nach Süden poetischer, als ein bayerischer Herzog in Joppe und Spitzhut einherschritt, sein zitherschlagender Sancho Pansa das „Schnadahüpfl" salonfähig machte und die herzoglichen Improvisationen in reinliche Noten setzte, als ferner der im pfälzischen und oberbayerischen Dialekt meisterliche Dichter Franz Kobell dem Volke die herzlichsten und zugleich eigenthümlichsten Naturlaute ablauschte, und als endlich der stillsinnige Ignaz Lachner, der jüngste, „aber keineswegs der geringste" unter der allenthalben geehrten Brüderschaar, mit seinen beiden „Fensterln" den Vogel abschoß. Damals kam die Joppe zu hohen Ehren, der Lenggrieser Floßknecht, welcher in feudalen Vorjahren gleich den übrigen Bergsöhnen wie ein Helot behandelt worden war, konnte sogar interessant werden und die Zitherliteratur schoß so üppig empor, daß selbst das „neue München" in seinem musikalischen Geschmacke noch bedenklich schwankt zwischen Richard Wagner'schen Vierviertel- und berglerischen Dreivierteltakten.

Aber all' dieser „Gebirgsparoxysmus" war immer noch theilweise oktroyirt, wenigstens durch höheres Beispiel „vorgeäfft"; der wahre, so zu sagen uneigennützige Sinn für die landschaftlichen Schönheiten des Gebirges erwachte erst ganz, als die durch König Ludwig aufgepflegte Münchner Malerschule den Geist der ächten Volkspoesie in ihre Landschaften zu hauchen begann, als man jedem Naturbilde eine gewisse künstlerische Stimmung abfühlen lernte, als endlich der gemüthvolle Ludwig Steub, den längst verlassenen Fußstapfen des ideal auffassenden Westenrieder folgend, in beredten Schriften seine Leser mächtig zur Selbstanschauung der geschilderten Herrlichkeiten anregte. Und so zogen denn zunächst die Hauptorte Starnberg, Partenkirchen, Tegernsee, Reichenhall, Berchtesgaden und Salzburg eine endlose Masse von Besuchern an, und erfreuten sich bei Bädeker und andern verdienstvollen Reiseführern bereits gebührender Berücksichtigung; schlechter erging es den mehr verborgenen, bescheideneren Partieen, den Seitenthälern der großen Straßen, und solchen weniger bekannten Strecken seien hiemit, auch im Interesse der Landschaftsmaler, die nachfolgenden Schilderungen gewidmet.

Wenn man auf der München-Rosenheimer Eisenbahn fährt und mit Recht bis Holzkirchen ein gesundes Schläfchen macht, so lasse man sich hinter dieser Station wecken: der Zug senkt sich da in ein mit schönem Nadelholz umwachsenes Thal, den sogenannten Teufelsgraben, längs welchem Spuren eines Römerwalles (Teufelsmauer) und einer Römerstraße hinlaufen. Plötzlich erscheint zur Rechten ein hellgrünes Flüßchen, das uns der noch fünf Stunden ferne Tegernsee zum Gruße schickt, nämlich die Mangfall, die hier aus dem lieblichen Mühlthale*) kommt. Man kann durch dasselbe nach Weyarn pilgern, das erst jüngst wieder durch ein „Haberfeldtreiben" berühmt ward, auf's „Liedl", einen hohen hölzernen Thurm ohne Treppen oder Leitern, woran Turner ihre Kletterkunst üben können, dann weiter an den kleinen, sehr harmlosen Seehamersee, am Fuße des Irschenbergs, hierauf nach Götzing, wo zur Kirchweihe noch zu jener Pfeife und Trommel getanzt wird, welche 1705 die Oberländer Bauern bei Sendling zum Todeskampfe führte. Die Maschine jedoch rollt weiter — vorüber nicht nur an historisch merkwürdigen Schlössern, sondern auch an weitläufigen, käfigartigen Fabrikgebäuden, welche deutlich zeigen, wie die industrielle Manie schon auch den sonst nicht eben spekulativen Bayer erfaßt hat. In Rosenheim, wie in allen an der Eisenbahn liegenden Landstädten, bummeln auf dem Bahnhofe, dem einzigen Berührungspunkte mit der Außenwelt, die anwesenden Sommerfrischgäste und viele Honoratioren. Die lange Zeit etwas übel berufene Restauration ist jetzt geräumig und comfortabel geworden; ein modisch

*) Nicht zu verwechseln mit dem Mühlthale bei Starnberg, wo Karl der Große geboren sein soll.



Almhütte im bayerischen Gebirge, bei Marquardstein.

befrackter Kellner kredenzt die Speisenkarte; doch hat man's noch nicht so weit gebracht, wie in Holzkirchen, wo das zu Habende in drei Sprachen zu lesen steht. Die Pause ist sehr kurz, denn alsbald wirst Du, mein lieber Reisender, wieder in's Coupé gesperrt. Auf der bayerischen Eisenbahn bist Du überhaupt ein unbeholfenes Kind, für das eine weise Verwaltung durch energische Kondukteurs mildiglich sorgt, daß es nicht während des Fahrens herausspringe oder ähnliche Streiche begehe. Und doch wurde dem Dichter Bodenstedt ein Finger durch den Wagenschlag zerquetscht; lassen sich diese nicht langsamer schließen? Nunmehr fährt der Zug über den breiten, hellgrünen Inn, der so eilig daherströmt, als könne er die österreichische Grenze nicht erwarten, hinter welcher er seine Flegeljahre austoben durfte. Dieser Inn ist übrigens schon in Tyrol viel mächtiger, als die Donau bis Neuburg; kein Wunder daher, wenn man schon behauptete, die Donau münde bei Passau in den Inn, und dieser eigentlich gehe in's schwarze Meer; dabei thäten mir nur die Donaueschinger leid: sie wären damit um ihren Hauptruhm gebracht, denn wegen des alten Kalliwoda und der fürstlichen Kapelle werden Wenige mehr hinkommen.

Bei der Station Stephanskirchen betritt der Zug das nördliche Ufer des Simssees, eines gar stillen Wassers, das sich gewiß ganz wider Willen und Erwarten in das kontinentale Eisenbahnnetz hineingezogen sah. Dieses Wasserbecken hing ohne Zweifel einst mit dem Chiemsee zusammen, in den wir durch einen hohen Einschnitt fast hineinzurollen scheinen. Die weite blaue Wasserfläche glänzt prächtig in der Sonne; in nebliger Ferne locken schon jene imponirenden Berge, welche wir von allen Chiemseebildern her kennen: die Kampenwand, Hochgern, Hochfellen, und weit hinten der Untersberg und Staufen; auch ein Wallfahrtskirchlein blitzt lustig herüber und drei große Thäler strecken sich in die Berge hinein, Erhabenes und Schönes ahnen lassend: es sind jene von Hohenaschau, Marquardstein und Rupolding. Dießmal wählen wir das mittlere und fahren deßhalb zur Station Uebersee. In Prien hält der Zug lange lange, vielleicht bis jene fünf beurlaubten Krieger die zwanzigste Strophe ihres schauderhaften Liedes abgesungen haben. Wollte Einer den Volksgesang an der Quelle studiren, so dürfte er nicht so Beladene aufsuchen. Vorbei, vorbei! Da drüben liegt Grabenstatt, unlängst erkauft von dem einst hochge-

feierten Münchner Sänger Baier; am Tage des Kaufs brannt' es ihm ab, und als er's wieder aufgebaut, nahm ihn der Tod hinweg; Friede seiner Asche!

Auch die Dampfschifffahrt auf dem Chiemsee florirt wieder, nachdem sie einige Zeit zwischen Sein und Nichtsein geschwankt. Der Verkehr auf dieser Wasserfläche leidet durch die Unbedeutendheit der Uferorte; man sprach schon allen Ernstes von „Ablassen und Austrocknen"; welch' großes tiefes Thal gäbe das! Herrenchiemsee hieße dann vielleicht Herrenberg, und müßte man dazu 11,000 Fuß hinaufsteigen. Ueberſee hat keine Merkwürdigkeit, als zwei recht brave Wirthshäuser; von da führt die Straße in weitem Bogen, an Grassau vorüber, zum Fuße des Schnappberges, auf dessen felsigem Vorsprunge das „Schnappkirchlein" schwebt, „lustig wie ein leichter Kahn!" Dahinter thürmt sich die gegen 6000 Fuß hohe Hochgern auf, welche einen prachtvollen Ausblick über Hoch- und Niederland gewährt; auch der nachbarliche Hochfellen, ein zierlich gestalteter Berg, lockt durch leichten Zugang und weite Fernsicht, besonders gegen Oesterreich zu. Auf's Schnappkirchlein geht man in zwei Stunden von Marquardstein aus, das schon vom jenseitigen Ufer der Achen herüberwinkt. Diese Achen entspringt hinter Kitzbüchel in Tyrol, wo wir ihr bei Kössen wieder begegnen werden; sie ist ansehnlich breit und reißend, bildet den bedeutendsten Zufluß des Chiemsees und verläßt ihn bei Seebruck als ruhiger Strom unter dem Namen Alz; nach kurzem Laufe fällt sie unterhalb Neuötting in den Inn. Rechts sehen wir Mitternfels in herrlicher Lage; eine neue, noch im Bau begriffene Straße verspricht dem Wanderer einen näheren und bequemeren Weg; das schöne Haus hier ist die Wohnung des Forstmeisters und Revierförsters, die in den weitgestreckten Waldungen genug zu schaffen haben. Jetzt wenden wir uns links nach der Brücke, und ein prächtiges Bild liegt vor uns. Jenseits der Achen breiten sich die reinlichen Häuser von Marquardstein aus, darüber die Kirche und das alte ehrwürdige Schloß auf grüner Höhe, dahinter dehnen sich sogleich die saftigen Matten und dunkeln Haine in reizendem Wechsel bis zu den Felsen hinauf, die in ewiger Ruhe zum sonnigen Blau des Himmels emporragen. Unten durch die blühenden Auen wandeln die Kirchgänger heim, die Weiber mit vorne gekreuzten Händen und grellrothen Regenschirmen; es ist Sonntag Morgen, hell läuten die Glöcklein hier und dort, hoch oben schmettert die Lerche, und freundlich schaut da hinten der graue Geigelstein in das glückliche Thal herab. Die Straße führt dem Ufer der Achen entlang an einer malerischen Schneidmühle vorbei nach Unter-Wessen, einem sauberen Dörfchen mit renommirtem Gasthaus, wo jährlich zahlreiche Münchner ihre Sommerfrische halten. Die Luft ist hier besonders gesund, da die geschützte Lage jeden zu raschen Wechsel der Temperatur verhütet; daher erfreut sich auch dieses Thal eines baldigen Frühlings und späten Herbstes. Die Brauerei liefert ein zwar leichtes, aber reines und liebliches Getränk; auch das Diner ist trefflich, ohne daß es zuvor „ang'fremd't", d. h. bestellt zu werden braucht.

Wir verlassen nun die Achen und wenden uns links aufwärts, dem Passe zu, welcher in's Miesenbachthal führt. Da wechseln nun mit jeder Biegung der Straße die entzückendsten Bilder. Bald sind es hoch am Waldsaum gelegene, stattliche Höfe mit reichem Nelkenflor auf den „Lauben" (Altanen), bald geschäftige Mühlen in schattiger Schlucht, bald wieder dichtbewaldete runde Gipfel, dann rothe Felswände, und überall duften würzige Kräuter, überall weht der labende Odem der Berge. Bei Ober-Wessen verengt sich das Thal dergestalt, daß man keinen Ausweg sieht; ganz schmal windet sich das Sträßchen in einen dunkeln Tobel hinein und dann steil aufwärts; daneben braust tief unten der Wildbach. Jetzt verkündet stärkeres Rauschen den Wasserfall, der sich auch bald dem Auge zeigt, weder hoch noch breit, aber doch, besonders von oben herab, ein fesselnder Anblick. Immer noch höher steigt der Weg, heißer brennen die Sonnenstrahlen zwischen den dunkeln Felsen herein, stiller werden die Wasser und auf einsamer Halde finden wir die Quelle des Baches, in wohlgefaßtem Becken dem Lechzenden ihren eisig frischen Kuß bietend. Während nun die Fahrstraße in weitem Umwege links ablenkt, verfolgen wir den schmalen Fußpfad, der längs dem immer enger werdenden Thälchen aufwärts führt; oben theilt er sich: rechts gehts der Almhütte, links einer Kapelle zu, bei welcher wir auf den Rand eines neuen Thales hinaustreten: mächtige Bergkegel sehen von der andern Seite herüber, zur äußersten Rechten bereits das Kaisergebirge, dem wir heute noch näher rücken werden. Das hübsche Dorf zu unsern Füßen ist Reit im Winkel, und da hinab führt uns in steilen Krümmungen der Pfad. Die Glöckchen links und rechts gehören stattlichen Rindern an, die vom Geschäfte des Grasens kaum aufsehen, um den Vorübergehenden zu betrachten. Auch rüstige Jünglinge mit gebräunten Gesichtern schreiten vorbei, freundlich grüßend, wie es da oben gebräuchlich ist, ohne Frömmelei oder Kriecherei; wechselt man mit den Begegnenden eine landesübliche, wohlwollende Rede, etwa: „Laßt Euch Zeit!" oder: „Kommt gut heim," so werden sie gerne zutraulich, belehren zuverläßig über Wege und Unterkunft, erzählen auch bereitwillig von Volkssitten und besonderen Vorfällen. So erfuhren wir, daß sich wieder eine Art „bayerischer Hiesel" da oben herumtreibe, ein entsprungener Sträfling, genannt der Holippen-Franzl, welchem der Volksmund allerlei romantische Züge nacherzählt, z. B. wie wohlthätig er gegen Arme sei, wie gefürchtet von den Gensdarmen, wie wohl geborgen bei den meisten Bauern, wie glücklich beim schönen Geschlecht u. dgl., dazu schuß- und stichfest. Einen muthigen Jüngling, der sich gern den auf seine Habhaftwerdung gesetzten Preis verdient hätte und bereits überall sich seiner Absicht rühmte, habe er Nachts überrascht und schwören machen, daß er nichts weiter gegen ihn unternehme*). Auch vom Haberfeldtreiben gaben sich die Bursche den Schein mehr zu wissen, als sie äußerten; der „Bund" sei eben ein sehr verschwiegener und die Beamten würden nie viel dagegen ausrichten. Das Beste wird wohl die zunehmende Bildung thun, verbunden mit dem öffentlichen Gerichtsverfahren, wodurch das Volk nach und nach erkennt, daß auch die Fehltritte Reicher und Vornehmer nicht ungestraft bleiben, und daß seine eigene Justiz allmälig unnöthig wird.

*) Bald jedoch, nachdem wir dieß geschrieben, kam die Nachricht von dessen Erschießung durch etliche Oberländer Bauern.

Von Uebersee bis Reit im Winkel rechnet man vier mittlere Gehstunden oder drei „Bauernstunden", vor deren Dimension städtische Wanderer mit Recht einigen Respekt haben. Von Reit im Winkel lockt ein zweistündiger Spaziergang nach Seehaus, wo man mehrere kleine Seen — die größten sind der Löden- und der Weitsee — in gemüthlicher Nachbarschaft malerisch glänzen sieht; doch ist das eine andere Richtung, als die unsrige. Wir zogen es vor, in dem stattlichen Unterwirthshaus mit einem bleichen Stadtfräulein, die sich unbegreiflicher Weise in dieser prachtvollen Gegend langweilte, und mit einem charmanten Grenzoffizier ein Stündchen zu verplaudern. Seit die Eisenbahn so nahe liegt, sieht dieses Thal viele Fremde, besonders aus England und Norddeutschland; erstere sind als stille, bei ihrem Thee wohlzufriedene Gäste nicht unbeliebt; über die letzteren aber hört man häufige Klagen; besonders den Berlinern sei nichts recht zu machen; alles wollten sie besser wissen, alles anderwärts schöner gesehen oder schmackhafter genossen haben. Ueberdies sprächen Manche so übermüthig, daß man ihnen schon derb habe „auftrumpfen" müssen. So habe sich unlängst Einer über die „mangelhafte Volksbildung" in Bayern moquirt; in Berlin kenne jeder Hausknecht die Verfassung; „nicht aber Eure Minister!" habe Jemand erwidert, und darauf habe sich der Berliner ganz geräuschlos verzogen. — Wenn unsere lieben Brüder von der Spree und Elbe ihren Dünkel und Fürwitz zu Hause ließen, so würden sie im bayerischen Gebirge so herzlich behandelt wie die Wiener und Stuttgarter; es existirt keine prinzipielle Antipathie, sondern sie wird nur durch solch hochmüthiges Auftreten provocirt.

Vom jetzigen König von Bayern spricht Alles begeistert; er hat sich durch seine liberale Regierung, namentlich durch seine letzte Thronrede eine Popularität errungen, deren sich wenige deutsche Fürsten rühmen dürften. Herzliche Hochs auf ihn schollen vom Keller herüber, wo bei köstlichem Traunsteiner Gebräu ein Diminutiv-Schützenfest in Scene gesetzt wurde.

Bald nach unserm Abschied von Reit im Winkel gelangten wir an das österreichische Grenzhaus, wo die bereitstehenden Beamten sich — welch ein Unterschied gegen früher! — auf's Höflichste weigerten, unsere loyal dargebotenen Pässe auch nur eines Blickes zu würdigen. Die Grenze läuft hier der Straße entlang durch eine reizende Schlucht, links große Granitfelsen, rechts unten ein enges, tobendes Wildwasser, darüber liebliche Matten und Baumgruppen — gar kein Unterschied zwischen den bayerischen und österreichischen Partieen. Als Schulknaben hatten wir uns die Grenze wohl gedacht, wie auf der Landkarte, als einen dicken blaugelben über Berg und Thal daherlaufenden Streifen, jenseits dessen alles leer und weiß wäre! Und doch zeigt sich, je weiter man in Tyrol eindringt, ein Unterschied in der Färbung: wer sich an Scheuchzers Tyrolerlandschaften erinnert, der weiß, daß man den blauen Ton darin oft als unwahrscheinlich tadelt; aber gerade dieser Ton charakterisirt in Tyrol die ferneren Berge, was in Bayern nicht so der Fall ist; daher auch der frische Farbenreichthum des untern Innthals und des Kössener Grundes, den wir jetzt mit Ueberraschung betreten. Beim Hammerwerke strömt breit jene Achen herein, die wir schon bei Marquardstein begrüßten und die von hier, am Geigelstein vorüber, nördlich nach Schleching einbiegt. Links vor uns liegt die Eckalpe und der Unterberg (nicht Untersberg), rechts die Rudersburg, ein riesiger Felsblock auf hohem Waldberge, vor uns das weite grüne Thal, dessen uferartige Ränder noch auf ein ehemaliges Seebecken deuten, mit dem großartigsten Hintergrunde, dem Kaisergebirge. Die Bewohner unterscheiden einen vorderen, hinteren, hohen, wilden, zahmen und Kuh-Kaiser; sie seien gewiß gut österreichisch, meinen sie, stehe ihnen doch immer der Kaiser vor Augen. Es wird einem auch, wenn nicht schwarzgelb, doch recht rosenfarben zu Muthe, wenn man so auf der Altane der Frau Stadlerin sitzt, die entzückende Aussicht genießt und dazu den köstlichen Spezialwein schlürft. Auch die stereotype Staffage aller Tyroler Genrebilder fehlte nicht, der Pater Kapuziner; der unsrige war gar still, ein ächter „Braunschweiger", wie der alte Rebus scherzt. Aber obschon es da so schön war, setzten wir doch den Bitten der zutraulichen Wirthsleute, bis morgen zu bleiben, ein stolzes quod non entgegen, da mein wackerer Begleiter, dem zum vollen Wohlbehagen das Angesicht glatt sein mußte, sich schmerzlich nach einem Bartscheerer sehnte, und in loco keiner vorräthig war. Ueberdieß lockte die goldklare Witterung zu mächtig; das letzte Wölkchen schlüpfte seinen Geschwistern hinter den Kaiser nach, und ein Abend am Walchsee dünkte noch reizender. Also rasch fort durch die kühlen Gründe! links ein Tannenwald, dessen dunkles Grün prächtig sich abhob von den rosig glühenden Kanten des Kaisers, rechts schon der Abfluß des Sees und da hinten ein runder Waldberg, der sich gewiß im See spiegelt. Gute zwei Stunden dauert der Marsch, mit dem Abendläuten rücken wir ein, links glänzt der kleine See, rechts blinken Lichtlein aus den zerstreuten Häusern, vor denen ruhige Familien sitzen und freundlich grüßen. Unter den sieben Gasthäusern war uns der „Fischerwirth" empfohlen und leicht fragen wir uns hin. Welch herzliche, ungeheuchelte Freundlichkeit empfängt da den Wanderer! Nicht nur der sonst übliche Comfort, auch Hausschuhe, ja sogar Zahnbürstchen (!) stehen zur Verfügung. Dabei weiß der wackere Fischbacher die Unterhaltung in zwar einfacher, aber doch ansprechender Weise fortzuführen, während die Gäste sich mit den trefflichen Forellen und „Schnitzeln" beschäftigen. Auch des Weines führt er ein gar lieblich Getränk und die Dienstfertigkeit seiner Weibsleute kennt keine Grenzen. Da dürfte sich manche brummige Wirthsfamilie des Oberinnthales ein Beispiel nehmen.

Nach kräftigem Schlummer in bequemen Betten besuchten wir noch den See, der sich am Fuße des vorderen Kaisers in bescheidenen Dimensionen ausdehnt. Sein Wasser hat nicht das tiefe Grün des Eibsees, noch das unübertreffliche Blau des Achensees; doch lächelt er freundlich im Sonnenglanze und winkt uns noch lange nach: Auf Wiedersehen! Dem südlichen Rande des Miesbergs entlang erreichten wir Sebi, einen hübschen Weiler unfern der bayerischen Grenze, wo rechts die Straße nach Wildbichel abführt, und wurden bald darauf überrascht von dem Panorama des untern Innthales, das sich in reichen Farbentönen vor uns ausbreitete. Dort zwischen kolossalen Bergmassen liegt die Veste Kufstein, ihr gegenüber der steile Pentling, der Schutzherr des reizenden

Thiersee; darunter Kiefersfelden, mit der Ottokapelle und der Perle jener Gegend, dem wenig gekannten, überaus malerischen Hechtsee; näher links liegt Ebs, berühmt durch sein majestätisches Glockengeläute, und gerade vor uns Niederndorf, mit einem jener in Tyrol allenthalben aufragenden spitzen Kirchthürme und einer Wallfahrtskapelle, die von waldigem Felsberg hoch hinausschaut in die herrliche Gegend. Aber auch hier fanden wir nicht den ersehnten Figaro; der gestrenge Landarzt in Walchsee hatte sogar unsere flehentlich vorgetragene Bitte schnöde abgewiesen. Viele Kirchgänger kommen uns entgegen, darunter manch schlankes Mädchen mit wohlgebildetem Antlitz. Schade nur, daß hier die meisten Schönen bald einige Vorderzähne verlieren, wodurch ihr Aussehen ältlich wird. Am Zollhause, wo Einem der Abschied von Tyrol durch sauern Wein und verdächtige Würste sehr erleichtert wird, ist eine Ueberfuhr: an starkem Seile läuft der breite Kahn unaufhörlich von einem Ufer zum andern; eine drollige Vorrichtung, die einen Heidenlärm verursacht, erleichtert noch das Durchschneiden des reißenden Innstroms. Der Fuhrmann ist ein Muster olympischer Grobheit; nicht mit grimmigeren Mienen konnte Charon die armen Seelen in Pluto's Reich befördern, als dieser „schöne Schiffer" fromme Tyrolerweiber, wohlerfahrene Viehhändler und naturschwelgende Touristen aus dem Oesterreichischen in's Bayerische übersetzt. Drüben landet man beim alten Kloster Reifach und erreicht in einer kleinen halben Stunde die berühmte Eisenbahnstation Ober-Audorf, von wo uns eine liebliche Fußtour nach Bayerisch-Zell lockt. Auf dem Bahnhofe wimmelts von eleganten Damen mit breitkrämpigen Strohhüten, von pensionirten Majors und dunkeläugigen Obsthändlerinnen; gegenüber erheben sich schöne Berge, das Kranzhorn und der Heuberg. Wir fahren eine Station weiter nach Fischbach; dort ist eine Posthalterei mit eigenem Bräuhaus, das trefflichen Stoff spendet, mit kühlem Sommerkeller und schattiger Badegelegenheit in dem Marktbache, der vom Riesenkopfe als ein erfrischender Jungbrunnen in dunkler Schlucht herabrauscht. Von Fischbach aus besteigt man auf schattenreichem, nicht sehr ermüdendem Pfade den 3000 Fuß hohen Petersberg, berühmt durch ein Wallfahrtskirchlein und einen entzückenden Fernblick. Man sieht den ganzen Lauf des Innstromes bis Kloster Attel bei Wasserburg, man sieht Rosenheim, den Simssee, einen Theil des Chiemsees und durch den Tubus, den der freundliche Probst zur Verfügung stellt, noch weit mehr. Dieser thätige Mann hat dem spröden Erdreiche da oben durch Fleiß und Sorgfalt die erfreulichsten Resultate abgewonnen, der Garten enthält die seltensten Alpenpflanzen, sogar Edelweiß, an der Kirchwand gedeihen Feigen und Trauben, und wie viele Gäste hat er nicht schon mit einem duftenden Strauß Alpenrosen erfreut! Wenn man acht lange Wintermonde durch Eis, Schnee und Nebel von seinen Mitmenschen abgesondert leben muß, dann sind die wenigen Sommertage wahre Freudenfeste, dann ist jedes Menschenwort — Musik, und die flüchtigen Wanderer möchte man halten als liebe Freunde und gibt ihnen seltene Blumen mit, als Erinnerungen in weiter Ferne!

Den Rückweg vom Petersberg nimmt man entweder an der sagenreichen Ruine Falkenstein vorbei, über der sich die schwindelnd steile, mit einem Kreuz gezierte Maienwand erhebt, oder über Brannenburg, durch die romantische Biberschlucht mit schönem Wasserfalle; zwei niedliche Kirchlein, Margarethen und Schwarzlack, grüßen herüber; die herrlichen Baumschläge Brannenburgs sind schon durch die Meister Zimmermann und Morgenstern berühmt geworden. Lustige Bachstelzen und Zaunkönige hüpfen da in reicher Anzahl umher, auch die Pfauen sind gar zutraulich und picken Dir die Brosamen aus der Hand. Mancher, der stolz scheint, weil er hoffärtig angethan ist, erweist sich gutherzig und gesellig, wenn man ihm ohne Neid und Scheu näher tritt.

Bald empfängt uns die Umgegend Rosenheims; zwei schön restaurirte Kirchen, zu Aising und zu Peug, sind der Beachtung zu empfehlen; in letzterer befindet sich auch eine anständige Orgel, deren Ton nichts mit dem der anderen Landorgeln gemein hat, welche quicken wie junge Schweinchen. Gerne noch hätten wir den Schloßberg besucht, dessen Fernsicht sehr gerühmt wird, aber die Dämmerung rückt in's Thal, ernst mahnt der graue Wendelstein mit seinem umwölkten Scheitel an die Wandelbarkeit alles schönen Wetters, und kaum haben wir uns dem unerbittlich pünktlichen Schnellzuge anvertraut, so öffnen sich schon die Schleußen des Himmels. Und so nehmen wir denn Abschied von den lieben Bergen, sowie von den freundlichen Lesern, welche wir bald in neue genußreiche Landschaften geleiten zu dürfen hoffen.

CANZONETTA

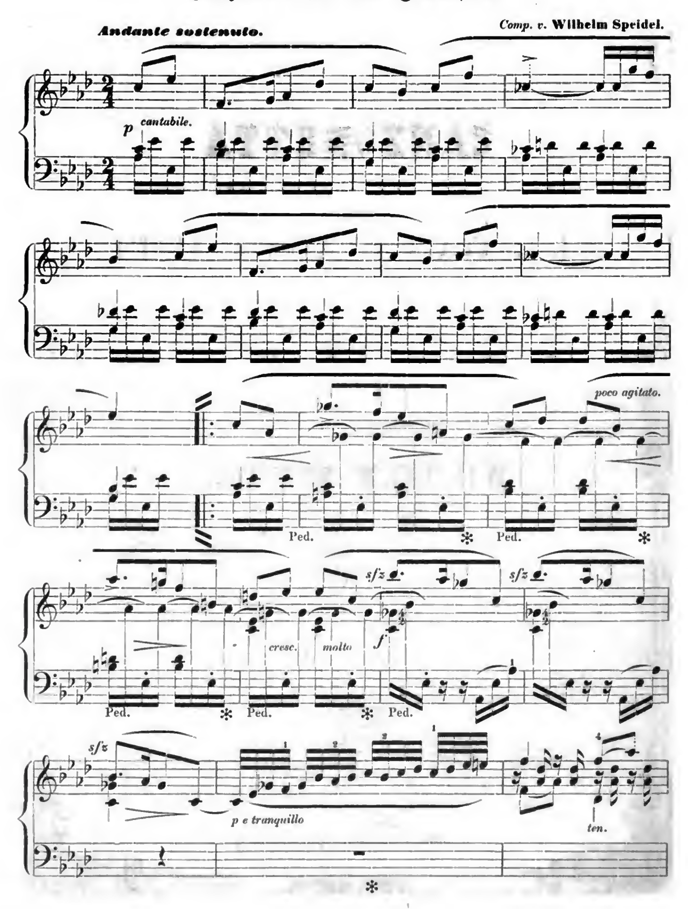
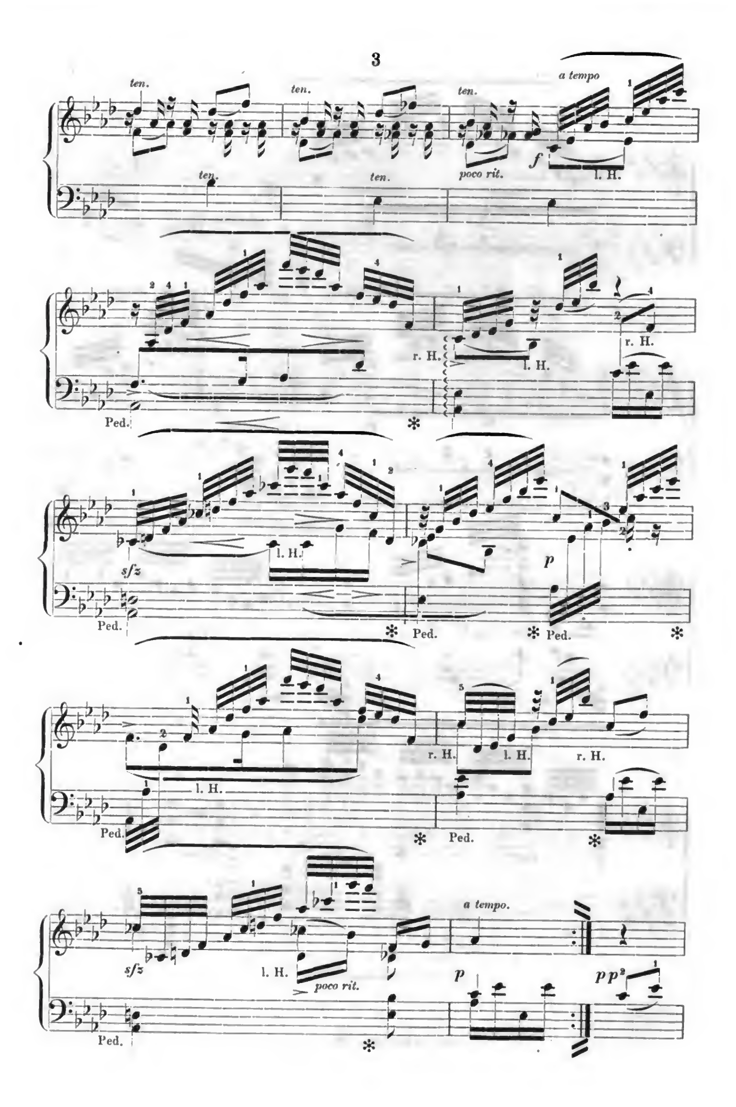
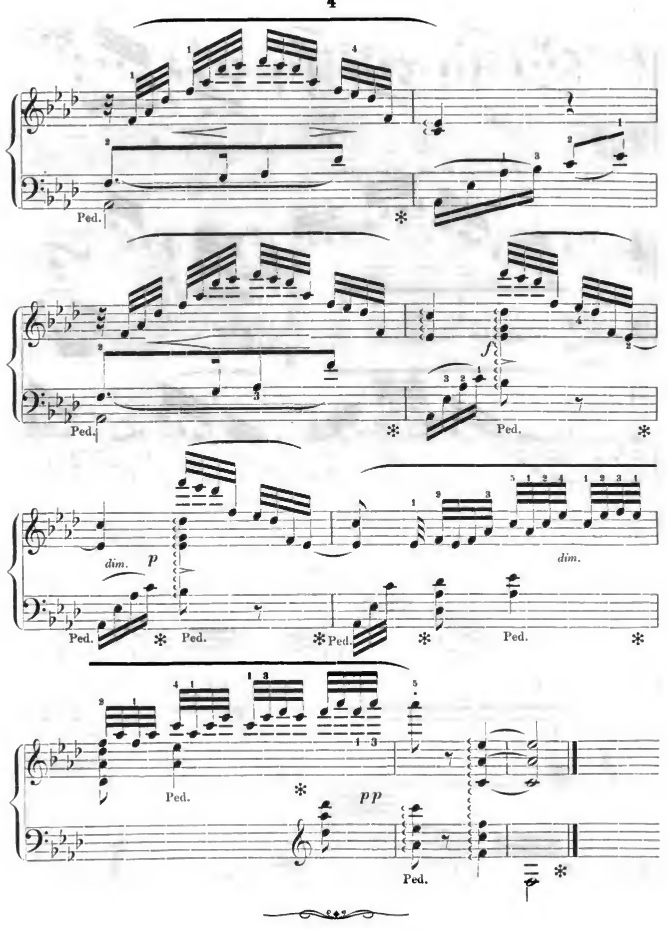
FÜR DAS PIANOFORTE.

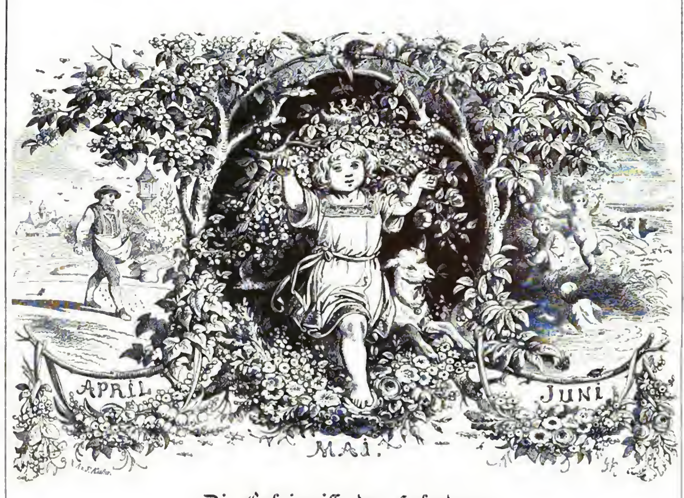
Componirt

von

WILHELM SPEIDEL.

Verlag von Krais und Hoffmann in Stuttgart.

Canzonetta für das Pianoforte.

ten.
a tempo
poco rit.
f
l. H.
r. H.
Ped.
sfz
p
a tempo.
pp

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



Die Geheimnisse des Kalenders.

Von **Otto Fischer.**

(Fortsetzung von S. 247.)

3. Das Jahr und der Monat.

Wir sind im vorigen Abschnitt durch das Gleichniß mit dem Caroussel daran erinnert worden, daß die Sonne scheinbar einen Tagesumlauf um die Erde von Ost nach West in Gemeinschaft mit dem ganzen Fixsternhimmel, dagegen für sich allein von einem Fixstern zum andern fortrückend zugleich einen Jahresumlauf von West nach Ost ausführt, so daß auf 366 scheinbare Tagesumläufe eines Fixsternes nur 365 von Seiten der Sonne kommen. Daß diese Umläufe bloß scheinbar sind, daß der erstere seine wahre Ursache und Erklärung in der täglichen Axendrehung der Erde, der letztere in dem jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne findet, das hat für unsere Kalenderrechnung keine Bedeutung und kann füglich bei Seite gelassen werden. Nur das sei hier erwähnt, daß die Ungleichförmigkeit in der scheinbaren Bewegung der Sonne von West nach Ost keine geheimnißvolle Unregelmäßigkeit ist, sondern sich auf vollständige Weise erklären läßt. Die Erde läuft um die Sonne theils in Folge einer ihr ursprünglich mitgetheilten und der Richtung nach weit an der Sonne vorbeigehenden Bewegung und zugleich in Folge der Anziehung zwischen ihr und der Sonne, und zwar nicht in einem Kreis, sondern in einer länglich runden Linie (Ellipse). Die Sonne steht nicht im Mittelpunkt dieser Ellipse, sondern etwas seitwärts davon (in einem Brennpunkt), so daß die Erde sich einmal jährlich in der Sonnennähe (am 1. Januar) und einmal (2. Juli) in der Sonnenferne befindet. In der Sonnennähe ist nun nicht bloß in Folge der stärkeren Anziehung die Bewegung der Erde, oder, was davon abhängt, die scheinbare Bewegung der Sonne eine raschere; sondern diese sieht auch wegen der geringeren Entfernung, von welcher aus wir die Sonne betrachten, noch größer aus. Eine dritte Ursache jener scheinbaren Regellosigkeit liegt darin, daß die Jahresbahn (Ekliptik) gegen die Tagesbahn ein wenig geneigt ist, nämlich um $23\frac{1}{2}$ Grade; eine vierte in den durch andere Weltkörper verursachten Störungen des Erdlaufs, die sich in längeren Perioden wieder ausgleichen. Die Wirkung dieser veränderlichen Geschwindigkeit auf die Länge des bürgerlichen Tages haben wir oben erfahren. Das Bild vom Caroussel bedarf jedoch in doppelter Beziehung einer weiteren Ergänzung. Einmal steht zwar der Boden, auf den wir unseren Stuhl gestellt haben, wagrecht; aber der den Pferden als Fußboden dienende Ring steht schief, und zwar in südlicher Richtung hoch, in nördlicher Richtung

tief; die Pferde gehen also nicht bloß einfach um uns herum, sondern sie tauchen im Osten über unsern Boden (den Horizont) auf, steigen dann bis zum Mittagsstand in die Höhe, gehen gegen rechts, also westlich, wieder hinab und verschwinden im Westen zum Theil gänzlich unter unserem Horizont. Je weiter unser Wohnort von einem Pole entfernt ist, desto schiefer scheint die Drehungsachse zu stehen, desto auffallender ist das Steigen und Niedergehen. Zweitens aber sind die Pferde selbst nicht in gleicher Höhe auf ihrem beweglichen Ring aufgestellt, sondern auf Fußgestellen von verschiedener Höhe. Je höher eines derselben steht, desto weniger lang wird es während eines Tagesumlaufs unter den Horizont untergetaucht sein, desto länger also der natürliche (Licht-) Tag, wenn die Sonne sich gerade auf diesem Pferde befindet. Eines der Pferde ist das höchste; auf ihm (dem Punkte der Sommersonnenwende) sehen wir die Sonne am 21. Juni, wo sie den längsten (Licht-) Tag verursacht, der im mittleren Deutschland über 16 Stunden dauert. An diesem Tage steht sie dann auch Mittags bei uns höher, als an jedem anderen Mittag, und der früher erwähnte Gnomon wirft seinen kürzesten Schatten. Das nächste östlich von dem vorigen aufgestellte Pferd, das die Sonne am folgenden Tag erreicht, steht schon etwas tiefer, und so geht es fort, bis sie am 21. Dezember das niederste (die Wintersonnenwende) erreicht, eben damit den kürzesten (Licht-) Tag herbeiführt, um hernach wieder höher zu steigen. Die zwei Pferde mittlerer Höhe sind die Stellen der Frühlings- und der Herbsttagundnachtgleiche (21. März und 23. September); und diejenige Zeit, welche die Sonne braucht, um von dem Frühlingspunkt bis wieder zu demselben zu gelangen, ist eben das tropische Sonnenjahr oder Jahreszeitenjahr, nach welchem wir den Kalender einrichten müssen, und dessen Länge 365 Tage 5 Stunden 48 Min. 49½ Sek. (nach andern Angaben 51 Sek.) beträgt. Man sollte vermuthen, wer z. B. im Kalender für 1862, sowie in dem für 1863 den Frühlingsanfang aufsucht und die zwischen beiden Anfängen liegende Zeit berechnet, der sollte gerade diese Jahreslänge herausbringen. Die oben genannten periodischen Störungen bewirken aber, daß die auf solche Weise berechnete Jahreslänge bald etwas zu groß, bald etwas zu klein ausfällt. Das Jahr theilt sich naturgemäß in vier beinahe gleiche Theile, welche man, freilich nicht ganz passenderweise, die vier Jahreszeiten nennt, nämlich Frühling (von der Frühlingstagundnachtgleiche bis zum längsten Tag), Sommer (bis zur Herbsttagundnachtgleiche), Herbst (bis zum kürzesten Tag) und Winter. Das Sonnenjahr ist übrigens nicht leicht genau zu bestimmen, und ohne genaue Instrumente und höhere mathematische Kenntnisse ist ein Fehler von etlichen Stunden auch mit Zugrundlegung mehrjähriger Beobachtungen kaum zu vermeiden. Ein solcher wird sich aber dann nach einer längeren Reihe von Jahren durch unangenehme Störungen in der Kalenderordnung fühlbar machen, namentlich aber die Folge haben, daß der Jahresanfang allmälig in allen Jahreszeiten herumkommt. Selbst der Gnomon Hipparchs, dessen wir bei der Stundeneintheilung Erwähnung gethan haben, konnte trotz der gewissenhaftesten Benützung, wie sie in jener Zeit sich nur irgend wünschen ließ, einen jährlichen Fehler von sechs Minuten nicht vermeiden. Viel leichter und sicherer zu bestimmen sind die Zeitperioden der wechselnden Mondgestalten. Während die Erde um die Sonne läuft, wird sie selbst in einer 400mal kleineren Entfernung und zwar fast in derselben Bahnebene vom Monde umkreist. Beide, Erde und Mond, haben ihr Licht von der Sonne und werfen auf die von ihr abgewendete Seite einen kegelförmig sich nach außen zuspitzenden Schatten. Geht der Mond nun gerade durch den Erdschatten, so haben wir eine Mondsfinsterniß; geht er aber über oder unter diesem Schatten weg, so sehen wir von ihm in diesem Augenblick die vollbeleuchtete Hälfte und haben also Vollmond (🌕). In der entgegengesetzten Stellung kehrt er uns seine dunkle Hälfte zu: wir haben dann Neumond (🌑), wo wir den Mond entweder gar nicht sehen, oder bloß sofern er uns die Sonne ganz oder theilweise verdeckt und eine Sonnenfinsterniß verschafft. Auf den zwei Zwischenstellungen sehen wir in Form eines Halbkreises nur die Hälfte der beleuchteten Mondhälfte und haben daher das erste Viertel (☽) für den wachsenden oder das letzte Viertel (☾) für den abnehmenden Mond.

Für die verschiedenen scheinbaren Stellungen zweier Gestirne zu einander oder die Aspekten, insbesondere für die scheinbare Stellung eines Planeten oder des Mondes gegen die Sonne bedient sich der Kalender gewisser Zeichen und Ausdrücke: Konjunktion (Zusammenkunft ☌), Opposition (Gegenschein ☍), Quadratur (Geviertschein □) u. s. w. Also z. B. ☌☽♃ bedeutet: der Mond und Jupiter sind in Konjunktion, d. h. sind so nahe bei einander zu sehen, als dieß bei der Eigenthümlichkeit ihrer Bahnen möglich ist; □♄♀: Saturn und Venus stehen im Geviertschein, d. h. wenn Du das Gesicht gegen Saturn kehrst, so hast Du die Venus gerade rechts oder links von Dir; ☍♂♆: Mars in Opposition mit Neptun, d. h. siehst Du den Mars im Osten aufgehen, so geht gerade hinter Deinem Rücken Neptun im Westen unter; △☉♅: die Sonne im Gedrittschein mit Uranus, d. h. wenn Du die Sonne ansiehst, so hast Du den Uranus rechts oder links vor Dir und müßtest, wenn Du Dich ihm zuwenden wolltest, eine Drittelswendung nach rechts oder links machen; ⚹☿⚵: Merkur ist mit Juno im Gesechstschein, d. h. wenn Du den Merkur ansiehst und Dein Freund neben Dir die Juno, so steht Letzterer um eine Sechstelswendung seitwärts gekehrt. Zur Zeit des Vollmondes müßte man setzen: ☍☉☾; beim Neumond: ☌☉☾; beim ersten und letzten Viertel: □☉☾. Der gemeinschaftliche Name für ☍ und ☌ ist Syzygien.

Was die Zeichen für das erste und letzte Viertel des Mondes anbelangt, so sollten sie eigentlich, um die Natur nachzuahmen, Halbkreise sein. Eine Sichel bildet ja der Mond nicht acht Tage vor und nach dem Neumond, sondern nur in den ersten Tagen unmittelbar vor und nach demselben. Die Stellung dieser Sichel hat zu dem lateinischen Sprichwort: luna mendax (der Mond — ein Lügner) Veranlassung gegeben. Wenn nämlich der Mond, wie er es in den Morgenstunden der letzten Tage vor dem Neumond thut, die Hörner der Sichel gegen rechts (westlich) wendet, so ahmt er den Buchstaben C nach und sagt daher: Cresco (ich wachse, ich bin im Zunehmen); während er doch gerade dann im Abnehmen begriffen ist, um zuletzt zur Zeit des Neumondes für unser Auge vol-

lends ganz zu verschwinden. An den nächsten Abenden nach dem Neumond dagegen, wo er also wieder im Zunehmen begriffen ist, sagt er: Decresco (ich nehme ab). Das Sprichwort sollte ein Gedächtnißmittel für diejenigen sein, welche sich keine tiefere Einsicht in den inneren Zusammenhang der Erscheinungen verschaffen können oder wollen.

Die Zeit von einem Neumond bis zum nächstfolgenden bildet einen (synodischen) Mondsmonat. Wer in Constantine in Algerien am 10. Mai 1808 Vormittags die Mondsfinsterniß beobachtete, konnte ihr Ende um 10 Uhr leicht bemerken; ebenso wiederum am 12. Juni 1862 Morgens $8^{1}/_{2}$ Uhr. Zwischen diesen beiden Vollmondszeiten sind $19757^{15}/_{16}$ Tage verflossen. Ueber die Zahl der indeß stattgehabten Mondumläufe konnte man durch einfaches Nachzählen in's Reine kommen und 669 dafür finden. Nimmt man nun von $19757^{15}/_{16}$ Tagen den 669sten Theil, so erhält man schon aus dieser rohen Beobachtung 29 Tage 12 Stunden 48 Minuten für den Monat, was die Wahrheit nicht ganz um vier Minuten überschreitet. Uebrigens nahm man es in den ältesten geschichtlichen Zeiten nicht einmal so genau. Die Juden z. B. nahmen als die Zeit des Neumondes den ersten Abend, an welchem die Mondsichel wieder zu sehen war, was auf den Namen „Neumond" freilich eigentlich allein recht paßt. Derselbe mußte in der nachbabylonischen Zeit durch zwei Männer vor dem Synedrium bezeugt sein. Bei trübem Wetter ließ man den ablaufenden Monat 30 Tage dauern; auch machte man das monatliche Fasten zweitägig, um desto weniger in Gefahr zu kommen, mit demselben den Monatsanfang zu verfehlen.

So bequem nun aber der Mond als Zeitmesser war, wegen der leicht zu beobachtenden Phasen, so entschieden mußte er doch gegenüber von der Sonne zurückstehen, welche uns durch ihre verschiedenen Stellungen und durch die davon herrührende Vertheilung von Licht und Wärme das Sonnenjahr als Zeitmaß unabweislich aufdrängt. Da die Länge desselben aber schwieriger zu bestimmen war, so faßte man so viele Monate zu einem Mondenjahr zusammen, als nöthig schienen, um die vermuthliche Länge des Sonnenjahres herauszubringen, und zählte daher 12 Monate, eine Zahl, die wir bei den Israeliten freilich erst nach dem Exil mit Sicherheit nachweisen können, während in den mosaischen Urkunden bloß vier Monatsnamen vorkommen, und von dem Laubhüttenfest gesagt ist, es solle auf den „siebenten und letzten" Monat fallen. Die Verschiedenheit des längeren Sonnen- und des kürzeren Mondjahres, welche nicht lange verborgen bleiben konnte, führte nun zu einer Reihe von Versuchen, durch Schaltmethoden nachzuhelfen, und diese Versuche füllen vorzugsweise die alte Geschichte des Kalenders aus. Durch dieselbe entstand die bei den meisten Völkern früher herrschende Einrichtung des gebundenen Mondjahrs. Einfacher wäre es gewesen, das Jahr einzig mit Rücksicht auf den Mond zu bilden und einem solchen reinen Mondjahr 12 Monate, d. h. zwölfmal 29 Tage 12 Stunden 44 Minuten 3 Sekunden oder 354 Tage 8 Stunden 48 Minuten 36 Sekunden zu geben. Dasselbe bedarf freilich auch noch einer Nachhilfe durch Einschaltung, aber nicht um die alljährlich fast 11 Tage ausmachende Verschiedenheit vom Sonnenjahr auszugleichen, da dieses ganz unberücksichtigt bleibt, sondern weil man natürlich das Jahr in eine ganze Anzahl von Tagen ohne Bruch eintheilen, oder mit andern Worten, weil man den Anfang des Jahres immer auch auf den Anfang eines Tages fallen lassen will. So nahmen also die Araber und ihnen nach die Perser und Türken ein Jahr von 354 Tagen an, das sie in zwölf Monate theilen, wobei jeder Monat, wie dieß oben von den Juden erzählt worden ist, mit dem Erscheinen der neuen Mondsichel und im zweifelhaften Fall mit dem dreißigsten Tag aufhört. Nun geht aber, wie obige Rechnung zeigt, das Mondjahr mit ganzen Tagen nicht auf, sondern hat über 354 Tage hinaus noch einen Ueberschuß von 8 Stunden 48 Minuten 36 Sekunden, was in 30 Jahren etwas über 11 Tage ausmacht. Die Araber haben daher je in 30 Jahren 11 Schaltjahre zu 355 und 19 gemeine Jahre zu 354 Tagen. Da aber ein solches Jahr durchschnittlich etwa $10^{7}/_{8}$ Tage oder ein $^{1}/_{33}$ Jahr kürzer ist, als unser nach den Jahreszeiten gerichtetes Jahr, so kommen die Türken mit ihrem Jahresanfang in Zeit von 33 Jahren in allen Jahreszeiten herum. Wenn uns ferner ein Türke mit bestem Gewissen sagt, er sei 100 Jahre alt, so dürfen wir ihm doch nach unserer Rechnung bloß 97 davon glauben; denn es fehlen ihm zu 100 Sonnenjahren 100mal $10^{7}/_{8}$ Tage, also nahezu 3 Jahre. Uebrigens gebrauchen die gebildeten Türken zum Theil ein Gemisch von muhamedanischem und christlichem Kalender.

Jenes Herumlaufen des Jahresanfangs in allen Jahreszeiten erschien, wie oben angedeutet worden ist, anderen Völkern als etwas so Widernatürliches, daß sie es vorzogen, auf den Gebrauch des reinen Mondjahrs zu verzichten und ihrem Mondjahr, wenn durch seine wiederholte einfache Anwendung eine auffallende Abweichung von der ursprünglichen Stellung gegen die Jahreszeiten eingetreten war, eine größere Ausdehnung zu geben und diese Maßregel nach Bedürfniß zu wiederholen. Diesen Ueberschuß des ausnahmsweise längeren Jahres über das gewöhnliche nennt man eine Einschaltung. Diese erfolgte z. B. bei den Juden anfangs ohne eine festgestellte Regel je nach Bedürfniß, und die im heutigen jüdischen Kalender geltende Methode, von den Rabbinen Samuel, Adam und Hillel aufgestellt, stammt erst ungefähr vom Jahr 500 nach Christo. Sie beruht auf einem Cyklus (einer sich wiederholenden Reihe) von 19 Jahren; unter diesen 19 Jahren sind 12 Gemeinjahre mit je 12 Monaten (den Monat entweder zu 30 oder zu 29 Tagen) und 7 Schaltjahre mit je 13 Monaten, und diese beiden hinwiederum sind entweder abgekürzte oder ordentliche oder überzählige, so daß eigentlich sechserlei Jahre herauskommen, beziehungsweise mit 353, 354, 355, 383, 384 und 385 Tagen. Das Jahr kommt dann durchschnittlich fast auf den richtigen Betrag; es ist nur um etwas Weniges zu lang, und der Fehler macht in einem Jahrtausend vier Tage aus. Die Ungleichheit der Jahre bewirkt dagegen in einzelnen Fällen sehr merkliche Abweichungen. Das jüdische Neujahr 5489 ist auf den 4. September des christlichen Jahres 1728 gefallen; das Neujahr 5690 wird dagegen erst am 5. Oktober 1929 eintreten. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den übrigen jüdischen Festen, welche durchaus unbeweglich, d. h. an einen bestimmten Monatstag gebunden sind. Die Monate heißen:

Im Salon.

1. Tischri, 2. Marchesvan, 3. Kislev, 4. Tebeth, 5. Schebat, 6. Adar, 7. Nisan, 8. Ijar, 9. Sivan, 10. Thamuz, 11. Ab, 12. Elul. Im Schaltjahr kommt zwischen Adar und Nisan der Veadar, und der Adar bildet alsdann den Schaltmonat. Das Versöhnungsfest ist am 10., das Lauberhüttenfest am 15. Tischri; das Purimfest am 14. Adar (beziehungsweise Veadar); das Osterfest am 15. Nisan, Pfingsten am 6. Sivan.

Wie bei den Juden, so finden wir auch bei den Indern, Chinesen und Griechen das gebundene Mondjahr. Die Letzteren mit ihren 12 Monaten von 29 und 30 Tagen und ihren Dekaden (zehntägigen Abschnitten) halfen sich sehr kümmerlich mit Einschaltungen, bis Meton 432 vor Christo mit seinem neunzehnjährigen Cyklus einige Ordnung in den athenischen Kalender brachte, einem Cyklus, dessen Anwendung im jüdischen Kalender wir bereits kennen gelernt haben, und der nachher durch Kalippus (330 vor Chr.) und Hipparch (150 v. Chr.) noch weiter verbessert wurde. Dieser Mondcirkel wurde von den Griechen so beifällig aufgenommen, daß man die darauf gegründete Zeitrechnung mit goldenen Buchstaben auf einer in Athen aufgestellten Tafel anbrachte und daher diejenige Zahl goldene Zahl nannte, welche angibt, das wievielte Jahr im laufenden Mondcirkel man gerade hat. Die goldene Zahl wurde später auch in der christlichen Osterrechnung verwendet, ist aber durch die Gaußische Rechnung (s. Anhang im Abschnitt 8.) entbehrlich geworden. Da der Anfang des ersten Mondcirkels auf das Jahr 1 v. Chr. gesetzt wurde, so ist die goldene Zahl eines Jahres der Rest, welcher übrig bleibt, wenn man die um 1 vermehrte Jahreszahl durch 19 dividirt. Die Wichtigkeit der Zahl 19 erhellt auch sogleich, wenn man bedenkt, daß ein Sonnenjahr nahezu $12\,^7/_{19}$ Mondsmonate enthält und deßwegen, wenn man nach Sonnenjahren rechnet wie

wir, jedes Mondsereigniß in einem gewissen Jahr nicht auf dasselbe Datum fallen kann, wie im vorigen, sondern um $^7/_{19}$ Monate (ungefähr 11 Tage) früher. Haben wir nun irgend einmal am Jahresanfang zugleich Neumond, so haben wir auch Neumond am 30. Jan., 1. März, 30. März, 29. April, 28. Mai, 27. Juni, 26. Juli u. s. w. Dieser Julineumond nun (wie jeder andere) kommt im nächsten Jahr um $^7/_{19}$ Mondsmonate früher, also am 15. Juli; nach 2 Jahren um zweimal $^7/_{19}$ und endlich nach 19 Jahren um 19 mal $^7/_{19}$ oder um 7 ganze Mondsmonate früher, demnach zu Neujahr, und es fällt also auf dieses wiederum ein Vollmond, wie dieß am Anfang der neunzehnjährigen Periode auch der Fall gewesen war. Die Wichtigkeit dieser Periode wird noch durch einen weiteren Umstand erhöht. Der Mond macht am Fixsternenhimmel bei seiner monatlichen Wanderung nahezu denselben Weg, den die Sonne bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlauf von West nach Ost durchstreicht. Die Abweichungen, welche er sich von der Sonnenbahn nördlich und südlich erlaubt, betragen bloß etwa 11 Vollmondsbreiten; jeden Monat aber muß er einmal von Süd gegen Nord und einmal umgekehrt die Sonnenbahn durchkreuzen. Die beiden Durchgangsstellen nennt man Knoten: die erstere, mit dem Kalenderzeichen ☊, den aufsteigenden Knoten oder Drachenkopf, die zweite (☋) den niedersteigenden Knoten oder Drachenschwanz. Nur wenn sich der Mond zur Zeit des Neumondes oder Vollmondes in der Nähe eines Knotens befindet, kann eine Sonnen- oder beziehungsweise Mondsfinsterniß eintreten. Da aber die Knoten in nahezu 19 Jahren die ganze Sonnenbahn durchwandern, so fallen auch erst alle 19 Jahre die Finsternisse nahezu wieder auf dieselbe Stelle des Sonnenjahrs, und dieses Schicksal haben dann also überhaupt alle Lichterscheinungen des Mondes. Wenn nun ein Volk seiner religiösen Institutionen wegen ein Interesse daran hat, daß jedes Jahr mit einem Neumondstag anfängt, aber doch den Uebelstand des türkischen (reinen) Mondjahrs vermeiden will; so kann es mit Hilfe der neunzehnjährigen Meton'schen Periode sein (gebundenes) Mondjahr dem Sonnenjahr anpassen. Dieser Zweck kann im jüdischen Kalender bloß mittelst der sechs verschiedenen Jahreslängen erreicht werden, weil zugleich kein Neujahr auf einen Sonntag, Mittwoch oder Freitag fallen darf und andere ähnliche Rücksichten hinzukommen, was bei den Griechen nicht der Fall war. Diese reichten, so viel man vermuthen kann, mit drei verschiedenen Jahren aus und theilten ihre neunzehnjährige Periode nach Meton auf folgende Art. Das gemeine Jahr hatte 12 Monate, nämlich sechs zu 30 und sechs zu 29 Tagen, also zusammen 354 Tage, das überzählige hatte 355 Tage, das Schaltjahr einen Monat von 30 Tagen mehr als das gemeine, also 384 Tage. Sie faßten nun acht gemeine (2832 Tage), vier überzählige (1420 Tage) und sieben Schaltjahre (2688 Tage) zusammen, dieß gab für 19 Jahre eine Zahl von 235 Monaten oder von 6940 Tagen, was freilich noch nicht genau ist, da 235 Mondsmonate etwa neun Stunden und neunzehn Sonnenjahre etwa $9^1/_2$ Stunden weniger ausmachen als 6940 Tage. Kalippus faßte daher vier solche Perioden zusammen und ließ am Ende einen Tag weg, so daß die Kalippische um das Jahr 300 eingeführte Periode 27759 Tage in 940 attischen Monaten oder in 76 attischen Jahren enthielt. Nimmt man von 27759 Tagen den 76. Theil, so erhält man gerade die Länge des später von Julius Cäsar eingeführten Julianischen Jahres, nämlich $365^1/_4$ Tage. Noch genauer verfuhr Hipparch aus Nicäa in Bithynien um 150 v. Chr., indem er vier Kalippische Perioden, abermals mit Weglassung eines Tages, zusammenfaßte. Die Hipparchische, freilich nicht in das bürgerliche Leben eingedrungene Periode enthielt daher 111035 Tage in 3760 Monaten oder in 304 Jahren. Es ist erstaunlich, wie Hipparch, der Vater der wissenschaftlichen Astronomie, in Folge seiner auf der Insel Rhodus angestellten Beobachtungen schon in jener Zeit der Wahrheit so nahe gekommen ist. Sucht man nämlich von 111035 Tagen den 3760sten, sowie den 304ten Theil, so findet man für den Mondsmonat 29 Tage 12 Stunden 44 Minuten $2^1/_2$ Sekunden und für das Sonnenjahr 365 Tage 5 Stunden 55 Minuten $15^3/_4$ Sekunden, also nur wenig abweichend von den neuesten, mit Aufbietung aller mathematischen und technischen Hilfsmittel aufgefundenen Resultaten: 29. 12. 44. 3. und 365. 5. 48. $49^1/_2$.

Die Verwicklungen, welche der Mond als Zeitmesser herbeiführt, und zwar deßwegen herbeiführt, weil er die Oberherrschaft der Sonne doch nicht aufheben kann, mußten nothwendig den Gedanken rege machen, daß es besser sei, auf seine Leitung ganz zu verzichten und sich bloß nach der Sonne zu richten, so daß der Monat seine natürliche Bedeutung verliert und ein willkürliches Maß oder eine bloße Rechnungsgröße wird. Der Mond darf sich hiebei um so weniger über Zurücksetzung beklagen, als die Versuche, regelmäßige Witterungsperioden von seinem Gange abzuleiten, Wetterveränderungen, z. B. als an den Eintritt des Vollmondes geknüpft darzustellen, bis jetzt mißlungen sind, und bloß etwa noch die Bewohner des Meeresufers wegen der Ebbe und Flut in einer tiefer eingreifenden Abhängigkeit vom Monde leben. Mit Recht können wir aber die Frage aufwerfen, wie es dann doch zugegangen ist, daß sich der Kalender so spät erst von der Herrschaft des Mondes befreit und sich einzig in den Dienst der Sonne begeben hat? Wir können aber zur Beantwortung dieser Frage gelangen, wenn wir aus gewissen Erfahrungen unseres eigenen Lebens einen Schluß auf die Bedürfnisse des Naturmenschen ziehen. Wer hat nicht in seiner Jugend im Mondschein geschwärmt? Wem hat sich nicht eine unwillkürliche Gedankenverbindung gebildet zwischen den in munterer Gesellschaft verlebten glücklichen Stunden und dem Vollmond oder der neuen Mondsichel, welche hinein geschienen? Es war an einem Sonntag Abend. Wochen vergingen alsdann mit schlechtem Wetter: die günstige Gelegenheit zu wiederholter Veranstaltung des Dagewesenen kommt lange nicht mehr. Endlich an einem Montag findet sich Alles wieder zusammen, wie damals. Wie lange ist es her, seit wir nicht mehr zusammen gekommen? Aufgeschrieben hats Keiner. Etliche Wochen sind es aber gewiß. Doch siehe! Da ist ja wieder unsere Mondsichel, gerade so fein gezeichnet, so zart gehörnt wie damals. An einem Sonntag wars; also gestern vor vier Wochen. Das Rechnungsexempel ist mit Hilfe des Mondes gelöst. Aehnliche Naturrechnungen sind schon Jedem von uns vorgekommen und zwar trotz aller Uhren und Kalender, gewiß aber

seltener mit der Sonne, als mit dem Monde. Denn wer keine astronomischen Kenntnisse besitzt, der täuscht sich über die von der Sonne herrührenden Epochen, z. B. über den Sommeranfang, ohne Kalender leichtlich um mehrere Wochen, hinsichtlich der Mondsphasen dagegen bei einiger Aufmerksamkeit nicht leicht um mehr als einen Tag. Wie nahe liegt es daher vollends einem Naturvolke, seinen Kalender auf den Mondlauf zu gründen!

Ganz anders gestalten sich die Bedürfnisse, sobald die astronomischen Kenntnisse sich zu einer genaueren Bestimmung des Sonnenlaufs emporgeschwungen haben. Das System der Zeiteinrichtung wird von da an nur noch auf zwei natürliche Maße, den Tag und das Sonnenjahr, gebaut, und es erregt keinen Anstoß mehr, wenn auch das eine Jahr mit dieser, das andere mit jener Lichtgestalt des Mondes anfängt. So finden wir es bei den alten Aegyptern und bei den Mexikanern. Erstere hatten ein Jahr mit 12 Monaten von je 30 Tagen und noch fünf Ergänzungstagen und einem alle vier Jahre eintretenden Schalttag, diese auch ein Jahr mit 365 Tagen, aber in einer Periode von 104 Jahren je 25 Schalttage, welch letztere Einrichtung eine tiefe Einsicht beurkundet, da sie das Jahr durchschnittlich zu $365^{25}/_{104}$ Tagen oder zu 365 Tagen 5 Stunden 46 Minuten 9 Sekunden annimmt. Ebenso sehen wir den späteren römischen Kalender auf das Sonnenjahr gegründet. Da sich jedoch aus ihm unser moderner christlicher Kalender entwickelt hat, so wollen wir die Geschichte dieser beiden zusammen in einen eigenen Abschnitt (5.) verweisen.

Wenn in dem System des Sonnenjahrs der Monat seine natürliche Beziehung zum Monde verliert, so könnte man ihm dafür eine künstliche zur Sonne beilegen und ihn als die Zeit bezeichnen, in welcher die Sonne ungefähr eines der 12 Sternbilder des Thierkreises durchläuft. Man denkt sich nämlich die Ekliptik, d. h. die ganze kreisförmige Bahn, welche die Sonne in einem Jahr am Fixsternenhimmel von West gegen Ost scheinbar durchläuft, in 12 gleiche Bögen getheilt, welche Zeichen des Thierkreises genannt werden, weil zu der Zeit, wo ihre Namen geschaffen wurden, auf ihrer Stelle die gleichnamigen Sternbilder, zum Theil von Thieren benannt, gestanden hatten, während jetzt allerdings Zeichen und Bilder nicht mehr übereinstimmen, sondern da, wo z. B. das Sternbild der Jungfrau steht, das Zeichen der Wage sich befindet. Die Namen lernt man aus folgenden Versen:

Sunt aries, taurus, gemini, cancer, leo, virgo,
Libraque, scorpius, arcitenens, caper, amphora, pisces.

Deutsch:

Widder ♈, Stier ♉, die Zwillinge ♊ dann, Krebs ♋,
Löwe ♌ und Jungfrau ♍,
Wage ♎ und Skorpion ♏, Schütze ♐ mit Steinbock ♑, Wassermann ♒, Fischen ♓.

Uebrigens fällt der Eintritt der Sonne in ein Zeichen nirgends mit dem Anfang eines Monats zusammen. Der Eintritt in das Zeichen des Widders geschieht zur Zeit der Frühlingstagundnachtgleiche, also am 20. oder 21. März.

Nicht vollkommen in der Linie der Ekliptik, aber doch in dem derselben benachbarten Streifen des Fixsternenhimmels scheinen sich auch die Planeten und der Mond zu bewegen. Daher, daß der Mond eine Finsterniß (Eklipse) bloß bilden kann, wenn er in der Sonnenbahn selbst oder nahe daran steht, hat die letztere ihren griechischen Namen Ekliptik erhalten. Man könnte es mit „Linie der Finsternisse" übersetzen.

(Wird im nächsten Jahrgang der Freya fortgesetzt.)

Briefe aus dem Orient.

Von **Max Eyth.**

4.

Zwischen Saidieh und Benha
(auf dem Nilarm von Damiette*),
den 24. April 1863.

„Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!" Da liegen wir, d. h. mein Boot und ich und meine Leute — acht Muhameds, Ali's und Abdallah's — da liegen wir schon seit 24 Stunden und mein treuer, heimatlicher Nord bläst uns mit steigender Heftigkeit in's Gesicht, so daß die Schiffer das weitere Vordringen aufgegeben haben und zu meinem unbeschreiblichen Ingrimm den lieben langen Tag schnarchend auf dem Verdeck sich ausstrecken! Leider versteh' ich so viel von der Flußschifffahrt, als vom Seedienst und bin hilflos dem „Reis" (Kapitän) meines Bootes in die Hand gegeben. Was nützt mir der süße Hintergedanke, daß die Bursche aus südlicher Faulheit schlafen und den Nordwind nur vorschützen? Freilich bläst er; aber wer weiß, ob mit der nöthigen Stärke, um einen absoluten Stillstand zu rechtfertigen.

Doch — Geduld ist die erste Pflicht des Europäers in Aegypten. Drei Monate haben mich schon ein wenig zugestutzt, und mit fatalistischer Ruhe buchstabirte ich diesen Morgen in meinem arabischen Testament, schrieb einen Brief an Halim Pascha, las ein paar Kapitel in Bulwers my novel, kochte meinen Mokka (wenn aber der Nordwind anhält, seh' ich dem krassen Hungertod entgegen!), stieg an's Ufer und schaute von einem der zwanzig Fuß hohen Erdhügel über die unendlich flache Landschaft des Delta's mit

*) Der Verfasser dieser Briefe ist inzwischen als Ingenieur en chef in die Dienste des Prinzen Halim Pascha getreten, um die Direktion von dessen industriellen Unternehmungen zu führen.

ihren gelbwerdenden Kornfeldern, ihren sporadischen Palmen und ihrer eigenthümlichen, leblosen, furchtbaren Stille. Dann gedachte ich, wie billig, an meinen Vorsatz, Euch einen langen Brief zu schreiben und sitze demgemäß wieder in der kleinen, anmuthigen Kajüte meiner Dahabijja, höre den Nil rauschen und betrachte im Spiegel das Bild meiner Heimat, das hinter mir an der Wand mit Siegellack niedlich befestigt ist.

Vor etwa zehn Tagen erhielt ich drei Eurer Briefe zumal, die natürlich alle noch vor der großen Wendung meines immer noch bescheidenen Geschicks — denn ich koche in diesem Augenblick meine Kartoffeln selbst — geschrieben sind. Eigentlich bin nur ich an dieser Unregelmäßigkeit schuldig; denn ich wußte nicht, daß die hiesige Post die Briefe nicht austrägt, sondern man dieselben bloß durch zeitweiliges Anfragen erhält. Obgleich Ihr mich nun mehrfach ermahnet, in der Beschreibung von Wüstensand, Nilschlamm und dem Schutt verschiedener Jahrtausende fortzufahren, so ziehe ich es heute dennoch vor, Euch näherliegende Dinge mitzutheilen, in denen übrigens alle jene Elemente auch in gewissem Sinne vorhanden sind — oft mehr, als mir lieb ist.

Mein künftiger stehender Aufenthalt Schubra, Cheubrat, Shoobra, oder wie Ihr wollt, liegt vier englische Meilen nördlich von Kairo auf derselben Seite und hart am Ufer des Nils, fast genau an dem Punkte, wo das Delta physikalisch beginnt. Es ist ein kleines Dorf mit einem griechischen Kneiplein, mit einem Palast und Harem des Pascha's, mit schönen, sogar berühmten Gärten (dieß heißt aber merkwürdiger Weise nicht eben viel in Aegypten!) und mit einem großen Landgute. Alles gehört dem Prinzen Halim. Außerdem besitzt der Prinz ähnliche Güter in Tanta und Theranis, wohin ich mich eben jetzt unterwegs befinde, ferner zu Montana, sechzig engl. Meilen vom ersten Nilkatarakt, wohin ich mich später zu begeben habe, um auch dort in Ober-Aegypten die Dampfkultur einzuleiten. Letztere Güter, etwa 30,000 Acres, sind weit zurück im Vergleich mit Schubra, und noch andere im Delta sollen erst später in Angriff genommen werden.

Nun gehören zu dem Betrieb der Güter eines ägyptischen Pascha's zwei Dinge — nämlich Maschinen, um das Land zu bebauen, das für eine energische Benützung zu dünn bevölkert ist — und abermals Maschinen, um das Wasser herbeizuschaffen, welches allein das Land vor dem Unglück bewahrt, eine Wüste zu werden. Diese Wahrheit machte Aegypten seit Jahren für England zu einer reichen Quelle der Ausfuhr sowohl von Maschinen, als von Leuten, welche letztere — häufig nicht mehr, als frühere Maschinenwärter — sich dennoch zum Theil in glänzende Stellungen hineinarbeiteten und sich darin erhielten, wenn sie selbst geschickt oder der Unternehmungsgeist der betreffenden großen Gutsbesitzer nicht von erheblicher Bedeutung war.

Prinz Halim ist der unternehmungslustigste und wohl intelligenteste dieser fürstlichen Industriellen. Seit etlichen Jahren strömten förmlich die kostbarsten Maschinen, Pumpen, Zuckermühlen, Gasfabriken, Baumwollengins, Dampfpflüge u. dgl. den Gütern dieses Prinzen zu. Aber Niemand war da, um die Geschichte recht in Gang zu setzen. Die Sachen geriethen mehr und mehr in Verwirrung und als ich ankam, schien fast alles verloren. Es gelang mir, was mehreren Anderen nicht gelungen war. Die Folge war, daß der Prinz, obgleich feindliche Gegenmachinationen zunächst nicht ausbleiben konnten, in freundlichster und ehrenvollster Weise mein Verbleiben wünschte. Kurz gesagt: ich bleibe, und seit mein neuconstruirter Baumwollenpflug seine Proben vortrefflich bestanden hat, beginnt sich bereits meine ganze Situation wesentlich zu consolidiren. —

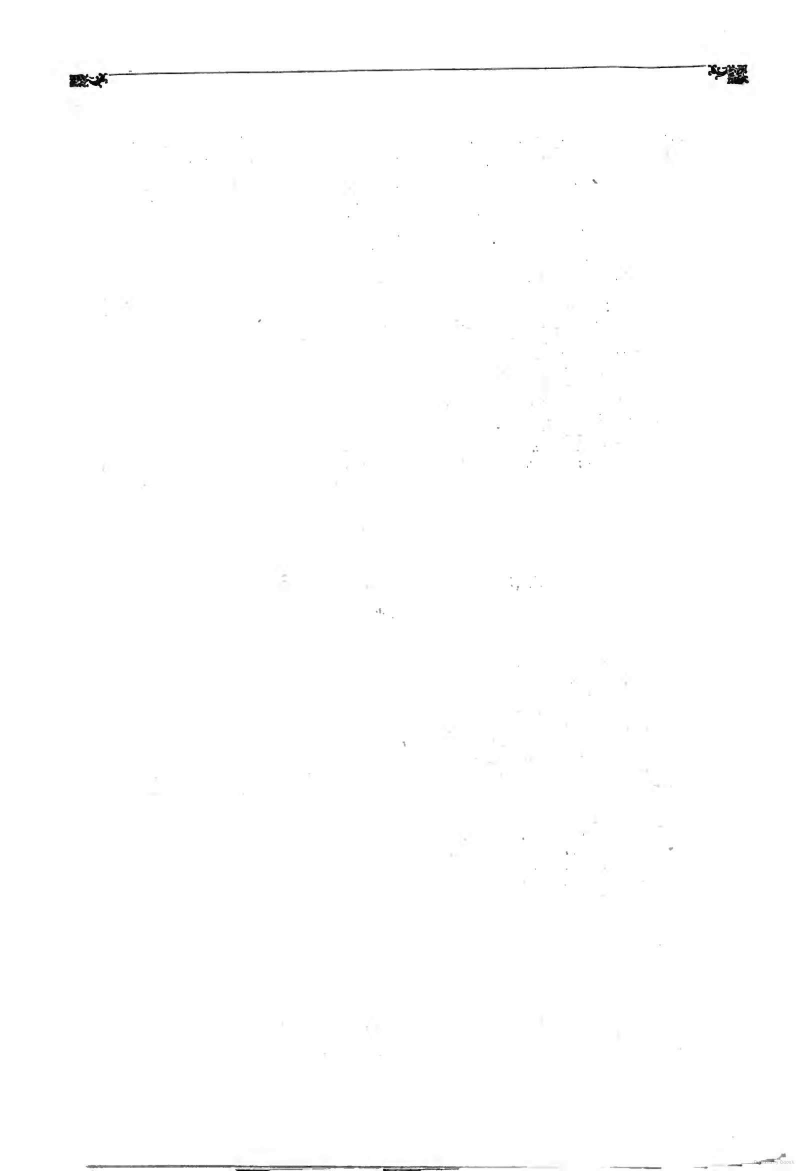
Ihr könnt nun aber denken, daß, während all das ausgeführt wurde, die Lust, Euch aus Nebel und Pulverdampf heraus zu schreiben, nicht groß sein konnte. Daneben liefen die gewöhnlichen Geschäfte, die tägliche Eselreiterei, das Pflügen und Säen, die geschäftliche Korrespondenz ununterbrochen weiter und nur das fragliche Epos hat nicht den geringsten Fortschritt gemacht. Ueberdieß fing es an, von Tag zu Tag heißer zu werden und der Kamsin, der noch etwas ganz anderes ist, als Euer berüchtigter Föhn, und der oft mit einem Mal das Thermometer um zwölf bis fünfzehn Grad R. hinaufjagt, drückte zeitenweise auf Leib und Seele. Doch gewährte mir der Umstand, daß meine Dahabijja 14 Tage früher als nöthig in Schubra anlegte, eine wesentliche Erleichterung, indem sie mir wenigstens einen ungestörten Aufenthalt während der heißesten Tagesstunden bot.

Ich sollte nämlich alsbald nach Theranis, aber die Abreise verzögerte sich wegen der Ankunft des Sultans, den ich natürlich zu öfteren Malen sah und der, wie Prinz Halim erwartete, namentlich auch meine Dampfpflüge einer Besichtigung würdigen sollte. Drei Tage lang standen wir deßhalb mit sieben Atmosphären Dampf in den Kesseln geduldig im Feld, bereit, beim ersten Zeichen der Annäherung Sr. Majestät drauf loszupflügen. Ein ächt türkisches oder russisches Manöver! Hie und da zeigte sich wirklich auch ein Wessir, ein Cigarrenträger in Gold oder sonst ein „Schnupftabaksdosenverwalter"; der Sultan aber kam zum großen Aerger des Prinzen, dessen Steckenpferd seine Farmen sind, nicht, sondern begnügte sich, im Harem und in den Gärten Kaffee zu schlürfen.

Den 27. April.

Drei Tage sind seitdem vergangen. Die Nilfahrt, das Delta hinab, hat bei aller Einförmigkeit doch ihr Angenehmes, besonders wenn man ein wenig Ruhe braucht und sich zum voraus geduldig in alle Zwischenfälle ergibt. Wir sind dreimal gestrandet und haben einmal unser Segel zerrissen. Dieß scheinen jedoch Vorfälle von ganz gewöhnlicher Natur zu sein und bringen meinen ernsten „Reis" in keiner Weise außer Fassung. Morgen hoffen wir Theranis zu erreichen und dann beginnt wieder ein neues Kapitel.

Meine Dahabijja, die mir dort als Wohnhaus dient, ist recht artig eingerichtet und wenn nicht eine Unzahl gewöhnlicher Fliegen mir das Leben sauer machte, so wäre mir ganz wohl. Ich stehe mit Sonnen-



GRABLEGUNG.

aufgang auf, wasche mich in dem gelben Nilwasser, das gegenwärtig, wo es auch gebraucht wird, einen dicken Schlammsatz zurückläßt, und beginne dann, meinen Kaffee zu machen. Dieß gelingt mir bis jetzt schlecht und es ist das erste Mal, daß ich wirklich bedaure, nicht in Tübingen oder Jena studirt zu haben. Mein Frühstück besteht aus hartgesottenen Eiern, Butter, Brod, Orangen und obbemeldetem Kaffee. Dann lese ich, nachdem ich mich auf dem Verdeck umgesehen, eine Stunde arabisch mit meinem Dolmetscher. Der junge Mann, welcher „vermuthet“, daß er dreizehn Jahre alt sei, ist ein koptischer Schullehrer aus Kairo und hat eine Frau von zehn Jahren. Nimm dir ein Beispiel daran, mein deutsches Vaterland! Dann werden Maschinen skizzirt, auf dem Verdeck spaziren gegangen, arabische Wörter gelernt, englische Romane gelesen, bis die Vorbereitungen zum Mittagessen beginnen. Bis jetzt hatte ich Fleisch von Kairo; meine Sparsamkeit wurde jedoch übel belohnt und ich warf den Rest gestern Abend ergrimmt über Bord. Somit bleiben mir heute nur gesalzene Fischlein, Kartoffeln, Eier, Butter, Käse, Orangen und Kaffee oder Thee. Das Gleiche wird in anderer Ordnung und kleineren Portionen auch Abends zugerichtet. Um neun Uhr ziehe ich mich hinter meine Moskitovorhänge zurück, höre die Frösche quaken, die Schiffer singen, den Nil rauschen und — den Mond scheinen; denn es ist so still, daß man geradezu alles hört.

Wie erwähnt, bietet das Ufer so viel als keine Abwechslung. Dagegen bestand ich in Benha ein kleines Abenteuer, indem ich zwei Briefe aufzugeben hatte und mich schließlich genöthigt sah, den Postbeamten in seinem eigenen Bureau zu prügeln. Ländlich, sittlich! Man kann Vieles, wenn man muß, — auch wenn man nicht will. Es ist ein eigenes Gefühl, diesen braunen Kerls gegenüber Europäer zu sein. Uebrigens ist derartiges nicht selten. Halten es doch die Fellah's vielfach für eine Ehrensache, sogar ihre Steuer nicht früher zu entrichten, als bis sie die Bastonnade erhalten!

In Mansora hoffe ich diese Zeilen auf die Post geben zu können, wenn eine da ist. — Bums! — Bums! — in diesem Augenblick stranden wir wieder und meine acht Schiffer hüpfen wie braune Frösche über Bord. Wer weiß, ob wir heute Mansura erreichen? Ich muß nachsehen; — lebt wohl!

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Von **Wilhelm Müller.**

(Fortsetzung von Seite 302.)

Der 17. Oktober.

Napoleon hatte am 16. Oktober, Nachmittags drei Uhr, als eben Murat seinen Reiterangriff begann, das Schlachtfeld bei Wachau verlassen und sich zum Korps Marmonts, wie es scheint auch zu dem Bertrands begeben und war erst gegen das Ende der Schlacht nach Wachau zurückgekehrt. Seine Abwesenheit kam den Verbündeten sehr zu gut; der letzte Infanterieangriff der Franzosen wäre vielleicht mit mehr Nachdruck, mit Hinzuziehung eines Theils der Garde ausgeführt worden, wenn Napoleon zur Stelle gewesen wäre. Die Nacht brachte er nicht mehr in seinem Quartier zu Reudnitz zu, sondern ließ bei der alten Ziegelscheune bei Meusdorf, in einem der dortigen ausgetrockneten Teiche, die gewöhnlichen fünf Zelte für sich, seine nächste Umgebung und das diensthabende Personal aufschlagen. Ein großes Wachfeuer vollendete das Bild dieser militärischen Gruppe. Er befand sich allein in seinem Zelt, über Karten brütend, und erwartete Nachrichten über seine Gegner und deren Stellung, und Meldungen von seinen Marschällen. Die Tapferkeit der Polen unter Poniatowski hatte ihn mit solcher Achtung erfüllt, daß er ihrem heldenmüthigen Anführer den Marschallstab sandte, eine Auszeichnung, der sich dieser nicht drei Tage erfreuen sollte. Um Mitternacht — nach einigen Angaben Morgens zwei Uhr — ließ er den gefangenen österreichischen General Meerveldt noch einmal zu sich führen, nachdem er ihn schon auf dem Schlachtfeld empfangen und sich freundlich mit ihm unterhalten hatte. Meerveldt war dem Kaiser keine unbekannte Erscheinung. Mit Vergnügen erinnerte er sich, wie derselbe 1797 von Erzherzog Karl zu ihm geschickt wurde, um wegen des Waffenstillstands von Leoben mit ihm zu unterhandeln. War es damals dem General Bonaparte gelungen, mit dem österreichischen Unterhändler fertig zu werden, so hoffte Kaiser Napoleon ihn heute zu einer ähnlichen Sendung, nur mit umgekehrter Adresse, benützen zu können. Denn er wollte nichts Geringeres von ihm, als mit dem Kaiser Franz, seinem Schwiegervater, wegen eines Waffenstillstandes unterhandeln. So günstig auch Napoleon seine Verhältnisse ansehen, so viel Vertrauen er auch auf seine Truppen und sein eigenes Feldherrngenie setzen mochte, so mußte er sich doch gestehen, daß er sich in einer sehr unbehaglichen Lage befinde. Die böhmische Armee hatte eine Widerstandskraft gezeigt, die er nie bei ihr gesucht hatte; die schlesische Armee hatte gegen seine beiden Marschälle Marmont und Ney so kräftige Streiche geführt, daß die geringen Erfolge bei Wachau gar nicht mehr in Betracht kamen; Verstärkungen durfte er kaum nennenswerthe erwarten; denn Marschall St. Cyr, den er mit 30,000 Mann in Dresden zurückgelassen hatte,

Digitized by Google

GRABLEGUNG.

Digitized by Google

war von ihm so gut als abgeschnitten, und Reynier führte ihm bloß 12,000 Mann zu; die Verbündeten dagegen hofften, was ihm nicht unbekannt war, noch am 17. Oktober eine Verstärkung von wenigstens 100,000 Mann zu erhalten. War es ihm nicht gelungen, die Kraft einer der seinigen an Truppenzahl fast gleichen Armee, ja auch nur die Ausdauer einer Minderzahl zu brechen, welche Aussichten hatte er, wenn seine Gegner ihre frischen Truppen in die Wagschale warfen? Seine Lage war offenbar hoffnungslos. Nur zwei Dinge konnten ihm helfen, konnten ihm die sichere Katastrophe ersparen: ein schleuniger Rückzug oder ein Waffenstillstand. Zu dem ersten war er zu stolz, fürchtete zu sehr die Entmuthigung der Truppen; das zweite wollte er nun eben versuchen und glaubte, seinen Zweck am ehesten erreichen zu können, wenn er den Kaiser Franz von seinen Alliirten trenne und bei ihm die Saiten der Verwandtschaft anschlage. Er bot jetzt freilich Bedingungen an, die zehn Wochen vorher beim Prager Kongreß zum Frieden geführt hätten; aber in diesen zehn Wochen hatte sich Napoleons Lage so verschlimmert, und sie schien in den nächsten Tagen so verzweifelt zu werden, daß die Verbündeten mit der Annahme solcher Vorschläge nichts anderes verdient hätten, als daß Napoleon ihnen die Schmach von Nasiedlowitz (Austerlitz) und Tilsit noch einmal doppelt und dreifach zu kosten gab. Doch hatten sie nach dem heldenmüthigen Widerstand von Wachau, nach dem glänzenden Sieg von Möckern, in der gewissen Voraussicht einer nahen Entscheidung nicht die geringste Lust, sich die günstigsten Chancen durch eine erheuchelte Friedensliebe aus den Händen winden zu lassen. Und selbst der „Schwiegervater“ Franz von Oesterreich, an den der sonst so wenig zärtliche Eidam appellirte, wollte letzterem zeigen, daß er, wenn es je dessen bedurfte, von ihm gelernt habe, Politik und Verwandtschaft durch eine weite Kluft von einander zu trennen. Der Wunsch, alle verlorenen Provinzen, den ganzen ungeheuren Einfluß seiner Dynastie auf die Geschicke Europa's und besonders Deutschlands und Italiens wieder zu erlangen, der Gedanke an die nie vergessene Scene vom 4. Dezember 1805 überwog auch hier alle andern Betrachtungen.

Napoleon bot in seiner Unterredung mit Meerveldt als Preis des Waffenstillstandes die Zurückgabe von Hannover und den Hansestädten, die Preisgebung Polens an; über den Rheinbund sagte er: „Diejenigen, welche meinen Schutz nicht wollen, gebe ich auf, sie werden es bereuen; aber die Ehre erlaubt mir nicht, mich der Eigenschaft als Protektor der Uebrigen zu begeben.“ Ueber Italiens Unabhängigkeit, über Spanien und Holland sollte gemeinsam mit England unterhandelt werden. Nach solchen ganz allgemein gehaltenen Zusagen kam er auf die Hauptsache, auf den Waffenstillstand. Er wollte über die Saale zurückgehen, Russen und Preußen sollten sich auf dem rechten Elbufer, die Oesterreicher in Böhmen aufstellen, das arme Sachsen, das so viel gelitten, müßte neutral bleiben. Hierauf erwiderte Meerveldt: „Wir können Sachsen nicht entbehren, um leben zu können; überdies hegen wir, in Anbetracht unserer überlegenen Mittel, die Hoffnung, Eure Majestät noch diesen Herbst den Rhein passiren zu sehen.“ „Dazu müßte ich eine Schlacht verlieren,“ versetzte Napoleon; „das kann geschehen, aber es ist noch nicht geschehen.“ Darauf entließ er Meerveldt auf sein Ehrenwort, in diesem Feldzug nicht gegen Frankreich zu dienen, stellte ihm seinen Degen zurück und gab ihm einen eigenhändig geschriebenen Brief an Kaiser Franz mit, dessen Inhalt nicht bekannt ist. Es gehörte der Uebermuth und die Verblendung eines Mannes, der seit anderthalb Jahrzehnten gewohnt war, Europa Gesetze vorzuschreiben, dazu, um zu glauben, daß die Verbündeten ihre günstige Stellung bei Leipzig verlassen und sich hinter die Elbe zurückziehen werden. Meerveldt ging in der Nacht noch nach Rötha, wo er den Kaiser von Oesterreich traf. Dieser erklärte ihm sogleich, daß er ihn nur im Beisein seiner Alliirten sprechen werde, und der einstimmige Beschluß derselben ging dahin, sich in keine Unterhandlungen mit Napoleon einzulassen und ihm überhaupt gar keine Antwort zu schicken. Dabei blieb es auch. Napoleon war den ganzen Tag in einer peinlichen Stimmung; von Stunde zu Stunde wartete er auf Antwort, aber vergebens. In der Frühe kam Murat zu ihm und suchte ihn durch die Behauptung, daß die Verbündeten ungeheure Verluste erlitten hätten, in eine frohere Stimmung zu versetzen. Beide gingen auf den Dämmen der alten Teiche eine halbe Stunde lang spazieren, der Kaiser mit sehr ernster und nachdenkender Miene. Gegen Abend, als die Nachricht von dem Eintreffen Bennigsens und Bernadotte's kam, vermehrten sich im französischen Hauptquartier die finsteren Gesichter. Man sprach immer mehr vom Rückzug. An einen glücklichen Erfolg war nicht mehr zu denken; es handelte sich nur noch darum, die Waffenehre zu behaupten und mit möglichst geringem Verlust sich aus der schlimmen Lage zu ziehen. So entschloß sich endlich Napoleon zum Rückzug über Weißenfels und Freiburg und gab Abends sieben Uhr den ersten Befehl dazu. Damit gestand er seine Niederlage ein, suchte aber ebendeßwegen alle Anstalten zum Rückzug so geheim als möglich zu halten. Nachts zehn Uhr verließ er sein Zelt, bei welchem er den ganzen Tag geblieben war, ritt nach Stötteritz und nahm sein Quartier im Weise'schen Gut beim Pachter Schölzig. Eine Division der alten Garde folgte ihm und bivouakirte bei jenem Dorfe.

Alle militärischen Autoritäten sind darüber einig, daß Napoleon am 17. Oktober einen sehr großen Fehler begangen habe. Er mußte entweder in aller Frühe angreifen, bevor die Verbündeten die erwarteten Verstärkungen bekamen, oder auf der Stelle den Rückzug antreten. So aber blieb er den ganzen Tag in Unthätigkeit, und dieß war das Schlimmste. Dadurch konnte seine Lage bloß schlechter werden; denn jede Stunde brachte ihm neue Feinde. Aber angreifen wollte er nicht, da dieß allerdings eine schlechte Empfehlung für seine Waffenstillstandsanträge gewesen wäre, und sofortigen Rückzug wollte er aus andern Gründen nicht. So kommt es immer wieder auf seine thörichte Illusion hinaus, daß er mit seinen Vorschlägen bei den Verbündeten nur anklopfen dürfe, um sogleich mit Freuden aufgenommen zu werden.

Auch in der Stadt Leipzig herrschte eine trübe Stimmung. Der 17. Oktober war ein Sonntag, aber in der ganzen Stadt wurde kein Gottesdienst gehalten, auch nicht in den Kirchen, welche nicht zu militärischer Benützung in Beschlag genommen waren. Die Noth mit den Lebens-

mitteln wurde immer größer, da bei der gänzlichen Einschließung der Stadt nichts mehr vom Lande hereingebracht werden konnte, und nicht bloß die vielen tausend Franzosen, sondern auch die Einwohner der umliegenden Dörfer, welche sich größtentheils nach Leipzig geflüchtet hatten, unterhalten werden mußten. Eben so groß war die Verlegenheit mit den Verwundeten, deren Zahl sich stündlich vermehrte. So viele Räumlichkeiten auch schon für diesen Zweck abgetreten worden waren, so reichte man doch nicht damit aus. Französische Offiziere kamen auf das Rathhaus und erklärten, daß, wenn nicht schleunigst neue Lokale ausgemittelt würden, ganze Straßen von ihren bürgerlichen Bewohnern geräumt und zu Militärhospitälern eingerichtet werden sollten. Ueberall auf den Straßen stieß man auf noch blutende Leichname, auf Schwerverwundete, die sich aufrichten wollten, aber auf die harten Steine wieder niederstürzten, auf Leichtverwundete, die weinend um ein Stückchen Brod baten und abgenagte Knochen noch einmal abnagten. Es herrschte eine dumpfe Stille, die nur durch das unaufhörliche Heraussprengen der Kuriere, durch das Rasseln der hin- und herfahrenden Kanonen und Munitionswagen, durch das Geschrei der Marketenderinnen, welche Viktualien aufkaufen wollten, durch einzelne Flintenschüsse und das Anrufen der Wachposten unterbrochen wurde. Von den Rheinbundtruppen gaben viele ihr Mißvergnügen laut zu erkennen. Sie hatten es satt, gegen ihre deutschen Brüder zu fechten und der französischen Ruhmsucht als Kanonenfutter zu dienen. Manche erklärten, daß sie keinen Widerstand mehr leisten werden, und verkauften bereits ihre Gewehre.

Herrschte auf dieser Seite eine trübe, drückende Atmosphäre, so war die Stimmung der Verbündeten um so zuversichtlicher. Am frühen Morgen standen alle ihre Truppen in Schlachtordnung, entschlossen, jeden Angriff der Franzosen mit der nämlichen Tapferkeit zurückzuweisen wie am Nachmittag des 16. Oktobers; auch die Monarchen von Preußen und Rußland waren auf dem Platz. Aber der erwartete Angriff blieb aus und selbst zum Angriff schreiten wollten sie begreiflicherweise erst dann, wenn ihre Verstärkungen eingetroffen wären. Nachmittags, glaubte man, werde ihre Ankunft erfolgen, und dann wollte man ungesäumt den Kampf wieder beginnen. Bei der erwarteten Reservearmee unter Bennigsen befand sich auch ein österreichisches Armeekorps unter Graf Colloredo und eine leichte österreichische Division unter Graf Bubna. Als von diesen nur erst das Korps Colloredo's um 11 Uhr Vormittags bei Markkleeberg eingetroffen war, von allen andern noch gar nichts verlautete, so versammelte Fürst Schwarzenberg um zwei Uhr Nachmittags die höheren Generale zu einem Kriegsrath im Dorfe Seftewitz, um zu entscheiden, ob noch an diesem Tage etwas unternommen werden solle oder nicht. Der Beschluß des Kriegsraths ging dahin, den Angriff auf den morgenden Tag zu verschieben. Um diese Zeit erst kam ein Adjutant Blüchers bei Schwarzenberg an und meldete ihm die glänzenden Erfolge des vorigen Tages. Nach zwei Uhr traf Graf Bennigsen bei General Klenau in Fuchshain ein. Er meldete sogleich seine Ankunft dem Kaiser Alexander, zugleich aber auch, daß seine Vorhut erst später ankommen, sein Hauptkorps vor Nacht nicht eintreffen könne. In seiner liebenswürdigen Weise ließ ihm Alexander sagen, „ihm zu Ehren werde der Angriff auf den folgenden Tag verschoben, da er gerade am 18. Oktober des vorigen Jahres durch sein glückliches Gefecht gegen den König von Neapel bei Tarutino den Anfang zum Glücke der russischen Waffen gemacht habe. Der Kaiser danke dem General nochmals dafür und erwarte morgen von seinen Talenten nicht weniger als im verflossenen Jahr.“ Gegen vier Uhr langte die Vorhut der russischen Reservearmee an, spät Abends das Hauptkorps, zuletzt auch die Oesterreicher unter Bubna und das Kosakenkorps unter Platof. Alle diese Truppen bezogen ihre Bivouaks auf dem rechten Flügel der böhmischen Armee, wo Klenau stand.

Die größte Mühe verursachte das Heranziehen der Nordarmee unter Bernadotte. Derselbe verließ am 15. Oktober Köthen, aber obgleich er von Schwarzenberg bereits die Anordnung zu einer allgemeinen Schlacht bei Leipzig erhalten hatte und daher in einem Eilmarsch zu den Verbündeten hätte stoßen sollen, machte er doch schon nach einem Marsch von $2^1/_2$ Meilen Halt und behauptete, daß seine Truppen zu sehr ermüdet seien, um noch weiter marschiren zu können. Auch am folgenden Tage brachte ihn der Kanonendonner von Wachau und von Möckern nicht aus seiner Gemächlichkeit; er marschirte nur drei Stunden bis in die Gegend von Landsberg und setzte den dringenden Vorstellungen der in seinem Hauptquartier befindlichen vier Kommissäre der Verbündeten sein gewöhnliches, vornehm aussehendes Lügengewebe entgegen. Am 17. Oktober brach er, da er auf einen dringenden Brief Blüchers nicht mehr ausweichen konnte, Morgens zwei Uhr auf und kam Abends acht Uhr auf den Höhen zwischen Podelwils und Breitenfeld an. Dieser klassische Punkt, auf welchem einst der Schwedenkönig Gustav Adolf durch seinen Sieg über Tilly die Freiheit des protestantischen Deutschlands errungen hatte, machte auf den Schwedenkronprinzen keinen Eindruck und ohne bei dem Gedanken an seinen großen Vorgänger zu erröthen, suchte er sich in eine solche Stellung zu bringen, in welcher er mit den Franzosen wo möglich in gar keine Berührung käme. Er verlangte von Blücher, daß dieser ihm seinen Standort abtreten und sich selbst auf den linken Flügel der Nordarmee begeben solle, das heißt, daß Blücher diejenige Stellung einnehmen solle, wo am 18. Oktober der Kampf voraussichtlich sehr heiß war, Bernadotte diejenige, wo er nur wenige Feinde vor sich hatte. Da diese Veränderung der Stellung durch das Hin- und Herziehen zweier Armeen jedenfalls viel kostbare Zeit dem Kampfe entziehen mußte und die noch frischen Truppen der Nordarmee in Unthätigkeit versetzte, so schlug Blücher dem Kronprinzen diese Forderung rundweg ab, ebenso die andere, worin er ihn um eine Unterredung ersuchte. Dagegen schickte er einen Offizier an den bei der Nordarmee befindlichen preußischen General Bülow und ließ ihn auffordern, falls der Kronprinz keinen Befehl zum Angriff gebe, auch ohne Befehl, wie er dieß bei Großbeeren und Dennewitz that, vorzugehen und an der Schlacht theilzunehmen. Zugleich ließ er ihn ersuchen, auch den russischen General Wintzingerode für diesen Plan zu gewinnen. Bülow schickte ihm noch in der nämlichen Nacht die Antwort zu: „Wo es das Wohl seines Vaterlandes und Europa's gelte, werde er nicht fehlen; auch

Wintzingerode werde nicht zurückbleiben.“ Da sandte Bernadotte noch einmal zu Blücher und ließ ihn um eine Unterredung bitten. Am frühen Morgen des 18. Oktober begab sich nun Blücher mit Prinz Wilhelm, dem Bruder des Königs von Preußen, und Major Rühle zu Bernadotte nach Breitenfeld. Durch die Bemühungen dieser Männer aus seinen letzten Schlupfwinkeln getrieben, erklärte er endlich hochtrabend, daß er bereit sei, sich zu opfern, verlangte aber, daß Blücher ihm 30,000 Mann überlassen müsse. Blücher war empört über eine solche Zumuthung, da seine so hart mitgenommene Armee nach Abzug von 30,000 Mann auf ein unbedeutendes Hilfskorps reduzirt und er selbst dadurch an dem entscheidenden Tage zu einer untergeordneten Rolle herabgewürdigt worden wäre. Doch so heftig er auch anfangs bei dieser Zumuthung auffuhr, so ging er doch darauf ein, um Bernadotte jeden Vorwand, dem Kampfe sich zu entziehen, zu benehmen. Alle persönliche Rücksichten verstummten bei ihm vor dem Rufe des Vaterlandes. Er willigte ein, daß Langerons Korps unter Bernadotte's Befehle trete, knüpfte aber die Bedingung daran, daß dasselbe auf dem rechten Flügel der Nordarmee, also in seiner Nähe, zum Angriff vorrücke, daß Bülow und Wintzingerode sofort zu dem gleichen Zweck die Parthe überschreiten, und daß die Schweden als Reserve herangezogen würden. Blücher selbst wollte inzwischen die Stellung von Leipzig bewachen und bemüht sein, sich der Stadt zu bemächtigen. So schien alles hübsch angelegt zu sein; aber man täuschte sich sehr, wenn man glaubte, daß Bernadotte's trügerische Künste schon erschöpft seien.

Doch ganz ohne Kampf ging dieser Tag nicht vorüber. Blücher wollte für den großen Schlachttag sich in eine vortheilhafte Stellung ganz in der Nähe von Leipzig setzen und befahl daher Vormittags die Dörfer Gohlis und Eutritzsch zu nehmen. Das York'sche Korps, welches so sehr zusammengeschmolzen war, hatte er, statt wie bisher in vier Brigaden, in zwei Divisionen unter den Generalen Hünerbein und Horn eingetheilt und die Reservestellung bei Wahren einnehmen lassen, während das russische Korps unter Sacken in die vordere Linie bei Möckern rückte. Sacken sollte Gohlis, Langeron und St. Priest Eutritzsch angreifen. Die Polen unter Dombrowski vertheidigten beide Dörfer mit großer Hartnäckigkeit, mußten aber Eutritzsch den Russen unter St. Priest überlassen, als Langerons Truppen ihre rechte Flanke bedrohten. Um ihren Rückzug aus diesem Dorfe zu decken, rückte der Herzog von Padua (Arrighi) mit seiner Reiterei von Pfaffendorf vor. Da stürzte sich der russische General Wassiltschikof mit seinen Husaren und Kosaken auf die französischen Reiter und warf die vordersten Schwadronen zurück. Das Hauptkorps derselben wartete den Angriff nicht ab, sondern kehrte um und jagte in größter Unordnung theils Leipzig theils dem Dorfe Schönfeld zu. Die Russen verfolgten sie im Rücken der polnischen Infanterie bis dicht an das Halle'sche Thor, tödteten eine Menge Franzosen, machten gegen 500 Gefangene und erbeuteten fünf Geschütze, welche sie bei ihrem Abzug in die Mitte nahmen und, wenn gleich von der sich wendenden polnischen Infanterie beschossen, glücklich zu ihrem Korps zurückbrachten. Inzwischen hatte Sacken seinen Angriff auf Gohlis begonnen, aber bei den Polen einen so heftigen Widerstand gefunden, daß sogar Verstärkung von York herangezogen werden mußte. Dieser Uebermacht konnten die Polen nicht mehr widerstehen; das Dorf wurde von den Russen und Preußen genommen, und die Polen zogen sich in das Rosenthal und nach dem Vorwerk Pfaffendorf zurück. Blücher wollte nun über die Parthe setzen und Leipzig selbst angreifen, brach aber auf die Nachricht von dem Beschlusse der Monarchen, daß die allgemeine Schlacht auf den folgenden Tag verschoben sei, das Gefecht ab. In Folge dieses glücklichen Treffens stand sein Heer ganz nahe bei den nördlichen Eingängen von Leipzig. Eine Episode eigener Art ereignete sich bei der Flucht der französischen Reiter. Als diese in der Nähe von Schönfeld querfeldein sprengten, stand ihnen ein kleiner mit Kindern bepackter Wagen im Wege, welchen eine flüchtende Familie nach Leipzig ziehen wollte. Beim Anblick der heranstürmenden Reiter hielten sich die Leute für verloren; die Mutter stand wie gelähmt vor Schrecken, sah schon ihre Kinder unter den Hufen der Pferde zertreten. Aber die Pferde sprangen glücklich über den Kinderwagen und die Mutter hinüber, und Niemand wurde beschädigt.

Der 18. Oktober.

Nach den Regengüssen und Stürmen der letzten Tage brach der Morgen des Entscheidungstages hell und sonnig an. Noch einmal sollten die eisernen Würfel fallen, noch einmal Ströme von Blut vergossen werden; so wollte es der stolze, eherne Mann, der ganz Europa die Spitze bieten zu können meinte. Fast eine halbe Million Streiter hatte sich um ihn versammelt, um ihr Blut entweder im Kampfe für ihn oder gegen ihn zu verspritzen. Was zu verhüten ihm bisher immer gelungen war, war jetzt zu seinem großen Nachtheil eingetreten: die Verbündeten, deren Heere er so gern nach seiner bekannten Taktik: l'un après l'autre aufaßte, waren, wie dies der Schlußpunkt des ganzen Feldzuges sein mußte, nun alle hier zusammengekommen, um mit vereinter Macht dem gemeinsamen Gegner den letzten Stoß zu geben. Seinem eisernen Willen, der sich immer noch nicht beugen wollte, setzten sie auch ihren eisernen Willen und zwar von doppelter Stärke entgegen. Den 200,000 Mann auf Seiten der Verbündeten konnte Napoleon nur etwa 150,000, also die Hälfte entgegenstellen. Dieß veranlaßte Napoleon, den Kreis, welchen seine Defensive bildete, etwas enger zu ziehen und auf der Südseite seine Truppen näher gegen Leipzig zurückgehen zu lassen. Morgens zwei Uhr wurde diese Veränderung in der französischen Aufstellung ausgeführt. Um die gleiche Zeit erhob sich Napoleon von seinem Lager und fuhr nach seinem früheren Hauptquartier zu Reudnitz, welches Marschall Ney inne hatte. Er fand ihn und seine Adjutanten noch im tiefsten Schlafe, blieb bis fünf Uhr bei ihm und fuhr dann nach Leipzig, um in Gemeinschaft mit Bertrand das Terrain bei Lindenau zu besichtigen. Es wurde darauf angeordnet, daß sich Bertrand bereit halten solle, mit seinem Korps von Lindenau nach Weißenfels zu marschieren, um den Uebergang über die Saale zu sichern, während Marschall Mortier

mit zwei Divisionen der jungen Garde seine Stelle einzunehmen habe. Nach diesen Besprechungen kehrte er durch die Vorstädte von Leipzig zurück und traf gegen acht Uhr wieder in Stötteritz ein. Die Schlacht begann von allen Seiten; er stärkte sich noch mit einem Frühstück.

Seine neue Schlachtordnung war etwa eine halbe Meile näher bei Leipzig, als die vom 16. Die Positionen, welche an jenem Tage einen so furchtbaren Kampf verursacht hatten, die Dörfer Wachau und Liebertwolkwitz und der Kolmberg, waren verlassen, höchstens noch von einigen Vortruppen besetzt und konnten von den Verbündeten ohne nennenswerthen Widerstand eingenommen werden. Der rechte Flügel der französischen Stellung lehnte sich auch an diesem Tage bei Connewitz, Lößnig, Dölitz an die Pleiße; von da zog sich die Schlachtlinie über Probstheida, Holzhausen, Melkau, Stünz, Sellerhausen nach Schönfeld an der Parthe und diesem Flusse entlang bis zu seiner Einmündung in die Pleiße in der Nähe des Halle'schen Thores. Diese Linie hatte eine Ausdehnung von etwa vier Stunden und zu ihrer Vertheidigung reichten die 140,000 Mann, welche Napoleon nach dem Abmarsch Bertrands und dessen Ersetzung durch Mortier auf diesem Terrain noch haben mochte, kaum mehr aus, ein Uebelstand, welcher jedoch durch seine zahlreiche Artillerie und das ihr sehr günstige Terrain ausgeglichen wurde. Die verschiedenen Korps waren in folgender Ordnung aufgestellt: Poniatowski stand mit seinen Polen, mit einer Division der jungen Garde und dem Reiterkorps an der Pleiße, bildete also wieder den äußersten rechten Flügel; an ihn schloß sich hinter Dösen das Armeekorps Augereau's an; links von diesem bis an Probstheida stand Viktor, hinter welchem zwei Reiterkorps aufgestellt waren. Diese sämmtlichen Truppen machten den rechten Flügel aus und standen unter dem direkten Befehl Murats. Ungefähr im Centrum stand Macdonald und hielt Zuckelhausen, Holzhausen und den Steinberg besetzt. Ihm zur Reserve diente Lauriston, welcher zwischen Stötteritz und Probstheida postirt war. In ihrer Nähe befanden sich die Reiterkorps von Sebastiani und Nansouty und eine Division der alten Garde. Hier im Centrum kommandirte Napoleon selbst; den linken Flügel bildeten die Korps von Reynier, der am 17. Oktober bei Leipzig eingetroffen war, von Ney und von Marmont, und diese standen unter dem Oberbefehl des Marschalls Ney. Reynier stand bei Paunsdorf, Ney zwischen diesem Ort und Schönfeld, Marmont hielt Schönfeld besetzt. Den äußersten linken Flügel bildete die Division Dombrowski, welche sich von der Scharfrichterei, dem Vorwerk Pfaffendorf und der Halle'schen Vorstadt bis in's Rosenthal auf dem linken Pleißeufer bei Gohlis erstreckte, und nördlich von der Scharfrichterei das Reiterkorps Arrighi's und die Kavallerie von Dombrowski zur Seite hatte. Den größten Theil seines Heeres, fast seine ganze Reiterei, seine großen Reserven, die alte Garde, welche zwischen Stötteritz und dem Thonberg stand, hatte Napoleon der böhmischen Armee gegenüber gestellt, wohl in der Meinung, daß die Ankunft der Nordarmee nicht so nahe bevorstehe. Er kannte ja Bernadotte gehörig.

Nachdem die böhmische Armee die Verstärkungen von Bennigsen und Colloredo an sich gezogen hatte, sollte sie nach Schwarzenbergs Anordnung den Feind in drei Kolonnen angreifen. Die erste Kolonne, welche aus dem Korps Colloredo's, der Division Aloys Liechtenstein, den Divisionen Bianchi und Weißenwolf und der Reservereiterei von Nostitz bestand, zusammen gegen 40,000 Oesterreicher, sollte unter dem Befehl des Erbprinzen von Hessen-Homburg von Markkleeberg gegen Connewitz vordringen und wurde vom linken Pleißeufer aus durch die Division Lederer unterstützt. Die letztere war allein in jenem Winkel zwischen Elster und Pleiße aufgestellt, der am 16. Oktober so viele tausend Menschenleben gekostet hatte. Die zweite Kolonne, welche unter Barclay de Tolly stand und gegen 50,000 Mann stark war, bestand aus dem größten Theil des Armeekorps Kleist, dem Korps Wittgenstein, Rajewski's Grenadieren, Pahlens Reiterei und den russisch-preußischen Garden und Reserven. Sie hatte zwischen Wachau und Liebertwolkwitz gegen Probstheida vorzudringen. Die dritte Kolonne, über 60,000 Mann stark, war unter dem Befehl des Generals Bennigsen. Zu ihr gehörte Bennigsens Reservearmee, das Kosakenkorps von Platof, das Armeekorps von Klenau, die Division Bubna und die preußische Brigade Zieten. Die Truppen der drei Nationen waren bei dieser Kolonne vereinigt. Sie sollte in der Richtung von Holzhausen und Stötteritz vordringen. Rechts von dieser Kolonne, von Melkau und Zweinaundorf bis Schönfeld an der Parthe, sollte die durch Langerons Korps auf 100,000 Mann angewachsene Nordarmee unter Bernadotte operiren, den linken französischen Flügel unter Ney angreifen, gegen die Orte Paunsdorf und Schönfeld vordringen. Auf dem äußersten rechten Flügel, im Norden von Leipzig, stand Blücher mit noch etwa 25,0000 Mann Dombrowski gegenüber und hatte zugleich darauf zu sehen, daß die Nordarmee, zunächst das zu seiner Armee gehörige Korps Langerons, rechtzeitig auf dem Kampfplatz erscheine. Mit der sechsten Kolonne von etwa 20,000 Mann hatte Feldzeugmeister Giulay seinen Angriff auf Lindenau zu erneuern. So war der Kreis um Leipzig fest geschlossen, und wenn die Verbündeten an allen Punkten mit Umsicht und Nachdruck auftraten, so fragte es sich, ob Napoleon im Stande war, sich einen Ausgang zu erzwingen. Aber auch an diesem Tage vermißte man den einheitlichen Oberbefehl, das gleichzeitige Eingreifen sämmtlicher Angriffskolonnen, wohl auch von Seiten Schwarzenbergs den Willen des letzten entscheidenden Schlages. Ein Benehmen, wie das Bernadotte's, der es so einzurichten wußte, daß er mit seiner Armee erst Abends drei bis vier Uhr auf dem Schlachtfeld erschien, war unter den Marschällen Napoleons unmöglich. Die drei Monarchen hatten ihren Standort hinter der Kolonne Barclay's zuerst auf dem Galgenberg, dann beim Vorschreiten der böhmischen Armee auf dem nördlich von Liebertwolkwitz gelegenen, später nach ihnen „Monarchenhügel" benannten Berg, von welchem sie den größten Theil des südlich von Leipzig befindlichen Schlachtfelds überschauen konnten.

Die erste Kolonne rückte unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg über Markkleeberg gegen Dölitz und Dösen vor und traf dort die Korps von Poniatowski und Augereau. Nach heftigem Kampfe erstürmten die Oesterreicher beide Dörfer und drangen gegen die Hauptstellung des Feindes, welche sich bei Connewitz und Lößnig an die

Normannen-Thurm in Bury St. Edmunds. (England.)
Zu Seite 352.

Pleiße lehnte, vor, um die rechte Flanke der Franzosen zu umgehen und sie von der Pleiße wegzudrängen. Aber eben wegen dieser Gefahr verdoppelten die Feinde ihre Anstrengungen, entfalteten neue Streitkräfte und suchten das verlorene Terrain wieder zu erobern, was ihnen auch gelang. Um Dölitz entspann sich ein furchtbarer Kampf; beide Theile erlitten ungeheure Verluste; der Erbprinz wurde durch einen Flintenschuß am linken Schenkel verwundet, weßhalb Graf Nostitz das Kommando übernahm. Die Lage war eine Zeit lang mißlich. Zwei Divisionen der jungen Garde unter Oudinot und eine Division der alten Garde unter Curial, welche von Napoleon zur Verstärkung geschickt waren, drängten die Oesterreicher mit gewaltigem Sturm zurück. Aber auch diese erhielten Verstärkung. Schwarzenberg, der ihre Bedrängniß bemerkt hatte, ließ von den Truppen Giulay's eine Brigade herbeiholen und schickte auch von den russischen Reserven zwei Divisionen zu Hilfe. Nach mehrstündigem wechselndem Kampfe eroberten die Oesterreicher Dölitz und Dösen wieder, drangen auf's neue gegen Lößnig vor, Poniatowski's Truppen, welche fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen waren, vertheidigten das Dorf mit verzweifelter Hartnäckigkeit, aber die Oesterreicher wurden endlich Meister und bekamen Lößnig völlig in ihre Hände. Ein weiterer Angriff, den sie von da aus gegen den Connewitzer Kirchhof unternahmen, wurde von den Polen zurückgeschlagen. Bei diesen Erfolgen blieb es. Sie waren bei dem verspäteten Eintreffen der zweiten Kolonne, wodurch Napoleon Zeit gewann, der ersten mit bedeutenden Kräften entgegenzutreten, groß genug. Beide Theile kämpften mit bewundernswerther Tapferkeit, und bis in die Nacht hinein dauerte hier das Gefecht.

Die zweite Kolonne, welche von Barclay kommandirt wurde und aus Russen und Preußen bestand, war von Güldengossa in zwei Abtheilungen vorgerückt. Links marschirten die Preußen unter Kleist über Wachau, rechts die Russen unter Wittgenstein, bei welchem Prinz Eugen von Württemberg und Fürst Gortschakoff waren, über Liebertwolkwitz. Die Grenadiere und Garden folgten und stellten sich später hinter dem Monarchenhügel auf. Die beiden Kaiser, der König von Preußen und Fürst Schwarzenberg standen zwischen dem Vordertreffen und der Reserve. Kleist fand Wachau unbesetzt, verjagte die Franzosen aus der Schäferei Meusdorf und zog weiter gegen Probstheida. Das Korps Wittgensteins vertrieb die französischen Vortruppen aus Liebertwolkwitz und von den dortigen Höhen durch eine heftige Kanonade, rückte, die Artillerie an der Spitze und gefolgt von der Reiterei, unter klingendem Spiel den Franzosen nach und kam bis an die alte Ziegelei, welche an der Straße von Liebertwolkwitz nach Probstheida lag, worauf die Russen den Monarchenhügel und das zunächst vor demselben liegende Terrain besetzten. Gegen die französische Artillerie wurde links von der Ziegelei eine russische, österreichische und preußische Batterie aufgefahren, welche, von preußischen Schützen gedeckt, jedes Vordringen der Franzosen aus Probstheida verhinderten. Es begann ein lebhaftes Plänklergefecht und ein heftiges Artilleriefeuer. Doch schritt man nicht gleich zum Sturm, weil man sich in beiden Flanken nicht für sicher hielt, da gerade damals die erste Kolonne unter Hessen-Homburg zurückgedrängt wurde, und die dritte unter Bennigsen noch gar nicht in die Schlachtlinie eingerückt war.

Es war vorauszusehen, daß es hier einen sehr heißen Kampf geben werde. Probstheida, das eine starke Stunde von Leipzig entfernt ist, hatte mehrere massive Häuser und mit starken Lehmmauern umgebene Gärten, welche von den in Dorfgefechten ohnedies sehr geschickten Franzosen schnell zu festen Stellungen umgeschaffen wurden. Gelang es, dieses Dorf zu nehmen, so war die feindliche Schlachtlinie an ihrem stärksten Punkte durchbrochen, die beiden Flügel getrennt und die französische Armee so gut als vernichtet. In Probstheida war die Entscheidung des Tages, hier lag der Schlüssel zur feindlichen Stellung. Aber Napoleon, der ja immer mit so großer Meisterschaft die Oertlichkeiten auswählte und benützte, hatte diese Stellung zu einem Verderben sprühenden Punkte gemacht. Nachdem er Morgens acht Uhr von seiner frühen Fahrt zurückgekehrt war, stieg er in Stötteritz zu Pferd und ritt auf die westlich von diesem Ort gelegene Anhöhe zu der Quandt'schen Tabaksmühle, bei der er sich fast den ganzen Tag aufhielt. Rechts und links von dieser Windmühle stellte sich je eine Division der alten Garde auf. Als er hier immer größere Truppenmassen ankommen und den Kreis sich schließen sah, schickte er an Bertrand den Befehl, mit seinem Korps ungesäumt von Lindenau nach Weißenfels aufzubrechen. Darauf beritt er die Stellung bei Stötteritz und Probstheida, erließ da und dort neue Anordnungen und feuerte seine Soldaten mit wenigen Worten zur Tapferkeit und Ausdauer an. Nach einiger Zeit kehrte er zu der Tabaksmühle zurück, stieg vom Pferd und ging mit einigen Generalen auf und ab. Adjutanten sprengten herzu und galoppirten davon. Plötzlich legte er sich auf die feuchte Erde, den Rücken gegen das Schlachtfeld gewendet. Ein Page sprang herbei und brachte ihm ein ledernes Kissen zur Kopfunterlage. Der Kaiser schob beide Hände unter den Kopf und blieb geraume Zeit so liegen, wie unbekümmert um die ungeheure Tragödie, welche sich hinter seinem Rücken abspielte. Jeden Augenblick kamen Offiziere mit Meldungen; aber er beachtete sie nicht und keiner wagte den gewaltigen Mann zu stören, der unbeweglich, wie zum Marmor umgewandelt, da lag. Da sprengte eilends Murat herbei, stieg vom Pferd und ließ es frei laufen, so daß es von seinem Adjutanten aufgefangen werden mußte. Napoleon erhob sich rasch, ging mit Murat auf und ab, rief auch Berthier herzu, ging mit beiden etwa hundert Schritte seitwärts und besprach sich auf's lebhafteste mit ihnen, worauf sich Murat schnell wieder entfernte. Gegen zwölf Uhr bestieg Napoleon wieder sein Pferd und ritt an der Linie der Gardebatterien bis an den Gasthof von Probstheida hinauf, wo er hinter einem brennenden Gebäude noch einmal mit Murat zusammenkam. Kanonenkugeln flogen hier dicht über beide und ihr Gefolge hinweg. Dann kehrte er wieder zur Tabaksmühle zurück. Da er die Hauptmacht seiner Gegner auf Probstheida gerichtet sah, so suchte er es zur uneinnehmbaren Festung zu machen. Er ließ es mit dem ganzen Armeekorps von Viktor besetzen, dieses durch das dahinter und daneben aufgestellte Korps Lauristons unterstützen und jede feindliche Annäherung durch Drouots

furchtbare Artillerie erschweren. Macdonald erhielt den Befehl, falls er Holzhausen und Zuckelhausen nicht mehr halten könne, sich in die Stellung zwischen Probstheida und Zweinaundorf zurückzuziehen und die östliche Seite von Probstheida zu decken.

Erst um zwei Uhr erhielten die Preußen den Befehl, Probstheida anzugreifen. Man wollte nicht mehr länger warten, da man einsah, daß die Oesterreicher unter Klenau, welche sich bei der Kolonne Bennigsens befanden, nicht eher etwas gegen Stötteritz unternehmen konnten, als bis Probstheida von der zweiten Kolonne genommen war. Die preußische Brigade Klüx begann ihren Angriff auf der westlichen Seite des Dorfes, überstieg die vorstehende Lehmwand der Gärten, fand fünfzig Schritte hinter ihr eine zweite, von wo sie ein mörderisches Feuer empfing. Durch eine Thüre, welche sie erbrachen, kamen sie den dort postirten Franzosen in den Rücken, trieben sie bis in die Mitte des Dorfes, warfen auch die Reserven bis hinter das Dorf zurück, mußten aber dem gleichzeitigen Andrang mehrerer Kolonnen weichen und nach blutigem Handgemenge sich wieder zurückziehen. Zu gleicher Zeit griff die Brigade des Prinzen August von Preußen das Dorf von der Ostseite an. Unter dem heftigsten Feuer rückten sie bis dicht an das Dorf, drangen in die nächste Straße ein, wurden aber durch eine hinter den Häusern aufgefahrene Batterie mit einem solchen Kartätschenhagel empfangen, daß sie nach großem Verlust zurückgehen mußten. Als Prinz August seine Leute zurückgeschlagen sah, stellte er sich an die Spitze von zwei Bataillonen, ging noch einmal zum Sturme vor, drang, alles vor sich niederwerfend, weit in's Dorf hinein, mußte aber vor den mit Macht vordringenden Franzosen und vor den verheerenden Geschützen gleichfalls aus dem brennenden Dorf sich zurückziehen und stellte sich 600 bis 800 Schritte davon entfernt in Reih und Glied auf. In diesen Rückzug wurden auch mehrere Bataillone, welche General Zieten rechts von Bennigsens Heerhaufen zur Unterstützung geschickt hatte, verwickelt. Nun versuchte Prinz Eugen von Württemberg das Dorf zu nehmen, obschon er nur noch 1800 Mann hatte, die gegen Victors 8000 Mann offenbar nicht Stand halten konnten. Seine Russen überstiegen die Lehmwände, drangen im östlichen Theile des Dorfes und neben demselben vor, wurden jedoch, da Napoleon die Reste seiner beiden Korps und selbst einen Theil seiner alten Garde vorrücken ließ, überwältigt und mußten über die Leichenhügel ihrer Kameraden und ihrer Feinde den Rückzug antreten. Es war einstweilen Abend geworden; beide Theile waren erschöpft; die Monarchen wollten ihre Reserven und ihre zahlreiche Reiterei, mit welchen der Sieg hätte erzwungen werden müssen, nicht daran setzen, da sie sie für den Kampf des folgenden Tages aufsparen zu müssen glaubten, und so wurden sämmtliche Truppen 800 Schritte weit zurückgezogen und in einer Vertiefung aufgestellt, wo sie gegen die feindlichen Geschosse etwas gedeckt waren. Jeder weitere Angriff auf Probstheida wurde aufgegeben und nur noch das Gewehrfeuer und der Donner der Geschütze dauerte bis zu einbrechender Dunkelheit fort. Napoleon ritt während dieser Angriffe bis zu den vordersten Reihen der kämpfenden Truppen, in der größten Gefahr kaltblütig wie immer, und spornte sie durch seine Gegenwart zur Ausdauer an. Nach dem Rückzug der Verbündeten wollte er das Manöver vom 16. Oktober wiederholen und selbst zum Angriff vorschreiten; aber ein zweimaliger Versuch wurde durch ein heftiges Kartätschenfeuer zurückgewiesen. Bei aller Ruhe, die Napoleon zeigte, als er zur Tabaksmühle zurücktritt, konnte er doch einen Ausdruck von Unmuth nicht unterdrücken, da er wohl sah, daß all dieser heldenmüthige Kampf die Katastrophe nicht aufhalten, sie nur mit dem Abendroth der kriegerischen Ehre beleuchten könne.

Erst gegen zwei Uhr rückte die dritte Angriffskolonne unter Bennigsen in die Schlachtlinie ein, so daß sie in gleicher Höhe wie die zwei ersten stand. Theils der weitere Weg, den sie zurückzulegen hatte, theils der Umstand, daß, so lange die Nordarmee noch nicht eingetroffen war, ihr rechter Flügel leicht umgangen werden konnte, verursachte diese Verzögerung. Diese Kolonne von mehr als 60,000 Mann war die stärkste unter den drei Kolonnen der böhmischen Armee, und den ihr gegenüberstehenden Feinden, Macdonald und Reynier und Sebastiani's Reitern, war sie am meisten überlegen. Bei ihrem Anrücken fanden sie Kleinpößnau, das Niederholz, den Kolmberg und Liebertwolkwitz von den Feinden bereits aufgegeben. Die preußische Brigade Zieten hatte Zuckelhausen anzugreifen, die Oesterreicher unter Klenau Holzhausen, die Russen unter Kreutz und Stroganof Baalsdorf und Zweinaundorf, die österreichische leichte Division Bubna die Dörfer Melkau und Paunsdorf, noch weiter rechts schwärmte der Hetmann Platof mit seinen Kosaken bis über das Vorwerk Heitere-Blick hinaus, welches an der Straße nach Taucha liegt und suchte die Verbindung mit der Nordarmee auf. Zuckelhausen war von badischen und hessendarmstädtischen Truppen besetzt, welche hier das traurige Schauspiel gaben, wie französische Tyrannei und Eroberungssucht von Deutschen gegen Deutsche mit einer Tapferkeit vertheidigt wurde, die einer besseren Sache werth gewesen wäre. Doch konnten sie dem Angriff Zietens nicht Stand halten und mußten sich nach Stötteritz zurückziehen. Die Preußen wandten sich nach der Eroberung von Zuckelhausen mehr links nach der zweiten Kolonne und unterstützten, wie schon angegeben ist, deren Angriff auf Probstheida. Als sie von Barclay den Befehl erhielten, wo möglich Stötteritz anzugreifen, machten sie zwar den Versuch, erhielten aber von den zwischen Probstheida und Stötteritz aufgestellten zahlreichen Batterien ein so mörderisches Flanken- und Rückenfeuer, daß sie jeden weiteren Angriff in dieser Richtung aufgaben und sich darauf beschränkten, in das Kanonenkonzert bei Probstheida nach Kräften einzustimmen. Abends zogen sie sich wieder auf Zuckelhausen zurück. Um dieselbe Zeit griffen die Oesterreicher unter Klenau Holzhausen an, drangen unter schwerem Verlust bis in die Mitte des Dorfes, wurden von den Franzosen, welche Verstärkung erhalten hatten, wieder hinausgetrieben, rückten aber, unterstützt von den Russen, welche bereits Baalsdorf eingenommen hatten, nochmals vor und erstürmten gegen zwei Uhr Nachmittags das Dorf. Die Franzosen zogen sich schleunigst auf den rückwärts gelegenen Steinberg zurück, wurden aber auch von diesem verdrängt und zu den Batterien von Stötteritz und Probstheida zurückgetrieben; Graf Pahlen setzte mit seiner

Reiterei trotz des heftigen Feuers den Flüchtigen nach, kam mit der vorbrechenden französischen Kavallerie in mehrfache Gefechte, vom Steinberg aus unterhielten österreichische und russische Batterien ein kräftiges Feuer auf die zurückgehenden Franzosen und ihre Artillerie; rechtshin zogen die Russen zur Unterstützung Bubna's vor Zweinaundorf, worauf Macdonald, der seine linke Flanke einer Ueberflügelung immer mehr ausgesetzt sah, auf Befehl Napoleons nach Stötterítz zurückging.

Inzwischen war auch auf Bennigsens rechtem Flügel der Kampf auf's heftigste entbrannt. Diesen Truppen stand das Armeekorps von Reynier gegenüber, bei welchem ein großer Theil der Sachsen sich befand. Während Russen und Oesterreicher Zweinaundorf angriffen, es wiederholt nahmen und verloren, zuletzt aber behaupteten, richtete General Bubna alle seine Kraft auf Paunsdorf. Seine Oesterreicher nahmen das Dorf, verjagten die darin befindlichen Franzosen und Sachsen, das Dorf gerieth 'in Brand, und da gleichzeitig die Feinde wieder vordrangen, verließen jene Paunsdorf. Bald darauf griffen sie es zum zweitenmal an und nahmen es wieder in Besitz. Da aber Marschall Ney die Wichtigkeit dieser Position erkannte, schickte er die Division Durutte zur Verstärkung und diese überwältigte nach einem hartnäckigen Widerstand die Oesterreicher und bemächtigte sich wieder des Dorfes. Aber bereits war die Nordarmee auf der Straße von Taucha her im Anmarsch; um zwei Uhr entdeckte Freund und Feind ihre ersten Kolonnen, und um drei Uhr erfolgte zwischen Paunsdorf und dem Vorwerk Heitere-Blick die Vereinigung des linken Flügels der Nordarmee mit dem rechten der Division Bubna. Ein allgemeiner Angriff auf Paunsdorf wurde unternommen, Reynier befahl eben, eine sächsische Batterie zurückzunehmen, aber statt rückwärts ging diese vorwärts gegen den Feind und die Infanterie folgte ihr in Kolonne. Eine Abtheilung französischer Reiter, welche dieses Vorrücken bemerkte, hielt dasselbe für einen Angriff und begleitete es mit einem zustimmenden lauten: vive l'empereur! Aber sie hatten bald Grund, ihren Beifallsruf zurückzunehmen; denn die Sachsen wollten nicht angreifen, sondern führten aus, was sie schon längst beabsichtigten, — ihren Abfall von den Franzosen.

Dieß war ein Schritt, wozu sie nicht bloß die Begeisterung für die Sache Deutschlands hinriß, noch weniger die verzweifelte Lage der Franzosen bewog, sondern vor allem die übermüthige Behandlung, welche sie von den Franzosen, besonders von Napoleon selbst und seinen Marschällen erfahren hatten. Abgesehen davon, daß sie schon im Frühling starke Hinneigung zu den Verbündeten zeigten, abgesehen davon, daß ihr Land, welches seit April Kriegsschauplatz war, furchtbar mitgenommen, daß ihre Landsleute trotz der Allianz von den Franzosen so häufig ausgeplündert und auf andere Weise mißhandelt wurden, mußte es diese wackeren Krieger auf's empfindlichste kränken, daß die Schuld an der Niederlage der Franzosen in der Schlacht bei Dennewitz den Sachsen zugeschrieben wurde. In dem Schlachtbericht Ney's an den Kaiser Napoleon hieß es: die Schlacht sei schon gewonnen gewesen, aber die zwei sächsischen Divisionen hätten nachgegeben und bei ihrem Zurückweichen einen Theil des Korps von Oudinot mit sich fortgerissen. Und doch war die Wahrheit die, daß die Sachsen mit großer Tapferkeit und Standhaftigkeit gekämpft, die Franzosen aber alle Energie verloren und sich gar zu bald in wilde Flucht geworfen hatten. Aber natürlich dieß durfte man der „großen Nation" nicht sagen, und so mußten durch einen lügenhaften, verleumderischen Bericht die Franzosen geschont, die Bundesgenossen an ihrer Soldatenehre angegriffen und vor ganz Europa an den Pranger gestellt werden. Und dieß that man in einer Zeit, wo man diese Bundesgenossen so dringend bedurfte. Wie die höheren französischen Offiziere damals über die Rheinbundtruppen dachten, kann man aus der Aeußerung sehen, welche der Marschall Ney, dieser „Bravste der Braven" gegen den württembergischen General Franquemont that: „Es liegt in unserem Interesse, daß ihr alle umkommt, damit ihr nicht am Ende gegen uns fechtet." Napoleon entging diese Mißstimmung der sächsischen Truppen und die Gefahr ihres Abfalls nicht, und da er ohnedieß jeden Tag die Nachricht von dem Abfall Bayerns zu erwarten hatte, so suchte er in den ersten Oktobertagen auf seinem Marsche nach Düben die Sachsen durch eine besondere Ansprache zu versöhnen, wurde aber von ihnen, statt mit dem gewohnten vive l'empereur! mit grollendem Schweigen empfangen. Noch während der Schlacht bei Leipzig wollte sie daher Napoleon nach der Festung Torgau schicken, fand aber keinen Durchweg mehr.

Der Schimpf bei Dennewitz sollte bei Leipzig gerächt werden. Die Sachsen waren entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit zu den Verbündeten überzugehen und offen für die Sache zu kämpfen, für die ihr Herz schon lange schlug. Ihre Mannschaft war durch die bisherigen Kämpfe stark gelichtet und zu einer Division vereinigt worden, welche General Zeschau kommandirte, während General Ryssel der ältere und Oberst Brause Brigadeführer waren. Eine kleine Abtheilung derselben stand zwischen dem Vorwerk Heitere-Blick und der Parthe und sah gegen zehn Uhr Vormittags Langerons Reiterei auf sich zukommen. Eben war der von ihnen an General Zeschau geschickte Offizier zurückgekehrt. Er sollte demselben die Bitte vortragen, daß er dem König den Uebergang seiner Truppen zu den Verbündeten als nothwendig vorstelle, hatte aber von dem General eine abschlägige Antwort bekommen. Die leichte Reiterbrigade, etwa 500 Mann, das Bataillon Sahr und die reitende Batterie Birnbaum standen hier bei einander. Erstere machte einen Angriff auf die Russen, wurde aber von der überlegenen Reiterei Emanuels und von Platofs Kosaken zurückgetrieben, sammelte sich wieder und ging plötzlich in scharfem Ritt mit eingesteckten Säbeln auf die russische Linie zu, machte in einiger Entfernung von ihr Halt und rief ihr ein Hurrah zu.

(Schluß folgt.)

Erinnerung an Friedrich Hölderlin.

Von **Eduard Mörike.**

Das gegenwärtige kleine Profilbild des Dichters Friedrich Hölderlin wurde um's Jahr 1825 von dem Maler G. Schreiner, welchen ich noch als Tübinger Student bei ihm einführte, skizzirt. Es ist in hohem Grade ähnlich ausgefallen, besonders auch ist die Haltung, worin sich das Bemühen zeigt, einem subtilen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben, sehr gut getroffen.

Ich begleite diese bildliche Mittheilung mit zwei interessanten Gedichten Hölderlins, wovon das erstere: „An eine Verlobte", offenbar aus seiner besten Zeit herrührt und deßhalb in einer künftigen neuen Ausgabe der Schriften nicht fehlen darf. Ich verdanke dasselbe der Güte einer vor etwa fünfzehn Jahren zu Nürtingen verstorbenen Schwester des Dichters. Es ist, ohne Ueberschrift, von einer klaren weiblichen Hand für irgend Jemanden copirt, augenscheinlich von der Braut selbst; denn bei der schmeichelhaftesten Stelle: „Zwar — bist du schön" steht ein Sternchen mit der Bemerkung unten am Rande: „Dieß selbst schreiben zu müssen!" —

Diese Abschrift kam später, vielleicht auf Verlangen des Dichters, dem etwa kein Concept davon geblieben, an Hölderlin zurück, wie verschiedene Aufzeichnungen von seiner Hand auf demselben Blatte, besonders Verse aus der ersten Periode seiner Geisteskrankheit, beweisen. Die Herausgeber der ersten Sammlung der Gedichte legten das Stück als zweifelhaften Ursprungs bei Seite, vermuthlich durch Verstöße gegen das Versmaß beirrt, die jedoch nur auf Rechnung der Schreiberin kommen. Namentlich hat sie, weniger vertraut mit den antiken Metren, in der dritten Strophe statt eines zweisilbigen Wortes ein viersilbiges gesetzt, um einen ihr persönlich wichtigen Umstand nicht unberührt zu lassen. Sie schrieb statt „an des Jünglings (oder des Liebsten) Blicke", wie es wohl geheißen haben mag: „an des Neugefundenen". Möglicherweise hatte sie den ersten Entwurf des Verfassers vor sich, wo etwa der Ausdruck jenes Nebenbegriffs wirklich auf diese Weise versucht und wieder fallen gelassen war, so daß sie ohne Unbescheidenheit nach ihrem Sinne wählen zu können glaubte. Die andern Fehler sind zufällig und der Art, daß in Wörtern wie „Wiedersehen, Wiedersehn" ein Vokal bald zu wenig, bald zu viel steht. Ueber Person und Verhältnisse der Braut, die ein geistvolles, der Dichtkunst nicht fremdes Mädchen gewesen zu sein scheint, wird sich etwas Näheres schwerlich ermitteln lassen.

An eine Verlobte.

Des Wiedersehens Thränen, des Wiedersehns
Umfangen, und Dein Auge bei Seinem Gruß, —
Weissagend möcht' ich dieß und all' der
Zaubrischen Liebe Geschick Dir singen.

Zwar jetzt auch, junger Genius! bist Du schön,
Auch einsam, und es freuet sich in sich selbst,
Es blüht von eignem Geist und liebem
Herzeusgesange die Musentochter.

Doch anders ist's in seliger Gegenwart,
Wenn an des Jünglings Blicke Dein Geist sich kennt,
Wenn friedlich Du vor seinem Anschaun
Wieder in goldener Wolke wandelst.

Indessen denk', ihm leuchte das Sonnenlicht,
Ihn tröst' und mahne, wenn er im Felde schläft,
Der Liebe Stern, und heitre Tage
Spare zum Ende das Herz sich immer.

Und wenn er da ist und die geflügelten,
Die Liebesstunden, schneller und schneller sind,
Dann sich Dein Brauttag neigt und trunkner
Schon die beglückenden Sterne leuchten:

Nein! ihr Geliebten! nein, ich beneid' Euch nicht!
Unschädlich, wie vom Lichte die Blume lebt,
So leben, gern vom schönen Bilde
Träumend und selig und arm, die Dichter.

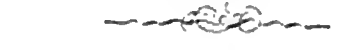
Das zweite hiemit vorzulegende Stück, ungefähr aus der Zeit jenes Porträts, ist an den wackern Tischler Zimmer zu Tübingen gerichtet, in dessen Hause Hölderlin so viele Jahre im Zustande des Irrsinns verbrachte.

Der Dichter suchte diesen Versen, dem Manne zu gefallen, dem sie gewidmet sind, ein möglichst individuelles Gepräge dadurch zu geben, daß einerseits auf dessen landwirthschaftlichen Besitz, die liebevolle Pflege seines Weinbergs, andererseits auf seine Handwerksgeschicklichkeit angespielt wird, und es macht einen komisch-rührenden Eindruck, zu sehen, wie er, der bekanntlich in der altgriechischen Welt lebte und webte, auch diese Aufgabe mit Herbeiziehung des Dädalus, jenes hochberühmten mythischen Künstlers, dem unter Anderem die Erfindung der Säge und des Bohrers zugeschrieben wird, in seiner gewohnten, feierlich idealischen Weise behandelt.

An Zimmern.

Von einem Menschen sag' ich, wenn der ist gut
Und weise, was bedarf er? Ist irgend eins,
Das einer Seele gnüget? ist ein Haben, [ist]
Eine gereifteste Reb' auf Erden

Gewachsen, die ihn nähre? — Der Sinn ist deß'
Also. Ein Freund ist oft die Geliebte, viel
Die Kunst. O Theurer, dir sag' ich die Wahrheit:
Dädalus' Geist und des Walds ist deiner.



Das schwarze Schloß.

Novelle von **N. v. Hof.**

(Fortsetzung von S. 296.)

Presscott sah vom Fenster die Wirkung der Worte auf den taumelnden Jüngling und schloß auf ihre Bedeutung; er eilte hinaus und brachte Sidney in's Haus zurück. Die Männer waren für einige Zeit außer Fassung. Grissel näherte sich mit Festigkeit dem Boten und ließ sich von ihm die schauderhafte Wahrheit wiederholen, dann mußte er ihr sagen, daß diese That der Nacht am hellen Morgen des 30. Januars vor Whitehall vollzogen sei, daß der edle Monarch groß gestorben, „noch auf dem Schaffot ein König", daß man nicht gewagt, das Volk seine Stimme hören zu lassen, sondern seine Worte mit wildem Geräusch übertönt habe.

Zweimal hatte sie sich an der Lehne ihres Stuhles aufrecht halten müssen, während die fürchterlichen Worte in ihr Ohr drangen. Dann trat sie mit majestätischer Ruhe zu den Männern und sprach: „Der königliche Märtyrer ist in den Tod gegangen, seinem Sohne gehört unser Leben." Darauf entschwand sie dem Hause wie ein Schatten und verlor sich zwischen den Bergen.

Die übertriebene Auffassung von dem Tode Karls I., die zu jener Zeit unter seinen Anhängern herrschte, war natürlich. Wird es uns doch noch heute schwer, die Möglichkeit einer solchen Unthat zu erfassen, und es bedarf der Erinnerung an Carlyle's Worte: daß keine menschliche Natur so gänzlich verderbt sei, um den Schrecken oder die Sünde um des Schreckens oder der Sünde willen zu üben, sondern daß selbst bei den schwärzesten Thaten der Mensch noch einer Idee von Recht nachstrebe, nur daß in der verwilderten Seele das Rechtsbild oft teuflisch entstellt sei und so die grauenvolle That auf scheinbarem Rechtsgrunde verlange und verfolge. Um so mehr Cromwell, der sich vielleicht selbst vorgeheuchelt hatte, es sei Alles nur zu Englands Größe, zu Englands Ruhm.

Schon war der Abend hereingebrochen, als Grissel zurückkehrte; sie fand die Männer in ernster Thätigkeit. Sidney, der Bote und sogar der Knabe waren beschäftigt, die Waffen in Bereitschaft zu setzen, einige Kleidungsstücke wurden beigepackt und das Reisegeld überzählt. Der Priester sprach mit einem Amtsbruder und übergab ihm für ungewisse Zeit seine kleine Gemeine. „Ihr habt das Wort gesprochen," wandte er sich dem Mädchen zu, „unser Leben gehört dem Sohne unseres Königs, aus dessen vorzeitigem Grabe der Mahnruf zu uns dringt; mit unserm Blute wollen wir dem Sohne sein heiliges Recht zurückerkaufen, das ihm so blutig genommen ward. Wir gehen nach Irland, waren wir doch hier nur die Wächter unserer Partei, jetzt müssen wir uns mit derselben vereinigen — jetzt müssen wir handeln."

„Ihr thut recht," erwiderte Grissel, „ich wache indessen hier, Vater Arnold nimmt mich in seinen Schutz."

Der alte Priester beugte bejahend sein kahles Haupt. Mit Anbruch des nächsten Tages begab man sich zur Küste und an Bord eines Schiffes. Sie nahmen ihren Aufenthalt in einem Drogheda nahe gelegenen Orte. Hier wollte Presscott den Knaben dem Schutze einer befreundeten Familie anvertrauen, derselbe protestirte aber so energisch, daß Presscott endlich nachgab, und alle vier bezogen eine gemeinschaftliche Wohnung.

Die Einnahme von Drogheda.

Wäre Sidney's Aufmerksamkeit nicht ausschließlich von den politischen Ereignissen in Anspruch genommen

gewesen, es hätte ihm unmöglich entgehen können, wie des Knaben Wangen täglich bleicher wurden, was den feuchten Schimmer seiner dunkeln Augen nur noch erhöhte; um seinen Mund spielte jetzt ein Zug tiefsinniger Wehmuth, und der Priester behandelte ihn wie ein krankes Kind; mit der Zärtlichkeit eines Weibes, einer Mutter, konnte der kühle Mann den ewig wechselnden Wünschen desselben nachkommen; dann wandte er sich wieder plötzlich, wenn Nathanael unter Thränen zu ihm auflächelte, von ihm ab, seine Stirn wurde finster, mit feindlichem Blicke schaute er seine Umgebung, vor allen Sidney an. Aber solche Momente flogen vorüber, schnell und schadlos wie der Pfeil, welcher sein Ziel verfehlt. Auch war Sidney nur selten zu Hause. Die Partei des Königs in Irland hatte sich nach dessen Tode schnell — wenigstens scheinbar — geeinigt. Die Katholiken, denen unsere kleine Gesellschaft angehörte, standen vereinigt mit den Protestanten gegen die Anhänger des Parlamentes und der neuen Regierung in Waffen, sie bildeten ein kampfbereites, aber freilich kleines Heer oder vielmehr die Besatzung Drogheda's, bei welcher Sidney eingereiht war. Auch Presscott und der Knabe weilten nun in der Festung.

Cromwell landete mit seiner Armee; der Sturm von Drogheda stand bevor, eine erhöhte Stimmung durchdrang die Gemüther, wußte doch Niemand, ob er den morgenden Tag noch sein eigen nennen werde. In diesen Stunden der Aufregung trat Sidney einmal an den Knaben heran, schlang seinen Arm um dessen Nacken und wollte mit ihm sprechen von der Zukunft, wo er — der Knabe — für die heilige Sache des Königs fechten werde, wenn Sidney längst gefallen sei. Zu seinem Befremden riß sich der Knabe heftig los, eine flammende Röthe übergoß sein Antlitz, er senkte den Blick, erhob ihn dann wieder momentan in höchster Verwirrung und rannte davon.

Sidney wollte eben sein Befremden gegen den Priester aussprechen, als ein Klopfen an der Thüre sie unterbrach; ein Soldat kam herein und meldete, daß man einen Hauptmann Blackwell vermisse; Befürchtungen, daß er entronnen und ein Verräther sei, müsse man als sehr wahrscheinlich betrachten. Wie das Entrinnen ihm möglich gewesen, sei unbegreiflich, denn keine Maus könne ungesehen herein oder heraus, sonst würde man auf Kundschaft aussenden.

Der Priester sagte: „Ihr seid ein Fremder hier, ich aber bin in dieser Gegend geboren und weiß wohl einen Weg, ich werde mich sogleich beim Kommandanten melden.“ — „Ich werde Euch vorauseilen, solches zu thun,“ erwiderte der Soldat.

Da trat Sidney dem Priester in den Weg und sprach: „Ich konnte mich an der Erhebung in Wales vor der Ermordung des Königs nicht betheiligen, laßt mich jetzt mein Leben nicht länger schonen, laßt dieß *mein* Amt sein, nennt mir den Ausgang aus der Festung, dessen Ihr Euch bedienen wollt, und ich werde mich beim Kommandanten melden, um die Kundschaft zu unternehmen.“

„Nein, dieß ist *mein* Amt, es bedarf nicht des Kriegers, des Soldaten. Sollte ich deshalb dem Ritterthum entsagt haben, um thatenlos dahinzusterben? Nein! Morgen ist Euer Tag, Sidney, das blutgetränkte Feld der Gefahr, auf dem der Lorbeer wächst neben der Cypresse — Sieg oder Untergang.“

„Nicht nach Lorbeer geize ich, Ihr wißt es; eine That für England, für seinen angestammten König, das ist's, wonach meine Seele dürstet; Ihr seid der Mann des Friedens, nicht des Schwertes.“

„Recht so,“ fiel Presscott ein, „nicht des Schwertes bedarf diese Sache; was sollte das Schwert eines Einzelnen, wenn es gilt, Kundschaft zu holen aus dem Lager des Feindes — und in dieses Lager führt mein Weg. Durch die stille, verschwiegene Nacht tritt *der Priester* dunkel und namenlos in das Thal, über dem die Schatten des Todes hängen, wenn es die Sache des Vaterlandes gilt.“

Mit so überzeugender Gewalt waren diese Worte gesprochen, daß Sidney staunend schwieg, dann trat er zu Presscott und sagte: „Ihr seid zwei Wesen in Einer Person, Eure Kühlheit frappirte mich beim ersten Zusammentreffen, sie paßt zu Euch wie ein geborgter Rock; wenn ich nicht irre, so sehe ich Euch jetzt in Eurer wahren Gestalt.“

„Meine Kühlheit, wie Ihr es nennt, mögt Ihr als erborgt betrachten, mein Priesterrock ist Wahrheit.“

Nun machte Presscott alle seine Vortheile in dieser Sache, seine genaue Kenntniß des Ortes und der Umgebung, des Volksdialekts und anderer Einzelheiten mit solcher Beredsamkeit geltend, daß Sidney ihm nachgeben mußte.

Presscott enteilte dem Hause, nachdem er den Knaben noch einmal aufgesucht und ihn mit der treuesten Vorsorge der Familie, in deren Hause sie wohnten, empfohlen hatte.

Der Sturm begann, Sidney stand ruhig und muthig auf seinem Platze; der Priester war noch nicht zurück, eben so wenig als der, über den Kundschaft einzuziehen er sich hatte aussenden lassen.

Die Einnahme von Drogheda ist ein Schreckniß, das die Geschichtschreiber mit den lebhaftesten Farben ausgemalt haben.

Man weiß, daß Cromwell die Besatzung seinem Zorn opfern wollte: 2400 und einige sechszig ließ er über die Klinge springen. In den Reihen der noch Preisgegebenen stand Sidney; endlich jedoch — so schien es — war man des gräulichen Gemetzels nicht länger fähig, mit Ueberdruß, ja mit Grauen wendete sich dann und wann einer hinweg von dieser Menschenschlächterei. Ein Obrist trat auf die Gruppe zu, in der Sidney sich befand und rief: „Heda! sagt mir doch, wer unter Euch ist Sidney Bromham oder Lord St. Albans? Sprecht offen und ehrlich und ich schenke dem Reste das Leben.“ Todesmuthig, obschon aus mancher Wunde blutend, wollte Sidney hervortreten, aber ein junger Soldat war mit Blitzesschnelle vor ihm auf dem Platze angelangt, drängte sich mit flammenden Augen hervor und rief laut: „Ich bin's, ich!“

„Weg mit ihm!“ kommandirte der Befehlshaber.

Der junge Soldat schaute noch einmal mit schwärmerischem Blicke nach dem hastig vorwärts drängenden

Sidney; dieser erkannte den Knaben Nathanael; „zurück!“ rief er — die nächsten Worte verhallten ungehört, er war gestürzt, seine Besinnung schwand.

Wochen vergingen, ehe er so weit von einem heftigen Fieber genas, daß sein Geist klar genug wurde, um Kunde zu empfangen, was sich mit ihm selbst indessen zugetragen.

Das kleine Häufchen der Königlichen hatte mit seinen Verwundeten im Süden von Irland Aufnahme gefunden, wo manches Haus — wenn auch nicht in offener Fehde betheiligt — denselben willig Schutz und Pflege angedeihen ließ. Man wartete nur, daß sich Sidney einigermaßen erhole, um ihn nach Killarney zu schaffen, wo Freunde seiner warteten, die sich nach dem Unglückstage von Drogheda dorthin zurückgezogen.

Die Erstürmung von Werford, an dessen Vertheidigung sich Sidney nicht betheiligen konnte, übertraf noch das Blutbad von Drogheda. Sogar Frauen fielen durch die erbarmungslose Hand von Cromwells Schergen.

Karl II.

Endlich war Sidney soweit hergestellt, daß er sich als genesen betrachten durfte. Drogheda war sein erster Versuch in den Waffen gewesen, sein Körper war vielfach verwundet, seine Seele aber war erkrankt: das gräßliche Blutvergießen, das Niedermetzeln tapferer Männer, denen keine Gegenwehr mehr möglich war, all' diese entsetzlichen Scenen hatten sich ihm mit solcher Gewalt eingeprägt, daß sein Lebensmuth vergiftet war. Seine Wunden waren geheilt, als noch seine Fieberträume dauerten. Er sah Cromwell in eine falbe Wolke gehüllt, mit ungeheurem Sichelschwert in der riesigen Hand über die Erde hinwegsausen und die Menschen niedermähen, wie der Schnitter das blumige Gras.

Weich und empfänglich von Natur, liebebedürftig und mit hohem Sinn für alles Schöne, war Sidney, obwohl tapfer, doch nicht für das rauhe Kriegshandwerk jener Tage geschaffen; aber sein Geschick, seine Erziehung stellten ihn an diesen Platz. Anders war es mit Presscott. Sein feuriges Gemüth, seine Thatenlust, seine besonnene Kühnheit und Todesverachtung, seine Herrschaft über sich selbst und Andere, bezeichneten in ihm den geborenen Krieger, aber sein Geschick und seine Erziehung stellten ihn n i c h t auf diesen Platz.

Es war Sidneys erste Sorge gewesen, über den Priester und den Knaben alle mögliche Erkundigung einzuziehen, sobald es seine Kräfte wieder zuließen. Aber er erfuhr von dem Erstern nichts, von dem Letztern so viel, daß er nicht länger zweifeln durfte, der hochherzige Knabe sei für ihn in den Tod gegangen. Er betrauerte ihn, wie er einst seinen Bruder betrauert, er sehnte sich, ihm seine heimlichen Thränen widmen zu können, und verlangte zum ersten Mal einen einsamen Spaziergang ins Freie.

Seine Gastfreunde und Krankenpfleger trugen kein Bedenken es zuzulassen, war er doch völlig genesen. Er nahm seinen Weg nach dem See, an dessen Ufern er eine Zeit lang in trüben Gedanken hinschritt. Jetzt führte der Pfad aufwärts und auf einer Anhöhe angelangt, blieb der Ueberraschte plötzlich stehen. Vor ihm lag der weite See, das leuchtend grüne Gewässer wallte hoch auf, milchweißer Schaum zischte von jeder Welle und wurde schwebend in der Luft getragen, wie feiner diamantener Staub. Weit hinein in den See streckten sich groteske Felsen von wundersamen Formen, ein unbeschreiblich lieblicher Contrast mit Irlands immergrüner Vegetation, dem saftreichen Grün der Smaragdinsel, darüber ein hellblauer klarer Himmel, von einer Schaar schneeweißer Wölkchen umflossen, und zunächst über dem wallenden Wasser der zarte Hauch von silbergrünem Duft, der sich ahnen läßt, wenn man eine jener unübertrefflichen Landschaften des edlen Turner vor Augen hat. Man muß es selbst sehen dieses magische Licht, das, wie durch grünliche Dämmerung brechend, gleich einem weichen Silberschimmer schwebt und webt über dem glänzenden Gewoge, den wilden Ufern und dem lieblichen Hügelland.

Während der kurzen Zeit, die Sidney noch in Killarney verweilte, genoß er häufig den Anblick dieser herrlichen Landschaft, und es war, als ob sie das schauderhafte Andenken an die Begebenheiten von Drogheda nach und nach aus seiner Seele verdrängte. Sichtlich erstarkte er und schloß sich seiner Partei aufs neue thätig an. Karl II. war nach Schottland eingeladen und zweimal von Cromwell und seiner Armee besiegt, ohne daß Sidney die Befriedigung genossen hatte, für ihn fechten zu können, denn andere Pflichten für seine Partei hielten ihn in Irland bis zum Juli von 1651. Jetzt kehrte er nach England zurück. Der König, obwohl zweimal geschlagen, hatte sich kühn dem mittlern England zugewandt und Sidney beeilte sich zu seinem Heer zu stoßen. War doch sein Vater nicht nur ein treuer Anhänger, sondern auch ein Freund von Karl I. gewesen, zudem war er einer der Wenigen, die in dem ersten Unternehmen für den Sohn des unglücklichen Königs das Leben davongetragen, er wurde daher mit ungewöhnlicher Wärme von Karl II. empfangen und zu einem ehrenvollen Posten in der Armee befördert.

Hier nun wurde er etwas enttäuscht über die Sache, der er so treu ergeben war. Er fand unter seinen neuen Kameraden nicht die Gesinnung, noch weniger die Einigkeit, welche er erwartet hatte.

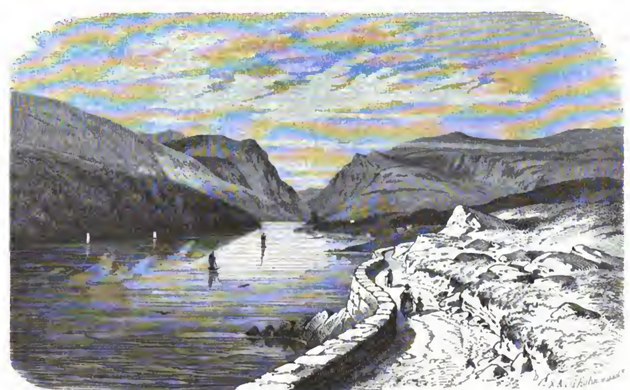
Während Cromwells Heer berühmt war durch seine Zucht, hätte man des Königs Armee berüchtigt nennen können durch ihre Zuchtlosigkeit. Dort der schwere Ernst, die herbste Strenge, hier Unsitte und Leichtsinn. Eingewiegt in Uebermuth und Siegesgewißheit ereilte sie Cromwell, und die Schlacht bei Worcester machte Karl schon wieder der Krone verlustig, die er zu Scone in Schottland kaum empfangen hatte.

Nichts blieb ihm übrig als die schnellste Flucht. Mit genauer Noth und mancher Lebensgefahr entkam er nach Frankreich. Auf seiner Flucht war Sidney sein treuster und ergebenster Begleiter, mehr als einmal setzte er sein eigenes Leben aufs Spiel für das seines Königs, als dieser aber sicher den französischen Boden erreicht hatte, da erbat er sich die Erlaubniß, nach seinem Vaterlande zurückkehren zu dürfen. — Nach langem Zö-

gern willfahrte ihm endlich der König und entließ ihn mit den Worten:

„So gehet denn, Herzog von Beauclare: Höheres kann ich Euch nichts geben zum Zeichen meiner königlichen Gunst und meiner Freundschaft, als den Namen Eures edlen Vaters." Sidney entfernte sich gerührt. In England erwarteten ihn neue Verfolgungen. In der Schlacht von Worcester hatte er sich im wildesten Getümmel plötzlich und unerwartet Cromwell gegenüber gesehen. Derselbe prallte bei seinem Anblick zurück wie vor einer Erscheinung, denn Sidney war seinem Vater täuschend ähnlich und Cromwell, der alle Nachkommen des Verhaßten endlich von der Erde vertilgt zu haben glaubte, mochte wohl im ersten Moment den Jüngling für ein Blendwerk halten, waren doch damals selbst die Nüchternsten nicht völlig frei von Aberglauben. Er wandte sich rasch von ihm weg, aber nach der Schlacht stellte er einen besonderen Befehl aus, daß die Erben Beauclare's lebend oder todt in seine Hände zu liefern seien. Zunächst folgte nun Sidney der Stimme seines Herzens und landete in Holyhead, er wollte in Llanberis Erkundigungen über Presscott einziehen, den er immer noch aufzufinden hoffte oder wenigstens eine Spur von ihm.

Möglichst schnell durchreiste er das kleine Eiland Anglesea und setzte bei Beaumaris über den Meeresarm, welcher sich hier zwischen den zwei Inseln hineindrängt und heute von zwei der kühnsten Bauwerke moderner Architektur, der Menaibridge und Britanniabridge übersprungen wird, die Anglesea, das abtrünnige Kind, wie mit Eisenbanden an sein Mutterland aufschließen.



See von Llanberis mit dem Snowdon. (Wales.)

Liebestreue.

Es war Abend, als sich Sidney dem See von Llanberis näherte. Er war unschlüssig, ob er sich in dem täuschenden Dämmerlicht noch dem Weg zum Hause des Priesters um die Bucht herum anvertrauen oder ob er diesseits des Sees übernachten sollte. Da gewahrte er einen Kahn, der ruhig am Ufer lag, und in dem Kahn bemerkte er eine Figur, die sich erhob, als er auf sie zuschritt. „Guten Abend, Herr," sagte eine Stimme mit rührender Herzlichkeit. Es war ein Weib in der Tracht von Wales, aber in tiefer Trauer. „Guten Abend," erwiderte Sidney, „Eure Stimme klingt so freundlich, daß ich Euch fragen möchte, ob Ihr mich in Eurem Boote mit hinübernehmen wollt nach Llanberis, ich weiß das Ruder auch zu führen und werde mein Theil dazu beitragen, daß wir hinüberkommen, ehe die Nacht völlig hereinbricht."

„Ob ich Euch hinüber nehmen will, Herr? ich bin gekommen, Euch zu holen."

„Gekommen um mich zu holen? ich denke ich fand Euch wartend auf Jemanden, der noch kommen mag?"

„Der, auf den ich warte, ist gekommen — Ihr seid's." Und damit stieß sie das Boot vom Lande und setzte sich auf die Ruderbank.

Er setzte sich zu ihr und blieb einige Sekunden in Gedanken verloren: eine Erinnerung schlich durch seine Seele. Endlich sah er ihr voll ins Antlitz „Grissel!" rief er aus, „Ihr seid's, nun erkenne ich Euch erst, wie konnt' ich Euch hier vermuthen und so spät! Aber sagt

image
not
available

wurde ein leises Pochen an seiner Thür vernehmbar. Sich beklemmt fühlend, ohne zu wissen warum, öffnete er geräuschlos die Thüre. Grissel stand davor, zitternd wie Espenlaub. Dieser nächtliche Besuch war ihm in der Seele zuwider, aber das Mädchen ließ ihm keine Zeit, sein Mißfallen in Worten kund zu geben. Sie zog ihn in den dunkeln Gang vor seinem Zimmer, seine Hand immer fest in der ihren haltend. „Ihr seid des Todes," sagte sie im leisesten Flüstertone, ihre Lippen so nahe seinem Antlitz, daß er den Hauch ihres Athems an seiner Wange fühlte. Kaum ihrer Stimme mächtig, fuhr sie in gleicher Weise fort: „Es sind vier oder fünf Cromwellsche, die Euch auflauern; um der heiligen Mutter Gottes willen folgt mir, Sidney Bromham, oder Ihr seid verloren." Er wollte sprechen, sie legte ihre Hand auf seine Lippen. Er folgte widerstandslos und von einem unbegrenzten Vertrauen beseelt.

Sie geleitete ihn eine Hintertreppe hinunter in einen viereckigen kellerartigen Raum. Mit zitternden Händen hatte sie bald ein Laternchen angezündet und einige Kleidungsstücke hervorgesucht. „Legt solche an," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „aber schnell, indessen will ich Eure Locken schneiden. Ihr müßt einem Rundhut ganz und gar gleichen, es gilt den höchsten Preis — Euer Leben." „Also Cromwell noch einmal auf meiner Fährte? Mädchen, bist du dessen gewiß?"

Sie nickte: „vier oder fünf sind im Garten, o schnell! macht schnell!"

„Und Arnold? ich will zu ihm, diese Kleider sind fein! Laßt mich!"

„Arnold!? — Trau, schau, wem!" sagte Grissel mit ausdrucksvollem Tone. Und er sah in ihre wahrheitstreuen Augen und begegnete einem unsäglich flehenden Blick.

„Rettet, o rettet Euer Leben!" drängte sie wiederholt. Sie wäre beinahe in die Kniee gesunken, und von der bebenden Lippe sprach solche Seelenangst, daß er sich ihr gänzlich überließ, fast eben so sehr, um ihr zu willfahren, als um sich zu retten. Er war fertig, sie hatte den großen scharlachenen Mantel umgeworfen, den hohen Männerhut aufgesetzt.

Sie löschte das Laternchen aus, geräuschlos gings durch ein Seitenthürchen in den schmalen Hohlweg, der sich vom Haus unmittelbar ins Geklipp oder vielmehr durchs Geklipp nach dem Dörfchen wand.

Sie ging schnell und leise immer voran, sie wand sich an den wenigen Häusern vorüber, immer schweigend, es war ihm, als könne er ihren Herzschlag vernehmen.

Noch waren sie ziemlich weit vom See, da drang Lärm zu ihren Ohren. „Wir sind entdeckt!" rief sie aus. Beide schauten rückwärts, das Dörfchen lag nach wie vor in tiefem Frieden, von Arnolds Haus kam das Geräusch, und vorwärts, immer vorwärts mit beflügelten Schritten eilte das Mädchen, mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Behendigkeit schien sie über das Felsgeröll beinahe zu schweben. Da fiel ein Schuß, die Kugel ging durch ihren flatternden Mantel, Sidneys Haar sträubte sich, man hörte das Rennen nachsetzender Männer, jetzt fiel Einer, man hörte das Dröhnen klirrender Waffen. Momentan hielt die Jagd, dann folgten sie um so wilder. Näher, immer näher kamen die Verfolger, immer schnelleren Laufes entfloh das Mädchen, gewandt auf und ab, den ungleichen Pfad. Schon waren sie am See, da strauchelte Sidney und fiel, kaum konnte er mit Hilfe des Mädchens sich aufraffen, sie stützte ihn, sie zog ihn vorwärts, da lag das Ufer, am Ufer ein Boot, jetzt steigen sie ein, sie stößt es vom Lande, da zeigte sich am Ufer ein Rundhut, er schickte eine Kugel herüber, die ins Wasser zischte, nun erscheinen noch andere Männer am Ufer, Schuß auf Schuß wurde den Fliehenden nachgesandt, doch Keiner erreichte das Boot.

Die Purpurgrotte.

Als nach Verlauf von beinahe einer Stunde das Boot ruhig auf der Höhe des Sees schwamm, da fühlte Sidney sich nicht länger mächtig das Ruder zu führen, es entsank unwillkürlich seinen Händen. „Griselda," rief er aus, „Ihr habt mich gerettet, Euch danke ich mein Leben!" Er hatte ihre Hände ergriffen und sah sie an mit einem Blicke, welcher mehr denn Worte sagte. Sie aber wies ihn sanft von sich. „Noch sind wir nicht in Sicherheit und in diesem täuschenden Lichte sehe ich meinen Weg nicht."

„Wir können ihn nicht verfehlen, dort wo sich der weiße Fels erhebt, ist der Landungsplatz."

„Den müssen wir vermeiden, denn dort werden uns unsere Verfolger erwarten, wenigstens uns von dort nachsetzen, es gibt nur einen Ausweg aus dieser Gefahr, — daß Ihr Euch einige Zeit in der Purpurgrotte verberget." „Was nennt Ihr die Purpurgrotte?" fragte Sidney.

„Eine Art Felskluft, hier am Ufer des See's, nur zugänglich vom Wasser aus. Schon sehe ich sie, ja, ich täusche mich nicht."

Sie deutete die Richtung mit der Hand an, dann ruderte sie schnell und schweigend, offenbar mit großer Anstrengung, bis sie einen Felsen erreichte, der wie ein Horn über das Wasser hereinhing.

Mit Vorsicht trieb sie das Boot in den tiefen Schatten unterhalb des schwärzlichen Gesteins. Nun hielt sie an, zeigte ihrem Begleiter eine dunkle Stelle von der Form eines flachen, etwas abgestumpften Dreiecks und sagte: „Da müssen wir hinein."

Es war eine Oeffnung in der Klippe, aber so niedrig, daß es ihm schien, das leere Boot würde nicht hindurchgehen. „Legen wir uns ausgestreckt auf den Boden des Kahns," sagte sie, indem sie sich anschickte es auszuführen.

Sidney that ein Gleiches. Sie hatte das spitze Ende des Bootes vorher sorgfältig in die Oeffnung hineingetrieben. Nun stemmte sie sich mit ihren beiden erhobenen Händen gegen die Wölbung, die den Rand des Bootes beinahe berührte, und einige Minuten später schnellte das kleine Fahrzeug in einen weiten dunkeln Raum.

Jetzt holte sie aus ihrem Korbe, der neben ihr im Schiffchen stand, wieder das Laternchen hervor, schlug

Feuer mit geschickter Hand und bald konnte Sidney beim Scheine des Lichts unterscheiden, wo er sich befand.

Die Grotte war weder sehr geräumig, noch war sie hoch, bot aber den Vortheil, daß der ganze Hintergrund über dem Wasserspiegel lag, wohin sie mit ein wenig Klettern vom Boote aus trocknen Fußes gelangten.

Angebrauntes Holz lag umher, ein Zeichen, daß der Ort vorher schon besucht gewesen war. Das Mädchen las das Holz sorgfältig zusammen, breitete ihren großen Mantel auf der Erde aus und bat Sidney sich darauf niederzulegen. Er weigerte sich anfangs, aber der harte Fall hatte ihn so sehr in allen seinen Gliedern erschüttert, daß er glaubte, seine Sinne schwänden, und so sah er sich gezwungen ihr zu willfahren.

Als er nach einem langen tiefen Schlafe die Augen öffnete, fiel sein Blick auf ein Madonnenbildchen, welches ihm gegenüber mit einem spitzigen Steine in die Felswand befestigt war, daneben steckte eine geweihte Kerze, und der flache Stein darunter war zum Herde benutzt, das Holz lag bereit zum Feuer, ein kleiner Kessel stand daneben, aber das Mädchen war verschwunden.

Mit einiger Unruhe sah er sich um und bemerkte einen kleinen Vorrath von Speisen, nett und reinlich auf ein weißes Tuch gelegt, das in einem Winkel der Höhle ausgebreitet war. Ueber alles dies hinweg spielten goldne und violette Lichter, von den gaukelnden Wellen mit kosendem Gemurmel hin und wieder getragen. Es sah aus als ob flüssiges goldfarbiges Licht auf der Höhe jeder Welle schwämme, die durch die sichelförmige Bucht hereinschlüpfte, die Felsendecke der Höhlung aber spiegelte sich ab in röthlich violetter, beinahe purpurner Färbung, oftmals verschmolz das Eine in das Andere, dann wieder lagen die Farben dicht neben einander in tiefer Glut, und es schien die eine vor der andern momentan zu erlöschen, bis sie eine Sekunde später nur in so höherem Glanze wieder auftauchte und den leuchtenden Schimmer über die Purpurwelle dahin gleiten ließ, oder auch, sie in neckisch spielendem Tanze verfolgend, taumelnd am Ausgang dahin schwand.

Sidney begriff nun, warum man die Höhle Purpurgrotte nannte, und er konnte sich lange nicht satt sehen an der lieblichen Farbenpracht, bis seine Aufmerksamkeit von einer Stimme in Anspruch genommen wurde, die ein altes Lied mit einfacher ansprechender Melodie sang.

Es war das Mädchen, sie trieb das Boot mit ihren Händen wieder in die Oeffnung. Sidney hatte sich schnell erhoben und half es vollends hereinziehen, wofür er statt des Dankes scherzende Vorwürfe erhielt, da er bis an die Kniee ins Wasser gerathen war.

Sidney gestand sich kaum selbst, wie sehr er sich nach dem Anblicke des Mädchens gesehnt hatte, jetzt folgten ihr seine Blicke unablässig, wie sie schnell und mit leiser Hand die Geräthschaften ordnete und ein einfaches Mahl bereitete.

„Griselda," redete er sie wieder an, „sagt mir doch wie sich dies Alles so fügt. Sehe ich Euch hier schalten und walten wie meine Hausfrau, und bedenke ich, wie Ihr letzte Nacht Alles hinausgeführt, so möchte ich glauben, Eure seelenvollen Augen haben den Schleier der Zukunft durchdrungen, Ihr habet Alles vorbereitet, als müsse es gerade so kommen."

„Das war nicht schwer. Ihr müßt wissen, daß unmittelbar nach der Schlacht von Worcester ein Befehl gegen Euch ergangen ist, der Euer Leben gefährdete."

„Ich weiß davon."

„Nun wohl, und Ihr kennt Cromwells Spürhunde auch. Mein Herz sagte mir, Ihr würdet diesen Ort wieder aufsuchen, sei es auch nur um nochmals die Scholle zu betreten, wo Nathanael mit Euch gelebt."

Er seufzte tief und sie fuhr in traurigem Tone fort: „Arnold ist ein gutmüthiger gesprächiger Alter, ein Söldling Cromwells würde aus ihm alle Geheimnisse der Welt herausgedroht haben. Daher traf ich meine Vorkehrungen ohne ihn, ich habe viele Freunde in dieser Gegend, sie gaben mir Bericht von jedem Rundhut der uns nahe kam."

„Viele Freunde habt Ihr in dieser Gegend?" fragte er beunruhigt, „dürfte man wohl wissen, wer sie sind?"

„Es sind die Armen und Alten, die Verlassenen und Verwaisten."

„Gutes Mädchen!" schaltete Sidney gerührt ein. Sie aber fuhr fort: „Ein Hirte zeigte mir diese Grotte, sie war nicht von Natur so, man hat sie mit Brecheisen erweitert, damit sie Flüchtlingen zur Aufnahme diene; sie ist nur äußerst Wenigen bekannt, und Ihr könnt hier verweilen, bis sich eine Gelegenheit bietet ins Ausland zu entfliehen. Ich selbst habe meinen Aufenthalt bei einem Fischer genommen, der nicht allzu oft mit andern Menschen in Berührung kommt, und werde Euch mit dem Nöthigen versehen. Zu Arnold werde ich erst dann zurückkehren, wenn Ihr in Sicherheit seid und er wird sich freuen, daß Alles so gekommen, ohne daß er selbst in die Ausführung verwickelt war."

Sidney wollte ihre Hände wieder ergreifen, es verlangte ihn nach einem Erguß seiner Dankbarkeit, um sein Herz zu erleichtern. Aber sie ließ es nicht zu, vorgebend, daß die Zeit dränge, sie müsse den Heimweg antreten, damit stand sie schon im Boote.

„Morgen komme ich wieder, wenn es sein kann, ohne die Spürhunde auf unsere Fährte zu leiten, sonst müßt Ihr Euch gedulden. Kann ich Euch etwas ausrichten, so sprecht."

„Kommt bald wieder."

Sie trieb das Boot hinaus und war verschwunden. O die Leere, die für ihn zurück blieb. Nicht länger fesselte ihn das Spiel der Wellen, das Haschen und Weichen und Walten von Purpur und Gold über der bewegten Fluth. Sein Auge war nach innen gekehrt, nach dem Bilde des Mädchens. Immer wieder sagte er sichs vor, wie viel sie für ihn gethan, wie viel er ihr schulde, und es war keineswegs unbehaglich, ihr so verpflichtet zu sein, es schien ihm ein Band, das sie an einander knüpfe und vereine, und er wollte ihr dieß Alles sagen, sobald sie zu ihm zurückkehre.

Und mit diesem Vorsatz erwartete er sie. Aber wie erschien in dieser Einsamkeit, in dieser Unthätigkeit das Warten so lang, es gestaltete sich nach und nach zur peinlichen Sehnsucht. Endlich kam sie, sein Herz schlug

Hôtel de Bellevue auf dem Pilatus.

Hergiswyl am Fusse des Pilatus.
(Schweiz.)

Digitized by Google

ihr heftig entgegen. Aber als sie ihm gegenüber saß, ihn mit ihren stillen blauen Augen klug und verständig ansah, da war es ihm wieder, als könne er ihr von dem Allem nichts sagen. Es war ihm ärgerlich, wie ruhig sie dasaß, aber er verbiß seinen Unmuth und ließ sie schweigend das Mahl besorgen. Endlich wandte sie sich zu ihm und deutete mit dem Finger auf eine Stelle im Gestein, wo sich eine tiefe Spalte eingerissen hatte.

„Hütet Euch," sagte sie, „vor dieser Stelle; Ihr thätet besser an der andern Seite zu schlafen; dieser dunkle Felsen ist eine Schichte von violettem Schiefer, sie bröckelt sich leicht los und könnte auf euch herniederfallen. Diese Höhle wird nicht von langer Dauer sein, wohl nicht einmal so lang als Cromwells Gewaltherrschaft, die jeden Tag sich mehr zu befestigen scheint."

„Wie Ihr sprecht, Grisselda; ich höre Euch mit Verwunderung an; wohl habt Ihr Recht, aber sagt mir an, in welcher Schule lerntet Ihr Eure Weisheit? Vielleicht seid Ihr noch im Besitze mancher Wissenschaft, die sich von Eures Gleichen kaum erwarten läßt?"

„Wo ich zur Schule ging? Nun in der Hochschule des Lebens, des Unglücks, da hab' ich meine Weisheit, wie Ihr's nennt, erworben, und was ich erlernt habe, ist: Arbeiten und Ertragen — Warten und Entbehren. Sie schwieg einige Zeit, Sidney war auf's neue befremdet durch ihre Sprechweise. Rang und Geburt, vielleicht auch Schönheit, lassen sich verheimlichen, aber ein gebildeter Geist, ein edles Gemüth leuchtet — dem Besitzer unbewußt — durch Nacht und Dunkel.

Sidney gelangte jetzt zur Gewißheit, daß sowohl Presscott als Grissel einer guten Familie angehört haben müssen, doch wollte er keine Frage derart an sie richten, er wollte all' seine Gefühle derjenigen zueignen, für die sie sich ihm gab.

Das Mädchen schien ihm noch etwas sagen zu wollen, obwohl sie zögerte es auszusprechen; er veranlaßte sie mit einer Frage.

„Ja," sagte sie ernst, „Cromwells Macht wird Euch fürchterlicher mit jedem Tage. Ihr könnt von hier nicht mehr nach Frankreich hinüber, alle Hafenplätze werden streng bewacht, doch wird man Euch nach Irland wohl hinüberlassen und dort nehm' Euch die heilige Jungfrau in ihren gnadenreichen Schutz und helf' Euch weiter, ich kann dann nur noch für Euch beten."

Sie hatte die letzten Worte im Boote gesprochen, er wollte ihr nach, aber sie winkte ihm fast gebieterisch: „bleibt! Diese Nacht komm' ich zurück und hol' Euch ab, haltet Euch bereit."

Sie war fort. Mit hastigen Schritten maß er den engen Raum, er vergaß sein Abendbrod, bei jedem Geräusch blieb er stehen und horchte. Er zählte die Minuten an seiner Uhr ab. So auf einem Steine sitzend und wartend, überfiel ihn endlich ein kurzer Schlaf. Grissel weckte ihn mit einem leichten Schlag auf seine Schulter, der Schein des wohlbekannten Laternchens fiel ihm in's Antlitz, er sah, sie hatte geweint.

Er sprang auf, mit einer raschen Bewegung schlang er seinen starken Arm um ihren Leib und stammelte einige Worte.

Ihre Thränen floßen wieder, sie ließ es geschehen, daß er sie küßte auf Mund und Wangen, stumm hing sie in seinen Armen, wie hingegeben an ein einziges allmächtiges Gefühl — den tiefen Schmerz, ihn zu verlieren.

Endlich raffte sie sich empor, nahm alle Kraft zusammen und machte sich von ihm los. Sie stiegen in's Boot. „Keine Zeit ist zu verlieren," sagte sie mühsam, und auf der ganzen Fahrt blieb sie still, auch er sprach wenig. Was ließ sich auch sagen — eine dunkle ungewisse Zukunft lag vor ihnen, nichts war ihnen gewiß und klar, als daß sie einander angehörten und dazu braucht es weiter keiner Worte.

Nahe am Ufer nahmen sie Abschied von einander, am Landungsplatze wartete seiner ein Führer. Er stieg aus. „Bleibet treu," flüsterte sie.

Sidney's Führer war ein Hirte, den Grisselda seit langer Zeit kannte und dem sie trauen durfte. Auf unbekannten Pfaden sollte er ihn zum Meere geleiten und ihm dort in einem Schiffe Aufnahme verschaffen, das mit Korn beladen nach Irland unter Segel ging.

Oftmals noch schaute Sidney nach dem Boote zurück, das ruhig in der Richtung nach Arnolds Hause über den See hinglitt.

Ohne irgend eine Schwierigkeit erreichte er das Meer, auch wurde er willig in das bezeichnete Schiff aufgenommen.

Der Hirte händigte ihm beim Abschied ein Packetchen ein, mit dem Bemerken: Mistreß Grisselda habe ihn beordert solches zu thun. An dem Gewichte fühlte Sidney, es müßte Gold sein, er wollte es dem Manne zurückgeben mit dem Bemerken, es der Jungfrau wieder zuzustellen, aber der Hirte antwortete ihm: „Da müßt Ihr Euer eigner Bote sein, ich habe gethan, was mir befohlen war. Gehabt Euch wohl." Und damit ging er.

Sidney landete an der irischen Küste in Belfast, ohne zu wissen, wohin er seine Schritte lenken sollte. Es befanden sich allerdings im Norden des Landes einige Familien, von denen er gern durch einen Besuch erfahren hätte, wie weit sie der Sache des Königs treu geblieben, und was sie noch für dieselbe hofften, aber seine dringende und gefährliche Lage erlaubte es ihm nicht.

So wanderte er von Ort zu Ort, durch die weiten Haiden, durch Buschland und Waldflächen. Es war an einem jener Frühlingstage, wo der Wind von allen vier Himmelsgegenden auf uns herein zu wehen scheint, dabei fiel der Regen unabläßig, die Wege waren kaum zu passiren, und Sidney entschloß sich, in einem stattlichen Hause, dessen erleuchtete Fenster in die trübe nebelige Atmosphäre hinausschimmerten, Obdach für eine Nacht zu suchen.

(Schluß folgt.)

Gallerie physiognomischer Originale.

Von **C. F. A. Kolb.**

2. Die Essigricke.

Jene ausgezeichneten Orginalfiguren, die abenteuerlichen Virtuosen der Persönlichkeit, wie sie Riehl nennt, die uns in den Memoiren, Anekdotensammlungen und selbst in den historischen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts, also in der Rococo- und Zopfzeit so häufig begegnen, scheinen in der Gegenwart immer seltener zu werden. Damals galt das Orginelle und Sonderbare für eine so wesentliche Beigabe des Genies, daß sich selbst die Potentaten jener Zeit desselben nicht entschlagen konnten. Die alles nivellirende Bildung unserer Tage läßt das Streben nach Orginalität, welches Viele zu wirklichen Orginalen machte, nicht mehr aufkommen, und man findet sie fast nur noch in denjenigen Schichten der Gesellschaft, welche von dieser Bildung noch weniger durchdrungen sind, oder bei einer gewissen Klasse von Künstlern und Gelehrten, die sich derselben, durch unerreichtes Streben verstimmt, in bewußter Ironie, die selten ganz ohne Bitterkeit ist, gegenüberstellen. Orginale anderer Art sehen wir in jenen, durch Unglück, gekränkten Ehrgeiz, Untreue oder verschmähte Liebe, aus dem Geleise gerückten Personen, deren gestörtes Gemüth sich besonders in den regellosen Sprüngen ihrer Ideen und dem plötzlichen Wechsel der Laune zeigt.

Noch vor einigen Jahrzehnten fand sich in einer süddeutschen Residenz eine ganze Reihe orgineller Persönlichkeiten, die sich nicht nur fast sämmtlich kannten, sondern auch bisweilen beim vollen Glase zusammentrafen, um ihren Witz zu üben und sich an der Mittheilung extravaganter Neuigkeiten und Erlebnisse zu erfreuen. Es war freilich nicht ein Gasthof ersten Ranges oder ein elegantes Café, wo diese Käuze einzusprechen pflegten, sondern eine Schenkstube in einem Theile der Stadt, dessen Bewohner nach Beschäftigung und Sitte noch heutzutage mehr Landleuten als Residenzlern gleichen, und das Getränke, das dort verzapft wurde, war der durch Weinträber roth und rezent werdende Apfelmost, der zu jener Zeit als Polenwein, in den Bewegungsjahren aber als Barrikadenwein des geringen Preises wegen reißenden Absatz fand; fast eben so häufig wurde in dem bezeichneten Lokale jenes farblose, spezifisch geistige Getränke genossen, das, der letzte Trost, die Lethe großer Geister, in dem vulgären Namen „Schnaps" seinen bezeichnendsten Namen fand. Wenn manche empfindsame Leserin beim Anblick der „Gestalten" die Flucht ergriffe, die hier zuweilen die Tafelrunde bildeten, so fände der Genremaler, der Physiognome hier die reichste Ausbeute. und in der That stellten sich auch, von einem, fremden Künstlern und Literaten als Führer dienenden Mitgliede dieser Gesellschaft eingeführt, zuweilen Gäste hier ein, denen man ansehen konnte, daß sie sich zum ersten Male in einem solchen Kreise sahen.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant." Wenn in irgend einer, zeigte sich in dieser Gesellschaft die Wahrheit des angeführten Goethe'schen Ausspruchs. Um zur Probe den nächsten Besten zu nehmen, so mußte gleich der obenberührte, als Cicerone dienende Bursche durch seine scharfgeschnittenen Züge, das durchbohrende Auge und den schwarzen dichten Bart dem oberflächlichen Beobachter auffallen. Es war der nicht malende Maler Händel, als Künstler sicher eine Null, groß aber als Kritiker, einer jener Geister jedoch, die stets verneinen. Sein scharfes, durch das Studium der Kunstschätze Roms geübtes Auge erspähte jede Schwäche eines Kunstwerks und vor seinem durchdringenden Verstande und seiner schonungslosen Polemik kam kein Einwurf eines Gegners auf. Er war stark mit der Geniesucht behaftet und hatte, des großartigen Zuschnitts seiner Phrasen wegen, längst den Beinamen „der Geniale" erhalten. Neben ihm saß ein Bruder Studio, ein altes Haus von vierzig Jahren, der einst als Philhellene seinen Homer in der Ursprache auf der Ebene von Troja las und sich in der schnöden Gegenwart durch die Lektüre griechischer Tragiker tröstete. Ein Dritter war der Citator, ein ehemaliger Theologe, der auf Vorausbezahlung auswärtigen Gelehrten auf den Bibliotheken der Hauptstadt die nöthigen Citate und Nachweisungen in allen Sprachen auszog, im Nothfalle aber solche selbst machte, doch stets in klassischem Latein oder Griechisch. Ein Vierter war ein winziges, nur durch seine außerordentliche Lebhaftigkeit und seine gellende Stimme bemerkbares Schneiderlein, ohne den weder ein Seiltänzer, Kunstreiter noch ein anderer Schnurrant in der Stadt reussiren konnte, weil das Publikum erwartete, alle Merkwürdigkeiten und Curiositäten durch den kleinen Dombert ausgerufen und explizirt zu sehen. Wir müssen uns jedoch versagen, die übrigen Unvergeßlichen dieser Sippschaft auch nur in Umrissen zu zeichnen, damit wir für eine spezielle Schilderung Raum gewinnen.

„Apropos, Dombert," begann der Geniale, dem Dombert eben das Glas aufgefüllt hatte, „Ihr habt Euch heute pompös an der Spitze der Kunstreiter ausgenommen. Obgleich Eure Beinchen nicht halb über die Schabracke des Rosses reichten, war Eure Gravität erhaben und Eure publizirende Stimme glich dem Ton einer verwetterten Posaune. Ich erkläre, Dombert, so viel Muth wie Ihr besaß niemals ein Schneider. Ihr sollt leben!"

„Was Muth!" versetzte der Studio verächtlich. „Als ich mit zehntausend Philhellenen über das Blachfeld von Missolunghi sprengte, und die Kugeln und Damascenerklingen —"

„Der Studentle lügt," unterbrach diesen ein eben am Stocke, gleichwohl aber nicht ohne militärischen Anstand hereinhinkender Bursche, der seines stechenden Schnurrbartes wegen und weil er in allen Sprachen zu fluchen verstand,

der Spanier genannt wurde — „der Studentle lügt, er ist nie über die Grenze gekommen.“

„Laßt ihn das sagen,“ begütigte jetzt der Citator, „es gehört zu seiner Existenz, er hat es hundertmal gesagt, glaubt es sicher jetzt selbst und so ist die Sache allmälig eine Wahrheit geworden.“

„Als ich,“ fuhr der Spanier fort, „auf der Bidassoabrücke mit meiner Brigade Sturm schlagen ließ, das war ein ander Ding. Piff, paff! pfiffen und krachen die Kugeln, und wie mein zerschossenes Hinkebein zeigt, hab' ich die Sache nicht bloß in der Zeitung gelesen.“

„Dafür läßt man Euch jetzt am Hungertuche nagen und für etwas Warmes die Spittelglocke läuten. Verdienst und Weisheit läßt man darben, denn das Zürnen der Geister schreckt die Großen.“ Also sprach der Geniale, leerte im Grimme sein Glas und pochte auf's Neue, obgleich sein Baares schon zur Bezahlung des bereits Getrunkenen nicht zureichte. „Bist Du der, für den ich Dich halte, männerlabender Scheerer der Hunde?“ fragte er jetzt mit vielsagendem Blicke, indem er getrost sein Glas der Wirthin reichte.

„Wohl, ich bin Razmann,“ erwiderte der Hinkende und warf dem Genialen einen Zwanziger zu. „Habe heute des Prinzen Pudel geschoren,“ bemerkte er mit Selbstgefühl, „und der Prinz warf mir dafür eine Handvoll solcher Dinger in den Hut.“

Langsam erhob sich der Geniale, ein flüchtiges Lächeln flog über sein bleiches Gesicht: „Du sollst leben, Bellmann, sammt Deinem Prinzen und seinem geschorenen Pudel!“ Mit diesen Worten nahm er seine rabenschwarze Perücke ab und ein Scheitel, so glatt wie ein geschältes Ei, kam zum Vorschein, der lebhaft an den geschorenen Pudel erinnerte und seltsam gegen den dichten schönen Bart abstach.

„Wißt Ihr auch, daß wir zu Dreizehn beisammen sitzen?“ bemerkte jetzt der Studentle, sich im Kreise umsehend.

Bei diesen Worten mischte sich ein anwesender Fremder, ein Künstler, wie es schien, in's Gespräch, den der Geniale vor einigen Tagen in die Gesellschaft eingeführt hatte. „Glauben Sie denn auch an dergleichen?“ sagte er, „ich finde doch, daß Sie gebildete Männer sind.“

Der Studentle lachte, der Geniale aber erwiderte mit jener Bitterkeit, welche oft der Grundton eines verfehlten Lebens ist: „Herr, was Sie Bildung nennen, haben wir uns längst wieder abgethan, wissen übrigens von dem, was man wissen sollte, so wenig als Andere.“

„Ich meine nur,“ versetzte der Fremde, „ob Sie glauben, was man so oft in Betreff des Dreizehnten behauptet.“

Gleichgiltig antwortete ihm drauf der Geniale: „Ich glaube nichts, hab' aber erlebt, daß es eintraf. Starke Geister haben übrigens ein Vorrecht zum Aberglauben.“

Etwas betroffen schwieg der Fremde eine Weile, winkte dann der Wirthin, die Gläser seiner Nachbarn mit Besserem zu füllen, welche Aufmerksamkeit diese mit nachlässigem Nicken hinnahmen, und wandte sich dann mit der Frage an dieselben: „Wo wohnen Sie, meine Herren?“

Der Geniale that, als hätte er die Frage überhört, der Studentle aber antwortete: „Meine Wohnung hat keine Nummer.“

„Wie so?“

„Wenn Sie es denn wissen wollen,“ fuhr der alte Knabe fort, „wir wohnen nicht.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich residire zum Beispiel gegenwärtig in einem Weinberghäuschen, wo ich auch, nach einer pomologischen Wanderung, die letzte Nacht zugebracht habe.“

„Sie sind gut aufgelegt,“ sagte der Fremde, „doch das geht nur im Sommer an.“

„Im Winter strecken wir uns auf eine Bierbank, nachdem wir den Tag im Lesezimmer einer öffentlichen Bibliothek zugebracht.“

„Aber wovon leben Sie denn?“ fragte der Fremde mit steigendem Interesse.

„Das gäbe eine Preisaufgabe,“ erwiderte der Studentle; „aber wir leben.“

„Bei Gott, eine jämmerliche Existenz!“ sagte der fremde Künstler für sich, aber der Geniale mußte die Worte gehört haben und versetzte kalt: „Mein Herr, hier dürfte in erster Linie unsere eigene Ansicht maßgebend sein.“

„Nichts für ungut,“ rief jetzt der Fremde, an den Hut greifend. Er hatte sich niemals in einer solchen Gesellschaft befunden und den Proletarier mit dem Homer in der Ursprache in der Tasche und mit überraschendem Urtheil in Kunst und Wissenschaft noch nicht gekannt. Das Gespräch war ihm indessen peinlich geworden und er freute sich, daß dasselbe durch den Eintritt eines Vierzehnten unterbrochen wurde.

„Siehe da, der Velten!“ riefen mehrere dem Eintretenden entgegen. „Bist Du denn nicht gepfändet und ausgewiesen worden?“

„Gestern,“ war die Antwort, „hätte Beides geschehen sollen. Ich ging deßhalb in meinen Geburtsort, ob sich dort nicht irgend eine Aussicht für mich böte, aber die Anwartschaft auf die Büttelstelle und das Steinschlagen waren die glänzenden Aspekte, die sich mir eröffneten, mir, einem Manne, der den Shakspeare übersetzte und unter die deutschen Klassiker gezählt wird. Ich kehrte deßhalb zurück, um noch einiges vor der Exekution zu retten. Da finde ich auf meinem Tische Quittung von sämmtlichen Gläubigern, und wie ich mich bei Anne befragte, erfuhr ich denn auch, wem ich das Alles zu danken habe, obgleich die betreffende Person kein Wort davon wissen will.“

„Nun, Velten,“ fragte ein langes, schwarz gekleidetes Subjekt, der sogenannte Pietistenlakai — „darf man die Person nicht auch wissen?“

„Du könntest sie errathen, denn es ist dieselbe, welche sich in's Mittel schlug, als ein Gewisser sich eines Kassenrestes wegen nicht mehr zu helfen wußte.“

„Aha, die Essigricke!“ riefen jetzt verschiedene Stimmen, der Pietistenlakai aber sprach von Verläumdung, summte aus dem ersten Psalme: „Sitzet nicht, da die Spötter sitzen,“ und nahm ein Schlückchen aus dem Branntweinglase.

Die Gesellschaft unterhielt sich nun fast ausschließlich über die Essigricke und der Fremde nahm den lebhaftesten Antheil an der Unterhaltung. Fast Jeder wußte einen interessanten Zug von der sonderbaren Person mitzutheilen, und ein Stündchen verstrich, ohne daß man es

merkte. „Die lieblichste Hebe," schloß der Geniale, „die jemals einem Künstler den Becher kredenzte! Und jetzt, o Ironie und Schicksalstücke! jetzt schenkt sie Essig ein.

»Lupus in fabula!« rief plötzlich der Studentle, „da kommt sie selbst; sie bringt den Essig in's Haus."

Den großen Krug unter dem Arme, war die Vielbesprochene in das Zimmer getreten und da und dort durch Zuruf oder beifälliges Nicken begrüßt worden. Am Schenkstübchen setzte sie ihren Krug nieder, nahm eine Prise und sah schmunzelnd im Kreise umher. Da nahte sich ihr wedelnd der Hund des anwesenden Nachtwächters und erhielt aus ihrer Tasche den erwarteten Leckerbissen, was sein Herr mit sichtbarem Wohlgefallen vermerkte.

„Seid Ihr jetzt bei Euren Kunden herum, Reinertin?" begann der Nachtwächter, als sie das verlangte Quantum Essig verabreicht hatte."

„Ja, Märte, jetzt bin ich fertig und Ihr fanget jetzt Euern Marsch alsg'mach an. Was will ich sagen, was macht denn auch 's Kaspers Möpsle? Ich hab's, mein' ich, schon lang nicht mehr g'sehn."

„Er wird eben alt, der Mops," war die Antwort, „und der Kaspar will ihn todtschlagen lassen, der Taxe wegen."

„O saget ihm," bat die Alte, sichtbar erschrocken, „er soll doch das nicht thun, ich woll' ihm lieber an der Tax etwas zahlen."

Mehrere nöthigten jetzt die Essigricke Bescheid zu thun. Der Pietistenlakai bot ihr in der Verwirrung das Branntweinglas, was sie jedoch mit den Worten ablehnte: „Ich lieb' das nicht, das macht an Niemand was Guts."

„Ei, Ricke," erinnerte jetzt der mystische, später bei einer Schatzgräbergeschichte betheiligte Schuster Zingerle, „habt Ihr die Reise einer Somnambule in den Mond und mehrere Sterne noch nicht ausgelesen? Ich hab' das Buch meinem Gevatter versprochen."

„Will's bringen, Zingerle, gleich morgen; könnt' ich dann ‚Stillings Heimweh' nicht haben? Ich möcht' das Buch gar zu gern lesen."

„Ihr könnt's wohl haben, aber Ihr versteht es nicht: die sonderbaren Geschichten und Liebschaften muß man ganz anders verstehen. Es sind alles christliche Allegorieen und Gleichnisse."

„Weiß wohl, Zingerle," erwiderte sie, ihn mit eigenthümlichem Lächeln betrachtend, „weiß wohl, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist, und so etwas les' ich am liebsten."

Krug und Trichter fassend ging die gute Alte mit freundlichem Kopfnicken hinweg, das mit einem vielstimmigen „Gute Nacht" erwidert wurde.

Friederike Reinert war die Tochter eines Fechtmeisters und Tambourmajors, der nebenbei noch einen Kramladen und eine Wirthschaft betrieb, welch' letztere sich vornämlich des schmucken Töchterchens wegen eines starken Besuchs erfreute. War Friederike auch keineswegs eine eigentliche Schönheit, so machte doch ihre regelmäßige Gestalt den freundlichsten Eindruck, das kräftige, schwarzäugige Gesicht verrieth Innigkeit und Energie, und mancher Fähndrich dachte nur an sie, wenn er vor dem Spiegel den Schnurrbart oder die ordonnanzmäßige Locke drehte. Freilich umsonst, denn das muntere Soldatenkind war die Verlobte des jungen Bildhauers Werner, der bei ihrem Vater Fechtstunde genommen hatte und die Braut nach seiner Rückkehr aus Rom heimführen wollte. Der Briefwechsel war anfangs sehr lebhaft, bald wurden jedoch die Briefe seltener, endlich blieben sie aus. Just die alte, immer wieder neue Geschichte! Friederike zweifelte jedoch nicht an seiner Treue und erklärte gewisse Gerüchte für Lügen. Sie litt indessen sichtbar. In wenigen Jahren war ihre Schönheit verblüht, das Feuer ihrer Augen erloschen.

Vater und Mutter starben; es fand ein Garnisonswechsel statt und Friederike lebte in demselben Verhältnisse bei der Tante, welche den Kramladen übernommen hatte und damit einen Obst- und Blumenhandel verband. Eines Tages saß Friederike vor dem Laden bei ihren Körben. Im nahen Posthofe waren gerade Fremde abgestiegen und ein Herr trat mit einer Dame vor die Körbe Friederikens, Blumen oder saftige Früchte einzukaufen. Es war der Bildhauer Werner mit seiner jungen Gemahlin. Mit diesem Moment war der Lebenslauf Friederikens gewissermaßen beendigt, denn sie erstand nach langer schwerer Krankheit als eine andere. Die Schwingen ihres Geistes waren gebrochen, ihr Gemüth war verflacht und sie lebte fortan in ungestörter Seelenruhe, wobei sie körperlich wieder auffallend erstarkte. Die Erinnerung an jenes traurige Wiedersehen trat allmälig in die Reihe jener fixen Ideen und Sinnestäuschungen, die vor ihrem nun wieder klarer werdenden Bewußtsein schwanden. Sie kehrte endlich wieder zu der gewohnten Beschäftigung zurück und wurde mit Wohlwollen und Nachsicht behandelt, wozu ihre Gutmüthigkeit und ihr stiller unermüdlicher Fleiß vieles beitragen mochten. Sie war reinlich und pünktlich gekleidet, hatte jedoch den Sinn für Putz und Mode gänzlich verloren und legte die Trauerkleider niemals wieder ab. Man hatte sie nämlich beredet, daß Werner gestorben sei, was auch in einigen Jahren wirklich geschah. Mit Vorliebe besorgte sie das Geschäft der alten, oft kränklichen Tante, welche ihren Kunden des Abends den Bedarf an Essig in die Wohnungen brachte. Die Tante starb; ihr Tod machte auf Friederike nur einen geringen Eindruck. Mechanisch setzte sie das Geschäft derselben fort und durchwandelte lange Jahre die Stadt unter dem Namen **Essigricke**.

Durch die Hinterlassenschaft ihrer Mutter vor Nahrungssorgen geschützt, mochte ein geringer Zuschuß zur Befriedigung ihrer weiteren Bedürfnisse genügen. Ihre durch Werner geweckte poetische Begeisterung war bei der religiösen Richtung ihres Gemüths fromme Schwärmerei geworden, welche hauptsächlich durch das Lesen mystischer Bücher ihre Nahrung erhielt. Nicht selten sah man sie mit ihrem Kruge, dessen Schwere sie durch vieljährige Gewohnheit nicht mehr zu fühlen schien, vor dem Schaukasten eines Antiquars, die ausgestellten alten Bücher musternd, und selten war ihr der Preis zu hoch, wenn der Titel eines Buches sie reizte; neue Bücher ließ sie jedoch gänzlich unbeachtet. Gesprächig und freundlich erzählte sie wohl auch da und dort von den seltsamen Dingen, die sie aus ihren Büchern erfahren, und borgte diese wohl auch ihren Kunden, besonders wenn ihr dagegen ähnliche Schriften geliehen wurden. Dieß war z. B. bei der Großmutter des Verfassers der Fall, welcher als Knabe einen großen Theil der essigduftenden, zum Theil mit Kupfern ge-

schmückten Literatur der Alten durchblätterte und ihren seltsamen Reden horchte. Außer mehreren apokryphischen Evangelien und Erklärungen der Apokalypse besaß sie Werke von Swedenborg, Jakob Böhme, Bengel und Oetinger, Ritualien der böhmischen Brüder und verschiedene alchymisti sche und kabbalistische Schriften.

Die Essigricke war sehr wohlthätig. Ereignete sich irgend ein Unglücksfall, der durch Gaben gemildert werden konnte, so war sie eine der Ersten, die, wie sie vorgab, im Auftrage anderer Personen ihr Scherflein darbrachte. Konnte ein armer Knabe seine Bütte Fegsand nicht los werden, so brachte er ihn der Essigricke. Ein

Essig-Ricke.

Kind, das, fast noch Säugling, von seiner ledigen Mutter mißhandelt wurde, brachte sie, wie man erst nach ihrem Tode erfuhr, auf eigene Kosten, bei armen, aber guten Leuten unter. Ganz besonderes Interesse hatte sie für Waisenkinder, bei deren Anblick ihr stets die Augen übergingen. Sie mußten ihr aus der Heimat und von den verstorbenen Ihrigen erzählen, und sie lud sie ein, an ihrem Ausgangtage zu ihr zu kommen. Das Alles konnte freilich nicht ganz verborgen bleiben; ein Verein für verschämte Hausarme machte sie zu seinem Ehrenmitgliede, weil er ihr stilles Wirken kannte und ihre ausgebreitete Bekanntschaft dem Vereine von Nutzen sein mußte. Einst wurde die Essigricke von der Tochter einer vormals sehr wohlhabenden Beamtenwittwe gebeten, gegen eine bestimmte Summe, der man jetzt nothwendig bedürfe, die noch aus bessern Zeiten vorhandenen Pretiosen in ein Leihhaus zu

tragen, wo man aber, an der Aechtheit zweifelnd, das Verlangte nicht darauf geben wollte. Die Alte suchte nun in ihren Verstecken nach, brachte die Summe selbst zusammen, übergab dieselbe der bedrängten Honoratiorenfamilie und machte später mit den Pretiosen, werthvollen alten Familienstücken, jenem Fräulein ein Hochzeitsgeschenk.

Bekannter als ihre Mildthätigkeit gegen Menschen ist ihre Barmherzigkeit gegen Thiere geworden. Sah sie ein Pferd von einem Fuhrmann, ein gehetztes Kalb von einem Fleischer mißhandeln, so legte sie erst eine leise, schüchterne Fürbitte ein, fand diese aber keinen Eingang, so richtete sie sich hoch auf und warf dem Thierpeiniger laut die schärfsten, schneidendsten Worte in's Gewissen, die doch Manchen stutzig machten und zum Nachdenken brachten. Herrenlosen Hunden und Katzen verschaffte sie in einem guten Hause ein Unterkommen, kranke nahm sie in ihre kleine Wohnung auf, brachte ihnen Medikamente bei und führte sie genesen wieder ihren Herren zu. Für schmalgehaltene Hunde und Katzen hatte sie stets in der Seitentasche einen guten Bissen bereit, den sie sich in irgend einer Küche erbeten oder wohl auch gekauft hatte. Im strengen Winter hielt sie für die aus dem Garten zu ihr einfliegenden Vögel offene Tafel, kaufte auf dem Markte Amseln, Staaren und andere Vögel, fütterte sie tüchtig heraus und ließ sie bei eintretendem Thauwetter fliegen. Ein längst verstorbener, aber unvergessener Geistlicher jener Stadt, der letzte, der noch die vormals übliche Amtstracht eines Stadtpfarrers trug und sich selbst der leidenden Kreatur in jeder Weise anzunehmen pflegte, hatte manchen schönen Zug von der alten Reinert vernommen und beschloß, ihr einen Besuch zu machen. Er traf bei ihr ein altes, mit Kienspänen handelndes Bäuerlein, dem sie eine gebrannte Suppe gekocht hatte, sie selbst aber mit der Pflege eines blutenden, aus einem Fenster gefallenen Kätzchens beschäftigt. Er reichte ihr die Hand, unterhielt sich auf's herzlichste mit ihr, schüttelte aber zu ihren etwas sektirerischen Religionsansichten lächelnd den Kopf. Gleichwohl erwähnte der greise Geistliche in einer seiner nächsten Predigten einer barmherzigen Samariterin, die mit geringen Mitteln unter Menschen und Thieren so viel Gutes wirke. Die meisten seiner stets zahlreichen Zuhörer verstanden ihn und lispelten einander zu: Das ist die Essigricke!

Es konnte nicht fehlen, daß Manche auf die Vermuthung kamen, die Alte müsse im Besitz eines bedeutenden Reichthums sein; besonders da ein guter Freund derselben, ein alter Sägenfeiler, bei dem sie zuweilen den Abend zubrachte, für einen Goldmacher und, so lächerlich es klingt, für den Liebhaber der Essigricke galt. Es wurde auch öfter bei der Reinert eingebrochen, ohne daß die Diebe jedoch etwas gefunden hätten, das ihnen des Mitnehmens werth geschienen.

Der Verfasser erinnert sich, als Knabe die Essigricke einmal in ihrer Wohnung besucht zu haben, um für den schlimmen Finger der Köchin ein Pflaster zu holen. Die Alte war eben in ihrer kleinen Küche mit der Bereitung dieses Pflasters beschäftigt. Es war zur Winterzeit, schon dunkel und die Reinert saß, einen kleinen Rost über eine Flamme haltend, am Herde. „Komm her, Kleiner," sagte sie, als hätte sie meine Gedanken errathen, „ich bin keine Hexe und thue Niemand nichts. In einer Viertelstunde kannst Du das Pflaster Deiner Kathrine bringen, das wird ihr Ruhe schaffen." Mit Herzklopfen sah ich also der Bereitung der berühmten Salbe zu. „Sieh her," fuhr sie fort, „dann kannst Du es einmal auch machen. Auf der Gabel brennt feiner, mit Haber bespickter Speck, die blau brennenden Tropfen fallen auf gelbes Wachs und reines Fichtenharz, das wird davon flüssig. Jetzt wird das Ganze noch zum Kochen gebracht, etwas Safran darunter gerührt und durch ein Tuch auf dieses nasse Rähmchen gegossen, und sobald das Pflaster fest geworden, so ist es fertig." — Dieses Pflaster hatte für alle offene Wunden einen bedeutenden Ruf und wurde unentgeltlich von ihr verabreicht.

Es war nach vielen Jahren, als ich einst in den späteren Abendstunden, um schnell aus einer Stadtgegend in die andere zu kommen, eine enge, spärlich beleuchtete Straße passirte. Da vernahm ich so eigenartige musikalische Töne, daß ich stille hielt, mich besinnend, mit welchem Instrumente sie hervorgebracht würden. Es wurde mir klar, es konnte nur eine Violine sein, der Musiker aber, der dieses Capriccio spielte, mußte sich in der sonderbarsten Laune befinden oder selbst ein Sonderling sein. Diese ausdrucksvollen und doch so regellosen Töne kamen aus dem Erdgeschoß. Durch die Spalten eines morschen Fensterladens und runde, in Blei gefaßte Scheiben drang ein schwaches Licht. Eine flackernde Lampe beleuchtete zwei vor einer Werkbank sitzende Personen. In der einen erkannte ich die Essigricke, so mußte wohl der Mann mit dem stark markirten slavischen Gesicht und grauen Barte der Sägenfeiler sein. Er hat aufgehört zu spielen, unverwandt ist sein schwarzes Auge in ein großes, mit Messing beschlagenes Buch gerichtet, aus dem er seiner andächtigen Zuhörerin in singendem Tone Worte einer fremden vokalreichen Sprache recitirt, welche sie mit einer eintönigen Strophe erwidert. Nach dieser liturgieähnlichen Andacht begann eine zwanglose Unterhaltung, und zwar über nichts Geringeres als über die Zukunft der christlichen Kirche und die Wiederbringung aller Dinge. Das also war die Unterhaltung der Essigricke mit dem Liebsten.

Aber siehe! Der Alte hat das Buch, das er mit besonderer Ehrfurcht behandelt, geschlossen, sorgsam in einen Teppich geschlagen und in einer Lade verwahrt. Er ergreift jetzt wieder die Geige und beginnt eine einfache, aber eigenthümliche Melodie zu spielen. Dem ersten besten Hörer konnte diese Melodie voll ungelöster Dissonanzen fast barbarisch erscheinen, ein gebildetes Ohr mußte jedoch in den düstern und schwermüthigen Formen dieses Spiels Idee und Charakter erkennen, wohl geeignet, ein begeisterungsfähiges Gemüth zu ergreifen. Und nun begannen beide zur Geige eine seltsame Melodie zu singen. Das Auge des Sängers glänzt, seine eingefallene Wange röthet sich und auch seine Gefährtin scheint nur in den Tönen zu leben, in welche sich ihre etwas grelle, zitternde Stimme mischt. Die Melodie, von strengem, eigenthümlichem Gepräge, schien eine Tradition längst vergangener Zeiten.

Nach einem kurzen, unverständlichen Gebete holte der Sägenfeiler zwei Becher herbei, in die er Wein aus einem sonderbar geformten Gefässe goß und seiner Genossin auf einem ausgebreiteten Tuche vorsetzte, ob als irdischen Labe-

Digitized by Google

trunk, ob als symbolische Feier, war nicht zu erkennen. Nachdem sie schweigend das vorgelegte Brod verzehrt und die Becher geleert hatten, erhoben sie sich und reichten sich die Hand, worauf die Essigricke ihren Krug aufnahm und mit einem stillen: Gute Nacht! den priesterlichen Freund verließ.

Andern Tages machte ich unter einem schicklichen Vorwande die nähere Bekanntschaft des Sägenfeilers. Er war aus Kamnitz gebürtig und hieß eigentlich Czenko. An den Wänden seiner schmucklosen Werkstätte, in welcher sich hinter einem Verschlage auch sein Lager befand, hingen die Bilder Johann Ziska's und des Procopius Rasus, und seine seltsamen Melodien stammten wohl aus dem begeisternden Kultus der alten Hussiten.

Die geschilderte Scene datirt sich aus den letzten Lebensjahren der Essigricke. Sie hatte sich seit jener schweren Krankheit des besten Wohlseins erfreut und vierunddreißig Jahre lang täglich ihren Essigkrug von Haus zu Haus getragen. Ueber ihre kleine Hinterlassenschaft hatte sie längst verfügt, ihre Bestattung angeordnet und die Kosten derselben hinterlegt. Zwölf bedürftige Männer, worunter die meisten Ritter der oben erwähnten Tafelrunde, waren von ihr zu Sargträgern bestellt, für welchen Liebesdienst sie von ihrer Wohlthäterin mit einem Legate zu einem neuen Anzuge bedacht worden waren. Die äußerst zahlreiche Begleitung bestand aus Personen fast aller Stände und die Theilnahme äußerte sich in der verschiedenartigsten Weise. Waisenkinder, deren besondere Freundin sie war, sangen das „Ruhet wohl“, junge Künstler, die ihre Geschichte kannten, Klopstocks „Auferstehn“.

Ein Hausbewohner, durch das Lautwerden ihrer Thiere aufmerksam gemacht, hatte ihre Wohnung geöffnet und die Alte todt im Bette gefunden. Sie hielt noch ihren kleinen, durch den Gebrauch abgegriffenen Thomas a Kempis in der Hand, jenes merkwürdige Büchlein, das so vielen Tausenden in Schloß und Hütte, in Kloster und Familie Trost und Erquickung gebracht. Und so bewährte auch die Essigricke das bekannte Dichterwort:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Der Pilatus.

(Mit einer Ansicht in Farbendruck.)

Hat der Pilatus einen Hut, so wird das Wetter gut,
Hat er einen Kragen, so kannst du's wagen,
Hat er einen Strich wie ein Degen, so gibt es Regen.

Der Name des Rigi hat den Etymologen oder Wortklaubern viel Kopfzerbrechens gemacht, wie sie ihn aus der rechten Quelle herleiten möchten: bald soll der Berg, so mild und lieblich er ist, ein mons rigidus, d. h. ein Rauhberg sein, bald eine regina montium oder Bergkönigin, wegen der weitherrschenden Aussicht oder mit Beziehung auf das Gnadenbild der Maria zum Schnee; bald verzichten sie klüglich auf eine Deutung des Wortes, als einer uralten Schöpfung der Keltensprache. Auf gleiche Weise haben wir die Auswahl bei dem Namen des Pilatus, der früher von seinen gebrochenen Felsspitzen Fracmont hieß. Entweder ist er uns ein mons pileatus, d. h. behuteter Berg, oder ein mons pilatus, d. h. Kahlenberg, oder lassen wir mit dem Volksglauben den römischen Landpfleger Pilatus Gevatter stehen. Damit verhält es sich aber folgendermaßen.

Pilatus wurde, in Folge schlechter Verwaltung der ihm anvertrauten Provinz, nach Rom berufen und vor Kaiser Tiberius gebracht, der ihn, zum Erstaunen Aller, sehr freundlich und achtungsvoll empfing und, statt zu strafen, huldvoll entließ. Kaum jedoch war Pilatus hinaus, als bei dem Kaiser der alte Zorn wiederkehrte und der Landpfleger abermals vorgeladen wurde. Doch auch bei dem zweiten Erscheinen verschwand wie durch ein Wunder der Haß des Fürsten, und der reichlich beschenkte Pilatus verließ zum zweitenmal ungestraft den Palast. Diese Erscheinung wiederholte sich noch mehrmals, so daß man zu dem Schluß kam, der Landpfleger müsse ein Zauberer sein oder ein ihn schützendes Amulet tragen. Man untersuchte ihn und siehe man fand auf seinem Körper das Kleid des gekreuzigten Christus; sobald er aber dessen beraubt war, verfiel er auch der schonungslosen Ungnade des Kaisers, ward in den Kerker geworfen und entleibte sich selbst. Sein Leichnam, in die Tiber versenkt, regte den Fluß so gewaltig auf, daß man ihn wieder herausfischen und in ein anderes Wasser werfen mußte; aber auch hier verursachte er Sturmfluth und Wogenbrandung, bis man ihn zuletzt in den kleinen See des Pilatus nach Helvetien brachte und allda versenkte. Hier trieb er als Spukgeist sein Unwesen Jahrhunderte lang, schädigte Hirten und Heerden und wurde namentlich bis zum Rasen wüthend, wenn irgend Jemand Steine nach ihm in den Bergsee warf. Dann entstanden gräßliche Ungewitter mit Hagel und Verwüstung, so daß ein wohlweiser Rath der Stadt Luzern im 14. Jahrhundert bei hoher Strafe verbot, auf den Pilatus zu gehen, und besondere Wächter bestellte, welche die Zugänge beaufsichtigen mußten.

Solche Bewandtniß nun hat es mit der Volkssage. Den Rigi aber haben wir am Eingang nicht umsonst genannt; denn die Reisenden sind neuerdings unschlüssig geworden, ob sie den Pilatus oder den Rigi besuchen sollen, und wenn sie beide Berge bestiegen haben, welchem der-

selben der Preis gebühre. Der Pilatus verhält sich zum Rigi wie das Epos zur Idylle, sagt Bädeker, und Berlepsch sagt: der Rigi ist seinem ganzen Wesen nach milder, weicher, weiblicher, der Pilatus ernster, alpinischer, männlicher. Wir selbst aber sind jetzt darauf angewiesen, für den hauptumwölkten Pilatus Partei zu nehmen.

Südwestlich von Luzern erhebt sich diese imposante Gebirgsmasse 6850 Fuß über das Meer, also 1300 Fuß höher als der Rigi. Ihr unterer Theil ist mit obstreichen Matten, mit schönen Weiden und Wäldern bedeckt und bildet eine wahre Schatzkammer für den Botaniker, während sie nach oben in kahle, wild zerklüftete Zacken und Hörner ausläuft. Von Hergiswyl, einem freundlichen Dorfe am Ufer des Vierwaldstättersees, steigen wir auf bequem hergestelltem Wege ohne Anstrengung durch Wiesen und Bauernhöfe hinan. Unter uns erblicken wir das Kreuz des Vierwaldstättersees, darüber den Rigi, ganz vorne den Bürgenstock, dahinter die Mythen und eine große Anzahl von Firnflächen und Hörnern allerwärts hervortauchend. Nun führt der Weg meist durch Wald und dann im Zickzack über Gerölle und Trümmerfelder, bis wir nach kaum vier Stunden auf das Klimsenhorn gelangt sind, wo das Auge von den Urner Bergen hinüberschweift bis in die Gegend von Freiburg und zum Neuenburger See. Vom Hotel Klimsenhorn führt ein gut angelegter Weg in einer Stunde zu der 20 Fuß hohen, kaminartigen Felshöhle Kriesiloch, durch welche man auf zwei Leitern zu dem Gasthof Bellevue am Fuße des Esels gelangt, dessen 6532 Fuß hoher Gipfel dann in wenigen Minuten erreicht ist. Hier entfaltet sich eine Aussicht von überraschender Pracht und Erhabenheit, weit großartiger, als die vom Rigi-Kulm. Das ganze Berner Oberland mit seinen Schneebergen liegt aufgeschlossen da und läßt seine Gebirgsriesen gewaltig und scharf erkennbar aus dem Gipfelgewirr hervortreten. Und dieses Panorama erweitert sich noch, wenn wir das 30 Fuß höhere Tomlishorn ersteigen. Wem es glückt, von hier einen Sonnenuntergang zu sehen, der hat sein trunkenes Auge in eine der größten Naturscenen getaucht.

Zum Schlusse empfehlen wir jedem, der nur wenig Zeit und Geld auf eine Schweizerreise verwenden kann, den Besuch des sagenreichen Pilatus. Für Weg und Steg, für Kost und Nachtlager ist durch den wackern Kaspar Blättler neuerdings auf's trefflichste gesorgt worden und so empfängt man ohne viel Aufwand und Strapazen in wenigen Stunden eine reiche Anschauung von den anmuthigen und furchtbaren Wundern der Gebirgswelt.

Ein Normannen-Thurm.

(Mit Abbildung auf S. 333.)

Als der germanische Volksstamm der Normannen den wichtigsten Theil des nördlichen Frankreichs im zehnten Jahrhundert erobert hatte, entfaltete sich in der Normandie aus wohlgegründeten Machtverhältnissen ein eigenfarbiges Kulturleben, welches das kräftige, gewandte, abenteuerlustige Wesen der reichen Eroberer auch in einem besonderen Baustil abspiegelte. Diese Architektur verräth durch die anspruchslose Einfachheit der Massen den romanischen Ursprung, ohne deßhalb einer reicheren Ausschmückung zu entbehren, die aber, dem herben nordischen Geiste entsprechend, das biegsame Pflanzenwerk verschmäht und sich auf ein Spiel mit reichverschlungenen Linien beschränkt. Der Zickzack, die Raute, der Stern, der Diamant, das Schachbrett, der gebrochene und gewundene Stab, das Tau, die Schuppen- und Mäanderverzierung sind die Grundformen, aus welchen die Dekoration sich zusammensetzt, auch finden sich an Consolen, Gesimsen und andern geeigneten Stellen Thierköpfe und groteske Gestalten von derbem Meißelwerk, die den Eindruck des wild Phantastischen hervorbringen.

Dieser normannisch-romanische Baustil wurde auch auf England übertragen, nachdem die Normannen dort unter ihrem Herzog Wilhelm (1066) Fuß gefaßt hatten. Doch erfuhr seine Ursprünglichkeit wesentliche Umgestaltungen. Die einheimischen Werkleute und der Geist des Landes drückten den architektonischen Schöpfungen Manches von dem sächsischen Charakter auf und andererseits blieb die Sinnesart der Eindringlinge, die jetzt herrisch und übermüthig geworden waren, nicht ohne Einfluß. Mit schweren Massen verbinden sich hier überladene Gliederungen und mehr Ornamente, als bei den Bauten im Stammlande; auch wachsen die Verzierungen nicht rein und naturgemäß aus der Gesammtanlage hervor, sondern erscheinen häufig als eine Zuthat der Willkür.

Unsere Abbildung zeigt den Normannenthurm in Bury St. Edmunds, einer schönen und blühenden Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk. Er ist mit der dortigen St. Jakobskirche in Verbindung gebracht und wurde im Jahre 1842 mit beträchtlichem Kostenaufwand restaurirt, wobei man mit der größten Gewissenhaftigkeit seine ursprüngliche Gestalt zu bewahren suchte. Solche hohe und mächtige Thürme bildeten den Kern der festungsartigen Schlösser, welche sich die Großen der alten Zeit erbauten; sie waren zur Wohnung des Herrn und zur Vertheidigung bestimmt, durch kleine Fenster erleuchtet und nur durch eine Freitreppe zugänglich, die von außen, der Mauer entlang, in ein oberes Stockwerk führte.

Das schwarze Schloß.

Novelle von N. v. Hof.

(Schluß von S. 345.)

Ein Jugendfreund.

Solche Einkehr war damals nichts so Ungewöhnliches und man nahm den Gast ohne Weiteres auf. Er setzte sich nieder in der geräumigen Halle, ein prächtiges Feuer erleuchtete sie mit den rothen Streiflichtern der Flammen und bald kam ein Diener und zeigte ihm an, daß sein Herr ihn zu sprechen wünschte, sobald er sich einigermaßen erfrischt hätte.

Darauf führte man ihn in das Zimmer, das ihm für die Nacht bestimmt war. Es war eines jener Gemächer, wie man sie einem Untergebenen, vielleicht dem Diener eines Gastes, angewiesen haben würde. Sidney konnte ein Lächeln kaum verbergen: eine neue Form meines seltsamen Geschickes, dachte er bei sich selbst, denn es war zum ersten Mal, daß er Seinesgleichen als gemeiner Mann — er reiste als Pferdehändler — gegenüber treten sollte.

Kaum hatte er sich einigermaßen von den Spuren seiner Reise befreit, als man schon kam, ihn zu Herrn Llandillo zu führen, der seiner wartete.

„Llandillo?“ wiederholte er für sich, „einst hatt' ich einen lieben Freund des Namens, aber das war im Süden von Wales, nicht in Irland, nein, es wird nicht Hardreß Llandillo sein, oder mein Geschick wäre heute gut gelaunt.“

Bald darauf stand er vor einem hohen ernsten Manne, der ruhig in seinem Sessel zurücklehnte, während er Sidney vor sich stehen ließ; er beschirmte seine Augen mit der Hand und besah sich seinen Gast völlig ungenirt, dann bog er sich vorwärts, als ob er dessen Gesicht noch deutlicher zu erkennen wünsche, auch die hohe Kerze schob er an den Rand des Tisches, erhob sich dann langsam, und schritt, noch immer schweigend, auf den Fremdling zu.

Während dessen war auch Sidney's Aufmerksamkeit bedeutend angeregt, er gab den forschenden Blick zurück und hatte in seinem Wirth einen alten Freund entdeckt, aber er wartete ruhig, bis jener im Tone höchsten Erstaunens ausrief: „Sidney Bromham? seid Ihr's, oder nicht? Wahrlich, Ihr müßt von den Todten erstanden sein!“ — „So viel ich weiß, bin und war ich nicht todt, seit wir uns zuletzt sahen; aber das ist lange her; ich wußte nicht, daß ich Euch hier finden sollte, und ich preise mein Geschick für diesen Freundschaftsdienst,“ sagte Sidney, während sich die Beiden herzlich umarmten.

Nachdem die ersten Begrüßungen unter freudiger Ueberraschung ausgetauscht waren, hatte Sidney einen ausführlichen Bericht seiner Erlebnisse zu geben, dem Hardreß Llandillo mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, und es entging Sidney nicht, daß sich das Antlitz seines Wirthes während der Erzählung mehrmals in düstere Falten legte, ja einmal begegnete ihm ein ganz feindlicher Blick, der jedoch im Nu wieder verschwunden war. Und als er endlich schwieg und nun von dem Freunde auch erfahren wollte, wie ihn sein Geschick geleitet, da wurde der Gegensatz sogleich offenbar. Wie das Geschick der beiden Männer, die als Knaben Freunde waren und in demselben Glauben — dem Glauben an eine unantastbare Königswürde — erzogen wurden, sich verschieden gestaltet hatte, so gingen auch ihre Gesinnungen und Principien auseinander: der Eine war königlich gesinnt, der Andere war ein Anhänger der neuen Regierung.

Ueberdieß war Hardreß ein Mann, dessen heftige Leidenschaften seinen Charakter unzuverlässig machten; mehr als einmal hatte er sich verschiedenen Parteien zugewandt, und zwar jedesmal mit Haß gegen diejenige, der er nicht länger angehören wollte, weil entweder seine Herrschsucht, sein Argwohn oder sein Nationalstolz in irgend einer Weise verletzt worden waren. Er gehörte ursprünglich einer altirischen Familie an, und erst durch Verheirathung war der Name einer Familie von Wales, der Name Llandillo, auf ihn gekommen.

Und dieser Nationalstolz wurde unglücklicher Weise gleich anfangs durch eine Bemerkung Sidney's verletzt. Hardreß wollte seinen Gast bekehren, oder vielmehr seine Ansicht beherrschen, aber Sidney — der einst mit Presscott um den Vorrang gestritten, wer von ihnen beiden das größere Recht habe, für den König in den Tod zu gehen — konnte sich nicht enthalten einem Manne seine Geringschätzung an den Tag zu legen, der mit dem Winde segelte und es sich gut sein ließ.

So fand Hardreß' Hausfrau, als sie hereintrat, die Männer schon in einem scharfen Wortwechsel, der sich kaum vor ihrer Gegenwart etwas sänftigte. Es war Sidney bitter leid in dieses Haus gerathen zu sein, und indem er seinem Gefühl Worte lieh, reizte er seinen Wirth von neuem. Wären Verrath und Untreue seiner Seele nicht durchaus fremd gewesen, so würde er wahrscheinlich weniger unvorsichtig zu Werke gegangen sein, auch hinderten ihn seine Jugend und Unerfahrenheit an der Einsicht, daß er in diesem Falle seinem Könige mit schwärmerischer Anhänglichkeit nichts nützen könne.

„Mein Freund kannst du nicht länger sein,“ sagte er zu Hardreß, als man sich trennte; „also laßt uns scheiden, und nehmt meinen Dank für Eure Bewirthung; wenn Ihr erwacht, weile ich nicht mehr unter diesem Dache.“

In seinem einfachen Zimmer wieder angelangt, warf

er sich sogleich auf's Lager, um von der Ermüdung des Tages baldmöglichst auszuschlafen, auch war er mit Sonnenaufgang reisefertig, um Zimmer und Haus in aller Stille zu verlassen. Aber wie versteinert blieb er auf der Schwelle stehen, als ihm vier Bewaffnete mit dem Bescheid in den Weg traten, daß er nach dem Willen ihres Herrn dieses Zimmer nicht verlassen dürfe, bis seine Herrlichkeit der Protektor ihm einen andern Aufenthalt angewiesen hätte. (Cromwell erhielt zwar die Würde als Protektor in officieller Weise erst am Ende des Jahres 1653, aber seine Anhänger liebten es, ihm diesen Titel schon früher beizulegen.) Kaum lassen sich die vielfachen Qualen schildern, die von Sidney's Seele Besitz nahmen. Schmerz und Enttäuschung folterten ihn Tag und Nacht, und es verging geraume Zeit, ehe sich sein Zustand nur so weit abklärte, daß er dem alten Diener, dem er anvertraut war und der eine Art von rauhem aber wohlgemeintem Antheil an ihm zu nehmen schien, gestatten konnte, sich ihm mit einer Anrede zu nähern. Dieser Alte bot dem gefangenen Jüngling eine Bibel an, die derselbe mit kurzem Danke hinnahm.

Als er später wieder anzukommen suchte, fand er schon ein willigeres Gehör; er sollte dem Arrestanten dießmal ankündigen, daß der Protektor über ihn verfügt habe.

Indessen waren für Hardreß Llandillo die Tage nicht angenehmer verflossen. Er hatte sich nach London begeben und seine That dem Protektor gemeldet. Cromwell aber, der nicht nur ein großer General, sondern auch ein scharfer Beobachter und tiefer Menschenkenner war, maß den Sprecher mit langem Blicke, und als derselbe geendet, sagte er mit dem ihm eigenen, unergründlichen Lächeln: „Ihr habt Euch mir äußerst dienstbeflissen gezeigt in der Sache, der ich Leib und Seele gewidmet: es ist die Sache des Vaterlandes, das wahrlich keine ärgeren Feinde hat, als die, welche der Familie Beauclare angehören, und das Vaterland kann Euch sein Vertrauen und seine Anerkennung nicht besser beweisen, Euch nicht höher ehren, als indem es Euch zum Wächter über jenes unheilbrütende Schlangengezücht macht. Wachet denn bei Tag und Nacht für die heilige Sache Englands, haltet den Gefangenen in sicherem Gewahrsam auf Eurem Schlosse." Nach kurzem Schweigen warf er seinen Blick, den harten, mitleidlosen, noch einmal auf die gebeugte Gestalt des vor ihm Stehenden und sagte in schneidendem Tone: „Und hütet Euer Schloß und Euren Namen wohl, Hardreß Llandillo, daß kein Mensch es wage, meine Worte zu mißdeuten, wie die Worte des Henry of Hereford mißdeutet wurden, denen zufolge Richard II. sein Leben auf dem Schlosse Pomfret verlor. Cromwell braucht keine Meuchelmörder, das Schwert der Gerechtigkeit thut seine Arbeit bei hellem Sonnenlicht, auf offenem Platze, vor tausend Zeugen." Hier wollte er sich abwenden und der Audienz ein Ende machen, doch blickte er noch einmal nach Hardreß zurück mit jener Meisterschaft der Heuchelei, wie sie kein anderer Herrscher je geübt, und sagte schnell: „Ihr habt dem Vaterlande einen Dienst erwiesen, vielleicht würdet Ihr auch Cromwell einen leisten, dann bitt' ich, behandelt Euern Gefangenen mit Großmuth."

Damit hatte er sich rasch entfernt. Hardreß stand noch immer wie vernichtet, es kochte in ihm vor Wuth und Enttäuschung, aber hier konnte er sich mit keinem Worte Luft machen. Der zermalmende Blick, mit dem ihn Cromwell entlassen, ließ nur eine einzige Möglichkeit übrig — strengsten und schweigenden Gehorsam. So strafte der große Hypokrit den kleinen, anstatt ihn zu belohnen, und zwar mit jener unerbittlichen Strenge, die wohl den Splitter im Auge des Andern, aber nicht den Balken in seinem eigenen Auge entdeckt. Hardreß sah wohl, daß ihm der Rücktritt zur königlichen Partei für immer abgeschnitten war, die eben empfangene Demüthigung aber machte ihm diejenige verhaßt, der er sich gerade durch sein Schergenamt unwiderruflich verknüpft hatte. Sein Schloß wurde ihm verleidet, in den Augen seiner Diener glaubte er stummen Hohn und Vorwurf zu bemerken. Es litt ihn nicht länger dort, er verließ es und begab sich auf's Festland.

Sidney blieb in der treuen Haft des alten Soldaten, der die Befehle Cromwells und seines Herrn mit felsenfester Gläubigkeit für seines Lebens höchste Pflicht erkannte; er stellte sie nie in Frage, bezweifelte und vertheidigte sie nie, er führte sie aus in einfältiger unverfälschter Treue, und nicht ohne jene Milde, die ihm sein menschenfreundliches Herz eingab.

Er pflog manche lange Unterhaltung mit dem gefangenen Jüngling, der aus seinen einfachen, unstudirten Angaben bald den wahren Zusammenhang der Umstände und Thatsachen errieth.

Das Zimmer, welches Sidney angewiesen war, seit der Protektor über ihn verfügt hatte, lag zu ebener Erde; ein Fenster, mit starken Eisenstangen verwahrt, ging auf den Hof hinaus, der den Hunden als Aufenthaltsort diente. Eine Thür führte in einen andern engeren Hofraum. Dieser, ringsum mit hohen Mauern versehen, in denen sich nicht ein Fenster, nicht eine Lucke gewahren ließ, war leblos und unzugänglich von allen Seiten und bot nichts, auch gar nichts, worauf das Auge hätte ruhen mögen, als ein Epheugeranke, das in einer Ecke des kleinen Gevierts aufgesprungen war und mit schönem kräftigem Gezweige, von dunkler Blätterfülle, das rauhe Mauerwerk beinahe bis zur Hälfte der Höhe überdeckt hatte.

Man hatte Sidney alle seine Habseligkeiten zurückgegeben, auch das kleine Packet mit dem Gelde; an Büchern und Schreibmaterial fehlte es ihm nicht, und mit Nahrung und Kleidung wurde er reichlich versorgt.

Aber gerade darum, weil jede Bedingung des physischen Lebens erfüllt war, steigerte sich die Sehnsucht nach geistigem Leben, nach Freiheit, um so höher; es gab Momente, wo er an dieser Sehnsucht zu ersticken glaubte.

Tausend und aber tausend Mal dachte er an Grisselda, aber ach, für seine Briefe hatte er keine Besteller, für seine Grüße keine andern Boten, als die eilenden Wolken.

Seine Bücher und Schriften waren ihm zuwider und er wandte sich dem einzig Lebenden zu, was ihm

geblieben war — dem Epheu, den er begoß, dessen Blätter er mit liebender Sorgfalt vom Staube reinigte. Auch konnte man sehen, wie er beide Arme durch das Eisengitter vor seinem Fenster ausstreckte, bis ein prächtiger Neufoundländer, der sich in der Nähe aufzuhalten pflegte, herbeikam, zu ihm aufsah mit seinen treuen braunen Augen, ihm die Hände leckte wie in stiller Theilnahme, oder es geschehen ließ, daß sie liebkosend auf seinem schön behangenen Kopf und Halse ruhten. So war eine Art von Freundschaft entstanden zwischen Sidney dem Menschen und Sidney dem Hunde, denn diesen Namen führte der Neufoundländer. Ersterer verfehlte nie seine Mahlzeiten mit letzterem zu theilen, und letzterer fehlte nimmer, wenn die bleiche Hand des ersteren in stummer Sehnsucht durch das Fenster fuhr.

So verlebte Sidney drei Jahre und fünf Monate. Es war an einem herbstlich umnebelten Abend, als er still in seinen kleinen Hof hinaustrat und, mit einem starken Griffe in die Zweige seines wohlgepflegten Epheu's, dessen Zähigkeit prüfte; dann setzte er sich, wie gewöhnlich um diese Zeit, in die Nähe des Kamins. Endlich schlug die Stunde, wo sein Wächter mit dem Nachtessen kam. Mit hochklopfendem Herzen und unsichern Bewegungen nahm er einige Bissen und setzte sich dann wieder auf seinen Platz. Als der alte Mann kam, die Reste hinwegzunehmen, fand er seinen jungen Gefangenen in äußerst schweigsamer Stimmung, er hielt sich daher nicht lange bei ihm auf, murmelte etwas von: sehr natürlich! zwischen den Zähnen, womit er Sidney's finstere Stimmung zu entschuldigen suchte, da derselbe es nicht für sich gethan hatte, und schloß das Zimmer hinter sich, legte auch die eiserne Thürstange vor, was ein Zeichen war, daß er vor morgen nicht zurückkehren werde.

Nachdem seine Schritte verhallt waren, richtete sich Sidney rasch auf. „Dieß ist der Moment," sagte er halb leise, „jetzt oder nie! Der Alte geht nun zum gemeinschaftlichen Abendbrod, dann zum Gebet; ich habe Zeit." Nachdem er Geld und einige andere kleine Bedürfnisse zu sich gesteckt, prüfte er noch einmal seinen Epheu, er versprach zu halten, und Sidney begann sofort mit Hilfe seiner Ranken die Mauer hinaufzuklimmen, die jetzt bis zur äußersten Höhe damit bewachsen war. Schon war er zur obern Hälfte gelangt — nur noch drei bis vier Fuß fehlten und er hatte das Dach gewonnen — da brach die Ranke, auf der er stand, und er hing nun zwischen Himmel und Erde, zwischen Tod und Leben, ohne anderen Halt, als das Gezweig in seinen Händen. Er glaubte die nächste Minute zerschmettert in der Tiefe zu liegen. Aber in den Momenten höchster Gefahr ist die Seele des Menschen mit einem Instinkt begabt, der auf wunderbare Weise das Mittel zur Rettung findet. Sidney hatte einen starken Strick in seiner Tasche, den er für den Fall mit sich genommen, daß er sich an der andern Seite der Mauer daran niederlassen müsse. Diesen Strick zog er behutsam hervor, während er sich mit der linken Hand und mit seinen guten Zähnen an dem Epheu schwebend hielt; als er ihn ganz aus der Tasche hatte, faßte er die beiden Enden in der Hand zusammen und warf die Schlinge nach oben — umsonst, sie haftete nicht; noch einmal versuchte er's, der Strick kam nicht zurück, die Schlinge hatte einen Halt gefunden. Jetzt ließ er das Geranke fahren, umfaßte auch mit seiner Linken den Strick und dann griff er mit der Rechten etwas höher, dann mit der Linken und so fort bis zum Rande, wo der Epheu sich wiederum so dicht verzweigt hatte, daß Sidney nunmehr das flache Dach mit aller Leichtigkeit erreichte. Von da hinab wurde es ihm nicht so schwer; ein leichter Sprung brachte ihn, mit Hilfe seines Strickes, auf ein niederes flaches Dach, über das eine mächtige Eiche ihre knorrigen Aeste breitete. Er schwang sich auf den Baum und von dort zur Erde. Im schnellen Lauf ging's nun über die begraste Fläche und dann abermals mit Hilfe des Epheu's die den Park umschließende Mauer hinauf, von da mit einem gewagten Sprung auf das angrenzende Feld hernieder und weiter im schnellen Lauf, immer weiter, bis er sich endlich, in einem hügeligen Buschwalde angekommen, einen mäßigen Schritt gestattete. Erst gegen Morgen wagte er es, sich einige Ruhe zu gönnen, wurde aber aus einem kurzen Schlummer durch einen leichten Schlag auf seine Brust geweckt. Sich schnell emporraffend, blickte er in die treuen Augen seines Freundes, des Neufoundländers, der mit seinen Vorderfüßen auf ihm ruhete: es war ein warmer Willkomm, mit dem er das edle Thier empfing und dieses gab ihm jede Liebkosung doppelt zurück. Und so reisten sie fernerhin zusammen, der treue Hund blieb der Gefährte unseres Helden, wo er sich unter Menschen Keinem anvertrauen durfte.

Die Katastrophe.

Sidney schiffte sich in Werford ein und ging über Falmouth und Jersey nach St. Malo in der Normandie. Nicht selten traf er Landsleute, aber Freunde traf er nicht, bis im Herbste des Jahres 1658, als er, mit Gewehr und Jagdtasche versehen, einsam über die Höhen streifte, weniger dem edlen Waidwerk als seinen eigenen Gedanken nachhängend. Er hatte einen Brief von Rollard erhalten, der ihm viel Gutes sagte von seinen beiden Schwestern, die der alte Mann in den schottischen Hochlanden aufgesucht und als zwei schöne blühende Jungfrauen wiedergefunden hatte. Von Grisselda, über welche Erkundigungen einzuziehen er den Alten gebeten hatte, war keine Spur zu entdecken gewesen, eben so wenig von Presscott.

Plötzlich wurde Sidney durch Waffengeklirr aus seinen Träumereien erweckt, er eilte dem Gebüsche zu, aus dem das Getöse zu ihm drang, und sah einen Mann in ritterlicher Tracht gegen den Stamm eines Baumes gelehnt, wie er sich nur noch mit schwacher Kraft gegen zwei auf ihn Eindringende vertheidigte, deren wilde phantastische Kleidung sie als Freibeuter erkennen ließ.

„Halt!" rief Sidney mit donnernder Stimme, „halt! oder ihr seid des Todes!"

Ueberrascht wandten sich die Räuber um, stutzten einen Augenblick und waren dann entschlossen, einen

Angriff auf Sidney zu machen; dieser aber traf den Stärkeren in den Arm, daß er kampfsunfähig wurde, worauf sich beide Wegelagerer schleunig zur Flucht wandten.

Der Mann am Baume war indessen ohnmächtig in's Gras gesunken. Sidney wollte sich zu ihm niederbeugen, aber das Röcheln eines schwer Verwundeten, der einige Schritte entfernt am Boden lag, veranlaßte ihn, sich diesem zuerst zuzuwenden. Sein Blut floß aus vielen Wunden, und stöhnend, mit matter Stimme, begehrte er Wasser. Sidney aber stand wie versteinert, er schien sich wie aus einem Starrkrampf loszureißen, als er sich umwandte und dann dem Bache zueilte. Er raffte eine Flasche auf — die Ritter hatten hier im Schatten des Busches, am Rande des Baches ihre Mahlzeit gehalten, als sie von vier Freibeutern überfallen wurden. Zwei der Letzteren büßten es mit dem Leben, die beiden Andern würden ohne Sidney's Dazwischenkommen als Sieger den Platz behauptet haben.

Sidney eilte jetzt mit Wasser zurück und netzte die Lippen des Blutenden; dieser schlug die Augen auf, sah groß und starr in Sidney's Antlitz, schloß die Augen und öffnete sie dann wieder, um denselben langen Blick, den todesmatten, noch einmal auf Sidney's Antlitz zu heften. „Ihr seid's! — Ver—ge—bung," murmelte er mit sterbender Stimme.

Und Sidney bezwang sein bebendes Herz. „Hardreß Llandillo," rief er aus, „ich vergebe Euch." Ueberzeugend klangen diese Worte, mit heiligem Ernste waren sie gesprochen.

Von Hardreß' Antlitz antwortete nur noch ein Versuch zum Lächeln, um seine erbleichenden Lippen zuckten ungesprochene Worte — er war nicht mehr. Jetzt ließ sich Sidney neben dem Ohnmächtigen nieder, der am Baume lag, und brachte ihn durch seine Bemühungen bald wieder zu sich.

„Laß mich in Ruhe, Rundkopf!" rief der Aufathmende mürrisch, nachdem er unsern Freund einen Augenblick gemustert, „ich kann ohne Deine Hilfe sterben."

„Aber wenn ich's verhindern kann, laß' ich Euch nicht sterben," erwiderte Sidney sehr bestimmt. Dabei legte er einen kühlen Verband um die Schläfe des finstern Mannes und schickte sich an, ihm auch die blutende Schulter zu waschen. Der Verwundete ließ es geschehen und sagte dann, noch immer in schroffem Tone: „Rundkopf, Ihr scheint ein Mensch zu sein, geht und helft dem armen Schuft, der dort am Busche liegt."

Hier wurde er durch ein plötzliches, kurzes aber lamentables Geheul des Hundes, der neben der Leiche von Hardreß stand, unterbrochen; das Thier schien in seltsamer Verwirrung, schlich sich scheu an Sidney's Seite und sah ihn mit den treuen Augen an, als ob er eine Erklärung von ihm haben möchte. „Todt?" sagte der Unbekannte, und über seine marmorbleiche Stirn fuhr eine Wolke, von seinen tiefen dunkeln Augen flammte ein Wetterleuchten. „Todt, und gerade jetzt? Freilich, es lohnt sich nicht der Mühe zu leben in dieser Welt da, indessen es ist eine schlechte Gewohnheit, aus der sich mitunter auch einiger Nutzen ziehen läßt. So, ich danke Euch, Herr Rundkopf; Ihr seid ja wohl fertig mit mir? Was kann ich Euch für Eure Mühe geben, Herr Rundkopf?"

„Ihr werdet mir wohl die Erlaubniß geben müssen, noch nicht ganz mit Euch fertig zu sein," sagte Sidney, „versucht es aufzustehen; habt Ihr ein Pferd oder ein Fuhrwerk in der Nähe? Wohin kann ich Euch geleiten?" — Nun versuchte der Unbekannte sich mit Sidney's Hilfe emporzurichten und auf ihn gelehnt einige Schritte vorwärts zu wanken, aber sogleich brach er wieder zusammen. Sidney stützte ihn, legte ihn dann sacht am Busche nieder, etwas entfernt von den Leichen, und holte frisches Wasser, womit er den Leidenden erquickte.

Als derselbe nach langer Pause sich wieder an ihn wendete, geschah es mit sanftern Worten. „Ihr seid ein guter Mensch" sagte er ihm mit einem Ausdruck, in dem Verwunderung und Anerkennung seltsam vermischt waren.

Mit schwerem Herzen ging Sidney endlich, um von einem Weiler, der mehr denn eine Stunde entfernt lag, Hilfe, wo möglich ein Fuhrwerk herbeizuschaffen. Als er spät am Abend mit einem kleinen Leiterwagen zurückkehrte, fand er den Unbekannten in einem ruhigen Schlaf. Er weckte ihn und brachte ihn mit Hilfe seines Begleiters in eine bequemere Lage auf dem kleinen Fuhrwerk und fragte ihn jetzt, ob und in welcher Richtung man ihn nach seiner Behausung fahren sollte.

Der Unbekannte antwortete: „Ihr sehet in mir den Earl of Penrhyn, der seine temporäre Wohnung in St. Malo in der Rue Verdaine genommen hat." — Man erreichte das bezeichnete Hotel bei guter Zeit, und Sidney übergab den Grafen der Sorge seiner Diener. Am nächsten Morgen war es sein erstes Anliegen, für die Beerdigung von Hardreß Llandillo, der erst seit kurzer Zeit in einem unbedeutenden Gasthause St. Malo's seinen Aufenthalt genommen hatte, Vorkehrungen zu treffen. Vergebens hatte sich der Unglückliche von Weib und Kind getrennt und hatte sich auf die Wanderschaft begeben, um seiner Seele den Frieden wieder zu gewinnen.

Hier in St. Malo hatte ihn eine gemeinschaftliche Bekanntschaft mit dem Earl of Penrhyn zusammengeführt, der sich seines Umgangs fortan so zu sagen bemächtigt hatte. Zu jener Tour in das waldige Buschland hatte er ihn genöthigt vermöge jener Autorität, die ein überlegener Charakter so leicht über einen schwankenden gewinnt. Und diese Tour wurde seine letzte; die entstellte Hülle seiner armen Seele wurde geräuschlos beigesetzt, und dann begab sich der einzige Leidtragende, der seiner Bahre gefolgt war, Sidney Bromham, nach dem Hotel des Earl of Penrhyn.

Ein Portier in reicher Livree öffnete unserm jungen Freunde und benachrichtigte ihn, Seine Herrlichkeit habe lange schon auf ihn gewartet, schon seit dem frühesten Morgen habe er immer und immer wieder gefragt, ob der junge Mann, der ihn gestern heimgebracht, von Niemanden gesehen worden sei.

Sommerzeit.

Sidney fand den Grafen auf einem Ruhebette liegend; bei seinem Eintreten richtete er sich mit allen Zeichen peinlicher Ungeduld auf, streckte ihm die Rechte entgegen und empfing seine Hand mit einem warmen Drucke. Er ließ ihm keine Zeit, sich über den völlig veränderten Menschen, den er vor sich sah, zu verwundern, sondern nahm sofort seine ganze Aufmerksamkeit mit solcher Omnipotenz in Anspruch, daß Sidney Alles und Jedes, selbst die ihn zunächst umgebenden Gegenstände, für den Augenblick vergaß.

Der Graf war auch ein Freund Karls I. gewesen, und ein enthusiastischer Bewunderer der Königin, deren Ehrendame und Freundin, die Marquise Morentino, halb französischen und halb spanischen Blutes, seine Gattin geworden war. Er hatte das Unglück, dieselbe zu verlieren, nachdem sie erst ein Jahr verheirathet waren.

Leidenschaftlich, wie seine Liebe gewesen, so war es jetzt seine Trauer. Nichts konnte ihn trösten, selbst nicht der Anblick seiner Tochter, deren Geburt ihr das Leben gekostet, ihr, die er über Alles geliebt. Er hatte sich damals auf Reisen begeben; im Orient erreichte ihn die Schreckenspost von der Ermordung des Königs, lange nachdem sie vollführt worden war. Ohne Zeitverlust kehrte er zurück und schloß sich den Wenigen an, die damals das Gefolge von Karl II. ausmachten. Mit dem Feuereifer, der seiner Seele eigen war, betheiligte er sich an den Unternehmungen der Royalisten, wurde jedoch mehr und mehr enttäuscht, je länger er sich dieser Partei hingab. Die übertriebenen Ansprüche der Königlichen, denen zufolge Karl I. sein edles Leben eingebüßt, waren eher noch erhöht als vermindert. Früher waren diese — so schien es dem Grafen — vollkommen gerechtfertigt durch die Persönlichkeit des Königs, eines Mannes von hoher edler Gestalt, geistvollen Zügen, mit einer Majestät und Milde in seinem Wesen, die ihn einnehmend, ja hinreißend machten, und — was mehr sagen will als Alles dies — er war ein Mann von ungewöhnlicher Geistes- und Herzensbildung, ein Mann von seltenen Tugenden, das Ideal des Ritterthums seiner Zeit.

Und nun Karl II. — wie unendlich weit stand er seinem Vater in Geist und Charakter nach! Die Unwürdigkeit seiner Umgebung, die Zügellosigkeit seines Heeres, die Zerwürfnisse zwischen den Bestandtheilen seiner Partei, alle diese Zustände erfüllten den Grafen mit Geringschätzung, beinahe mit Ekel. Nicht minder scharfsichtig war er für die dunkeln Flecken in der Regierung Cromwells: „Es ist Etwas faul im Staate England,“ war so ungefähr seine Ansicht. Mit finsterem Blicke wandte er sich von dem politischen Leben seiner Zeit ab und den Wissenschaften zu, in denen allein er noch Genuß fand, denen allein er noch ein echtes Interesse abzugewinnen vermochte.

Vertieft in das Studium alter Klassiker, erreichte ihn ein Privatschreiben Karls II., dem auf indirektem Wege die Nachricht von Sidney's Gefangenschaft zugegangen war. Da es dem König persönlich nicht zustand, zur Befreiung seines Lieblings beizutragen, forderte er den Grafen auf, Alles, was in seiner Macht stände, dazu aufzubieten. Und niemand hätte dies sicherer und erfolgreicher thun können, als eben der Graf, der als keiner Partei angehörend betrachtet wurde, und vermöge seines Ranges und seines Reichthums mächtig und einflußreich war. Für die Vollziehung dieses Auftrags hatte sich der Graf lange vergebens bemüht, bis er zur Gewißheit gelangte, daß Hardreß Llandillo seinen Gefangenen in seinem eignen Hause in Gewahrsam halte, und sobald er in St. Malo mit demselben zusammengetroffen war, hatte er beschlossen ihn zur Freilassung auf eigne Gefahr zu bewegen. Der zerrüttete Seelenzustand von Hardreß ließ den Grafen bald eine vollkommene Herrschaft über denselben gewinnen. Auf jenem einsamen Streifzug durch das öde, entlegene Jagdrevier im Buschlande wollte er es ihm abnöthigen, den Gefangenen selbst freizugeben, oder ihn, den Grafen, zu autorisiren, solches für ihn zu thun. Dies war ihm denn auch gelungen. Hardreß hatte ihn bevollmächtigt, und zum Wahrzeichen für seine Gattin und seinen Haushofmeister hatte er ihn mit seinem Siegelring und einigen Zeilen versehen. Kaum war dies abgethan, als sie überfallen wurden — wie der Graf behauptete, von verkappten Cromwell'schen, wie Sidney glaubte, von gewöhnlichen Freibeutern.

Der Graf hatte sich von Hardreß, der sich nur schwach vertheidigte, überlistet geglaubt; er hielt das Ganze für einen Mordversuch von Hardreß auf ihn und schrieb es lediglich einem Irrthum der Mörder zu, daß sie Hardreß statt seiner erschlugen.

„Wahrscheinlich,“ sagte er, „nahmen sie den, der mein Mahl theilte, für meinen Freund und nicht für meinen Feind; es sieht diesem Hardreß ganz ähnlich, daß er sich eines Mittelsmannes bediente, um diese Bursche zu dingen; er selbst hätte nimmer die Courage gehabt, einem solchen Bluthund gegenüber zu stehen. Die Memme! er hatte kaum das Herz sein Schwert zu ziehen und drein zu schlagen: ich machte es kurz mit den Zweien, die Ihr todt fandet, aber ohne Euch wär' ich den beiden Andern erlegen.

Hier entstand eine lange Pause, dann nahm der Graf wiederum das Wort: „Anfangs hielt ich Euch für das, was Euer Aeußeres andeutete — für einen Rundkopf im Einverständniß mit Hardreß — und auch später habe ich Euch nicht gedankt, wie Ihr es erwarten durftet. Vergebt mir! Den rechten Maßstab für den Werth des Lebens habe ich verloren, aber nicht den für den Werth eines Mannes. Ich habe in Euch den erkannt, der würdig ist, das Befreiungswerk zu vollführen, das ich begonnen habe und nun leider verhindert bin zu beenden, denn die Heilung meiner Wunde dürfte sich lange hinausziehen.

Sidney bedurfte einer geraumen Zeit, ehe er sich so weit gesammelt hatte, um nun auch seinerseits mit unverhohlenem Vertrauen die Geschichte seiner Tage bis auf den heutigen zu erzählen.

Und der Graf, als er in seinem Retter denjenigen erkennen lernte, den zu befreien er sich zur Aufgabe gemacht, konnte eine tiefe und gewaltige Bewegung nicht unterdrücken, jedoch gestattete er sich keinen andern Ausdruck derselben, als einen kräftigen Handschlag und

die Worte: Des Himmels Rathschlüsse sind unerforschlich.

Von nun an war Sidney fast beständig in der Gesellschaft des Grafen, der ihn nur ungern von sich ließ; er erwartete jedoch nur dessen Genesung, um sich wenigstens zeitweise von ihm zu verabschieden.

Da erreichte sie am achten September 1658 die Nachricht vom Tode Cromwell's. Kurz darauf trat Sidney seine Reise nach England an, die Zustände dort selbst ins Auge zu fassen und Grisselda wieder aufzusuchen.

Neue Täuschungen.

In angemessener Zeit erreichte er die kleine Wohnung des Priesters zu Llanberis. Es war Abend, als er dort eintraf. Wieder nahm er seinen Weg am erleuchteten Fenster vorüber, wieder hatte man die Laden offen stehen lassen, wie an jenem Abend, als er Grisselda zum ersten Mal in ihrem wahren Charakter gesehen; wieder blieb er stehen und sandte den forschenden Blick durch die Scheiben, aber niemand war im Stübchen zu entdecken, als der bejahrte Priester, sein kahles Haupt tief gebeugt vom Alter und seine Augen bemüht die Schrift eines gebräunten Folianten zu entziffern. — Zum dritten Mal trat Sidney über diese Schwelle, zum dritten Mal wurde er gastlich aufgenommen.

Das Gespräch lenkte sich sogleich auf Grisselda. Der alte Mann pries ihre Klugheit, Umsicht und Herzhaftigkeit, mit der sie damals die Rettung seines Gastes bewerkstelligt hatte.

Sidney sah nun wohl, wie sehr sie Recht gehabt hatte, wenn sie behauptete, der alte Priester würde sich seiner Rettung um so mehr freuen, wenn sie ihm selbst keine schlaflose Nacht gekostet hätte. Von Sidney's Haft im Hause seines Freundes wußte er kein Wort. Dagegen konnte er ihm die genaueste Auskunft geben über Grisselda, die ihn bald verlassen hatte, um nach Irland zu ihren Verwandten zurückzukehren. Von dort hatte sie ihm geschrieben, und so war er im Stande, unsern Freund mit Adresse und andern Nachweisungen zu versehen, der denn auch bald seinen Abschied nahm, um sich nach dem bezeichneten Orte zu begeben. Er fand auch wirklich eine Mrs. Knellar, eine Verwandte von Grisselda, bei der sie beinahe ein Jahr gelebt und sich dann zu einem Onkel in Belfast begeben hatte. Dieser Onkel aber war nicht aufzufinden, und so oft Sidney auch, um nähere Erkundigungen einzuziehen, an Mrs. Knellar, die in der Nähe von Dublin lebte, schrieb, es gelang ihm nicht, den Aufenthaltsort dieses Mannes auszuforschen. Freilich hatte er in dem Hause, wohin seine Adresse lautete, einmal gewohnt, aber die Angabe, die ihm dann an eben diesem Orte gemacht wurde, traf nicht zu. Vergebens machte er neue und immer neue Versuche, und nach Jahresfrist war er noch gerade so weit von seinem Ziele, als er es im Anfange gewesen. Da besuchte er eines Tages die Frühmesse in der Kathedrale Dublins. Vom Gebete aufstehend, erblickte er sich gegenüber eine Gestalt, ein Antlitz, das ihm kaum gestattete, auf seinem Platze ruhig auszuharren, bis die geheiligte Ceremonie beendigt war; dann eilte er bebend von seinem Stuhle in der Richtung nach jener Gestalt, die — sein Herz sagte es ihm — Niemand anders sein konnte, als die Eine, die er suchte. In demselben Augenblick aber, da er sich erhob, erhoben sich viele Andere auch, und als er im Schiff der Kirche angelangt war, fand er es so dicht mit Menschen gefüllt, daß er trotz seiner ängstlichen Hast nur langsam und mit großer Mühe vorwärts dringen konnte. Schon erblickte er die geliebte Gestalt in der Kirchthür und er war noch weit zurück, da entstand plötzlich ein freier Raum, er stürzte nach der Thüre vor, hatte sie beinahe erreicht, wurde aber unerwartet und unsanft zurückgehalten. Ein fetter Herr war ihm nachgekeucht, hatte ihn soeben eingeholt und machte ihn darauf aufmerksam, daß er im Eifer des Davoneilens die Hüte vertauscht habe. Sidney war so sehr mit dem einen Gedanken beschäftigt, sie zu erreichen, daß er den Fetten erst gar nicht verstand; dieser aber, dem es wohl scheinen mochte, als sei der Tausch mehr aus Vorsatz als aus Versehen geschehen, (er trug nämlich einen gar stattlichen Hut, der fette Herr), machte sich derb genug verständlich und entließ Sidney nur dann seiner nervigten Faust, als die Hüte nicht nur ausgewechselt waren, sondern er auch seine Ansicht über den Tausch völlig klar gemacht hatte.

Sidney flog nun der Thüre zu und erblickte in einiger Entfernung abermals den magischen Anziehungspunkt. Mit beflügelten Schritten eilte er nach. Sie bog um eine Ecke, noch ehe er sie erreicht hatte; bald war er an dieser Ecke angelangt, da sah er sie wieder; am Ende der kurzen Straße bestieg sie eben ein offenes Wägelchen; jetzt rollte es davon, er eilte nach, er mußte jetzt laufen, was er laufen konnte, um sie nicht wieder aus den Augen zu verlieren. So geschah es ihm, daß er eine flinke Dirne beinahe umrannte. „Heda! he!" rief ihm das kecke Mädchen nach — „Heda! habt was verloren, junger Herr!" „Nun, was denn?" rief er, sich kaum halb umkehrend. „Weiß nicht, ob's Euer Verstand ist, den Ihr verloren habt, oder Euer Gesicht, Eins sicher, wahrscheinlich Beides."

Wie ein gehetztes Wild von Angst getrieben, flog er weiter; hinter ihm erscholl ein muthwilliges Lachen, denn manch junger Bursch, der dem Mädchen gut war, belachte willig ihren Einfall als einen Witz.

Als Sidney in der nächsten Straße anlangte, war das Fuhrwerk gänzlich verschwunden. Athemlos stand er still und ging endlich nach dem Gasthof zurück, vor dem sie eingestiegen waren. Aber er erfuhr nur, daß die Frau in wälscher Kleidung am Abend zuvor mit John Cohagan, ihrem Manne, angekommen und nach der Frühmesse, die sie allein besucht, wieder abgereist sei. Woher sie kamen oder wohin sie gingen, das konnte man ihm nicht sagen.

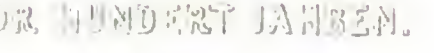
So in allen seinen Versuchen, Grisselda wieder aufzufinden, getäuscht, verlebte er einige Wochen im stillen Hinbrüten und versuchte es, seine Schwermuth über ihren Verlust zu bemeistern; sich seinem Vaterlande einzig und allein zu widmen, das sollte nunmehr sein ganzes Dasein ausfüllen.

Zunächst wollte er sich zu dem Earl of Penrhyn begeben, um die politischen Zustände, von denen er sich

image
not
available

Meissonier gem.

VOR HUNDERT JAHREN.



verlieren scheinen. Marmor in allen Farben und Formen, Bilder und Statuen sind in reicher Mannigfaltigkeit überall anzutreffen. Kapelle und Säle schimmern in hohem Glanze, aber den höchsten Grad der schwermüthigen Pracht dieses Schlosses finden wir im Ebenholzzimmer verkörpert. Hohe schlanke Säulen von glänzend schwarzem Marmor tragen die vielfach verzweigte Wölbung der Decke, in deren gothischen Spitzbogen ein geheimnißreiches Dämmern für immer zu herrschen scheint. Die Felder zwischen den Säulen, die Ruhebetten und die hohen Fenster sind mit grünem Sammet drapirt. Die Meubles vom schwärzesten Ebenholz tragen keine anderen Verzierungen, als solche aus Elfenbein und Gold.

In dieses Zimmer ward Sidney durch die große Halle eingeführt, mit dem Bemerken, der Graf würde jeden Augenblick von einem kurzen Ausflug zurückerwartet, und man wollte ihm dessen Ankunft sofort mittheilen. Nachdem er einige Zeit gewartet, trat er durch das Fenster, welches bis zum Fußboden herabreichte, auf den Grasplatz, der sich vor demselben ausdehnte. Cedern vom Libanon streckten ihre mächtigen Aeste weit hin über das saftige Grün, und in ihrem tiefen Schatten stand die Ruine einer gothischen Kapelle aus der Vorzeit. Dorthin lenkte er seine Schritte, in Gedanken verloren.

Da traf sein Ohr der gewaltige Flügelschlag zweier Adler, die, im Kampfe begriffen, dann und wann einen wilden durchdringenden Schrei ausstießen. Sie wurden in einem hohen Käfig von starkem Eisendraht gefangen gehalten. Die einzigen lebenden Wesen in diesem Theile des Parkes, mochten sie wohl die öde Einsamkeit mit ihren Kämpfen verscheuchen wollen.

Die Ruine war mit einem vielfach verschlungenen Netz aus Epheu und Immergrün von allen Seiten umrankt, und ihr Dach war kein anderes, als das blaue hohe Himmelszelt. Dicht an derselben lag der Blumengarten, einem weiten Gewächshaus ähnlich, wo in reicher Farbenfülle die Kinder des Orients ihre narkotischen Düfte aushauchten, während der linde Luftzug mit melancholischen Stimmen durch das düstere Laub der Cypressen säuselte.

Sidney, sonderbar ergriffen von dem eigenthümlichen Charakter dieser ganzen Anlage, ging langsamen Schrittes durch den Blumengarten und an dem Bache hin, der am Fuße des Hügels durch die tiefen Schatten der Fichten und Cedern langsam und geräuschlos über dunkles Gestein schlüpfte, nicht wie lebendiges Wasser, sondern wie flüssiges Metall.

Jetzt erreichte ihn ein Diener, der ihn von der Zurückkunft des Grafen benachrichtigte. Sidney eilte dem Schlosse zu. Am großen Eingang erwartete ihn sein Wirth und Gastfreund, an dessen Arm ein Weib von schlanker Gestalt lehnte. Ihr bleiches Antlitz — gedankenreich und mild — war an der hohen Stirn von bläulichen Adern durchstrahlt, eine stille Wehmuth sprach aus ihren Zügen, ihre Haltung war einfach und voll Anmuth.

„Meine Tochter," sagte der Graf, sie seinem jungen Freunde mit diesen Worten vorstellend, während die Dame sich still und ernst gegen ihn verneigte.

„Aber," fuhr der Graf gegen Sidney gewendet fort, „Ihr müßt entschuldigen, wenn sie für heute das Amt der Hausfrau schlecht verwaltet, ein langes Unwohlsein hat sie immer noch nicht recht erstarken lassen." Während dieser Worte bewegte sich die Dame langsamen Schrittes nach dem Innern des Hauses. Sidney begleitete sie mit dem Blicke, wie die lange Schleppe ihres reichen Gewandes, den graziösen Wendungen ihres Ganges folgend, über den prächtigen Estrich dahin wallte.

Der Graf führte jetzt seinen Gast zur Bibliothek, wo die beiden Männer bis zum Mittagessen allein blieben. Man konnte es dem Worte und Wesen des ernsten Mannes wohl anfühlen, daß Sidney ihm werth und angenehm war, obwohl seine Worte spärlich waren, sein Wesen unveränderlich. Er lachte nie, und das seltene Lächeln hatte etwas Herbes.

Mit bitterer Schärfe griff er das Thun und Lassen aller Parteien an, und Sidney fühlte sich keineswegs aufgeklärt, ob er sich dem General Monk anschließen sollte oder nicht. Unter solchen Umständen war es ihm eine Art von Erleichterung, als nach und nach drei bis vier andere Personen hereintraten, und ein Diener auf der Schwelle der Thür mit lauter Stimme ankündigte: „Herr Graf, das Essen ist aufgetragen." — Bei Tafel saß ein ältlicher französischer Marquis, ein Freund von St. Malo her, neben der Dame vom Hause. Sie sprach äußerst wenig, und, wie es schien, das Französische nur mühsam, ungeläufig und mitunter sogar unrichtig. Trotz alledem fühlte sich Sidney wunderbar von ihr angezogen durch ihre Eigenthümlichkeit. Es war ihm, als habe er dieses Gesicht und diese Gestalt schon einmal gesehen. Gar zu gern hätte er ihr näher in die Augen geschaut, aber dazu bot sich keine Gelegenheit. Als die Dame das Zeichen zum Aufbruch gab, zog sie sich sogleich in ihre eigenen Gemächer zurück, aus denen sie für den Abend nicht wieder hervortrat. Am nächsten Tage fand eine Jagdpartie statt, aber der Graf ritt fast immer an der Seite seiner Tochter: es war sichtbar, daß er sie hütete und bewahrte, als ob sie durch die kleinste Entfernung von seiner Seite einer Gefahr ausgesetzt wäre.

Wieder suchte Sidney eine Gelegenheit, in ihre Nähe zu kommen, ohne daß es ihm gelungen wäre: entweder ein neckischer Zufall oder die Dame selbst vereitelte alle seine Mühen. Endlich auf dem Heimwege, als die Dämmerung schon hereinbrach, begünstigte unsern Freund das Glück.

Als er so neben ihr hinritt über die leicht beschneiten Triften, wurde es ihm immer mehr zur Gewißheit, daß er sie schon einmal gesehen haben müsse. Er wagte zu fragen, aber die Dame erwiderte im Tone höchsten Erstaunens: „Ihr hättet die Tochter des Earl of Penrhyn schon gesehen? Und darf ich fragen, wo?"

Sidney, obwohl über die ersten Jünglingsjahre hinaus, war so selten mit Frauen in Berührung gekommen, daß ihm jene Sicherheit des Umgangs abging, die Männer seines Alters, Ranges und seiner Bildung sonst gewöhnlich besitzen. Daher brachte ihn dieser Ausruf der Verwunderung und die angefügte Frage der Dame, da wo er eine Erklärung, oder mindestens

ein Eingehen auf seine Aussage erwartet hatte, in einige Verlegenheit, um so mehr, als es schien, daß seine Begleiterin nicht ohne Absicht so gesprochen habe.

Zu seiner Erleichterung kamen jetzt andere Jagdgefährten zu ihnen herangeritten und er zog sich zurück. Aber als ihre Stimme aus der Entfernung zu ihm drang, klang sie ihm bekannt; er hörte jetzt nicht die Worte, sondern nur den Ton; dieser zog ihn an mit der Macht des Geheimnisses, und wenn er wieder in ihrer Nähe war, so wurde dies Geheimniß nicht nur nicht enträthselt, sondern nur um so dunkler und unlösbarer.

Noch zwei bis drei Tage verstrichen ziemlich gleich diesen. Am nächsten wollte die Gesellschaft einer Hasenjagd beiwohnen und der Graf willfahrte den Wünschen seiner Tochter, welche lieber von der Partie ausgeschlossen sein wollte. Manches Jahr war verstrichen, seit Sidney zum letzten Mal an einem solchen Jagdzug Theil genommen. Er war einer der Ersten auf der Rotunda vor dem Schlosse und hatte seinen schönen Neufoundländer *) an der Seite. Der Haupteingang stand offen, und man sah aus der Ferne, wie die Bewohner des Hauses in oder aus dem Frühstückssaal traten. Jetzt war es der Marquis und jetzt die Dame vom Hause. Kaum wurde Sidney ihrer ansichtig, als sein Hund mit munterm Bellen auf sie zurannte. Er sah es mit Erstaunen, wie das Thier mit Zeichen lebhafter Freude zu ihr aufsprang, ihre Hände leckte, mit seinem reich behangenen Schweife lustig wedelte und die wellige Mähne schüttelte. Sie beugte sich nieder, liebkoste und streichelte das Thier wie einen alten Bekannten, aber als sich Sidney näherte, zog sie sich schnell und erröthend zurück; zu gleicher Zeit hörte man Pferdegetrappel auf der Rotunde. Es war nicht Zeit zu fragen, obwohl er gern gewußt hätte, woher die Bekanntschaft der Dame und des Hundes rührte. Der Jagdzug setzte sich gleich darauf in Bewegung.

Ungefähr 500 Treiber, nicht wenige darunter weiblichen Geschlechts, zogen mit Stöcken versehen in einer langen ununterbrochenen Linie voran, die armen Hasen aus Busch und Feld und Hecken aufstörend und in einer Richtung vor sich herjagend. Neun Reiter in scharlachrothen Röcken, mit Fahnen in den Händen, jeder von einer Schaar von Hunden begleitet, die die Führer an der Leine hielten, folgten zunächst, dann ein einzelner Reiter — der Schiedsrichter, der zu bestimmen hat, welchem der Hunde der Preis zuerkannt werden soll.

Zuletzt folgte auf offenem Wagen, zu Fuße und zu Pferde, eine bunte Gesellschaft von Zuschauern. Sobald ein oder einige Hasen in irgend einem Felde oder Busche aufgetrieben sind, gibt ein Fahnenträger das Zeichen, die betreffenden Hunde werden auf die friedsamen Bewohner dieser bescheidenen Behausungen losgelassen und hetzen sie so lange, bis sie sie überrennen, beim Genick oder an den langen Ohren mit den Zähnen fest halten, bis der Führer herbei kommt und dem armen gequälten Thiere, das seine Todesangst in kläglichen Tönen, ähnlich dem Schreien eines Säuglings, kund gibt, sein Ende bereitet, indem er es bei den Hinterläufen faßt, dem Hunde „laß los“, zuruft, und es dann rücklings mit dem Kopf auf den Erdboden schmettert. Ein Schlag ist gewöhnlich hinreichend, dem Jammer ein Ende zu machen, dann hängt das Thier still und schlaff in seinen Händen. Oft aber sind diese Leute grausam genug, den armen Hasen lange zu quälen; mit der gleichgiltigsten Miene halten sie ihn bei den Hinterläusen, lassen ihn zappeln und gehen ihres Wegs, ihm nur gelegentlich den erlösenden Todesschlag verabreichend.

Die Hunde hatten gut gearbeitet, die Ausbeute an Hasen war reich, befriedigt kehrte die Gesellschaft spät nach dem Schlosse zurück. Der Graf war an Sidney's Seite, die Anderen in ziemlich großer Entfernung voran oder zurück. Nach langer Pause fragte der Graf ernst und in nachdrücklichem Tone: „Wie gefällt Euch meine Tochter, junger Freund?“

Sidney, obwohl betroffen über diese abrupte und sonderbare Frage, gab seinen Beifall kund, so gut als der Augenblick ihm gestattete. Und ohne weiteren Umschweif, im Tone ruhiger Ueberzeugung, als ob es nicht anders sein könnte, theilte ihm der Graf kurz darauf mit, daß es sein Wunsch sei, ihn zu seinem Sohne zu machen.

Sidney schwieg in höchster Verwirrung, sich umsonst bemühend, einen Ausweg, eine ablehnende Antwort zu finden. So gänzlich unerwartet war ihm das Ganze gekommen, daß es ihm für den Augenblick nicht gelingen wollte, seine Aufregung völlig zu bemeistern. Eine Fluth von Gedanken und Gefühlen stürmte auf ihn herein. Welch ein Anerbieten! Warum sollte er es von sich weisen? Wie aber konnte er es annehmen?

Er wich einer bestimmten Antwort aus und stellte lieber die Möglichkeit in Frage, ob der jungen Dame solches auch wünschenswerth sein könne. „Diese Frage,“ sagte der Graf, „habe ich selbstverständlich zuerst berichtigt. Sie kennt Euch, wie ich Euch kenne, und da Ihr meine Meinung über Euer Gefühl bestätigt, bleibt mir noch übrig, meine Pflicht als Vater zu erfüllen: macht das Mädchen glücklich, Sidney Bromham, seid ihr Eins in Allem, und Alles in Einem, ihr Gatte, ihr Schutz und Schirm, ihr Halt und Hort — ihr der Nächste, nächst ihrem Gotte, in Freud und Leid, in Wonn' und Schmerz.

Sidney hatte den Grafen völlig aussprechen lassen; diese letzten Worte ließen sich kaum unterbrechen. Jetzt war er im Begriffe, ruhig zu erklären, daß, dankenswerth wie seine Absicht sei, es dennoch für ihn nicht möglich sei, darauf einzugehen, er halte sich anderweitig gebunden.

Aber schon bei den ersten Worten blieb er stecken: der Marquis war an seiner Seite und Andere waren in ihrer Nähe angekommen, er mußte es daher verschieben, diesen zarten Gegenstand weiter zu berühren.

Zu Hause erwarteten ihn Briefe, die ihn nach London riefen, ebenso den Grafen: die politischen Ereignisse nahten der Krisis. Sidney fand weder Zeit noch Gelegenheit, an demselben Abend mit dem Grafen noch einmal zu sprechen, zudem war es weder leicht noch an-

*) Zur Jagd werden indessen nicht Neufoundländer, sondern Greyhounds gebraucht.

genehm, solches zu thun, um so eher verschob er es auf den nächsten Tag.

In seinem Zimmer aber fühlte er seine peinliche Lage noch weit deutlicher. Der Graf glaubte an seine Zustimmung, und er hatte ihm diesen Glauben nicht benehmen können, und dennoch mußte dies geschehen, hätte schon geschehen sein sollen, und eben darum wurde es immer schwerer. Er maß das geräumige Zimmer mit hastigen Schritten. Da ertönte eine Harfe in seiner Nähe, von einer sanften Stimme begleitet; seine Schritte wurden ruhiger, langsamer und immer langsamer; er blieb stehen, er lauschte jenen Tönen mit Aug und Ohr, mit seinem ganzen Wesen.

„Wo die Welle den Himmel ersteiget,
Wo die Wolke zur Welle sich neiget."

Ja, ja, das war's, was die Stimme sang, und jetzt sang sie's wieder, die ganze Strophe noch einmal.

Das Mädchen vom Wasserfall? Sie hier, hier in diesem Schlosse? Wer konnte sie denn sein? Er mußte sich Aufschluß verschaffen um jeden Preis. Das Mädchen vom Wasserfall, der er sein Leben zu eigen gegeben, falls er sie damit erlösen könne. Sie vor Allen hat ein Anrecht auf ihn, ihr hatte er, unaufgefordert und freiwillig, zu dienen sich erboten — zu dienen sein Leben lang.

Rasch entschlossen trat er in den Vorsaal, und von da in eine Gallerie, welche unmittelbar an des Grafen Zimmer grenzte. In der Mitte dieser Gallerie blieb er stehen, starrte mit weit offenen Augen auf die Wand gegenüber, strich sich ein, zwei Mal mit der Hand über die Augen, griff mit beiden Händen nach seinem Kopfe, als ob er sich versichern wolle, daß dieser noch auf der rechten Stelle sei, und sagte dann langsam und entschieden: „Grisselda, seid Ihr's oder ist's eine Vision?" Das Bild blieb ruhig und stumm; wie ein Automat schritt er vor, gerade darauf zu, jetzt stand er unmittelbar vor demselben. Es war in der That nur ihr Bild in Lebensgröße, aber so meisterhaft gemalt, daß es nur einen Gedanken hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Da stand neben ihr der Korb, derselbe, den sie, für ihn gefüllt, zur Purpurgrotte getragen. In der Hand hielt sie das Laternchen, das wohlbekannte, und von den Schultern hing der rothe Mantel, den sie am Abend der Flucht aus Arnolds Hause getragen hatte.

Kaum hatte er einige Augenblicke vor diesem Bilde geweilt, als ein Geräusch ihn schreckte, er sah nach seiner Uhr, es war beinahe drei, also für diese Nacht zu spät den Grafen aufzusuchen. Auch schien es ihm jetzt, wo er sich wieder völlig gesammelt hatte, am besten, dem Grafen zu schreiben. Ein Billet konnte er stets und unter allen Umständen in seine Hände gelangen lassen.

Er machte sich über seinen Mantelsack, um Schreibmaterialien hervorzuholen. Indem er suchte, fiel ein zartes Gewebe aus Blau und Gold in seine Hände, die Farben von Lady Adeliza Pembroke.

„Auch das noch," sagte er mit mit trübem Lächeln, „auch das noch!"

Es läßt sich errathen, daß seine Nachtruhe dürftig genug ausfiel. Früher als gewöhnlich erschien er im Frühstückssaale, da lag auf seinem Platze ein Brief an ihn von des Grafen Hand. Derselbe hatte sich genöthigt gesehen, vor Tagesanbruch mit seiner Tochter nach London abzureisen, wollte jedoch nach wenigen Tagen zurückkehren. Bis dahin war alles Weitere verschoben. Aber Sidney mochte seine Erklärung gegen den Grafen nicht in's Ungewisse hinausschieben. Eine Stunde später saß auch er reisefertig im Wagen und nahm seinen Weg nach London.

Die Geschichte des Priesters.

Am Ziel seiner Reise angekommen, suchte Sidney einen Freund des Earl of Penrhyn auf, von welchem er dessen Absteigquartier zu erfahren hoffte, und auch wirklich erfuhr. — Er begab sich sogleich nach dem bezeichneten Gasthof. Der Kellner bestätigte ihm, daß Zimmer für den Grafen in Bereitschaft gehalten würden und daß man denselben stündlich erwartete. Die Wohnung, welche man Sidney anwies, ging auf einen Hof hinaus, welcher an einer Seite von einem klosterartigen Gebäude begrenzt war, dessen tiefe schwarze Fensterhöhlen, mit starken Eisengittern versehen, ihn an seine Gefangenschaft erinnerten. Er fühlte sich unbehaglich, und dieses Gefühl wurde nicht vermindert, als der Kellner auf seine Frage, wozu dieses Gebäude diene, ihm antwortete, daß es ein Irrenhaus sei. Nun verlangte er andere Zimmer, die aber nicht zu haben waren, er mußte sich also mit den angewiesenen begnügen, wenn er den Grafen in diesem Hause erwarten wollte. Auch suchte ihn der Kellner damit auszusöhnen, daß er ihn versicherte, es seien nur die Stillen, die Schwermüthigen und Trübsinnigen, welche in jenem Hause aufgenommen werden, und nicht Wahnsinnige, die irgend wie gefährlich werden können.

Und wirklich fühlte sich Sidney einigermaßen beruhigt, als die vollen, feierlichen Töne einer Orgel langsam und majestätisch zu ihm herüberwogten. Aber plötzlich endeten die Melodien mit einer wilden Disharmonie, und ein bleiches Antlitz mit unheimlich leuchtenden Augen erschien hinter dem schwarzen Eisenkreuz des Fensters.

„Presscott, Oliver Presscott!" rief Sidney aus, „muß ich so Euch wieder finden!"

Er eilte sogleich hinüber nach dem Irrenhaus, erbat sich und erhielt Erlaubniß, den Priester zu besuchen.

Gott, wie war ihm zu Muthe! schon die Ruine eines Gebäudes füllt den zur Reflexion Geneigten mit einiger Wehmuth, und nun die Ruine eines Menschen, gebrochen in Körper und Geist. Sidney kniete nieder neben dem Priester, der jetzt auf einer Matte ausgestreckt ruhte, er barg sein Gesicht in beiden Händen und so, mit halb vor Schmerz erstickter Stimme, rief er noch einmal: „Presscott! Oliver Presscott, muß ich Euch so wiederfinden!"

Aber Presscott hörte ihn nicht, sein Blick — der weit reichende — suchte die Ferne. „Wie groß sie starb!" murmelte er, und nach einer Weile abermals: „Sie starb doch schön! Nathaniella, wie groß sie starb!

Wie wenig ist's, daß man geboren werde — Tod, Tod, wo bleibst du! Nimm mich zu dir, Nathaniella!"

Er streckte seine Arme gen Himmel mit flehender Geberde.

„Nathaniella!" wiederholte Sidney, bebend von Kopf bis zu Fuß. „Nathaniella sagt Ihr?" Bei diesem Namen richteten sich die glühenden Augen auf ihn, langsam und mit großer Anstrengung erkannte ihn Presscott endlich. „Hat sie dich gesandt?" flüsterte er. „Kommst du von ihr? Willst du mich zu ihr bringen? Schnell erkläre mir."

„Ach, nicht ich kann Euch Erklärung geben, von Euch habe ich solche zu erlangen. Presscott, lieber Presscott, besinnt Euch doch."

Der Priester legte jetzt seine feuchte kalte Hand auf die von Sidney, als ob er fühlen und untersuchen wolle, ob es Wirklichkeit oder Wesenloses sei, das also zu ihm sprach. Dann begann es auf seinem Gesicht zu arbeiten, jede Sekunde veränderte den Ausdruck und malte den innern Kampf, das Ringen nach Klarheit und Erkennen. Endlich brach der Geistesstrahl durch die trüben Schleier des Irrsinns.

„Sidney Bromham," sagte er schwer athmend, „Ihr seid's, Ihr, für den sie starb! Ja, ja, ich besinne mich, ich erinnere mich Eurer. Oft habe ich ausgesandt nach Euch; Ihr müßt und sollt Alles wissen, warum ließet Ihr mich warten bis heute?"

Sidney wollte sprechen, aber der Priester sagte mit seiner alten Entschiedenheit: „Unterbrecht mich nicht!" Und man sah, schon jetzt hatte er Mühe, den folgerechten Gedankengang wieder aufzunehmen. Nach kurzem Ringen begann er wieder:

„Ihr wißt, ich bin Oliver Presscott, der jüngere Sohn des verstorbenen Earl of Penrhyn, der Bruder des jetzt lebenden. Ich wurde für die Kirche bestimmt von meiner Mutter, die mich über Alles liebte und den jüngeren Sohn groß sehen wollte wie den ältesten. Früh schon setzte sie alle Mittel in Bewegung, mir eine glänzende Laufbahn zu sichern; mein Ziel war Primas der Hochkirche von England zu werden. Meine Mutter war einflußreich, beinahe mächtig. Als 18jähriger Jüngling sah ich meine Laufbahn groß und glänzend vor mir eröffnet.

Da brachte Karl I. seine Gemahlin Henriette von Frankreich an seinen Hof nach Westminster. Mit ihr kam Nathaniella Morentino. Ich sah sie — sah sie — was braucht es mehr! Umflossen von Licht und Glanz stand sie da. Bei ihr, bei ihr allein ist Glück und Leben, so rief es laut in mir. Was ist meine Laufbahn, was könnte die Kirche mir geben, das an diesen Schatz, den Besitz dieses Weibes hinanreichte? Selbst die dreifache Krone des Statthalters Christi auf Erden wär' ohne Werth, ein leerer Tand im Vergleich mit Nathaniella Morentino!

Es war als ob seines Geistes Licht jedesmal neu aufflammete bei diesem Namen. Wenn mitunter seine Stimme sank, wenn die Klarheit von ihm weichen zu wollen schien, und dieser Name kam auf seine Lippen, so flog ein Lichtstrahl über sein Antlitz und er fuhr begeistert fort: „Ich lernte sie kennen, schön war ihre Seele, gut und weich war ihr Herz. Was sag' ich Euch mehr von Allem diesen. Worte sagen es nicht.

„Mein Entschluß war kurz und fest, ich wendete mich persönlich an den Papst — er wies mich ab, ich ließ nicht nach. Da wurde er unwillig und sprach: Nehmt dieses Kreuz und tragt es barhaupt und barfuß nach Timbuktu zu Philippo Maurestini, meinem Apostel, gebt es ihm und bringet mir dafür den Eisenring von seinem rechten Arm. Und merkt es Euch wohl, Oliver Presscott, barfuß heißt auch zu Fuße, kein Fahrzeug ist Euch gestattet, kein Thier. Uebers Meer trage Euch die Atlanta, mein Schiff. Bringet Ihr den Ring, so spreche ich Euch los vom Priesterthum. Ja, so sprach er mit argem Lächeln. Ich aber legte mein Barett ab, that Schuhe und Strümpfe von mir und empfing das Kreuz.

„Mein Weg war lang, meine Fahrt war umlagert von Grauen und Schrecken. Das Geheul der Hyäne war mein Schlaflied, der Sirocco war mein Gefährte. Aber es trieb mich fort und fort, immer vor mir erglänzte ihr Bild. In Timbuktu endlich angekommen, glich ich einem Skelett, doch vollzog ich meinen Auftrag und trat den Rückweg an, der wurde mir leichter, mein Herz jubelte laut beim Anblick des Meeres, ein günstiger Wind beschleunigte meine Ueberfahrt.

„In Neapel fand ich Briefe, ich erbrach den neuesten zuerst." — Hier folgte ein verlängertes schwaches Ringen nach Klarheit. Endlich fuhr er fort:

„Mein Bruder schrieb mir, er stehe im Begriff sich zu vermählen — seine Braut war Nathaniella Morentino. Da warf ich meinen Eisenring ins Meer und ging in das Kloster St. Nicolai, dort erfaßte ein böser Dämon meinen armen Geist, es wurde Nacht um mich. Nacht! — Nacht! — Als ich zuerst wieder zur Klarheit genas, hört' ich das Weinen eines Kindes, und seine Amme sprach: Nathaniella, Nathaniella, komm, weine doch nicht, will dir ein Liedchen singen. Dieser Name führte mich auf's neue in's Leben ein. Als Oliver Presscott, der Priester, verließ ich das Kloster der barmherzigen Schwestern, wohin ich während meiner Krankheit gebracht worden war.

„Mein Bruder hatte sein Weib verloren, weilte im Orient und hatte sein Kind in jenem Kloster zurückgelassen, wohin er sie mit ihrer Amme gesandt — nicht einmal selbst gebracht hatte. Als das Kind sein drittes Jahr erreicht, ließ ich es mit Bewilligung meines Bruders nach England zurückbringen und in meiner Nähe — ich hatte in Cornwallis meinen Wohnsitz genommen — erziehen. Die Jahre gingen hin. Im Laufe derselben nöthigten mich die politischen Verhältnisse nach Llanberis überzusiedeln. Nathaniella war indessen herangewachsen, ein Rundkopf hatte sich das schöne Mädchen — die reiche Erbin — auserkoren. Sie nahm, seinen Werbungen zu entgehen, ihre Zuflucht zu mir, denn immer noch verweilte ihr Vater im Orient. Dort trafet Ihr sie. Die Verkleidung als Knabe sagte ihr mehr zu, als eine andere, ganz im Gegensatz zu Grisselda, meiner unglücklichen Schwester Kind. Den Rest wisset Ihr, doch nein, das wisset Ihr nicht, daß mich, den Priester, zum zweiten Male der Wahnsinn ergriff zu lieben.

Wilde Pferde in der Ukraine.

Ich kämpfte einen schweren Kampf. Ich verwünschte die Hast, mit welcher ich dem Rechte entsagt, das mir der eiserne Ring verschafft haben würde. Ritterliche Thaten würden ein Gegengewicht gebildet haben, aber so, in diesem Stillleben und ihr gegenüber jeden Tag und jede Stunde, es ließ sich nicht tragen, es war ein inneres Verbrennen." — Er senkte sein kahles Haupt, dann fuhr er fort: „Ob sie es ahnete? Ja, ja, sie hat es verstanden, es gab für uns Beide kein Heil, als den Tod. Ich suchte ihn in der Nacht, da ich von Euch schied. Ich fiel in die Hände von Cromwells Wachen. Zur Strafe erhielt ich das Leben, nicht den Tod. Während des Sturmes von Drogheda wurde ich in strengster Gefangenschaft gehalten. Aber als das schauderhafte Blutbad begann, zwang man mich es zu sehen: an einem Fenster, gegenüber der grauenhaften Scene, hielt man mich, das Antlitz gegen dieselbe gerichtet, unbarmherzig fest. Da erblickte ich sie. In der Uniform eines Soldaten stahl sie sich aus dem Hause, das wir in der Nähe der Schreckensscene bewohnten. Meine Augen folgten ihr, wie sie an Eure Wachen heranschlich, wie sie Euch suchte, Euch entdeckte, wie sie vorsprang in dem Momente, als Euer Name ausgerufen wurde. — Wie groß sie starb!" — Hier schien ihn der Irrsinn wieder zu überkommen, nur mit äußerster Anstrengung sammelte er sich nochmals und sagte: „Seid denn Ihr mein Bote an ihren Vater und" — Lange schon hatte Sidney mit Mühe an sich gehalten, es verlangte ihn zu mächtig nach einem Wort der Aufklärung über Grisselda; aus Furcht, der Priester möchte seiner Krankheit verfallen, ehe er dieselbe gegeben, unterbrach er ihn in seiner Rede und führte dadurch einen gänzlichen Rückfall herbei. Man wollte ihm zu Hilfe kommen vermöge des Orgelspiels, das eine beruhigende Wirkung auf ihn auszuüben pflegte, aber umsonst, sein Gesicht ließ sich nicht länger in den Schranken klaren Bewußtseins halten. Er sprach nur noch zerrissene Sätze, immer und immer wieder unterbrochen von dem Ausruf: „Wie groß" oder „wie schön sie starb!" —

Spät riß sich Sidney von diesem traurigen Anblick los, und als er in sein Hotel zurückgekehrt war, sagte man ihm, daß Lady Sahra Athole seit einer Stunde seiner harre. Er öffnete die Thür zu deren Zimmer und sah zwei junge Damen von mittlerer Größe mit dunklem Haar und Augen vor sich stehen, beide von angenehmer Gesichtsbildung. Noch ehe er sich recht besinnen konnte, hörte er den Ausruf: „Bruder! lieber Bruder! Sidney, kennst du uns denn nicht mehr?" Und Kuß und Umarmungen folgten.

Als der erste Freudenrausch des Wiedersehens vorüber war, gewahrte Sidney gar wohl den Unterschied zwischen den beiden Schwestern, die sich äußerlich sprechend ähnlich sahen. Die lebhafte muntere Sahra riß das Wort an sich und erzählte in schneller Reihenfolge, wie sie sich ihren Herzog von Athole erobert habe, noch ehe er ihre hohe Geburt gekannt, denn das Haus von Rollards Schwester lag in dem Jagdrevier des Herzogs. Endlich fand auch die sinnige Amelia Zeit, eine Frage an den Bruder einzuschalten: „Sahet Ihr denn Lady Adeliza Pembroke?"

„Lady Adeliza Pembroke, die Tochter von unseres Vaters altem Freunde? Meint Ihr die? die sah ich kurz nachdem wir unser Haus verlassen mußten, aber seitdem sah ich sie nicht und werde sie hienieden auch wohl nicht wieder sehen. Wie ich höre, ist sie ihrem Vater in den Tod gefolgt."

„Das hatten auch wir gehört, da trafen wir auf unserer Reise unerwartet mit ihr zusammen, sie schloß sich uns an, da sie keine andere Reisebegleitung hatte, als ihre Cousine Grisselda. Auf Anglesea blieben wir eine Nacht zusammen, dann verließ sie uns, um ihren Onkel, den Earl of Penrhyn, aufzusuchen; Ihr wißt, ihre Mutter war dessen Schwester." Amelia hatte diesen Satz begonnen, aber die lebhafte Sahra ließ sie ihn kaum halb vollenden und erzählte den Rest selbst. Da Sidney in stillem Nachdenken versunken blieb, hub Amelia wieder an: „Sie hat eine trübe Jugend gehabt, die Arme. Nachdem sie mit ihren Eltern aus Beringtonhall in kalter Mitternacht vertrieben war, verlor sie ihre Mutter schon auf der Reise. Die Begleitung, oder richtiger die Wachen ihres Vaters bekamen unterwegs Händel, und im Tumult des Gefechts hatte das junge Mädchen die Geistesgegenwart und Kühnheit, die Bande ihres Vaters zu lösen; so entkamen sie. Mit ewiger Todesgefahr kämpfend, begaben sie sich von Ort zu Ort, oft lebten sie sogar in Höhlen. Endlich starb der Graf, aufgerieben durch so viel Qual und Mühen. Nun lebte das arme Mädchen bald da bald dort bei einem Verwandten, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht all diese Streifzüge unternommen hätte, um Jemanden wieder aufzufinden, der ihr sehr theuer war." Bei diesen Worten fixirte sie den Bruder, dann setzte sie hinzu: „Müde des ewigen Wanderns, und mit geschwächter Gesundheit, sucht sie endlich Ruhe auf dem schwarzen Schlosse, wohin ihr Onkel sie einlud."

Sidney wußte nicht recht, wie viel er den Schwestern entdecken sollte, war ihm doch selbst noch Alles unklar und verworren. Aber Sahra's muntere Laune ließ es nicht zu, der Ueberlegung Raum zu geben. In schalkhafter Weise begann sie sofort eine drollige Jagd: „Lady Adeliza hinter dem theuern Jemand her, Bruder Sidney hinter den Kammerjungfern von Lady Sahra, und Lady Sahra hinter dem Bruder Sidney. Wir schliefen alle drei unter einem Dache auf dem winzigen Eiland von Anglesea und zogen nicht mehr Nutzen daraus, als ob wir in drei verschiedenen Welttheilen geschlafen hätten. Wir erfuhren erst, daß Ihr, den wir suchten, dort gewesen seid, nachdem Ihr wieder fort waret, und hättens wohl gar nicht gehört, hätte es die Frau Wirthin nicht für ihre Schuldigkeit gehalten, uns zu benachrichtigen, daß Ihr Euch angelegentlich nach meinen Kammerjungfern erkundigt, denn dafür nahm sie die Beiden, wegen ihrer einfachen Kleidung. Das ist also eine Lehre für den Herrn Bruder, daß man sich nie ungestraft nach einer hübschen Kammerjungfer erkundigen darf." So scherzte sie fort und entfaltete alle Grazie ihres schalkhaften Wesens. An einem Bischen Koketterie fehlte es mitunter auch nicht, und wenn die Rede auf den Her-

zog kam, dann konnte sie das hübsche Köpfchen zurückwerfen mit einer Geberde, welche allenfalls sagte: habe ich nicht eine große Eroberung gemacht?

So ganz lebte und webte sie in ihrem jungen Glück, daß sie von allen Außendingen eben nur die Außenseite sah. Amelia dagegen hatte Muße über das Glück Anderer nachzudenken. Sie hatte Lady Adeliza in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins lieb gewonnen, und obwohl sich dieselbe nur scheu und vorsichtig geäußert, so war doch in ihr die Ahnung aufgedämmert, daß eine Art von Verhältniß zwischen Adeliza und Sidney bestanden haben müsse, und ihr Bestreben ging nun dahin, den Bruder womöglich dafür zurückzugewinnen, falls nichts im Wege stehen sollte, als das bekannte Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinne.

In dieser Weise hatten die Geschwister kaum ein Stündchen geplaudert, als der Herzog eintrat, unsern jungen Freund herzlich begrüßte, dann aber hinzufügte, daß er sich seiner Gesellschaft nicht länger erfreuen dürfe, der Earl of Penrhyn sei so eben angekommen, nebst einem andern Herrn, und habe sich mit Hast und Eifer nach ihm erkundigt. Auch kam eben jetzt ein Bote von dem Grafen an Sidney, mit der Bitte, sich augenblicklich bei ihm einzufinden.

Der Herr, in dessen Begleitung der Graf angekommen, war Niemand anders, als der General Monk selbst. Er hatte ihm geschrieben, und diesem Briefe zufolge war der Graf schon abgereist, an dem Morgen, als Sidney ihn sprechen wollte, um seinen Antrag abzulehnen. Die Sache war nämlich die: Monk hatte Gewißheit, daß Richard Cromwell abdanken werde, und dies sollte Karl II. auf Privatwegen erfahren, ehe es in die Oeffentlichkeit und so auch zu ihm gelange. Monk fürchtete, eine unbesonnene Handlung Karls, wenn er diese Kunde plötzlich und unerwartet erhielte, könne dem Werke der Restauration, das er im Geheimen schon so weit gefördert, Eintrag thun. Sidney, der von Karl persönlich so hoch geschätzt wurde, sollte der Ueberbringer dieser Nachricht sein, weil man von ihm einigen Einfluß auf das Benehmen des Königs hoffte.

Den ganzen Tag hatte man ihn vergebens gesucht, da galt jetzt kein Säumen, er mußte gehen, so wie er war, noch an demselben Abend, ja noch in derselben Stunde. An Erklärungen irgend einer Art war nicht zu denken.

Glückliche Lösung.

Karl weilte zu jener Zeit in Köln, also hatte Sidney während seiner Reise volle Zeit, über die Ereignisse und die Erfahrungen der letzten Tage nachzudenken und seine Entschlüsse für die Zukunft zu fassen. Sein Charakter hatte sich zu einer stillen Festigkeit, zu einer ruhigen Entschiedenheit entwickelt. Große Willensklarheit und Selbstherrschaft bezeichnete jede seiner Handlungen. So auch jetzt. — Es war ihm beinahe zur Gewißheit geworden, daß Lady Adeliza und die Tochter des Earl of Penrhyn durch Adoption eine Person seien, dann schaltete er wieder die Möglichkeit ein, daß derselbe eine eigene Tochter aus einer heimlich geschlossenen Ehe habe, und daß nur eine Familienähnlichkeit ihn getäuscht habe, aber alsbald verwarf er diese Möglichkeit wieder und blieb bei seiner ersten Schlußfolgerung.

Wie dem auch sei, das Anerbieten war ein großes, er unterschätzte es nicht, und es gab Augenblicke, wo es ihm scheinen wollte, als gäbe ihm das Vorausgegangene ein gutes Recht darauf.

Und was blieb ihm denn übrig? Er hielt sich gebunden! An wen? Wer war Grisselda? Lebte sie noch oder war sie todt? Und wenn das Erstere, würde er sie jemals wieder finden? Mit einigem Unwillen erinnerte er sich daran, daß man ihm ihr Bild vorenthalten — wie er es nannte. — Warum hatte man ihn den Weg zu seinem Zimmer im schwarzen Schlosse nie über jene Gallerie nehmen lassen? würde er doch das Bild nie zu Gesicht bekommen haben, wenn er's sich nicht hätte einfallen lassen, dem Grafen einen nächtlichen Besuch machen zu wollen. Wie kam ihr Bild an jenen Ort? — Nichts als Räthsel! aber wie sie sich auch lösen mochten, Eines stand ihm fest: sie hatte sein Herz gewonnen in ihrer Einfachheit und Niedrigkeit, sie hatte sein Leben gerettet mit Gefahr ihres eigenen, ihr hatte er sein Wort gegeben als Mann, in Treu und Heiligkeit, und dieses Wort war ihm unverletzlich. Nichts und Niemand konnte es zurückgeben, als sie selbst, sie allein. An diese Thatsachen hielt er sich um so mehr, je mehr es ihm zur Gewißheit wurde, daß, wenn Grisselda überhaupt noch lebe, sie zu gleicher Zeit mit ihm auf dem schwarzen Schlosse gewesen sein müsse. — Der Graf hatte einmal im Vorübergehen einer unglücklichen Schwester erwähnt, die einen Doktor Cohagan in Irland geheirathet habe, und sich wahrscheinlich durch diese Mesaillance den Unwillen des Grafen zugezogen hatte. Dies mochte die Ursache sein, weßhalb sie nicht in der Gesellschaft erschienen war, weßhalb der Graf Adeliza bevorzugte und jene zurücksetzte. Oder vielleicht war es sie selbst, die lieber zurückstehen wollte, als mit solch untergeordneten Ansprüchen neben der hochgeborenen Lady Adeliza auftreten.

Diese Verwandtschaft mochte eine Aehnlichkeit herbeigeführt haben, sogar in den Stimmen, wie es sicherlich in den Gesichtszügen der Fall war. Und endlich sagte er sich, daß diejenigen von Presscotts Verwandten, die er während ihres gemeinsamen Aufenthalts in Irland kennen gelernt, obwohl sie arm waren und nur den niedern Schichten der Mittelklasse angehörten, dennoch achtungswürdige, ja, mitunter sehr gebildete Leute waren, wie sich ihm ja auch Grisselda von dieser Seite gezeigt hatte.

Sidney war genöthigt, Tag und Nacht zu reisen, damit er Köln möglichst schnell erreiche. Es blieb ihm also keine Zeit, dem Grafen vor seiner Ankunft zu schreiben, und auch nach derselben konnte er nur dazu gelangen, ihm in gedrängter Kürze mitzutheilen, was Presscott ihm aufgetragen. Er that es so schonend als möglich. Daß er es gewesen, für den Nathaniella in den Tod gegangen, das überging er mit Stillschweigen. Auch des Heirathsantrags erwähnte er mit keinem Worte und hoffte, der Graf würde dies Schweigen verstehen.

Nichtsdestoweniger redete ihn derselbe in seiner Ant-

wort mit „mein Sohn“ an, er ging auf seine trüben Mittheilungen nur in so weit ein, daß er ihm sagte: „ich war von diesem Allen schon durch eine Nichte in Kenntniß gesetzt. Meine Tochter und ich hatten unsere Abreise von Haus theilweise so sehr beschleunigen müssen, weil wir Nachricht erhalten, daß das Leiden meines Bruders, den ich erst vor einigen Monaten wieder fand, einen Charakter angenommen, der ein nahes Ende befürchten lasse, und wir fanden dies bestätigt — gestern Morgen starb er in meinen Armen.“ Es war aus dem ganzen Schreiben deutlich zu entnehmen, daß des Grafen Andenken an Tochter und Bruder ein mehr reuevolles als schmerzliches war, ungefähr als ob er das Bewußtsein mit sich herum trage, Beiden nicht das gewesen zu sein, was er ihnen hätte sein sollen.

Uebrigens hatte Sidney nach seiner Ankunft in Köln nicht einmal Muße, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Die Spannung Karls während dieser Tage war nur zu begreiflich. Sidney war daher genöthigt, unausgesetzt um die Person des Königs zu bleiben, konnte doch Niemand demselben eine getreuere Schilderung seines Landes und der dortigen Zustände entwerfen, als eben er, der mit allen Parteien, mit allen Klassen der Gesellschaft in Berührung gekommen war. Und seine Aufregung kam beinahe der des Königs gleich.

Es war dies die Periode im Leben Karls II., wo er am liebens- und verehrungswürdigsten erschien. Er hatte in langem Exil viel von jenem leichten, übermüthigen, mitunter frivolen Tone abgelegt, und Sidney sah dem Augenblick mit Verlangen entgegen, der diesen Monarchen auf den Thron zurückführen sollte. Das Erscheinen dieses Augenblickes verzögerte sich indessen um mehrere Wochen. Mehr als einmal ging Sidney als Karls Bevollmächtigter mit geheimen Botschaften nach Ostende, um dort mit einem Abgesandten Monks Rücksprache zu nehmen. Briefe wagte man kaum zu wechseln. Endlich jedoch war das Werk der Restauration vollendet, die große Stunde schlug, Karl wurde mit Jubel von seiner Hauptstadt empfangen. Langsam bewegte sich der prächtige Zug durch die volksbewegten Straßen. Der König grüßte fort und fort aufs huldvollste nach allen Seiten, mit schnellem Blick erkannte er in der wogenden Menge die Gesichter alter Freunde. Tausendfaches Jauchzen und Vivatrufen begleitete ihn überall. Millionen von Fahnen und Flaggen wehten in den Lüften, und in der Ferne rollte der festliche Donner der Kanonen.

Da hielt der König einen Augenblick sein Pferd an, und Sidney, der an seiner Seite ritt, bemerkte, wie er drei junge Damen, die an einem offenen Fenster standen, mit Kopfneigen grüßte; er sah, es waren seine Schwestern, und in deren Mitte die Tochter des Earl of Penrhyn — Lady Adeliza — daran zweifelte er nicht länger. Sein Herz flog ihr zu, wider seinen Willen. Sie war nicht schön zu nennen, nicht einmal mehr ganz jung, aber die hohe reine Stirn gab ihren Zügen etwas Edles. Dazu die anmuthsvolle Schüchternheit, mit der sie den Gruß des Königs erwiderte, das seelenvolle blaue Auge, Alles übte einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus. Der König redete Sidney an, er überhörte es.

„Aha“ lachte der Monarch, „mein junger Freund weilt noch bei dem Fenster dort! Nun, nun, wir verzeihen und beurlauben Euch hiermit, seht wie Ihr Euren Weg zu ihr findet, sobald Ihr Euch schicklich entfernen könnt.“ Die Gelegenheit bot sich kurz darauf. Sidney eilte zum Hotel des Grafen, der ihn abermals mit den Worten „mein Sohn“ empfing. Aber Sidney raffte sich schnell besonnen zusammen und sagte entschieden: „Niemand kann es Euch wärmer danken, als ich, daß Ihr mich des Besitzes eines solchen Schatzes werth haltet, wie Ihr mir ihn anvertrauen wollt; ich weiß das Glück und die Ehre, die Ihr mir erzeigen wollt, vollkommen zu schätzen, und dennoch muß ich Beidem entsagen, bestimmt und für immer. — — Ich bin nicht mehr frei. Wohl mag es sein, daß ich die Eine nimmer wiederfinde, der ich angehöre für diese und für jene Welt, aber diese Eine kann und will ich nicht aufgeben, so lange mir noch die leiseste Hoffnung ihres Daseins bleibt, und .....“

Er wollte die Vermuthung aussprechen, daß vielleicht der Graf selbst ihm Auskunft geben könne. Dieser aber unterbrach ihn, also sprechend: „So sagt es ihr selbst, ich fürchte die Arme wird sich nur schwer in Eure Weigerung finden.“

Damit hatte er eine Seitenthür geöffnet, und auf der Schwelle stand — Grisselda!

Was Sidney durchglühte, was das Mädchen empfand, das sagen Worte nicht, und viele Worte wurden hier auch nicht gehört. Das mächtigste der Gefühle spricht ja selten oder nie in Worten. Endlich begann der Graf: „Nun Ihr nehmt wohl am Ende doch meine Tochter statt der Einen? Wie? oder wäre meine Tochter die Eine selbst? Nun, junger Freund, das Fragen ist jetzt an Euch.“

Und nun stiegen all die Zweifel und Räthsel auf einmal wieder in ihm auf. Frage auf Frage richtete er an das Mädchen, ohne die Antwort zu erwarten. Und diese hatte noch nicht die Kraft, sich wieder völlig zu sammeln.

„Geduld,“ gebot der Graf, „ich will den Erzähler machen, das herrliche Mädchen weiß nicht von sich selbst zu sprechen.“

Aber auch der Graf wurde häufig in seiner Geschichte unterbrochen durch Sidney oder das Mädchen, die ihm einhelfen mußte. Was er berichtete, war in Kürze dies:

Des Grafen Adoptivtochter war wirklich Niemand anders, als seiner Schwester Kind, Adeliza Pembroke. Wir wissen schon, daß sie ihren Vater aus seinen Banden befreite, während seine Wachen ihren Streit ausfochten. Für einige Zeit fanden sie Schutz und Obdach in den Hütten von Anhängern Karls I. Aber solche Getreue waren immer seltener zu finden, das Volk hatte sich der neuen Regierung zugewandt und mächtige Freunde hatten sie in der Gegend nicht. So mußten sie nach mancher Gefahr und Beschwerde in Northumberland mit einer unterirdischen Wohnung vorliebnehmen. Lord Pembroke kannte die Menschen besser als Sidney, er wollte lieber sicher in einem versteckten Gewölbe sein, als sich dem Wankelmuthe ungeprüfter

image
not
available

Digitized by Google

Freunde aussetzen, um so mehr, da seine Tochter nicht von ihm lassen wollte. Dort hatte das arme Mädchen, um einen Zug frischer Luft zu schöpfen, die Fee des Wasserfalls gespielt. Die Bewohner der Umgegend waren abergläubisch genug, an solche Erscheinungen zu glauben. Jedoch begann ihre Lage unsicher zu werden, nur noch selten konnte sie sich hervorwagen, und zum letzten Male wollte sie es versuchen an jenem Abend, als plötzlich und unerwartet ihr alter Freund Sidney vor ihr stand. Sie hatte ihn auf den ersten Blick wieder erkannt, und da sie von der Unzuverlässigkeit der dortigen Bewohner unterrichtet war, so beschloß sie, ihn zu warnen und an Presscott zu verweisen. Sie hatte sich in ihrer Voraussetzung, daß er den Wasserfall noch einmal besuchen würde, nicht getäuscht, aber der erwartete Ueberfall der Cromwell'schen kam früher noch, als sie gedacht hatte. Schon hörten sie die Verfolger, und noch stand Sidney an dem Gemäuer, das jene niederzureißen kamen. Darum blieb nichts zu seiner Rettung übrig, als die verborgene Fallthür zu öffnen, ihn in das Gewölbe mit hinein zu ziehen und in schleuniger Flucht mit fortzureißen, wobei ihn Lord Pembroke mit seiner eisernen Hand ergriff; seine Tochter aber versah ihn mit den Handschellen, deren sie in dem Raume mehrere gefunden (er hatte zum Gefängniß einer Burg gedient) und verschloß seinen Mund mit einem Tuch. Ein einziger Schrei und sie wären verrathen gewesen, verloren alle drei. Endlich gelangten sie an das äußerste Ende eines unterirdischen Ganges, der sich an der andern Seite der Bergwand vermittelst einer geheimen Thür öffnete. Hier gönnten sie sich Ruhe, und als Sidney in Schlaf gesunken war, öffnete Lord Pembroke leise die Thür, zog ihn einige Schritte vorwärts und begab sich dann zurück, denn er wollte ihn, der unverfolgt war, nicht an ihrem zweifelhaften Geschick theilnehmen lassen.

Pembroke und seine Tochter entkamen durch einen andern Ausgang des vielfach verzweigten Gewölbes. Ein sicherer Führer, von Presscott gesandt, geleitete sie zum See von Llanberis und zur Purpurgrotte. Dort lebte der Lord, getrennt von seiner Tochter, welche sich entschließen mußte, in Presscotts Hause zu wohnen und nur so oft mit dem Boote zu ihm herüberzufahren, als Zeit und Umstände es gestatteten. Aber diese unterirdischen, feuchten Zufluchtsorte untergruben seine Gesundheit, und als die erschütternde Kunde von der Enthauptung des Königs eintraf, da folgte er diesem gar bald im Tode nach. Es waren traurige Tage für seine Tochter, die damals allein bei Arnold verweilte. Es war kurz nach dem Sturm von Drogheda. Damals legte sie Trauer an, in der Sidney sie traf, als er zurückkam.

Um der Sicherheit ihres Vaters willen war eine Verkleidung nöthig. Männerkleidung anzulegen hatte sie sich nicht entschließen können, aber sie trug eine schwarze Perücke, die tief über die Stirne reichte, färbte sich braungelb, und sah in dem Kostüm von Wales freilich gar sehr verändert aus. Sie galt für die Tochter von Mistreß Cohagan, einer Schwester Presscotts, die an einen Arzt in Irland verheirathet war. Da es ihr nicht gegeben war, eine Rolle durchzuführen, so begnügte sie sich damit, gar keine zu spielen. Sie sprach so wenig als möglich in Sidney's Gegenwart, verhielt sich still und beobachtend, daher entdeckte sie bald Nathaniella's erwachende Leidenschaft für Sidney, wie sie die des Priesters für das schöne Mädchen entdeckt hatte. Was konnte sie thun? Sie beschloß still zu bleiben und zu erwarten, was da komme. Manchmal jedoch gelang ihr dies nicht ganz, aber Sidney hatte keine Augen für sie.

Da löste sich der Knoten so schnell und gewaltsam, daß sie selbst beinahe dabei zu Grunde gegangen wäre, denn lange Zeit glaubte sie, Sidney, Presscott und Nathaniella hätten alle drei ihr Leben in Drogheda eingebüßt. Erst spät erhielt sie die Kunde, daß Sidney noch lebe und dann erfuhr sie zugleich, daß Cromwell den grausamen Befehl erlassen habe, ihn lebendig oder todt in seine Hände zu bringen. Sie wollte ihn retten, dafür wachte, betete und arbeitete sie. Ihren unermüdlichen Bestrebungen gelang es zuweilen, Nachricht über ihn zu erhalten. Und so hatte sie manchen Tag mit ihrem Boote seiner am See gewartet, bis er endlich erschien.

Während dieser langen Zeit vergeblichen Wartens hatte sie mit dem Neufoundländer Bekanntschaft gemacht, den ein Freund Arnolds in's Haus gebracht, und dem sie hold war um seines Namens willen. Dieser Freund ging vom Hause Arnolds in das von Hardreß Llandillo, dessen Charakter dem Mädchen bekannt war, und es war gerade dieser Verkehr mit dem unzuverlässigen Manne, der ihr Vertrauen in die Zuverlässigkeit Arnolds so sehr geschwächt hatte.

Jetzt erwachte der Wunsch in ihr, Sidney auf's Neue in ihrer Niedrigkeit und Häßlichkeit zu gewinnen, sie verschwieg ihm, daß er in ihr seine alte Freundin Adeliza, seine neue Liebe, das Mädchen am Wasserfall erblickte, sie behielt den Namen Grisselda bei, den sie von einer Cousine väterlicher Seite entlehnt hatte.

Und das war eben die Cousine, mit der sie reiste, als ein längerer Aufenthalt in Irland nicht mehr thunlich war und der Graf, der mittlerweile zurückgekehrt war, sie dringend einlud, zu ihm zu kommen. Die Cohagans und Knellars, ihre irischen Verwandten, waren wirklich arm, und da man zu Lebzeiten der Lady Anna Cohagan (der Schwester Presscotts und des Grafen) nicht viel Notiz von ihnen genommen, so waren sie nach deren Tode nicht eben erbötig Schutz und Obdach zu verleihen. Mit dem Grafen hatte sie seit Presscotts vermeintlichem Tode in Briefwechsel gestanden, sie hatte ihm die Trauerbotschaften zukommen lassen müssen. Und die Art, wie sie es gethan, war gerade die rechte gewesen, dem finstern Manne Wohlgefallen für seine Nichte und einzige Erbin einzuflößen, denn Lady Anna Cohagan hatte keine Kinder hinterlassen. Er hatte darauf bestanden, daß sie sich für ihn in jenem Kostüme malen lasse, und so gelangte ihr Bild in sein Schloß, lange bevor sie selbst dort einzog. Und wie er nun sie kennen und lieben lernte, ging er leicht auf ihren Wunsch ein, die Treue Sidney's auf eine kleine Probe zu stellen, denn die Adeliza von heute hatte noch nicht die Idee aufgegeben, die sie einst als glückliches Kind gegen Sidney geäußert: ich möchte gern einen treuen Ritter

haben, der mir diente sein Leben lang, wie der getreue Lanzelot vom See. —

Im Uebrigen war es dem Grafen mit seinem Antrag Ernst gewesen, und es ist ein solcher Antrag unter solchen Umständen in den höchsten Cirkeln englischer Gesellschaft nichts so ganz Ungewöhnliches.

Zwei Jahre später sehen wir Sidney und Adeliza abermals über den blumigen Rasen dahin reiten, der dem Thalgrunde von Beringtonhall zum Teppiche dient; jetzt aber trägt das Schloß einen andern Namen, es heißt Bromhamhall, so hatten die Beiden ihren Lieblingssitz umgetauft. Ihr heutiger Ritt geht nach einem wohnlichen Häuschen am sonnigen Abhang einer sanften Anhöhe: ein alter Mann mit schneeweißem spärlichem Hauptaar wartet ihrer an seiner Thür und wird von Beiden mit einem muntern „Gutenmorgen, Rollard!“ begrüßt. Sie besuchen den alten Mann oftmals und erzählen ihm von Lady Sahra, die mit ihrem Herzog von Athole in den schottischen Hochlanden gar glücklich lebt, oder von Lady Amelia, die seit des Königs Verheirathung mit der Prinzessin von Portugal als erste Hof- und Ehrendame glänzt.

Der König handelte im Anfang seiner Regierung mit Maß und Klugheit und erwarb sich den Beifall der Nation, seine Dankbarkeit gegen seine treuen Freunde aber hatte ihm deren Anhänglichkeit für immer gesichert. Sidney war nunmehr wirklicher Herzog von Beauclare und Lord of St. Albans, sein ältester Sohn war im Besitze dieses Titels, bis er den des Herzogs ererbte. Sein zweiter Sohn sollte nicht den Namen Pressecott tragen, welches der Familienname der Penrhyn war, sondern den Titel des Lord Pembroke, und nach dem Tode des Earl of Penrhyn sollte er dessen Namen und Titel empfangen. So war es der Wille des Königs, der sich mit warmer Anerkennung dahin äußerte: „Der Staat von England brauche mehr als einen Pair aus solchem Hause.“

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Von **Wilhelm Müller.**

(Schluß von S. 336.)

Gleich darauf ging auch das Bataillon Sahr mit seinem Kommandanten, Major Selmnitz, zu den Verbündeten über; die Batterie Birnbaum aber blieb zurück. Fast zu gleicher Zeit führte der württembergische General Normann den Rest seiner Reiterbrigade, 536 Mann, dem Kosaken-Hetman Platof zu. Da dieß der nämliche General war, der bei dem schändlichen Ueberfall der wackeren Lützower bei Kitzen so bereitwillig seine Landsknechtsdienste hergegeben hatte, so konnte man sich über sein jetziges Benehmen mit Recht wundern. Er soll denn auch, um keinen Verdacht von Patriotismus auf sich zu laden, offen erklärt haben, daß er nur dem Könige den Rest seiner Reiterei erhalten wolle, und weigerte sich, in den Reihen der Verbündeten mitzukämpfen. Die übergegangenen Sachsen jedoch sprachen diesen Wunsch aus, welchen zu erfüllen sehr taktlos gewesen wäre. Die Infanterie wurde daher zu einem schwedischen Depot, die Reiterei zu Yorks Korps geschickt; die Württemberger kamen zu Bennigsens Reserve nach Liebertwolkwitz.

Den Uebergang dieser sächsischen Truppentheile erfuhren ihre Kameraden bei Paunsdorf gegen ein Uhr Nachmittags und sie wurden natürlich durch diese Nachricht in ihrem Entschlusse bestärkt. Auf die dringende Bitte der Offiziere sandte endlich General Zeschau den Hauptmann Nostitz an den König, um ihm obigen Vorgang zu melden, die Stimmung der Truppen darzulegen und seine Befehle einzuholen. Die Brigadiers kamen indessen überein, auch ohne einen Befehl des offenbar ganz unfreien Königs den Uebergang sofort auszuführen. Nach zwei Uhr kam der Hauptmann Nostitz mit einem Handbillet des Königs zurück, worin den Truppen gesagt war, daß sie ihre Anhänglichkeit an seine Person nur durch Erfüllung ihrer Pflichten beweisen könnten. Dieß war offenbar eine eben so unbestimmte Antwort, wie diejenige, welche im Dezember des vorigen Jahres der König von Preußen dem General York vor dem Abschluß der berühmten Konvention von Tauroggen gegeben hatte. Die Lage der sächsischen Offiziere war derjenigen Yorks ziemlich ähnlich: ihr ganzes Land war von dem unheimlichen korsischen Imperator in einem erdrückenden Bann gehalten, alle Männer von Intelligenz und Energie wollten den Anschluß an die Verbündeten, nur dieser Anschluß konnte das Land vor dem gänzlichen Verlust seiner Selbständigkeit retten; sprach sich auch der König, der ein abgöttischer Verehrer Napoleons war und sich vor ihm wie vor einem höheren, unbesiegbaren Wesen bekreuzte, nicht dafür, ja vielleicht eher dagegen aus: so war doch zu bedenken, daß der König nicht viel mehr als ein Gefangener Napoleons, also seine Willensäußerung nicht gerade als sein eigentlicher Wille anzusehen war; man mußte also den Konflikt zwischen der Stellung des Soldaten und des Bürgers selbst entscheiden und sich die Frage vorlegen, ob unter allen Verhältnissen der Bürger ganz im Soldaten aufgehe, oder ob nicht, wie Ryssel gegenüber von Zeschau bemerkte, die Pflichten gegen das Vaterland über alles gehen, was zuletzt auch zu dem wahren Wohl des Königs ausschlagen werde. Der Hauptunterschied zwischen York und den sächsischen Offizieren war freilich der, daß jener seinen König in den

Beginn dieses Feldzugs hineinriß, die ganze glorreiche Erhebung des Jahres 1813 durch seine That mitbegründen half, diese dagegen erst in den letzten paar Scenen des letzten Aktes die längst erwartete Versöhnung herbeiführten. Und doch hat diese Schlußscene dem König bei den späteren Kongreßverhandlungen die Hälfte seines Reiches gerettet. Die Franzosen freilich und ihre Nachbeter fällten über diesen Uebergang der Sachsen ein ganz anderes Urtheil. Wie sie ihnen die Schuld an der Niederlage bei Dennewitz zuschoben und das Mißlingen der Operationen Napoleons gegen die schlesische und Nordarmee auf dem linken Elbeufer für die Folge von dem Abfall Bayerns erklärten, so mußten die armen Sachsen nun auch vollends an der Katastrophe von Leipzig schuld sein, als ob diese 3—4000 Mann bei dem Ringkampf von fast einer halben Million Menschen ein entscheidendes Gewicht in der Wagschale gewesen wären, oder auch nur die Stellung von Paunsdorf gegen eine frische Armee von 100,000 Mann hätten decken können. Aber auch hier mußte doch irgend Jemand außer den Franzosen selbst schuld sein, und so schrie man dem Befehle gemäß auf die Sachsen los, sprach mit Entrüstung von ihrem Verrath und bereicherte sogar das französische Wörterbuch mit zwei neuen Wörtern, indem man „Verrath" und „verrathen" durch une saxonade und saxoner ausdrückte. Und doch thaten diese Sachsen nichts anderes, als was dem Franzosen das Höchste ist: sie sahen ein, daß ihre Stellung bei den Franzosen ein Verrath am Vaterlande sei, und wollten für ihre Nationalität in die Schranken treten, für das große deutsche Vaterland kämpfen! Aber das war's ja gerade. Es sollte kein Deutschland mehr geben, nur ein Sachsen, Bayern u. s. w.!

Wie oben angeführt, war die Nordarmee eben eingetroffen, Bülow griff Paunsdorf an, drängte die Feinde zurück, die Sachsen, welche vor Sellerhausen aufgestellt waren, gingen, anstatt sich zurückzuziehen, auf die Verbündeten zu, zuerst ihre Artillerie, dann die erste und zweite Brigade. Als General Zeschau dieß bemerkte, eilte er ihnen nach, erreichte noch einen Theil des Fußvolkes und befahl ihm zu halten. Aber die vordringende Reiterei der Russen nahm ihm wieder ein Bataillon ab, das umzingelt und gefangen genommen wurde, so daß der eifrige General nur etwa 600 Mann bei den Franzosen zurückhielt. Uebergegangen waren etwa 3000 Mann mit 19 Geschützen. Diese wurden, nachdem General Ryssel kurz zuvor den Russen ihre Absicht mitgetheilt hatte, von den alliirten Truppen freudig aufgenommen, die Geschütze sogleich gegen den Feind verwendet, die Infanterie und die wenige Reiterei, etwa 100 Husaren, trotz ihres Wunsches, gegen den gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen, von Bennigsen zur Reserve verwiesen. Die beiden Brigadiers, Ryssel und Brause, wurden von den Monarchen, die sogleich von Bennigsen von diesem Ereigniß in Kenntniß gesetzt wurden, auf den Monarchenhügel beschieden. Sie begaben sich augenblicklich dahin, und die Monarchen sprachen nicht nur ihren Dank für diesen Beweis deutscher Gesinnung von Seiten der Sachsen aus, sondern gaben auch die Versicherung, daß die Integrität des Landes durch ihren Uebertritt gerettet worden sei. Nur bemerkte der König von Preußen, daß sie lange hätten auf sich warten lassen.

In der Zeit, als der König von Preußen diese treffende Bemerkung machte, war der Kampf um Paunsdorf schon entschieden. Wäre es freilich auf Bernadotte angekommen, so wäre die große Lücke zwischen diesem Dorf und der Parthe an diesem Tage unausgefüllt geblieben, was für die Verbündeten bedenkliche Folgen gehabt hätte. Denn der Kronprinz ging offenbar darauf aus, trotz der mit Blücher geschlossenen Uebereinkunft sich mit der ganzen Nordarmee der Schlacht wo möglich zu entziehen, durch die Langsamkeit seiner Bewegungen es möglich zu machen, daß er zu spät auf dem Schlachtfeld eintreffe, und mit schönen Worten und Nichtsthun einen Tag hinzubringen, von dessen rascher und richtiger Benützung das Heil eines ganzen Welttheils abhing. Daran lag aber Bernadotte nichts; wenn ihm nur Norwegen nicht entging und ihm der Weg zu dem Throne von Frankreich geebnet blieb! Im Gegentheil fand er die Uebermacht der Verbündeten durchaus nicht ganz in seinem Interesse. Um die ihm bestimmte Stellung zwischen Blücher und Bennigsen einzunehmen, mußte er hinter dem schlesischen Heere östlich bis Taucha marschiren, dort die Parthe überschreiten und wieder westwärts gegen Paunsdorf ziehen, was zusammen einen Marsch von $2^1/_2$ Meilen betrug. Er konnte also, wenn er mit Tagesanbruch aufbrach, gegen zwölf Uhr auf seinem Platze sein. Statt dessen brach er erst um neun Uhr auf und kam erst zwischen drei und vier Uhr auf dem Schlachtfeld an, um nur noch zwei Stunden am Kampfe theilnehmen zu können. Und auch dieß wäre nicht gelungen, wenn nicht Bülow, der voranzog, seine Leute zur äußersten Schnelligkeit angespornt hätte. Noch schlimmer hatte er es mit dem Korps Langerons vor, das ihm Blücher für diesen Tag abgetreten hatte. Auch von diesem Korps, das bei Eutritzsch stand, verlangte er, daß es den ungeheuren Umweg über Taucha mache, um zu dem nahen Schönfeld zu gelangen. In Folge dessen wäre Langeron erst spät in der Nacht auf das Schlachtfeld gekommen, oder vielmehr er wäre gar nicht dort angekommen, sondern hätte von Bernadotte den Befehl erhalten, bei Taucha stehen zu bleiben und den Angriff Napoleons abzuwarten, da er sich ja stets so stellte, als ob er von der fixen Idee besessen sei, daß Napoleon es besonders auf ihn abgesehen habe und sogar jetzt noch mit aller Macht über Eilenburg an die Elbe ziehen wolle. Aber bei Blücher verfingen solche Künste nicht: er durchschaute das künstliche Gewebe und zerhieb den Knoten. Sobald er Bernadotte's Ordre erfuhr, befahl er Langeron, zwischen Mockau und Abt-Naundorf Brücken zu schlagen und dort über die Parthe zu gehen; dem Kronprinzen aber ließ er sagen, daß Langeron nach geschehenem Uebergang in der Gegend von Abt-Naundorf seine Befehle erwarten werde. Blüchers Vorsicht bei jener Uebereinkunft und dieser rasche Entschluß durchkreuzten alle Plane des unredlichen Kronprinzen, der es darauf angelegt zu haben schien, für das Bülow'sche Korps das von Langeron zurückzubehalten.

So war also endlich nach vielen Mühen und Kämpfen die ganze Nordarmee im Anmarsch. General Bülow, welcher sich an Bennigsen anschließen sollte, hatte mit seinen drei Brigaden, Hessen-Homburg, Borstell und Krafft, zuerst die Parthe überschritten, eilte mit der ersten so rasch als möglich voran und näherte sich, wie schon

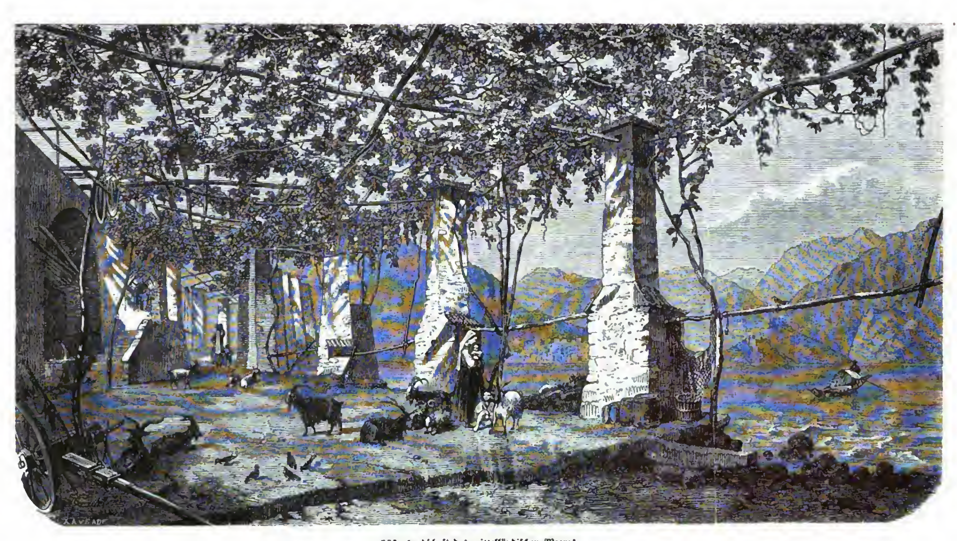
bemerkt wurde, der Division Bubna in dem Augenblick, wo die Franzosen durch einen Angriff der Division Durutte Paunsdorf wieder genommen hatten und im Begriff standen, zwischen Sellerhausen und Stünz vorzudringen, um sich dieses bisher so schwach besetzten Terrains zu bemächtigen und dadurch die rechte Flanke der böhmischen und die linke der schlesischen Armee zu umgehen. Als Bülow diese Vorbereitungen des Feindes zu einem neuen Angriff sah, ließ er die erste Brigade vorauseilen und befahl den beiden nachfolgenden möglichst schnell nachzukommen, da in dieser späten Abendstunde kein Augenblick zu verlieren war. Ohne übrigens ihre Ankunft abzuwarten, traf er sogleich seine Anstalten zu einem Angriff auf Paunsdorf. Auch Bernadotte, welcher eben von einer Unterredung mit Bennigsen zurückkam, befahl ihm jetzt, das Dorf stürmen zu lassen. Ein österreichisches und drei preußische Bataillone drangen in das Dorf ein, warfen den Feind hinaus, der englische Kapitän Bogun schleuderte seine Brandraketen unter die Flüchtigen, die nun über Hals und Kopf gegen Stünz und Sellerhausen zurückeilten. Dieß war, wie wir gesehen haben, jener günstige Moment, den die Sachsen zu ihrem Uebergang benützt hatten. Doch wurde die dadurch entstandene Lücke durch die Ankunft eines Theils der französischen Gardereiterei mit zwanzig Geschützen reitender Artillerie unter General Nansouty und anderer Truppentheile, für deren Absendung das wachsame Auge Napoleons gesorgt hatte, schnell wieder ausgefüllt. Von den Angreifern rückten zwei preußische Bataillone in frischer Siegeslust über Paunsdorf hinaus, drangen mit den fliehenden Franzosen in Sellerhausen ein, wurden aber von dem nun mit Uebermacht auftretenden Feinde zurückgetrieben, ihr Rückzug artete in völlige Flucht aus, und erst hinter Paunsdorf, wo ihre Artillerie die verfolgenden Kürassiere zurückwies, sammelten sie sich wieder.

Indessen waren die Brigaden Borstell und Krafft nach vier Uhr angekommen und hatten sich theils hinter, theils rechts von dem Dorfe aufgestellt, die Russen unter Winzingerode und Woronzof schloßen sich rechts an diese an und berührten mit ihrem äußersten rechten Flügel die Truppen Langerons, der in heißem Kampfe um den Besitz von Schönfeld rang. Hinter dieser Schlachtlinie, weit vom Schuß, zwischen der Theklakirche und dem Vorwerk Heitere-Blick, hatte der rücksichtsvolle Bernadotte seine Schweden aufgestellt. Mit dieser Aufstellung der Nordarmee war die kreisförmige Einschließung Napoleons vollendet, und wenn seine wichtigste Rückzugsstraße, die über Weißenfels und Erfurt nach Frankfurt führte, gleich stark besetzt war, so konnte er sich kaum oder nur unter Strömen von Blut einen Ausweg bahnen. Aber dieses „Wenn“ wurde ihm durch die österreichische Diplomatie sehr erleichtert.

Obgleich sich die Franzosen gegenüber der Nordarmee sehr in der Minderzahl befanden, behaupteten sie sich doch eine Zeit lang auf der ganzen Linie zwischen Stünz und Schönfeld und suchten das Vorrücken der Verbündeten durch ein heftiges Geschützfeuer aufzuhalten. Nansouty's Reiterei machte sogar einen neuen Angriff, wurde aber durch die überlegene Artillerie Bülows und Bennigsens zurückgetrieben. Um diese Zeit kam der Großfürst Konstantin, nachdem er eben General Bennigsen im Namen seines kaiserlichen Bruders für seine an diesem Tag geleisteten Dienste gedankt hatte, bei Bernadotte an, um ihn im Auftrag Alexanders zu begrüßen und sich durch eigene Anschauung von dem Stand der Dinge im Nordosten von Leipzig zu überzeugen. Bernadotte, in welchem bei dem Donner der Kanonen die alte Soldatennatur wieder erwachte und welcher im dichtesten Kugelregen kaltblütig aushielt und seine Befehle gab, eilte mit dem Großfürsten in die vorderste Linie des Gefechts, um ihm eine genaue Uebersicht desselben zu verschaffen. Er setzte sich dabei der größten Gefahr aus und widerlegte damit die Ansicht derer, die sogar an seinem persönlichen Muthe zweifelten. Nach Entfernung des Großfürsten, zwischen fünf und sechs Uhr, befahl Bernadotte dem General Bülow die Dörfer Stünz und Sellerhausen zu nehmen. Sogleich rückte Major Müllenheim mit dem dritten ostpreußischen Regiment und Major Friccius mit dem dritten ostpreußischen Landwehrregiment gegen die Windmühlenhöhe von Stünz vor. Jener erstürmte das Dorf und behauptete es gegen alle weiteren Angriffe. Zu gleicher Zeit eroberten die Truppen Bubna's und Stroganofs das Dorf Mellau, sowie zwei Bataillone Ostpreußen und Oesterreicher Sellerhausen und verfolgten dann die Franzosen bis an die Kohlgärten, welche sie auch die Nacht hindurch besetzt hielten.

Die Franzosen zogen sich nach Crottendorf zurück, rückten aber bald darauf wieder von Volkmarsdorf gegen die russische Reiterei vor. Wenn gleich zurückgeschlagen, hielten sie sich doch auf dem Höhenzug vor Volkmarsdorf, wo ihr Geschütz lebhaft feuerte. Als der gegenüberstehenden russischen Artillerie die Munition ausging, schickte ihr Bernadotte den schwedischen Artilleriegeneral Cardell, welcher mit zwanzig Geschützen im Galopp aufsprengte und in Gemeinschaft mit der Artillerie von St. Priest und der englischen Raketenbatterie die Franzosen so heftig beschoß, daß sie den Höhenzug verlassen mußten, worauf die russische Infanterie ihn einnahm und gegen alle Angriffe Ney's und Souham's behauptete. Auch hier verfolgten die Russen den Feind bis an die Kohlgärten. Als Borstell noch weiter vordringen wollte, zeigte Bernadotte schon wieder Angst, Napoleon möchte sich gegen ihn wenden und seine Schlachtordnung zu durchbrechen versuchen, daher er Borstell befahl, den Angriff stehenden Fußes abzuwarten und hinzusetzte: „General! Sie werden meinem Befehle pünktlich gehorchen. Ich weiß, daß Sie und die Herren Preußen in einem Punkte mir nicht gern folgen, nämlich beim Verbot vorwärts zu gehen.“

Gegen Abend war auch das Dorf Schönfeld, das eine Stunde von Leipzig entfernt ist, in den Händen der Verbündeten. Die Truppen Langerons und die von St. Priest waren auf Blüchers Befehl von Eutritzsch abgezogen und um neun Uhr Vormittags bei Mockau eingetroffen. Trotz des heftigen Widerstandes der feindlichen Tirailleurs und des lebhaftesten Feuers der französischen Geschütze, welche auf dem Kirchhofe der St. Theklakirche und den anstoßenden Höhen aufgestellt waren, wateten die Russen bei Mockau, bis an den Gürtel im Wasser, durch die Parthe, erstürmten die feindliche Position und warfen die Franzosen beim ersten Angriff nach Schönfeld zurück.



Küstenlandschaft des mittelländischen Meeres.
(Gegend von Sorrent.)

Auch das Hauptkorps und die Artillerie passirten den Fluß, diese auf einer Brücke, jenes meist durch eine Furt. Da aber die Nordarmee noch zu weit zurück und dadurch sein linker Flügel nicht gehörig gesichert war, so zögerte Langeron mit dem Angriff und ließ eine Zeit lang Schönfeld heftig beschießen, wodurch der Herrnhof und die Thurmspitze in Brand gerieth. Nachdem die Franzosen auch aus Abtnaundorf verdrängt waren, ließ Langeron gegen ein Uhr Mittags Schönfeld angreifen, Marschall Marmont leitete persönlich die Vertheidigung des Dorfes und setzte dem Ungestüm der Angreifer wie bei Möckern den heftigsten Widerstand entgegen. Dennoch drangen die Russen bis in die Mitte des Dorfes, wurden aber alsbald unter ungeheurem Verlust zurückgetrieben. Ein neuer Angriff erfolgte; mit wahrem Löwenmuth und fürchterlichem Geschrei rückten andere Bataillone vor, rißen alles mit sich fort, schlugen mit den Flintenkolben alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte, und drangen weit in das Dorf ein. Aber auch sie mußten, da die Franzosen neue Kräfte ihnen entgegenwarfen, das Dorf wieder verlassen. Ein dritter Sturm hatte das gleiche Schicksal. Der Brand des Dorfes griff immer weiter um sich, man konnte sich kaum darin halten, viele Verwundete verbrannten, auf dem Herrnhof fast alles Vieh bis auf den Zuchtochsen. Dieser wurde durch das Schießen und das Geschrei ganz wüthend, riß sich von seinem Führer los, schlug sich auf die Seite der Franzosen und rannte mit seinen neuen Alliirten gegen die Russen. Mehrere Einwohner, welche zurück geblieben waren, konnten sich nicht mehr retten, kamen mitten unter die Kämpfenden und wurden nach der Kirche hingedrängt. Aber in diesem Augenblick stürzten Leute aus derselben und riefen, daß die Kirche auch im Innern zu brennen anfange. Angriff und Vertheidigung dauerte fort; es war ein fürchterliches Würgen; kein Theil wollte nachgeben; die Russen drangen immer mit neuer Wuth und Todesverachtung vor, die Franzosen wehrten sich um jeden Fußbreit Bodens mit verzweifelter Tapferkeit; Haufen von Leichen und Schwerverwundeten lagen überall umher. Da stürzte während des gegenseitigen Würgens der brennende Kirchthurm krachend zusammen. „Das Toben und Schreien der Soldaten," sagte eine Ortesnachricht, „der Lärm des Geschütz- und Gewehrfeuers, das Einschlagen und Springen der Granaten und übrigen Geschosse, das Gewinsel und der Hilferuf der Verwundeten und der halb Verschütteten, sowie das Geheul der Fliehenden war grausig. Der Rauch, Staub und Dampf verdunkelte den Tag dergestalt, daß Niemand mehr wußte, in welcher Tageszeit er lebte." Erst gegen sechs Uhr Abends wurden die Russen völlig Herren des Dorfes und drängten den Feind nach Reudnitz und Volkmarsdorf zurück, wo er sich mit den von Sellerhausen Vertriebenen vereinigte. Aber es war eine heiße Blutarbeit gewesen, welche der Erstürmung von Möckern wenig nachgab. Die Russen verloren dabei 4000 Todte und Verwundete, die Franzosen nicht viel weniger, darunter beide Theile eine Menge höherer Offiziere.

Die fünfte Angriffskolonne bildete das auf 25000 Mann herabgekommene Heer Blüchers, der an diesem Tage nur die Korps von York und Sacken unter sich hatte. Dadurch daß er die Truppen Langerons und St. Priests, mehr als die Hälfte seines Heeres, an Bernadotte abtrat, legte er sich freiwillig eine untergeordnete Rolle auf und verzichtete auf den Ruhm dieses Tages: ein Beispiel der Uneigennützigkeit und des Patriotismus, das die höchste Anerkennung verdient. Ihm gegenüber standen die Polen unter Dombrowski, einige Truppen von Marmont und die Reiterei Arrighi's. Letztere wurde von Sacken, der das erste Treffen bildete, wie am 17. Oktober, mit leichter Mühe zurückgeschlagen, während Dombrowski sich mit solcher Tapferkeit wehrte, daß York zwei Bataillone zur Unterstützung absenden mußte. Nun griff Sacken das Vorwerk Pfaffendorf, das von den Franzosen als Lazareth benützt wurde, auf's neue an, drang auch auf dem linken Pleißenufer vom Rosenthal vor und schoß Pfaffendorf in Brand, ohne es jedoch zu besetzen. Das Jammergeschrei der dort befindlichen 2—300 Verwundeten war so fürchterlich, daß es den Donner der Geschütze noch übertönte und bis zu den Ohren der nächsten Vorstadt drang. Diese Unglücklichen verbrannten alle. Zu einem Sturm auf Leipzig vorzuschreiten war jedoch nicht rathsam, da die andern Heere noch zu weit von der Stadt entfernt waren; daher beschränkte sich Sacken darauf, den Feind hier festzuhalten und das Terrain vor dem äußeren Halle'schen Thor mit seinen Geschützen zu bestreichen. Blücher hielt sich meistens bei Eutritzsch und Mockau auf, da er sein Augenmerk nicht bloß auf Sacken, sondern noch mehr auf Langeron richten mußte, damit ihm bei dessen Korps Bernadotte nicht einen neuen Streich spiele. Als er Nachmittags zwei Uhr erfuhr, daß sich die Franzosen seit Vormittags zehn Uhr nach Lindenau zurückziehen, so ließ er, wozu auch eine Weisung von Schwarzenberg eintraf, das York'sche Korps Abends sieben Uhr abmarschiren, um die Uebergänge bei Halle und Merseburg zu besetzen und den Feind bei seinem Rückzug zu verfolgen.

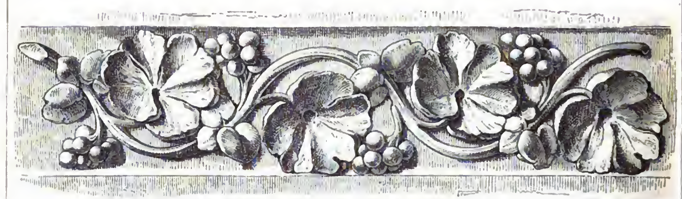
Diese Maßregel war um so nothwendiger, als von Seiten der böhmischen Armee gar zu wenig in dieser Richtung geschah. Da Giulay, welcher die sechste Angriffskolonne gegen Lindenau, wie am 16. Oktober, führen sollte, der ersten Kolonne unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg zu ihrem Angriff auf Dölitz und Dösen Truppen abtreten mußte, so blieben ihm nur noch etwa 15,000 Mann übrig. So lange er nur Bertrand vor sich hatte, machte er keinen Angriff. Als nun gegen zehn Uhr Vormittags Mortier mit zwei Divisionen der jungen Garde bei Lindenau ankam, um Bertrand abzulösen, sah sich Giulay selbst angegriffen. Um seinen Rückmarsch über Markranstädt nach Weißenfels zu decken, ließ Bertrand rechts und links von der Straße die Oesterreicher bei Leutzsch und Klein-Zschocher angreifen und dadurch seine Flanken sichern. Das Jägerbataillon, welches letzteren Ort besetzt hielt, wurde aus demselben verdrängt, und als es bei Schleußig über die Elster gehen wollte, fand es die dortige Brücke bereits von seinen Kameraden in Brand gesteckt, so daß sich diese 696 Mann mit achtzehn Offizieren den Franzosen ergeben mußten. Bertrand konnte nun ungehindert seinen Rückzug antreten; er hatte die Divisionen Morand und Guilleminot und den Reservepark bei sich; württembergische und französische Reiterei bildete die Nachhut.

Somit war die Rückzugslinie der Franzosen im Westen frei und dadurch Napoleon ein Ausgang eröffnet, wie er, wenn er an der Stelle der Verbündeten gewesen wäre, ihn diesen sicherlich nicht gestattet hätte. Es wäre Schwarzenberg bei der großen Uebermacht der Verbündeten ein Leichtes gewesen, mit überlegenen Streitkräften den Paß bei Lindenau bis auf's äußerste zu behaupten; aber die österreichische Kriegführung ließ sich dießmal, wie im Feldzug von 1814 noch öfter, offenbar von ihrer Diplomatie das Schwert halten, und man wollte den „Schwiegersohn", der bei der Sendung Meerveldts in einem eigenhändigen Brief an die Gefühle des „Schwiegervaters" appellirt hatte, nicht der gänzlichen Vernichtung preisgeben. Zugleich fürchtete man wohl auch, den verwundeten Löwen zur letzten Kraftanstrengung, zu einer That der Verzweiflung zu reizen, und hielt es für politischer, ihm eine goldene Brücke zu bauen, wie dieß auch Kutusof im Jahre 1812 gethan hatte. Wenigstens führt eine Aeußerung, welche Schwarzenberg nachher that, auf diese Vermuthung. Er sagte: „Wir hatten nicht so viel Truppen, um alle Ausgänge stark genug zu besetzen; auch ist es nicht immer rathsam, einen Feind, der noch Kräfte hat, zur Verzweiflung zu bringen." In dem Kriegsrath, zu welchem Schwarzenberg Abends sechs Uhr sämmtliche Korpskommandanten auf den Monarchenhügel berief, um ihnen die Anordnungen für den folgenden Tag mitzutheilen, schlug Kaiser Alexander vor, die russischen Grenadiere und die preußisch-russischen Garden abmarschiren und bei Pegau über die Elster gehen zu lassen, damit sie dem Feinde auf seinem Rückzug in die Flanke fallen. Aber es wurde eingewendet, diese Truppen seien zu ermüdet und leiden Mangel an Nahrung, und doch war der Grund ihrer Müdigkeit schwer einzusehen, da sie sich zwei Tage lang gar nicht am Kampfe betheiligt hatten. Auch der Vorschlag, den Blücher machen ließ, ihm 20,000 Reiter anzuvertrauen, mit denen er dem Feinde überall zuvorkommen und ihn auf seinem Rückzug aufreiben wolle, da ja der bayerische General Wrede ihm am Main den Weg verlege, wurde nicht angenommen. Man beschränkte sich darauf, außer dem York'schen Korps die österreichische Heerabtheilung von Giulay, die Division Bubna und 2000 Kosaken unter Platof in der Nacht oder am frühen Morgen dem Feinde über Pegau nachzuschicken.

Der Rückzug Napoleons war unvermeidlich; denn seine Position war am Abend des 18. Oktobers so eng zusammengedrängt und bot dem Angriff so verwundbare Seiten, daß er sie gegen einen so übermächtigen und siegesmuthigen Gegner unmöglich mehr halten konnte. Hatte er sich auch in seinem Centrum bei Probstheida und Stötteritz, wo der Kern seiner Truppen und Drouots gewaltige Artillerie aufgestellt waren, ruhmvoll behauptet und auf seinem rechten Flügel nur Dösen und Dölitz verloren, so war er auf seinem linken Flügel bis auf eine Viertelmeile nach Leipzig zurückgedrängt und aus den Dörfern Zweinaundorf, Melkau, Stüntz, Paunsdorf, Sellerhausen, Schönfeld vertrieben; auch Zuckelhausen und Holzhausen zwischen Centrum und linkem Flügel waren verloren gegangen. Damit war sein Schicksal unwiderruflich entschieden. Denn die Stellung, welche er Abends noch inne hatte, lief von Connewitz über Probstheida, Stötteritz, Crottendorf, Anger, Reudnitz und Volkmarsdorf hin, bildete bei Probstheida einen spitzen Winkel und machte nicht bloß diesen Ort, sondern auch Stötteritz zu einem so weit vorgeschobenen Posten, daß er ihn entweder zurückziehen, oder sich abschneiden lassen mußte. Sie war nach der Zurückdrängung des linken Flügels ganz unhaltbar. Daß dieses Resultat erst Abends und nicht schon Nachmittags erreicht wurde, wodurch über die französische Armee eine jähe Katastrophe hätte hereinbrechen müssen, dafür konnte sich Napoleon am meisten bei seinem früheren Marschall bedanken. Denn wenn Bernadotte mit der Nordarmee, statt zwischen drei und vier Uhr, schon um ein Uhr eingetroffen wäre, so hätten die Verbündeten die Linie von Zweinaundorf bis Schönfeld nicht erst um sechs, sondern zwischen drei und vier Uhr in Händen gehabt, und es wäre ihnen möglich gewesen, während Barclay und Bennigsen Probstheida in der Front angriffen, zwischen Crottendorf und Stötteritz durchzubrechen, das französische Centrum im Rücken zu fassen und dadurch Napoleon das gleiche Schicksal zu bereiten, das er am 16. Oktober den Verbündeten zugedacht hatte, wo er sie durch seinen Reiterangriff über die Pleiße und Elster zurückwerfen wollte. Dadurch wäre nicht bloß eine Fortsetzung des Kampfes am 19. Oktober unnöthig geworden, sondern auch am 18. ein ganz anderes Resultat erzielt, die fast gänzliche Vernichtung des französischen Heeres wäre mit einem Schlage wie durch eine alles zerschmetternde Naturgewalt herbeigeführt worden. Auch hierin bewahrten diese Oktoberkämpfe ihren ursprünglichen Charakter: die Verbündeten sollten trotz der Hindernisse, die sich ihnen, nicht auf der feindlichen Seite, sondern in ihren eigenen Reihen entgegenstellten, durch Ausdauer, Tapferkeit, Vaterlandsbegeisterung doch durchdringen. Was am 16. Oktober Schwarzenberg durch seine ungeschickte Aufstellung zwischen Elster und Pleiße verschuldete, hatte am 18. Bernadotte auf seinem, freilich sehr weiten, Gewissen.

War Napoleon, der seine letzten Reserven daran gesetzt, seine Munition fast verbraucht hatte, dieser äußerste Schlag erspart, so lag das, was er vor sich sah, schwer genug auf seinen des Tragens ungewohnten Schultern. Er war fast den ganzen Tag bei der durchlöcherten und halb zerstörten Windmühle geblieben. Sie stand, wie der bei ihm befindliche sächsische Adjutant Odeleben treffend bemerkt, als ein böser Vorbote und als Symbol des launigen, von allen Winden herumgeschleuderten Glückes an seiner Seite. Nur von Zeit zu Zeit, wenn er von Probstheida aus neue Blitze senden wollte, flog er dahin. Bei der Nachricht von dem Eintreffen der Nordarmee und von dem Uebertritt der Sachsen, den er möglichst geheim hielt, begab er sich auf seinen linken Flügel und besprach in wenigen Augenblicken mit Ney und Reynier die nöthigen Anordnungen, kehrte aber sogleich wieder zu der Tabaksmühle zurück. Als die Sonne sank, sah er eben noch seinen linken Flügel im vollen Rückzug, zum Theil in rascher Flucht. Seine Spannung stieg von Minute zu Minute, wurde mit jeder neuen Meldung vergrößert und gestaltete sich zu dem zehrenden Fieber des verzweifelten Spielers. Während der Majorgeneral Berthier einigen Adjutanten an einem Wachfeuer auf der Seite die Be-

Füllung auf dem Grabstein eines Kindes. Von Bildhauer Plock *).



Naturalistischer Fries von Bildhauer Plock *).

fehle zum Rückzug, wie sie ihm eben sein Herr in kurzen Umrissen gegeben hatte, diktirte, war Napoleon, erschöpft von den Anstrengungen dieser Tage, niedergedrückt von der Wucht dieses ungeheuren Schicksalsschlages, auf einem hölzernen Stuhle vor seinem großen Wachfeuer neben der Tabalsmühle in einen tiefen Schlaf versunken. Seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schooß. Lautlos und düster standen seine Generale um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber. Es war ein Moment, der auch dem Blödesten sagen mußte, daß jeder Sterbliche, so hoch er auch steigen, so viele Kronen er auch tragen, so stolz er sich auch mit

Buchdecke, komponirt von Julius Schnorr.
Für die Kronprinzessin Olga von Württemberg ausgeführt von Buchbinder Knoey.
(½ der natürlichen Größe.) *)

dem Schicksal selbst identifiziren möge, doch nichts anderes sei, als ein Mensch in des Wortes beschränktester Bedeutung. Nach einer Viertelstunde erwachte er und warf einen Blick voll Verwunderung und Fragen auf seine Umgebung. Die Besinnung kam wieder, noch einmal durchzuckte das Bewußtsein seiner Lage dieses marmorne Gesicht, dann war er wieder der kalte Imperator und ertheilte mit bewundernswerther Ruhe seine Befehle. Da schlug eine feindliche Granate in sein Wachfeuer, wühlte sich ganz in der Nähe des Kaisers in die Erde und warf das Feuer auseinander. Die umhergestreuten Feuerbrände wurden augenblicklich wieder zusammengeschürt; doch als

*) Obige Holzschnitte sind der bei J. Engelhorn in Stuttgart erscheinenden Gewerbehalle entnommen, einem reich ausgestatteten Organ der Kunstindustrie, das in Monatheften à 24 kr. = 7½ Sgr. erscheint. Zunächst für die Genossen der technischen Gewerbe bestimmt, weiß dieses gediegene Journal auch dem Laien ein vielfaches Interesse abzugewinnen, indem es die Vermählung von Kunst und Handwerk in einer Fülle von Abbildungen und Mustern zur Anschauung bringt.

man frisches Holz und Stroh herbeischaffte und darauf legen wollte, um es von neuem in Brand zu bringen, traf eine zweite Kugel mitten hinein und löschte das nur erst theilweise hellbrennende Feuer völlig aus. Murat, der kurz vor dem Einschlagen der beiden Geschosse zu Napoleon gekommen war, stand ganz in dessen Nähe. Der Kaiser blieb ruhig dabei stehen und betrachtete sinnend die liegen gebliebene Kugel, befahl aber, kein Feuer wieder anzuzünden. Gegen sieben Uhr Abends verließ er sein Bivouak und ritt in der größten Finsterniß mit Murat und seinem übrigen Gefolge nach dem äußeren Grimma'schen Thore, dessen Straße mit Menschen und Wagen dicht gefüllt war. Als er aber in die Grimma'sche Vorstadt gelangte, war es unmöglich, fortzukommen, daher ihn der sächsische Postillon Gäbler durch einige Seitengassen in das bestimmte Quartier auf dem Roßplatze führte, vor welchem schon eine Abtheilung der alten Garde bivouakirte. Es war dieß durch eine eigene Ironie des Schicksals das Hôtel de Prusse; in einem der nächsten Häuser nahm Murat seine Wohnung.

Trotz aller Erschöpfung arbeitete Napoleon mit Maret, Berthier und Caulaincourt bis tief in die Nacht. Er schickte Offiziere ab, um den Rückzug der Artillerie und Bagage auf der Straße nach Lindenau zu beschleunigen, damit der Weg für die Truppen frei werde, befahl Brücken über die Pleiße zu bauen, wobei er die Elster vergessen zu haben schien, und ließ zur Sprengung der Elsterbrücke am äußeren Ranstädter Thor die Anordnungen treffen. Sogleich wurde ein Kahn mit drei Fässern Pulver unter dieselbe gefahren, befestigt, und die Anstalten zum Zünden vorbereitet. Sämmtliche Armeekorps erhielten Befehl, den Rückzug sofort anzutreten oder sich zu demselben bereit zu halten. Die Korps von Macdonald, Reynier und Poniatowski sollten unter dem Befehl des Marschalls Macdonald die Nachhut bilden und die Stadt wo möglich noch 24 Stunden halten, damit die Hauptarmee einen desto größeren Vorsprung gewinne. Mit Einbruch der Nacht verließen die Truppen die Stellungen, die sie den Verbündeten gegenüber gehabt hatten, zogen durch die äußeren Thore in die Vorstädte, um auf dem schmalen Ranstädter Steinweg den Händen der Sieger zu entrinnen. Die verschiedenen Ausgänge verstopften sich bald, und der Abmarsch konnte nur sehr langsam vor sich gehen. Reiter und Fußvolk, Geschütz und Train, alles drängte sich in dichten Haufen durcheinander; jeder hatte nur den einen Gedanken, aus diesem Chaos noch lebendig hinaus zu kommen; wer niederfiel oder wer verwundet im Wege lag, wurde unbarmherzig zertreten. Die Korps von Victor und Augereau, die Ueberreste der fünf Reiterkorps und die Garden marschirten zuerst ab, hatten aber ihren Abzug am Morgen noch nicht vollendet; die Korps von Ney, Marmont und Lauriston brachten, nachdem sie in den verlassenen Dörfern schwache Posten und zur Täuschung des Gegners Wachfeuer zurückgelassen hatten, die Nacht in den Vorstädten und Promenaden zu: die beiden ersteren zogen im Lauf des nächsten Vormittags nach Lindenau ab, das letztere wurde durch die rasche Eroberung der Stadt daran verhindert. Es war ein schlimmes Vorzeichen für den folgenden Tag, daß eine Brücke über die Pleiße unter der Last der darüberschreitenden Menschenmassen zusammenbrach und Viele, die Vordersten von den Hintersten gedrängt, in den Fluß fielen und versanken.

Anders war die Stimmung bei den Verbündeten. Sie hatten gleichfalls große Verluste erlitten und machten sich auf einen hartnäckigen Widerstand am nächsten Tage gefaßt; aber sie waren doch alle von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Sieg der Hauptsache nach gewonnen, daß das Schwerste überstanden sei. Lauter, als der Schmerz über die Opfer dieses Tages, sprach der Dank über dessen Erfolge. In der Stille der Nacht, welche nur noch durch einzelne Schüsse unterbrochen wurde, stimmten plötzlich die zwischen Holzhausen und Stötteritz bivouakirenden Russen nach ihrer Gesangsweise ein Lob- und Danklied an, worein alle in der Nähe befindlichen Soldaten, gleichviel welcher Nation und Konfession sie angehörten, jeder in seiner Sprache und Sangesart, einfielen. Dieser choralartige Gesang machte einen großartigen Eindruck, war erhebend für die Singenden selbst, tröstend für die vielen Verwundeten, welche auf der feuchten Erde ohne alles Labsal lagen. Damit war die rechte Weihe für den folgenden Tag gegeben, eine Weihe, wie man sie in den Reihen der französischen Heere nie gefunden hatte.

Der 19. Oktober.

Es war ein nebeliger Morgen. Die Verbündeten rückten den getroffenen Anordnungen gemäß vor die Stadt, ungewiß, wie weit der Rückzug des Feindes schon gediehen sei. Die böhmische Armee zog in drei Kolonnen, links die Oesterreicher unter Colloredo, in der Mitte die Preußen unter Kleist, rechts die Russen unter Wittgenstein, über das Schlachtfeld des vorigen Tages. Als gegen neun Uhr die Sonne hervorbrach, sah man, daß der Feind im vollen Rückzug begriffen sei. Jene wichtige Stellung bei Connewitz, Probstheida und Stötteritz hatten die Franzosen aufgegeben, jedoch nicht ohne bei ihrem Abzug einen Akt schändlicher Grausamkeit zu begehen. Sie zündeten, was von Probstheida am 18. Oktober noch nicht abgebrannt war, vollends an, obgleich mehrere hundert verwundete Franzosen und Preußen in den noch stehenden Häusern lagen, und doch konnten diese Gebäude den Abziehenden nicht den geringsten Nachtheil bringen. Als Kleist vor das brennende Dorf rückte, hörte er das klägliche Jammergeschrei der Verwundeten, die sich rings von Flammen umgeben sahen. So weit es möglich war, ließ er die Verwundeten aus den Häusern heraustragen, stieß aber bereits auf halbverbrannte, noch lebende Soldaten. Gegen sieben Uhr trafen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen bei Probstheida ein und begaben sich mit Schwarzenberg bis vor an die Straßenhäuser. Während hier die Truppen an ihnen vorbeizogen, ritt Kaiser Alexander zu den einzelnen Bataillonen heran und sagte: „Kinder! gekämpft habt ihr in den letzten Tagen auf's neue als tapfere Krieger, als unbesiegbare Helden. Jetzt aber seid großmüthig gegen die Besiegten und gegen die unglücklichen Bewohner der Stadt; euer Kaiser bittet euch darum und wenn ihr mich liebt, woran ich nicht zweifle, so werdet ihr meine Befehle treu erfüllen.“ Offiziere und Soldaten gelobten es mit lauter Stimme. Gegen zehn Uhr, als die Monarchen bei der

Quandt'schen Tabaksmühle sich befanden, erschien vor ihnen als Abgesandter der Stadt Leipzig der Steuereinnehmer Wichmann, welcher die eigentliche Deputation nur ankündigen sollte; da diese jedoch bei dem beginnenden Gefecht für ihr Leben besorgt war und nicht nachkam, so spielte jener die Hauptperson und empfahl als solche die Stadt der Großmuth der Sieger. Bald nach ihm suchte auch Oberst Ryssel, der jüngere, im Namen aber nicht im Auftrag des Königs von Sachsen Unterhandlungen anzuknüpfen. Alexander sicherte der Stadt möglichste Schonung zu; bei der Erstürmung aber sollte es bleiben, so lange sie nicht vollständig von Franzosen geräumt sei. Damit war der Hauptzweck dieser von Napoleon veranlaßten Sendung verfehlt, der, ohne seinen Namen dazu herzugeben, einen Waffenstillstand herbeiführen wollte, um unter dessen Schutz seine ganze Armee sicher abzuführen. Eine solche Zumuthung war noch stärker, als die vom 17. Oktober. An den König von Sachsen wurden General Toll und Oberstlieutenant Natzmer abgesandt.

Der sächsische König, welcher zu seinem großen Nachtheil sein Schicksal an das Napoleons knüpfte, war von diesem fortwährend in goldenen Täuschungen geschaukelt worden. Sogar noch Abends acht Uhr am 18. Oktober schickte Maret, Herzog von Bassano, einen Offizier an ihn, der ihm melden sollte, daß der Gewinn der Schlacht außer Zweifel sei und daß die Verbündeten in der Nacht unfehlbar den Rückzug antreten würden. Eine Stunde darauf berichtete ihm dann freilich sein Generaladjutant Bose, er habe von der Sternwarte aus bemerkt, daß die Franzosen geschlagen seien und den Rückzug antreten müssen. Als am folgenden Tage gegen elf Uhr Vormittags jene beiden Offiziere, Toll und Natzmer, mitten im heftigsten Kampfe nach manchen Schwierigkeiten zu ihm kamen, um ihn im Namen der Monarchen aufzufordern, daß er die Vertheidigung von Leipzig aufgeben und die sächsischen Truppen zurückziehen solle, waren sie sehr erstaunt, von ihm zu vernehmen, daß er das Letztere nicht thun könne, denn er habe sie dem Kaiser Napoleon, seinem hohen Alliirten, übergeben; von diesem und seinen Marschällen, nicht von ihm hätten sie Befehle zu erhalten. Noch mehr aber mußten sie sich verwundern, als er die Möglichkeit einer Eroberung der Stadt vollständig bezweifelte und ihnen geradezu erklärte, vor einer halben Stunde sei sein hoher Verbündeter bei ihm gewesen und habe ihm versichert, daß er Leipzig nur verlasse, um im freien Feld zu manövriren, daß er aber die Stadt in zwei oder drei Tagen entsetzen werde. An einem solchen Aberglauben mußten alle Unterhandlungen scheitern. Doch dauerte es kaum noch zwei Stunden, so erwachte auch dieser hartnäckige Schwärmer aus seinem Traumleben. Aber es muß jedem unbegreiflich erscheinen, einen deutschen Fürsten so sprechen zu hören, so handeln zu sehen.

Napoleon hatte vor neun Uhr das Hôtel de Prusse verlassen und war in die Stadt geritten, um dem König seinen letzten Besuch abzustatten. Murat war mit ihm. In dem Erker des Thomä'schen Hauses unterhielt er sich lebhaft mit dem Könige und scheint ihn mit der Macht des überlegenen Geistes und mit der Gewandtheit des Italieners vollkommen über die wahre Sachlage getäuscht zu haben, so daß der König, wie eben angeführt wurde, an eine Eroberung Leipzigs nicht dachte. Nach einer halben Stunde verabschiedete sich Napoleon von dem König, stieg zu Pferd und ritt an das sächsische Gardebataillon, das vor des Königs Wohnung Wache hielt, heran. Er richtete mehrere Fragen an den Major, warf noch einen Blick auf die Mannschaft und sagte: »Gardez bien votre roi!« Dann ritt er an den übrigen sächsischen Truppen vorüber; neben ihm war Murat, dicht hinter ihm kamen Berthier, Caulaincourt, einige Marschälle und Generale, zuletzt die Escorte. Napoleon zeigte eine sehr verdrießliche Miene. Er war mit seinem bekannten gelblichgrauen Oberrock und dem kleinen dreieckigen Hut, dessen Krämpe etwas herunterhing, bekleidet. Als er an den unteren Theil des Marktes kam, traf er ein badisches Bataillon, aus dessen Reihen ihm der kräftige Zuruf entgegentönte: „Gottlob, nun muß er auch auskratzen!“

Der Postillon Gäbler, welcher auch an diesem Tage den Wegweiser machte, führte Napoleon in die Hainstraße, um ihn von da zu dem inneren Ranstädter Thor zu bringen. Da aber wegen der Masse der vorüberziehenden Truppen hier nicht fortzukommen war, so kehrte er um und wollte ihn zum Barfußpförtchen bringen. Er ritt deßhalb mit Napoleon durch die Fleischergasse gegen dieses Pförtchen. Badische Truppen bewachten diesen Ausgang, konnten aber Niemand hinauslassen, weil der Thorschlüssel bei dem Stadtkommandanten lag. Da man nun nicht warten wollte, bis der Schlüssel geholt war, so kehrte Gäbler noch einmal um und führte Napoleon durch die Klostergasse und Burgstraße zum Petersthor hinaus. Hier wandte sich Napoleon zuerst in die Allee links nach dem Bose'schen Garten und verweilte einige Zeit bei den dort aufgestellten badischen Truppen. Der Kampf am äußeren Grimma'schen Thor tobte schon mit aller Macht, und viele Kugeln schlugen an die Bürgerschule, in deren Nähe Napoleon hielt. Darauf kehrte er um und wandte sich vom Petersthor rechts durch die längs der Pleiße nach dem Ranstädter Thor zu führende Allee. Das Gedränge der Fliehenden war in dieser Allee so groß, daß die Adjutanten des Kaisers und seine Escorte mit flachen Klingenhieben die Flüchtlinge auseinander trieben, um nur Napoleon und sein Gefolge vorwärts zu bringen. Dennoch ging es so langsam, daß Napoleon vom Petersthor bis zum äußeren Ranstädter Thor eine volle Stunde brauchte. Oft war er genöthigt, dem Gedränge lange zuzusehen, ehe er wieder einige Schritte thun konnte. Als er dem Ranstädter Steinweg zuritt, war gerade hier eine solche Masse von Reiterei, Fußvolk, Artillerie, ja sogar von Rindvieh, das fortgetrieben und unterwegs verkauft wurde, daß ein Durchkommen unmöglich war, daher Gäbler auf einem kleinen Umweg über das sogenannte Hahnreibrückchen durch das Naundörfchen Napoleon auf den Ranstädter Steinweg führte.

Ein Augenzeuge, welcher von seiner Wohnung diese Verwirrung auf dem Steinweg betrachten konnte, erzählte hierüber folgendes: „Es mochte zehn Uhr sein, als der Kanonendonner immer heftiger und fürchterlicher wurde. Die Fenster klirrten, die Gebäude zitterten, das Kleingewehrfeuer vom Rosenthal und von Pfaffendorf her prasselte gewaltig dazwischen. Die Flintenkugeln fielen in Masse auf die Dächer der Hintergebäude und klapperten

in den Hof hinab. Der Angriff auf Pfaffendorf und das Halle'sche Thor hatte von Seiten der Verbündeten bereits begonnen und das nahe Gekrach der Kanonen im Löhr'schen Garten hervorgerufen. Je näher nun der Kampf von außen heranrückte, um so heftiger und ungestümer wurde der Andrang der Fliehenden nach dem äußeren Ranstädter Thore zu. Alles ging durcheinander und jeder Unterschied von Truppengattungen im Marsche hörte auf, indem Jedermann da schritt, ritt oder fuhr, wo er durchzukommen hoffte. Auf Kommando wurde nicht mehr gehört. Jeder sorgte nur für sich und seine persönliche Sicherheit. Verwirrung, Unruhe, schreckliches Getöse und Lärm herrschten überall. Der Abzug dieses Menschenstromes stockte oft zehn Minuten lang. Während der Beobachter in dieses knäuelartige Getümmel hinabschaute, erblickte er plötzlich den Kaiser Napoleon. Ihm unmittelbar zur Seite befanden sich Murat und der Marschall Ney. Hinter ihm waren nur wenige Generale und eine kleine Escorte von der Chasseur- und Pariser-Ehrengarde. Bei der Ausmündung des Naundörfchens in den Ranstädter Steinweg mußte der Kaiser, bevor er in den letzteren kommen, in die daselbst befindliche kompakte Masse von Menschen, Pferden und anderen Gegenständen eindringen und in deren Marschrichtung gelangen konnte, acht bis zehn Minuten warten. Der Zuruf der Escorte und die flachen Säbelhiebe derselben beförderten endlich den Eintritt in den Strom, so daß es dem Kaiser und seinen Begleitern möglich wurde, einzeln hinter einander reitend dem äußeren Ranstädter Thore zuzuschreiten. Es war hiebei deutlich wahrzunehmen, daß Napoleon, dicht an die Barrière des Mühlgrabens gedrängt, von der Menschenmasse förmlich mit fortgerissen wurde und so endlich das Thor erreichte."

Vom Ranstädter Thor ritt Napoleon nach Lindenau bis an die dortigen Schanzen. Hier ließ er die Truppen anhalten und die Infanterie ihre Gewehre in Pyramiden stellen, die Reiterei aber absitzen. Darauf begab er sich mit Murat in die Lindenauer Mühle und wartete daselbst bis gegen drei Uhr Nachmittags auf die Marschälle Macdonald und Poniatowski. Jener traf um diese Zeit ganz durchnäßt in Lindenau ein; betreffs Poniatowski's erfuhr man dessen Tod. Nun wurde die Brücke an der Mühle augenblicklich abgebrochen und der Marsch nach Markranstädt fortgesetzt. Napoleon blieb bei der Armee und übernachtete in diesem Orte im Rautenkranz.

Inzwischen klopften die Verbündeten mit steigender Ungeduld an die Thore Leipzigs. Die eigentliche Stadt hatte damals starke Mauern und vier Hauptthore und war von den Vorstädten, welche gleichfalls vier Haupteingänge hatten, durch Graben, Wall und Promenaden getrennt. Die Thore waren von den Franzosen durch Barrikaden versperrt, in die Mauern und Wände Schießscharten gebrochen und die ganze Front der Vorstädte stark besetzt. Da die Nachhut der Franzosen Befehl hatte, die Stadt wo möglich den ganzen Tag zu halten und ihre Vertheidigung so energischen Generalen wie Macdonald und Poniatowski anvertraut war, so ließ sich erwarten, daß ihre Eroberung noch viel Blut kosten werde. Ihren bisherigen Standorten gemäß griffen die verbündeten Truppen die äußeren Thore an, unterhielten zuerst ein lebhaftes Geschützfeuer, um den Feind in die Vorstädte hineinzutreiben, und schritten dann zum Angriff, wobei es noch zu wildem Handgemenge, zu vernichtendem Kartätschenhagel kam. Bei dieser Erstürmung betheiligten sich hauptsächlich die Korps von Sacken und Langeron, welche das Halle'sche Thor, das Korps von Bülow, welches das Grimma'sche, das von Bennigsen, welches das Petersthor erstürmte. Die böhmische Armee nahm an der eigentlichen Erstürmung keinen Theil, weil, bevor sie zum Angriff schritt, die Grimmaer Vorstadt von Bülow schon eingenommen war und Schwarzenberg eine weitere Verwendung von Kräften und weiteren Menschenverlust für unnöthig hielt.

Blücher richtete seinen Hauptangriff auf das äußere Halle'sche Thor, um dadurch alsbald in die Promenaden und von da zum Ranstädter Steinweg zu gelangen, auf welchem in so ungeheurer Verwirrung die Franzosen sich zurückzogen. Auch bei Blücher erschien Vormittags neun Uhr ein Magistratsdiener mit einem Schreiben; da aber der General wohl merkte, daß diese Ceremonie nur den Franzosen mehr Zeit zu ihrem Abzug verschaffen solle, so schickte er ihn mit der mündlichen Antwort zurück, daß die Stadt von seinen Truppen keine Plünderung zu besorgen habe. Gegen zehn Uhr griff Sacken das Vorwerk Pfaffendorf an, wurde von der Division Durutte mehrmals zurückgewiesen, verjagte endlich die Feinde und warf sich auf die vor der Parthebrücke befindliche Schanze, die von den Franzosen und den Polen unter Dombrowski auf's hartnäckigste vertheidigt wurde. Alle Angriffe wurden zurückgeschlagen. Da kam gegen elf Uhr auch Langeron mit seinem Korps, das erst spät in der Nacht die Parthe überschritten hatte. Das Stürmen begann von neuem. Angreifer und Vertheidiger wetteiferten in Tapferkeit und Ausdauer. Die Franzosen unterhielten aus Häusern und Gärten ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer und überschütteten die Brücke mit Kartätschen. Aber die Russen fürchteten den Tod nicht. Blücher befand sich mitten unter den Angreifenden und feuerte durch sein laut schallendes: „Vorwärts! Vorwärts!" die Soldaten an, daher ihm gerade damals die Russen zuerst den Namen „Marschall Vorwärts" gaben. Seine Ernennung zum Feldmarschall war am Morgen bekannt geworden und hatte unter den Truppen großen Jubel erregt. Endlich drang das Regiment Ekatherinenburg zuerst über die Brückenschanze, nahm die drei dabei aufgefahrenen Kanonen und stürmte durch das äußere Halle'sche Thor bis in die Gerbergasse, andere Regimenter nach sich ziehend. Die Häuser der Gerbergasse wurden nach und nach erobert und die darin befindlichen Franzosen niedergemacht. Zugleich näherten sich in den Promenaden Bülow's Truppen vom Hinterthor her dem inneren Halle'schen Thor und kamen den Franzosen in den Rücken. Diese flohen nun eiligst, räumten die Halle'sche Vorstadt, die Preußen und Russen folgten ihnen mit fürchterlichem Hurrahgeschrei und stießen alles nieder, was ihr Bajonnet erreichte. Zwischen dem inneren Halle'schen und Ranstädter Thor, in den Promenaden und auf dem Roßmarkt drängte sich unter der Menge von Wagen und Geschützen die Masse der Flüchtlinge zusammen, unfähig weiter zu kommen, und hatte keine andere Wahl, als sich zusammenschießen zu lassen oder sich zu ergeben. Sie wählten das Letztere. Es war ein Uhr

Nachmittags, als die Nordseite der Stadt erobert wurde. Die Russen kostete dieser furchtbare Kampf gegen tausend Mann.

Links von Blücher war Bülow schon um 7 Uhr von Paunsdorf aufgebrochen. Er griff zuerst die von den Franzosen noch schwach besetzten Dörfer Reudnitz, Volkmarsdorf, Anger und Crottendorf an und warf den Feind nach Leipzig zurück. Die Brigade Hessen-Homburg wandte sich nach dem äußeren Grimmaer Thor und dem Bose'schen Garten, die Brigade Borstell rechts nach der Milchinsel und dem Hinterthor. Links von den Preußen stand anfangs Bennigsen und sollte das Hospitalthor forciren. Er zog sich aber bald mehr links gegen das Petersthor. Als Bernadotte bei Ankunft des Parlamentärs den Kampf für beendigt hielt und das Gefecht einstellen wollte, auch den General Bennigsen dazu aufforderte, so ließ ihm dieser erwidern, er wolle mit dem Feinde parlamentiren, aber nur mit seinen 60 schweren Zwölfpfündern und sie würden gleich zu sprechen anfangen. Dieß geschah auch, die Vorstadt wurde an mehreren Stellen angezündet und die französische Artillerie mußte sich zurückziehen. Als nun Bernadotte sah, daß Bennigsens Truppen in den Bose'schen Garten eindringen, wollte er auch nicht zurückbleiben und befahl dem Prinzen von Hessen-Homburg, sogleich das äußere Grimma'sche Thor zu stürmen. Das Königsberger Landwehrbataillon unter Major Friccius drang hier zuerst unter allen Truppen durch eine Mauerlücke in die Grimmaer Vorstadt ein, das verrammelte Thor wurde frei gemacht und mehrere Bataillone rückten nach. Aber auch hier wehrten sich die Franzosen mit großem Nachdruck und es kam jenen Truppen sehr zu gut, daß General Borstell, welcher nach der Verwundung des Prinzen von Hessen-Homburg den Befehl über die Stürmenden führte, mit preußischen und russischen Bataillonen links in den Bose'schen Garten eindrang und trotz des heftigsten Feuers gleichfalls gegen das innere Grimmaer Thor stürmte. Bernadotte wollte seine Schweden, die er sonst so vorsichtig in der Reserve hielt, auch von dem Ruhm dieses Tages kosten lassen und schickte daher zwei schwedische Geschütze und zwei Bataillone auf den Grimmaer Steinweg. Der schwedische General Adlerkreuz pflanzte mit großer Unerschrockenheit seine Kanonen auf und hielt sich mit seinen Artilleristen auf's tapferste. Aber die Infanterie machte ihrem ruhmsüchtigen Obergeneral wenig Ehre. Mehrere Kompagnien der Schweden blieben vor dem Thor, nur zwei rückten in die Vorstadt ein. Als sie die Kugeln pfeifen hörten, wichen sie zurück. Unter heftigen Worten trieb sie Adlerkreuz wieder vorwärts; sobald er aber sein Gesicht von ihnen wandte, suchten sie auch wieder nach dem Thor zurückzukommen. Endlich wurden die Franzosen und Badener, welche hier aufgestellt waren, zurückgedrängt, und zugleich wurde auch, rechts vom Grimmaer Thor, das Hinterthor genommen. Aber auch hier traten die Feinde mit so überlegenen Streitkräften auf, daß die Preußen zuletzt über die Leichenhügel ihrer gefallenen Kameraden und der getödteten Feinde steigen mußten, um weiter rechts nach dem Halle'schen Thor vorzudringen. Auf der ganzen Linie dauerte das Gefecht in den Gärten und Gassen fort. So kräftig auch die Vertheidigung war, so gewannen doch die Angreifer immer mehr Raum. Auch das innere Grimmaer Thor wurde eingeschlagen und einige preußische Bataillone drangen im Sturmschritt auf den Markt, wo sächsische und badische Truppen standen und nur schwache Abtheilungen Franzosen noch einigen Widerstand versuchten. Das Herankommen der Preußen wurde durch ein lautes Geschrei verkündigt, in welches sich der Hörnerton der preußischen Füsiliere mischte. Aus allen Fenstern empfing sie das lebhafte Freudengeschrei der Bewohner und ein Winken mit den Tüchern. Man warf den erschöpften Soldaten Aepfel zu, weil man sonst nichts mehr hatte. Auch die sächsischen Truppen winkten mit den Tüchern, worauf die Preußen ihnen ein Hurrah ausbrachten, was letztere mit einem Lebehoch beantworteten. Die Brüderschaft war geschlossen, die Rheinbündelei zu Ende. Oberstlieutenant Natzmer forderte die Sachsen auf, ihre deutsche Gesinnung, wenn sie solche hegen, mit der That zu zeigen und mit ihnen sogleich gegen die Franzosen zu kämpfen. Alsbald rückte ein sächsisches Bataillon nach dem innern Ranstädter Thor, vor welchem sich die Franzosen noch lebhaft vertheidigten, und griff die früheren Alliirten mit Tapferkeit an. Am Barfußpförtchen warf die badische Wache auf die Aufforderung eines preußischen Offiziers, die Gewehre wegzuwerfen, dieselben sogleich von sich. Auch das innere Ranstädter und Halle'sche Thor wurden besetzt, und zwischen 12 und 1 Uhr war die ganze Nord- und Ostseite der Stadt in den Händen der Verbündeten.

Auf der Südseite war Bennigsen vorgedrungen und ohne bedeutenden Widerstand, wahrscheinlich durch den Windmühlenschlag, in die Petersvorstadt gekommen, während einige seiner Bataillone durch das Grimmaer Thor und den Bose'schen Garten in die Promenaden sich Bahn brachen. Letztere wandten sich links gegen den Roßplatz, trieben mit dem Bajonnet alles vor sich her und vereinigten sich vor dem inneren Petersthor mit den Ihrigen. Dieses Thor wurde von der Kompagnie Badener, welche zu seiner Vertheidigung aufgestellt war, sofort verlassen, und ohne einen Schuß zu thun, marschirten sie auf den Markt und warteten dort den Verlauf der Dinge ab. Dagegen stand weiter links, an dem Schloß Pleißenburg, Poniatowski mit polnischer und italienischer Infanterie. Es entspann sich ein mörderisches Kartätschenfeuer, das auf beiden Seiten große Lücken verursachte. Aber gegen die russische Uebermacht konnte das zusammengeschmolzene und entmuthigte Häuflein Poniatowski's nicht lange Stand halten und mußte sich in die längs der Pleiße gelegenen Gartengrundstücke flüchten, um von hier aus auf die Lindenauer Straße zu gelangen, da sie den Ranstädter Steinweg nicht mehr gewinnen konnten. Denn dorthin, verfolgt von den Preußen und Russen, drängte sich alles in einem undurchdringlichen Chaos, um den einzigen Rettungsweg über die Elsterbrücke zu gewinnen. Ihre Eile war vergeblich; es gab keine Elsterbrücke mehr.

Napoleon hatte den Befehl zurückgelassen, sobald sämmtliche Truppen abgezogen seien, die steinerne Elsterbrücke in der Ranstädter Vorstadt zu sprengen. Ingenieuroberst Montfort hatte Vorkehrungen hiezu treffen lassen, und als er sich nach Lindenau begab, um die dortige Chausseebrücke an der Mühle abbrechen zu lassen, ließ er von der Sapenrkompagnie drei Mann und einen Korporal, welche

er selbst auswählte, an der Elsterbrücke zurück und gab ihnen den gemessenen Befehl, dieselbe nicht eher zu sprengen, bis der Feind sich in der Nähe zeige und sich ihrer zu bemächtigen drohe. Nun waren nach der Erstürmung des Halle'schen Thores einige russische Jäger von Sackens Korps in das Rosenthal eingedrungen, gingen durch das unbesetzte Jakobshospital und über die in Folge eines Mißverständnisses nicht abgebrochene Lazarethbrücke, die über einen Elsterarm führte, und kamen unangefochten an die Angermühle und an den den Ranstädter Steinweg durchströmenden Mühlgraben. Hier sahen sie sich plötzlich vor dem ungeheuren Gewühl der abziehenden Franzosen und eröffneten sofort auf dieselben ein sehr wirksames Gewehrfeuer, zogen sich unter fortwährendem Schießen in den dortigen Gärten noch mehr rechts und kamen so der Brücke gerade gegenüber zu stehen, sogar auf demselben Ufer, wo die Mine gezündet werden sollte. Der französische Korporal sah die nahe Gefahr, konnte natürlich nicht wissen, wie stark die Anzahl der Gegner sei, und nur an die pünktliche Erfüllung seines Befehls denkend, der furchtbaren Verantwortung sich bewußt, zündete er die Mine und im nächsten Augenblick flog die steinerne Brücke in die Luft. Der Schlag war so heftig, daß fünfzehn Personen, die etwa hundert Schritt davon in einem Garten standen, betäubt zu Boden geworfen und eine ziemliche Strecke fortgekollert wurden. Große Quaderstücke und die Brustlehne der Brücke wurden zwei Stock hoch in den Saal der kleinen Funkenburg geschleudert, dieses Gebäude selbst aber in seinen Grundfesten erschüttert. Ein französischer General, mit der furchtbaren Vorrichtung unbekannt, kam in dem Augenblick an die Brücke, als diese in die Luft flog. Er fiel halb zerrissen mit dem Pferde und einer Hälfte seines Körpers in die Tiefe hinab, während seine andere Körperhälfte in einen benachbarten Garten flog. Im Innern der Stadt merkte man von diesem Ereigniß, das etwa eine halbe Stunde vor ein Uhr Nachmittags eintrat, gar nichts; in denjenigen Gebäuden, welche an dem äußeren Ranstädter Thor lagen, vernahm man einen starken, aber dumpfen Schall und spürte eine erdbebenähnliche Erschütterung, deren Ursache man sich nicht erklären konnte. Um so fürchterlicher war der Zustand derer, die unmittelbar von diesem Schlage betroffen waren. Ein Bericht aus jener Zeit sagt: „Balken, kleine und große Steinmassen, Menschen, Wagen, Pferde und Kriegsgeräthe werden in die Luft geschleudert, um krachend niederzustürzen und Tod und Verwüstung um sich her zu verbreiten; eine ungeheure Rauchwolke wirbelt auf, um das Entsetzlichste der Vernichtung, Zerstörung und Verstümmlung dem menschlichen Auge noch wenige Minuten zu verbergen. Im Augenblick der Explosion faßt der Zunächststehende krampfhaft seinen Nebenmann und fragt, von Ahnung durchschauert, nach der Ursache des betäubenden Knalles; das Auge des Ruhiggebliebenen verdunkelt sich und starrt in das Chaos; der Verwundete erbebt in seinem Innern und ächzt laut auf; das Roß bäumt sich zurück. Ringsum fallen Steine, Balken, abgerissene Holzsplitter, vom Rumpf getrennte menschliche Glieder, Trümmer und Waffenstücke nieder und das Ganze zeigt die grauenvollste Verheerung. Der Zug stockt, die Vordersten beben entsetzt zurück, die Hintersten aber drängen angstvoll vorwärts, und unrettbar scheint alles verloren, denn im Rücken knallen die Büchsen der russischen Jäger."

Die rückwärts zusammengepreßte Menge suchte nun über die kleinen hölzernen Brücken, welche in die Gärten jenseits der Pleiße führten, zu entkommen; aber mehrere derselben brachen unter der Last zusammen, wobei viele Menschen ertranken. Als nirgends mehr ein Ausweg sich zeigte und die Flüchtlinge sich selbst in den Gärten von allen Seiten verfolgt und mit Bajonnet und Kolben bedroht sahen, warfen Tausende die Gewehre weg und gaben sich gefangen, andere sprangen in's Wasser und versanken meist entweder in dem schlammigen Boden oder ertranken in den Fluthen der angeschwollenen Elster. So ging es auch dem Fürsten Poniatowski, einem wegen seiner männlichen Schönheit und heldenmüthigen Tapferkeit allgemein bewunderten Manne. Als eben eine Abtheilung Preußen gegen jene Gärten an der Pleiße vordrang, kam der am 14., 16. und 19. Oktober verwundete Fürst mit mehreren polnischen Offizieren in den Richter'schen Garten. Er zog seinen Säbel und rief: „Hier muß man mit Ehren unterliegen," sprang dann in den das Pleiße- und Elsterwasser verbindenden sogenannten Diebsgraben, konnte sich aber aus dessen Morast kaum noch herausarbeiten. Das Pferd mußte er darin stehen lassen und erreichte mit Hilfe der Offiziere das jenseitige Ufer des Grabens. Trotz seiner Erschöpfung bestieg er ein anderes Pferd, eilte durch den Richter'schen Garten der Elster zu und setzte, als er die preußischen Tirailleurs herzukommen sah, mit dem Pferde in den Fluß und verschwand. Mehrere seiner Offiziere, welche sich zu gleicher Zeit mit ihm in den Fluß stürzten, ertranken gleichfalls, andere wurden gefangen. Poniatowski's Leichnam wurde fünf Tage nachher von einem Fischer unterhalb der Stelle, wo jetzt sein Denkmal steht, aufgefunden. Marschall Macdonald war glücklicher. Er erreichte durch Schwimmen das jenseitige Ufer und kam, wie schon erwähnt, in Lindenau zu Napoleon. Mehrere andere hohe Offiziere, darunter Prinz Emil von Hessen-Darmstadt, Markgraf Wilhelm von Baden, dem der abziehende Herzog von Padua am 18. die Gouverneursstelle von Leipzig übertragen hatte, Lauriston und Reynier wurden gefangen genommen. Auch von dem jenseitigen Elsterufer, von wo aus die Franzosen bis Nachmittags zwei Uhr ein lebhaftes Geschütz- und Tirailleurfeuer auf die gegenüberliegenden Gärten unterhielten, um ihre Verfolger vom Ueberschreiten der Elster abzuhalten, wurde der Feind vertrieben. General Langeron brachte durch seine Tirailleurs das feindliche Geschütz zum Schweigen, die Russen legten einzelne Balken über das Wasser, überschritten die Elster und faßten auch auf dem linken Ufer festen Fuß. Damit war aller Kampf zu Ende. Die Stadt war vollständig in den Händen der Sieger, und die vielen Tausende, welche durch die Sprengung der Elsterbrücke abgeschnitten waren, mußten sich als Gefangene ergeben.

Gegen ein Uhr Nachmittags hielten Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und Fürst Schwarzenberg mit einem zahlreichen Gefolge ihren Einzug in die Stadt. Der Kronprinz von Schweden war vorausgeeilt und der erste unter den verbündeten Heerführern, welcher das Innere der Stadt betrat, als wollte er die Wahrheit des Satzes bethätigen: „Die Letzten werden die Ersten sein."

Unter dem lauten Jubelgeschrei einer großen Menschenmasse, die sich den Siegern in den Straßen entgegendrängte und aus den Fenstern und von den Dächern herabsah, Hüte und Tücher schwenkte, ihnen ein Vivat nach dem andern entgegenrief und Blumen zuwarf, zogen die Monarchen in die Stadt. In diesem Augenblick, wo man seine Befreiung von einem eisernen Joch so leibhaftig vor sich sah, war alle Noth vergessen. Man sah nicht mehr die vielen tausend Todte und Verwundete, welche in den Straßen, Promenaden und Gärten lagen, dachte nicht mehr an den bitteren Mangel, den man in den letzten Tagen zu leiden gehabt hatte, nicht mehr an die große Gefahr, der die Stadt ausgesetzt gewesen war, sondern man fühlte sich glücklich und begeistert in dem einen Gedanken, wieder frei, wieder deutsch zu sein. Die Monarchen ritten auf den Markt bis vor die Wohnung des Königs von Sachsen, aus welcher Bernadotte, der diesem einen Besuch gemacht hatte, eben heraustrat. Auch Blücher kam von dem Halle'schen Thor herzu und wurde von den Herrschern auf's freudigste begrüßt. Es war eine großartige, bunte, unvergeßliche Scene, wie da die Monarchen und ihre Generäle auf dem Marktplatze bei einander standen, umrauscht von den Freudenbezeugungen eines erlösten Volkes und gehoben von dem beseligenden Gefühl, nach mehr als halbjährigem Ringen den Sieg davongetragen zu haben. Vom Markt wandten sich die Monarchen nach dem Ranstädter Steinweg, konnten aber hier und in den Promenaden nicht weiter gehen, da alles mit Trümmern, Sterbenden und Schwerverwundeten bedeckt war und von der Lindenauer Straße her noch mehrere Granaten in ihrer Nähe einschlugen. Sie kehrten daher wieder nach dem Grimma'schen Thore zurück, in dessen Durchgang sie dem eben eintreffenden Kaiser Franz begegneten. Alle stiegen von den Pferden, die beiden Kaiser umarmten sich, nach kurzer Begrüßung ritt man wieder weiter, und Kaiser Franz setzte unter dem Jubel des Volkes allein seinen Weg fort, ritt über den Markt und von da zum Petersthor hinaus, wo er in einen Wagen stieg, um nach Rötha zu fahren. Nachdem sich die beiden Kaiser von einander verabschiedet hatten, bat Bernadotte Alexander, seine schwedischen Truppen, die bei Reudnitz bivouakirten, zu beaugenscheinigen. Der Kaiser that dem eiteln Manne seinen Willen und dann begaben sich die Monarchen in die in der Stadt für sie bereit gehaltenen Quartiere. Alexander nahm das seinige im Kreller'schen Hause in der Katharinenstraße, Friedrich Wilhelm im Hommel'schen Hause, Blücher im Hotel de Saxe, Bernadotte in Stieglitzens Hof am Markt.

Der König von Sachsen, von welchem die Monarchen gar keine Notiz genommen hatten, bekam schon vor dem Einzug derselben zwei russische Grenadierbataillone als Wache. Abends acht Uhr kam der russische Geheimerath Anstetten zu ihm und brachte ihm ein Schreiben seines Kaisers, des Inhalts, daß seine persönliche Sicherheit seine Abreise aus Leipzig erfordere und daß er in Berlin alles zu seinem Aufenthalt vorbereitet finden werde. Damit war der König für kriegsgefangen erklärt, welches Loos auch einige seiner Generale traf. Am 23. Oktober reiste der König mit seiner Gemahlin und Tochter und denjenigen Personen, welche Kaiser Alexander ihm mitzunehmen gestattet hatte, unter Begleitung des Geheimeraths Anstetten und des Fürsten Gallizin von Leipzig ab. Sechzig Kosaken bildeten die Escorte bis Aken, wo sie von preußischer Landwehrkavallerie abgelöst wurden. Am dritten Tage trafen sie in Berlin ein, wo im königlichen Schlosse Zimmer in Bereitschaft standen. Die sächsischen Truppen folgten theils den Oesterreichern, theils der schlesischen Armee. Es war ein hartes Schicksal, das den König von Sachsen wegen seiner undeutschen Handlungsweise traf, und es schien um so härter, da mit anderen Rheinbundfürsten, die ihre Truppen auch noch bei Leipzig unter dem Protektor hatten kämpfen lassen, weit glimpflicher verfahren wurde.

Die Stadt Leipzig und ihre Umgegend bot in diesen Tagen einen schrecklichen Anblick dar. Man sah nur ein großes Leichenfeld und die Brandstätte von mehr als zwanzig Dörfern. Die Orte Möckern, Schönfeld, Paunsdorf, Holzhausen, Liebertwolkwitz, Probstheida und Dölitz hatten am meisten gelitten, die Stadt selbst weniger, da das Feuer, das bei der Erstürmung in den Vorstädten ausbrach, bald gelöscht war. Der Mangel an Vorräthen hatte sich bereits sehr fühlbar gemacht. Brod konnte man zuletzt gar keines mehr bekommen, und schon am Abend des 18. Oktober ließ sich für Napoleon und seine nächste Umgebung von sämmtlichen Bäckern der Stadt für nicht mehr als 17 Groschen auftreiben. Dagegen war Fleisch im Ueberfluß vorhanden, da die Franzosen alles Schlachtvieh weit und breit zusammengetrieben und mitgenommen hatten und es aus Mangel an Futter auf's billigste an die Einwohner verkauften. Das Furchtbarste war die große Anzahl von Todten und Verwundeten. Zur Aufräumung des ausgedehnten Schlachtfeldes brauchte man mehrere Wochen, und noch im Frühjahre 1814 fand man Leichname in Hohlwegen und Gehölzen. Die Zahl der Verwundeten, welche in der Stadt untergebracht waren, stieg auf etwa 30,000, meist Franzosen; die Verbündeten hatten die ihrigen größtentheils in die rückwärts liegenden Ortschaften gebracht. Und in welch' gräßlichem Zustande waren diese armen Schlachtopfer! Sie lagen, nach der Angabe des wackeren Arztes Reil, in dumpfen Spelunken oder in scheibenleeren Schulen und gewölbten Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maß wuchs, als ihre Verderbniß abnahm. Unter 20,000 Verwundeten hatte auch nicht ein einziger ein Hemd, Betttuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Die mit zerbrochenen Gliedern waren meist rettungslos verloren; viele wurden gar nicht oder nur selten verbunden. Die Binden waren zum Theil aus Salzsäcken geschnitten, welche die Haut mitnahmen, wo sie noch ganz war. Mit rohen Dachschindeln wurden die zerbrochenen Glieder geschient, die Operationen oft versäumt, noch öfter von Unberufenen vollzogen. Viele starben vor Hunger und Schmutz. Aus dieser verpesteten Todten- und Krankenluft entstand bald ein verheerender Typhus, der nicht bloß in den Lazarethen, sondern auch in den Wohnungen der Bürger wüthete, so daß vom 23. Oktober bis 26. November gegen 500 Einwohner weggerafft wurden und in diesem Jahr in Leipzig 2210 Menschen mehr gestorben als geboren sind.

Dieses Elend herrschte zum Theil auch unter den

Verbündeten. Sie hatten furchtbare Verluste erlitten. Die Preußen zählten an Todten und Verwundeten über 16,000 Mann, darunter 620 Offiziere, die Russen 21,000 Gemeine und 864 Offiziere, die Oesterreicher mehr als 14,000 Mann und 420 Offiziere. Nur Bernadotte hatte seine Schweden so geschickt aufzustellen gewußt, daß ihm die Franzosen auch mit dem besten Willen nicht mehr als 100 Mann dienstuntüchtig machen konnten. Durch diese großen Verluste, durch diesen Ruin so vieler Familien war allerdings der Sieg theuer erkauft, und es ist am Platz, mit Nachdruck hervorzuheben, welche Opfer an Gut und Blut das Geschlecht von 1813 zur Befreiung Deutschlands gebracht, wie es in einem ganzen, mehr als sechsmonatlichen Feldzug unter allen Wechselfällen des Krieges nie den Muth, nie die Opferfreudigkeit, nie jenen heiligen Zorn verlor, der trotz aller Fehler der Diplomatie und der Kriegskunst den größten Feldherrn des Jahrhunderts sammt seinen sieggewohnten Schaaren niederwarf. Nicht bloß der Sieg und seine Trophäen, sondern auch die Schmach und Knechtschaft, unter welcher vorher Deutschland seufzte, und das lange, furchtbare Ringen und Kämpfen, das, angefeuert durch den höchsten Grad von Begeisterung, diesen Sieg herbeiführte, soll bei dem Namen **Leipzig** uns in der Erinnerung bleiben, damit das nachgeborene Geschlecht, das in weichen Friedensjahren aufgewachsen ist, stets wisse, was Noth thut, wenn der Feind an seine Thore klopft, damit es zu gleichem Muth, zu gleicher Tapferkeit entflammt, zu gleichen Opfern angespannt werde, wie die, welche unsere Väter um des deutschen Vaterlandes willen gebracht haben. Und mit diesen Opfern war man erst noch nicht zu Ende. Denn so groß auch der Schlag war, den Napoleon bei Leipzig erlitten hatte, so war es doch, Dank der damaligen Diplomatie, welche wenig gelernt und viel vergessen hatte, nicht der letzte. Napoleon hatte bei Leipzig 15,000 Todte und eben so viele Verwundete; 15,000 wehrhafte Mann wurden gefangen und 23,000, welche, zum Theil noch von früheren Schlachten her, in den Lazarethen waren, fielen gleichfalls in die Gewalt der Sieger. Außerdem wurden 300 Geschütze und 900 Munitions- und andere Wagen von den Verbündeten erbeutet. Aber Napoleon brachte immerhin noch 100,000 Mann über die Elsterbrücke, was, auf einer einzigen schmalen Heerstraße ausgeführt, nur dann möglich war, wenn man ihn, wie schon bemerkt wurde, entkommen lassen wollte. Es war sehr natürlich, daß dieselbe Politik, welche ihm die Straße nach Lindenau öffnete, ihm auch den Schlüssel zum Uebergang über den Rhein in die Hand gab. Wenn man an die Verfolgung des Feindes bei der Menge von Kavallerie, die den Verbündeten zu Gebot stand, den letzten Hauch der Pferde setzte, wenn man seine Auflösung und Aufreibung eben so betrieb, wie zwei Jahre nachher, nach der Schlacht bei Waterloo, der unermüdliche Gneisenau es that, so kam Napoleon, im Rücken von den Siegern von Leipzig, in der Front von dem österreichisch-bayerischen Heer unter Wrede, in der Mitte seiner eigenen Truppen von der Muthlosigkeit der Franzosen und den patriotischen Gesinnungen der Rheinbündler bedroht, in eine Lage, welche dem trostlosen Ende des russischen Feldzugs nicht viel nachgab. Flüsterten doch seine treuesten Anhänger, als sie ihn die denkwürdige Ebene von Lützen am 21. Oktober stumm und niedergeschlagen zu Fuß durchschreiten sahen, einander die Worte zu: „Gerade wie im Jahr 1812; so ist er aus Rußland hinausgegangen“. Es war bei entschiedenem Wollen leicht möglich, ihn so in die Enge zu treiben, daß er keinen Mann über den Rhein brachte. Der unermüdliche Marschall Vorwärts war ihm auch hier wieder am nächsten auf den Fersen. Er erreichte bei Eisenach seine Nachhut, brachte ihr großen Verlust bei und hängte sich ihr mit so unwiderstehlicher Zudringlichkeit an, daß er Nachmittags meist in demselben Zimmer sich befand, das Napoleon am Morgen verlassen hatte. Aber nach wenigen Tagen erhielt er den Befehl, die unmittelbare Verfolgung Napoleons dem böhmischen Heere zu überlassen und nach Gießen und Wetzlar zu marschiren, um ihm auch dort den Weg zu verlegen. Das böhmische Heer konnte aus verschiedenen Gründen die Rolle Blüchers nicht übernehmen. So gelang es Napoleon, das 46,000 Mann starke Heer Wrede's bei Hanau allein zu treffen und mit seiner Uebermacht von 80,000 Mann in einem zweitägigen Kampfe auf die Seite zu schieben. Nach Durchbrechung dieses letzten Hindernisses stürzte sich alles unaufhaltsam dem Rhein zu, welchen Napoleon mit etwa 70,000 Mann am 2. November überschritt, „einer Nervenfieberarmee“, die in den nächsten Monaten den Nachwehen eines so schrecklichen Feldzugs größtentheils erlag. Von dem ungeheuren Heere, welches Napoleon im Frühjahr ausgerüstet hatte, blieb ihm für das nächste Jahr fast nichts mehr übrig, denn die in den deutschen Festungen liegenden Besatzungen waren abgeschnitten; somit war das Ergebniß dieses Feldzugs der Katastrophe von 1812 ziemlich gleich. Von Rachegedanken erfüllt, zürnend und schimpfend über den „Verrath“ der Sachsen und den Abfall des von ihm „groß gemachten“ Bayerns ging Napoleon über den Rhein; aber man ließ ihm keine Zeit mehr, seinen korsischen Blutdurst zu stillen; er sollte nicht mehr über den Rhein zurückkommen. Möge es immer so bleiben! Möge nie mehr ein Napoleon, nie mehr ein französischer Soldat den deutschen Strom überschreiten, damit nicht das gleiche Elend, damit nicht die gleiche Nothwendigkeit solcher fast übermenschlichen Anstrengungen unser schönes Vaterland heimsuche. Möge kein Franzose mehr über den Rhein kommen! Dieses Wort bleibe uns und unsern Enkeln mit unauslöschlicher Schrift in die Herzen gegraben! Darum bleibe jeder auf seinem Posten und sei wachsam, Fürst und Volk, Volk und Fürst, alle für einen und einer für alle!

Waren aber auch die Resultate der Völkerschlacht bei Leipzig nicht so vollständig, wie sie es hätten sein können und sollen, so daß noch ein zweiter, ja noch ein dritter Feldzug nöthig war, um den Mann, dessen bloße Gegenwart die Ruhe Europa's bedrohte, fern von Europa an jenes unwirthliche Eiland zu fesseln: so waren doch auch die augenblicklichen Ergebnisse nicht zu theuer erkauft. Sieht man davon ab, daß durch den Schlag bei Leipzig die Napoleon'sche Herrschaft bereits unrettbar verloren war, daß die nachfolgenden Scenen mehr den Eindruck machten, als sehe man die letzten Sprünge eines auf den Tod getroffenen Löwen, so stand jedenfalls **eine Thatsache**, zunächst die wichtigste von allen, unumstößlich fest: **Deutsch-**

Schloß Ambras in Tyrol, im ursprünglichen Zustande.
Zeichnung von Eduard Ille.
(Vergl. die Abbildung auf Seite 29.)

land war frei bis zum Rhein. Vergegenwärtigt man sich die Lage Deutschlands, wie sie zu Anfang des vorigen Jahres noch war, so findet man Preußen bis zur Ohnmacht verkleinert und ausgesaugt, mit französischen Besatzungen angefüllt und jeden Augenblick darauf gefaßt, von dem grellenden Imperator den Todesstoß zu empfangen; Oesterreich seiner schönsten Provinzen beraubt, aus Deutschland fast hinausgedrückt und dem Slaventhum überliefert; die übrigen Staaten theils unter der Brutalität der französischen Marschälle seufzend, theils an die Napoleon'sche Sippschaft verschenkt, theils unter der schmachvollen Firma des Rheinbunds an den Despotismus des Korsen durch einen Pakt auf Tod und Leben gebunden. Vergegenwärtigt man sich dieß alles und nimmt man jene unheimliche Todtenstille noch dazu, welche sich über ganz Deutschland gelagert hatte, bei welcher kein freies, deutsches Wort sich zu äußern wagte, bei welcher jede nationale Regung mit dem Schicksal Palms bedroht war und die deutsche Nation, welche einst das Schwert in Europa führte, als solche bei lebendigem Leibe begraben zu sein schien, — dann erst kann man den reichen Segen überschauen, der uns aus dem Todtenfelde von Leipzig entsprossen ist. Denn diese ganze heillose Despotenwirthschaft fiel durch das aufopfernde Ringen unserer Väter mit einem Schlag wie ein Kartenhaus zusammen, und wenn auch nicht alles so kam, wie man es hoffte und wünschte, so war man doch wieder deutsch, so war man doch wieder Herr im eigenen Lande, im eigenen Hause, so nahm doch die Landkarte von Deutschland wieder eine erfreulichere Physiognomie an. Kein französischer Soldat mit seinen unersättlichen Gelüsten hatte in Deutschland mehr etwas zu befehlen; die zurückgelassenen französischen Besatzungen waren bedeutungslose verlorene Posten; Deutschland war frei bis zum Rhein! Dieses Wort durchzitterte mit freudiger Aufregung alle Gemüther, und mit unbeschreiblichem Jubel empfing man die siegreichen Schaaren, als sie aus der Ebene von Leipzig nach dem Rhein zogen.

„Das höchste Glück," schrieb Gneisenau in jenen Tagen, „ist die Rache an einem übermüthigen Feind, und wir haben sie genommen in einer Weise, von der die Geschichte kein Beispiel kennt. Wir sind freilich arm geworden, aber wir sind jetzt reich an kriegerischem Ruhm und stolz auf die wieder errungene Unabhängigkeit, und diese Güter sind mehr werth, als die unermeßlichsten Reichthümer bei fremder Herrschaft." „Wir sind frei!" jubelte Arndt, „wir athmen wieder, wir können die Sonne wieder ansehen als das Licht, welches Ehre und Tugend wieder bescheinen wird." Und der Freiherr vom Stein, die gewaltigste unter jenen Heldengestalten, welche dem Vaterland die Freiheit wieder errungen haben, des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein, wie ihn die Dankbarkeit genannt hat, schrieb in der frischen Begeisterung über das vollbrachte Werk: „Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechts ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist. Wir verdanken diese großen Resultate nicht dem Einflusse feiger Staatsmänner; sie sind hervorgebracht durch zwei blutige, thatenvolle, lorbeer- und thränenreiche Feldzüge; bei Lützen, Bautzen, Großbeeren, Dresden, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, Leipzig wurde der Same gestreut zu der schönen Ernte, die uns erwartet, und deren Ertrag wir mit Frömmigkeit, mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung und mit Mäßigung jetzt genießen dürfen."

Was diese herrlichen Männer aussprachen, das war der Gedanke aller Deutschen, und so viele Opfer sie auch gebracht hatten, so waren sie doch entschlossen, den Bogen noch einmal anzuspannen und den Löwen in seiner eigenen Höhle aufzusuchen. Als bei dem Einzug der Monarchen am 19. Oktober die preußischen Generale auf dem Marktplatz von Leipzig standen, sprach es Gneisenau, dieser klare Kopf und entschlossene Charakter, zuerst laut und entschieden aus, daß dieser Krieg nicht anders als mit dem völligen Sturze Napoleons enden dürfe, daß der Friede nur in Paris diktirt werden könne. Der unvergleichliche Mann hatte damit den Willen des ganzen deutschen Volkes ausgedrückt, und trotz aller Windungen einer unmännlichen und undeutschen Diplomatie, trotz aller Haltrufe der zaudernden Theoretiker, wurde dieser Wille erfüllt. Von Leipzig nach Paris! war die Losung des Volkes und seiner edelsten Führer. Und wie zu Anfang des Feldzugs Blücher es war, der durch seinen kühnen Elbeübergang alle Heere mit sich nach Leipzig fortriß, so machte er sich auch wenige Monate darauf, während der gefährlichsten Krisis, von allen Hemmnissen und Rücksichten los, focht seinen Plan mit frischem Muthe durch und ruhte nicht eher, bis er sämmtliche Heere der Verbündeten vor den Thoren von Paris vereinigt und seine Kanonen auf dem Montmartre aufgepflanzt hatte. Dort oben standen die Generale der schlesischen Armee, in stolze Erinnerungen versunken, die Weltbeherrscherin zu ihren Füßen. Was auf dem Marktplatze von Leipzig ausgesprochen war, auf dem Montmartre war es nun erfüllt.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Vor hundert Jahren.

Ein Abend im Plauderstübchen von C. F. A. Kolb.

(Mit Stahlstich.)

»Tres faciunt collegium!« rief der Kommerzienrath Schönemann, als er an einem Märzabende des Jahres 1753 in einem Hinterstübchen des blauen Engels zu Leipzig den Professor Krause und den Inspektor Helwig in traulichem Gespräche traf. „Freue mich gar sehr, gleich bei meiner Ankunft dahier meine verehrtesten Herren und Freunde zu treffen. So klein dieses Appartement ist," fuhr er fort, indem er sich vergeblich bemühte, den Hut an einen etwas hoch angebrachten Zapfen zu hängen, „so scheint es doch für große Männer bestimmt zu sein. Ich und Gottsched gehören ja zu den größten Männern unserer Zeit, weßhalb wir beide auch einst zu Gardesreitern gepreßt worden sind; ich habe gedient, er ist flüchtig geworden."

„Sie lassen uns gar nicht zum Worte kommen, Herr Kommerzienrath, zur glückseligen Ankunft aus Berlin von Herzen Glück zu wünschen," unterbrach der Professor, indem er dem Eingetretenen die Hand schüttelte.

„Nach Dero fürtrefflicher Laune zu schließen," bemerkte jetzt der Inspektor, „haben der Herr Kommerzienrath Ursache, mit den gemachten Geschäften zufrieden zu sein. Da werden wir nun wohl das Neueste aus Berlin vernehmen, denn was die öffentlichen Gazetten bringen, will wenig besagen."

„Stehe meinen verehrten Herren mit Vergnügen zu Diensten," erwiderte Herr Schönemann, sich den Freunden gegenübersetzend, die bereits für ein weiteres Glas und ein gestopftes Pfeifchen besorgt gewesen, „wogegen ich hinwiederum das ergebenste Ersuchen stelle, mich von denen bemerkenswerthen Neuigkeiten, so sich etwa in letzter Zeit in unserem Leipzig zugetragen, in Kenntniß zu setzen. Was nun die gemachten Geschäfte betrifft, so wären diese wohl viel besser ausgefallen, wenn ich dem Könige mit dem Tuche zu den bedürfenden Uniformen gleich tüchtige Rekruten hätte offeriren können. Indessen ist Alles, worüber ich und meine sächsischen Kollegen dermalen an wollenem und leinenem Gespinnst zu verfügen haben, zu annehmbaren Preisen abgegangen."

„Nun, was für ein Wind weht in Berlin?" fragte der Inspektor, „man wird wohl kaum auf längern Frieden rechnen dürfen."

„Ein schwüler Wind!" war die Antwort, „der auf ein Gewitter schließen läßt. Wüßte man nur, wo es einschlagen wird."

„Es wird doch nicht!" versetzte rasch der Inspektor. „Es sollte mich indessen wundern, wenn nicht irgend ein Freund aus der höhern Finanz- und Diplomatenwelt dem Herrn Kommerzienrath einen deutlichen Wink gegeben hätte.

„O ja," sagte Letzterer mit Lächeln, „besonders Herr von Manteuffel hat mir die tiefsten diplomatischen Aufschlüsse gegeben. Ich fand dieselben so inhaltschwer, daß ich sie mir nach der Audienz wörtlich aufnotiret habe. So verschieden, sagte er, die politischen Ereignisse sind und so verschieden sie sich oftmalen ereignen, eben so bedenklich sind solche dermalen, wo wir in einem Zeitpunkte stehen, dessen wichtige und bedenkliche Folgen sich gar nicht voraussagen lassen. Alles dieses, fuhr der Diplomat fort, sich mit tiefsinniger Miene eine Prise applicirend, ist von besonderer Wichtigkeit, und so sieht man mit größter Beobachtung und bedenklicher Erwartung der Folge der Zeit und deren unterschiedlichen Entwickelungen entgegen."

„Optime, Herr Kommerzienrath, das haben Sie gut gemacht," sagte der Professor, dessen ernstes Gesicht sich zu herzlichem Lachen aufheiterte: „so reden diese Herren, welche die Sprache hauptsächlich zum Ausforschen der Gedanken Anderer und zum Verbergen der ihrigen gebrauchen."

„Ich muß übrigens bemerken," fuhr der Kommerzienrath fort, „daß mir die Unruhe und die bedenklichen Gesichter dieser Herrn mehr sagten, als ihre Worte. Man rüstet im Geheimen und macht sich schlagfertig. Krieg gibts auf jeden Fall, denn 160,000 Mann hält man nicht für die Wachparade auf den Beinen."

„Erwacht bei solchen Aussichten," fragte der Professor, „nicht auch ein ernsterer Geist im Volke, ein regeres religiöses Leben?"

„Ja und nein. Es ist, wie Sie selbst zu sagen pflegen, Herr Professor, eine Zeit der schneidenden Contraste. Man findet abergläubische Frömmelei und den frechsten Atheismus, innigen, kindlichen Glauben und die lasterhafteste Frivolität. Viele opfern bei Tage der Aufklärung und treiben des Nachts geheime Künste. Lustige Abenteurer und Adepten, wie Graf St. Germain und Cagliostro, schwindeln den Großen ihre Thaler ab. Auch Banquier Eckermann, mein Hauswirth, trieb mystischen Spuk und ließ durchblicken, daß er irgend einem religiösen Bunde, den Illuminaten, den Rosenkreuzern angehöre. Er unterhielt mich Abends mit kabbalistischen Spielereien, wobei er die an ihn gestellten Fragen bisweilen auf eine Weise löste, die mich wirklich in Erstaunen setzte."

„Wie," frug der Inspektor begierig, „prophezeite Ihr Banquier aus den Karten, las er in den Sternen, oder rühmte er sich gar mit Dämonen in Rapport zu stehen?"

„Er zeichnete blindlings eine Anzahl Punkte aufs Papier, und beantwortete aus dem Zahlenverhältnisse derselben orakelmäßig die ihm aufgegebenen Schicksalsfragen. Das wäre also die alte harmlose Punktirkunst, weiter nichts; aber er verwandelte seine Punkte dann in Zahlen und diese, nach einer gewissen Regel, wiederum in Worte, aus denen sich, ich weiß nicht wie, oft der sonderbarste Orakelspruch gestaltete, wobei er stets eine gewisse geheimnißvolle Mitwirkung der Geisterwelt fingirte."

„Ich muß gestehen," bemerkte der Inspektor, „daß ich begierig wäre, eine der an Ihren Wirth gestellten Fragen und dessen Antwort zu erfahren."

„Es wird mir ja wohl die eine oder die andere noch erinnerlich sein. Laßt sehen, ja. Einer seiner Orakelsprüche ist mir vor andern aufgefallen. Ich schrieb ihm nämlich die Frage auf: Worüber sprechen heute die meisten Leute in Leipzig? ‚Man spricht,‘ war die Antwort, ‚von einem Weisen, über den ein Engel seine Flügel breitet!‘ Herr Eckermann erklärte selbst, die Antwort sei ihm dunkel, doch dieses Dunkel pflege stets sich aufzuhellen. — Ich weiß jedoch von dem seltsamen Orakelspruche so wenig als Sie, meine Herren, irgend eine Applikation zu machen.“

„Das Letztere käme doch noch darauf an,“ sprach der Professor. „Erlauben Sie mir ein paar Fragen, Herr Inspektor. Gilt Ihnen Voltaire für einen Weisen?“

„In gewissem Sinne kann ich sagen ja,“ versetzte der Gefragte.

„Nun,“ sagte der Professor, „über eben diesen Weisen hat unser guter Gasthof zum blauen Engel seine schützenden Flügel gebreitet.“

„Wie,“ rief der Inspektor, Voltaire wäre hier gewesen? Ich hörte, er sei von Potsdam abgereist, die Bäder von Plombières zu gebrauchen.“

„Ganz recht,“ fuhr der Professor fort, „und unterwegs erkrankt, hat er zwei Wochen hier im Hause zugebracht und Gottsched hat nicht ermangelt, seinem Herrn und Meister täglich seine Aufwartung zu machen.“

„Das ist mir freilich neu,“ versetzte Schönemann, „und das Orakel meines Wirthes fände so eine überraschende Erklärung. Soll ich zuletzt an Wunder glauben? Aber an welchem Gebresten lag denn der berühmte Mann darnieder?“

„Der Orakelspruch wird vielleicht noch gänzlich klar, — und Voltaire war wohl gar nicht krank,“ war des Professors Antwort. „Der eitle Literat spielte den Patienten, um Besuche zu erhalten, die man nicht erwidern muß. Aber eine gebrechliche Maschine ist er freilich, un homme cassé, qui a le malheur d'avoir 60 ans.“

„Haben der Herr Professor ordinarius dem Sänger der Henriade nicht gleichfalls Ihre Huldigung dargebracht?“ fragte neckisch der Kommerzienrath.

„Wahrlich, nein,“ erwiderte dieser in ernstem Tone. Vetabo, qui Cereris sacrum vulgarit arcanae, sub isdem sit trabibus. Es hat mich herzlich gefreut, daß es gerade die Frau Gottschedin, der Kriecherei ihres Herrn Gemahls gegenüber, übernommen hat, dem berühmtesten und eitelsten Franzosen das Ehrgefühl der Deutschen zu zeigen. Voltaire schickte täglich seinen Sekretär zu Madame, welche gesunden Sinn genug besaß, diesen Kranken in seinem Quartier nicht zu besuchen, und ließ ihr sagen, wie er den Unstern beklage, daß ein paar so außerordentliche Leute einander nicht kennen sollten, und sie ließ ihm genau wieder die selbigen Worte vermelden. Nachdem nun der Voltaire unterschiedliche Male ausgegangen, bestimmte ihm die Gottschedin den Tag, wenn sie ihn bei sich wollte empfangen, und er in ausgesuchter Gesellschaft bei ihr speisen sollte. Wer aber ausblieb, war Herr v. Voltaire. Bei seinem Abschiede, den er später in aller Form bei Gottscheds genommen, ist dann die wackere Frau, so sehr es Voltaire auch verdroß, gleichfalls nicht zum Vorschein gekommen. Sie fürchte, soll sie geäußert haben, der Voltaire möchte die Lorbeeren der Madame de Boccage für sie mitgebracht haben.“

„Da muß ich wieder meiner Unwissenheit geständig werden“, unterbrach der Kommerzienrath, „indem ich nicht verstehe, was die Gottschedin hiemit besagen wollte.“

„Dann muß ich Ihnen einen der schönen Züge mittheilen, die man sich von diesem Manne erzählt,“ nahm der Professor das Wort. „Frau von Boccage, eine gute Frau, aber schlechte Dichterin, war Voltaire's Gast auf dessen Gute Delices, wo ihr ein Fest gegeben wurde. Voltaire zerquälte sich den ganzen Tag, auch nur vier Zeilen für sie herauszubringen, aber vergebens: der Versegott, der den schlechten Gebrauch voraus wußte, welchen der Dichter von seinem Talente machen wollte, hatte sich von ihm abgewandt. Voltaire ließ sich nun in seiner Verzweiflung Lorbeerzweige bringen, drehte einen Kranz daraus und setzte diesen auf das Haupt der vor Entzücken fast vergehenden Dichterin, während er hinter ihr Eselsohren machte und die Zunge herausstreckte — und das im Beisein von zwanzig Gästen, unter denen sich auch unser Landsmann Grimm befand, dem es wehe that, wie schnöde der erste Dichter Frankreichs hier die Gastfreundschaft verletzte.“

„Mich allerschönstens für die Auskunft zu bedanken,“ sagte Schönemann. „Der Voltaire hat sich selbst hiedurch blamirt und charakterisirt, und ich gestehe, daß ich eine Art patriotische Freude über das Benehmen der wackern Gottschedin empfinde, die den hochmüthigen Franzosen abreisen ließ, ohne ihn gesehen zu haben. Voltaire's Rolle in Berlin scheint überhaupt ausgespielt und Gottscheds literarische Gesellschaft, die zu einer Akademie erhoben werden und die Vorzüge der Pariser académie française und des belles lettres verbinden sollte, kommt dann schwerlich zu Stande. Ich kann dem Gottsched nie verzeihen, daß er anno 37 mit der Schauspielerin, der Neuberin, auf dem Roßplatze hier den alten ehrlichen Hanswurst verbrannte. Der rohe Bursche hatte doch noch nationale Kraft und Leben, er hätte sich gewiß noch kultivirt und wäre eine reputirliche Person, der eigentliche Träger des Humors, geworden. Die bunte Jacke des deutschen Reiches findet man ganz in der Ordnung, den bunten Harlekin will man vertreiben. Sie wissen nicht, wie es dem gedrückten Volke von Werth sein könnte, wenigstens noch auf dem Theater über unsere scheckigen Lappen zu spotten, und den Humor hier walten zu lassen, zu dem man ja sonst nirgends mehr den Anlaß findet.“

„Was mich betrifft,“ bemerkte lachend der Inspektor, „so kann ich nicht verhalten, daß mir der Schmerz des Herrn Kommerzienraths um seinen edeln Harlekin selbst etwas komisch deucht, aber er tröste sich: die Neuberin, deren Truppe Gottsched eine andere vorgezogen, hat auch den Gottsched selbst in der Rolle des Tadlers in einem Narrenkleide mit Fledermausflügeln, aber mit einer goldenen Sonne um den Kopf, auf die Bühne gebracht, wie er als Geschmackstyrann und Kritikus mit einer Blendlaterne Fehler suchet, und ihm vom wiedererstandenen Hanswurst sodann der Kopf recht tüchtig gewaschen wird.“

»Habeat sibi,« sprach der Professor, „er fahre hin, der Hanswurst! Dem Gottsched zürne ich aus andern Gründen. Er hat den französischen Geschmack in ein System gebracht und für die Deutschen zum Gesetz erhoben, er hat vor

Colibri-Gruppe. (S. Seite 391.)

allen Potentaten so jämmerlich schweifgewedelt, daß sie ihn und bessere Autores jetzt des gründlichsten verachten müssen."

„Dafür, Verehrtester," versetzte der Inspektor, „ist Gottsched auch von Lessingen mit folgender Kritik gegeißelt worden: ‚Allen ehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern von ächt deutscher Poeterei künden und preisen wir an: Herrn Christoph Gottscheds Gedichte, dieselben sind mit einer Rangordnung ausgeschmückt, die der schärfsten Hofetiquette Ehre machen würde. Es sind nämlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch, die auf gräfliche und adlige in das zweite und alle nur freundschaftliche Lieder in das dritte Buch gekommen.' Dieses, meine Herrn, hat Lessing sich vor Andern auch erlauben dürfen, denn er selbsten hat für das Schauspiel, das noch eine Schule der Humanität werden kann, Ersprießliches geleistet, und das in deutschem Geiste, er ist weder Gallomane, noch ist er Anglomane. Auch der Verfasser des Messias, der weit mehr Bewunderer als Leser findet, hat eine antigottschedische Richtung. Der Bodmer mit seinen Schweizern, auch Lisco und Rost und der sarkastische und doch so liebenswürdige Rabener, haben ihre Lenden gegürtet und dem thönernen Kolosse schon manchen Schaden beigebracht. Am gründlichsten aber geht besagter Rost zu Werke. Als Gottsched nämlich eine Reise machte, ließ ihm Rost auf jeder Poststation einen gedruckten Brief des Teufels an seinen Freund, den großen Gottsched, überreichen."

„Ich frage," rief Herr Schönemann, „hat der Gottsched in seinem Leben einen guten Vers gemacht? Nicht einen! Zwei Auflagen habe ich gegen ihn noch vorzubringen. Erstlich eine Stelle des zweiten Theiles seiner „Anfangsgründe der Weltweisheit", welche folgendermaßen lautet: Da die Nothdurft des ganzen Staates Niemand so bekannt sein kann als dem Regenten selbst, so muß es ihm auch überlassen werden, wie viel jeder Bürger an Auflagen leisten soll." Obwohlen unser Demosthenes sonder Ausnahme von allen Regenten redet, so möchte ich doch per ellipsin nur weise, mühsame und tugendhafte hierunter verstanden haben."

„Auch das nicht!" eiferte der Inspektor, „der Satz taugt gar nichts, und würde offenbarlicher Gewalt und Sklaverei Thor und Thüre öffnen. Hat Gottsched nicht den August, der das Land so furchtbar aussog und die skandalöseste Lüderlichkeit zur Schau trug, als den Vater des Vaterlandes gepriesen und mit dem römischen Augustus verglichen?"

„Sie waren aber gesonnen, noch eine weitere Auflage auf das schuldige Haupt zu wälzen, mein Herr Kommerzienrath," sagte der Professor lachend, indem er seine Pfeife anbrannte.

„Nun," versetzte dieser, „ich dächte, der Gottsched würde sich hiemit begnügen, wenn ihm ein Protokoll unserer bisherigen Unterhaltung zu Handen käme, darum sei von mir nur das Entsetzliche noch beigefügt: Gottsched trägt die Schuld, daß ich den ganzen Abend noch zu keiner ruhigen Pfeife Tabak gekommen bin."

„Hier, hier, verehrter Herr, ist Feuer, um Sie des schleunigsten mit Ihrem übelgesinnten Schicksal zu versöhnen!" So rief der Inspektor mit Lachen, indem er dem Kommerzienrath einen brennenden Fidibus reichte.

„Alle Türken und Mohren!" platzte aber dieser heraus, nachdem er einige Züge aus der ihm gereichten Pfeife gethan, „nehmen Sie mir nicht übel, aber was haben Sie mir für ein profanes Kraut in die Pfeife gestopft?"

„Erlauben Sie," erwiderte der Inspektor, „es ist Burkeli und der ist gar nicht übel. Der Gellert, bei dem ich neulich zu Besuche war, erzählte mir, daß er des geringeren Preises wegen statt des Petum den Burkeli rauche und sich dabei, obwohl das Rauchen eine wenig heilsame und schwerlich zu entschuldigende Gewohnheit sei, recht wohl befinde, er rauche ihn sogar mit Genuß, wenn er bedenke, daß die dabei gemachte Ersparniß zum Schulgeld zweier Waisen reiche. Ich versichere Sie also, es ist ein ganz braver Knaster!"

„Und wozu unser Freund und Inspektor den kleinen Ueberschuß verwendet," sagte der Ordinarius vergnügt, „glaube ich errathen zu können. Sicherlich hat er bereits irgend eine Edition eines klassischen Schriftstellers im Auge, die er zu acquiriren gedenkt. Er ist in denselben, wie auch in den Antiquitäten vortrefflich bewandert, seine Stärke aber sind die Editiones, nach welchen er in allen Auktionen und Katalogen fahndet."

„Weil Sie es denn errathen haben, Herr Professor, ja, ich werde mir die vollständige Ausgabe des Cicero von Grävius bescheren."

„Aha," lachte der Kommerzienrath, „was aber mich betrifft, so winkt mir zwischen diesen übelduftenden Wolken kein Grävius und kein Cicero. Um aber auf unsern lieben Gellert zurückzukommen, so muß er sich leidlich wohl befinden, denn es kann mit den Gesundheitsumständen eines Mannes nicht so übel stehen, der diesen Burkeli mit Genuß zu rauchen vermag."

„Wenn der Gellert im Spiele ist, so kann ich mir den heldenmäßigen Entschluß, sich auf Burkeli herabzulassen, wohl erklären," fuhr der Professor fort, „denn wozu brächte der seine Freunde nicht! Mich hat er seiner Zeit beredet, meine „Unschuldige Frühlingslust" an das Licht zu stellen, die ich jetzo nur gar zu unschuldig finde. Ein rechter Autor, sagt der Gellert, muß keine Oster- oder Michaelismesse vorbeilassen, ohne etwas herauszugeben, wenn es auch nur ein Romanchen oder eine Uebertragung wäre. Wovon sollten die Setzer und Buchdrucker leben, wenn die Autores nicht schreiben wollten? Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßkataloge, bald darauf in den Zeitungen und endlich in den Händen der Welt siehet. Es ist ganz köstlich, den guten Mann so recht in seiner Autorseligkeit plaudern zu hören. Ich komme selten zu Jemand, sagte er neulich, ohne daß ich wenigstens eine meiner Schriften auf dem Fenster oder auf dem Nachttisch ganz sauber eingebunden finde. Ich kann nicht sagen, was ich da empfinde, aber ich bin alsdann gar nicht zu halten, ich eile nach Hause und schreibe, was ich schreiben kann."

„Ei, sagen Sie uns doch," frug Schönemann, „ist die Anekdote von dem Holzbauern Erfindung, oder soll sich so was ereignet haben?" — „Buchstäblich wahr, denn ich hab' sie vom Gellert und sodann auch von dem Buchbinder, auch ist mir der Holzbauer bekannt. Also die Sache war so: Gellert kommt zu seinem Buchbinder, der auch der meinige ist, da tritt ein Holzbauer herein und langt aus seinem Kober, in dem sich noch ein guter Vorrath von Butter, Käse und Brod befand, Gellerts Fabeln hervor. Dann fängt

er in seiner Sprache an: ‚Bingt mir das Buch fein fest und schien ein.‘ ‚Wo habt ihr denn das Buch her?‘ fragt der Buchbinder. ‚Wo wer ichs herkreit han,‘ ist die Antwort, ‚ich ha mir's geloft. Unser Schulmeister und der Schulze han sich bald scheckigt über dem Buche gelacht. Es steht recht spashaft Zeug drinn, mer mögt närrisch dreber weren. Ich han en klen Jungen, dem will ich's gähn, er sult mir Abends bei der Pfeife Tubak, wenn ich vum Feld komm, draus vurlesen, so geh ich drum nich in die Schenk. Er war noch jung, der Herr, der's in Druck hat ausgiehn lassen, ich wollte was abbrechen, aber er sate, es wäre nicht angers, als zwanzig Groschen, die ha ichm auch gegähn. Er hatte noch vel Bücher, das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehn.‘ ‚Ihr Narr,‘ sagte der Buchbinder, ‚der Mann, wo Ihr das Buch gekauft habt, hats nicht geschrieben, er handelt nur damit.‘ ‚Der Schelm,‘ fing jetzt der Bauer an, ‚ich dacht, er wär der Herr selber, ich hättn der Teufel nicht so viel gähn.‘ Der Buchbinder begriff, daß er dem Bauern nun den gegenwärtigen Autor vorstellen mußte, sonst hätte es dieser sicher selbst gethan. Sie können sich nun denken, wie vergnügt Gellert bei diesem kurzweiligen Auftritt war und wie er lachte, als ihn der Bauer betrachtete, ihm freundlich auf die Achsel klopfte und ihn ermahnte, noch mehr solch schnackig Zeug zu schreiben.“

Die Herren lachten und gaben zu, daß dem guten hypochondrischen Manne solch ein Freudchen und sein bischen Eigenliebe wohl zu gönnen sei. Der Gottsched hätte sich hiebei geärgert, meinte Schönemann, während Gellert der Vorfall glücklich machte. „Ganz gewiß,“ pflichtete der Inspektor bei, „denn für ihn existiren nur Potentaten und berühmte Literaten. Es ist überhaupt lehrreich, zwischen diesen beiden, jedenfalls interessanten Männern, eine Vergleichung anzustellen. Der große Gottsched spricht mit Geringschätzung von Gellert, während dieser, wenn es über Gottsched hergeht, stets dessen Partei ergreift. Als Gellert unter einem Anschlag am schwarzen Brette nur Professor unterzeichnet hatte, ließ Gottsched durch den Famulus das Wort extraordinarius hinzufügen. Die jungen Schriftsteller, Männer, die das Vaterland noch mit Stolz nennen wird, wenn der Name Gottsched längst zur Curiosität geworden ist, prädizirt er ‚aberwitzige Scribenten‘.“

„Meine Herren,“ sprach jetzt der Professor mit steigendem Pathos, indem er sein Glas ergriff, „diese aberwitzigen Scribenten, die jungen Schriftsteller, diese lebendigen Zeugen des gesunden Kernes und der ursprünglichen Schöpfungskraft unseres Volkes, welche berufen sind, die Nation vor gänzlicher Versumpfung zu retten und eine frische und freiere Fluth in die Geister zu bringen, diese Scribenten, die Hoffnung Deutschlands, sie leben hoch!“

Bei den lebhaften Hochrufen der sonst so ruhigen Herrn trat der Wirth neugierig in's Zimmer. „Sagen Sie mir, Herr Engelwirth, ist Ihnen ein Berliner Bankier Eckermann bekannt?“ fragte der Professor den Eintretenden. „Ja gewiß,“ antwortete dieser, „der hat den Voltaire in mein Haus gewiesen. Das Neueste ist Ihnen also schon bekannt?“ „Bravo!“ rief der Professor mit herzlichem Lachen, „das geheimnißvolle Dunkel des Orakels hat sich nun also gänzlich aufgehellt. Aber was ist es mit dem Neuesten, von dem sie sprachen?“

„Die eben angekommene Gazette bringt die Nachricht,“ antwortete der Wirth, „daß Herr von Voltaire am 26. d. M. heimlich von Potsdam abgereist sei, dem König mehrere Papiere entwendet habe und auf dessen Befehl zu Frankfurt am Main verhaftet worden sei.“

„Geschwind, bringen Sie uns das Blatt!“ befahl Professor Krause. „Die Sache ist verbürgt und nicht wohl zu bezweifeln,“ fuhr er fort, nachdem er einen Blick in die Zeitung geworfen hatte. „Armer Gottsched, mit deiner Akademie ist's nun vorbei, der französische Einfluß ist gebrochen. Sitzen bleiben, meine Herrn! Herr Wirth, auf diesen Schrecken Ihre beste Flasche!“

Die Colibri.

(Mit Abbildung auf S. 389.)

Von den Colibri oder Fliegenvögeln, die sich durch den Glanz ihres Gefieders auszeichnen, gibt es 250 Arten. Die kleinsten sind nur 16 Linien lang und wiegen etwa 20 Gran. Ihr Schnabel ist dünn, meist etwas gebogen, die Zunge lang und bis zur Wurzel gespalten. Sie holen sich ihre Nahrung, die ohne Zweifel aus Insekten und nicht aus dem Honig der Blüthen besteht, schwebend aus den Blumenkelchen. Durch ihre langen, schmalen Flügel und ihre kleinen Füße wird ihr Flug so schnell, daß ihnen das Auge kaum folgen und kein Raubvogel sie einholen kann. Ihre niedlichen Nestchen von Pflanzenwolle und Flechten befestigen sie auf einem Blatte oder in der Gabel eines Zweiges. Sie legen zwei erbsengroße Eierchen hinein und ätzen die Jungen mit Insekten. Als zornige, zänkische und eifersüchtige Thierchen, streiten sie heftig mit einander, vertheidigen aber die Brut auf Tod und Leben. Ihrer wunderbaren Schnelligkeit im Fluge ungeachtet, sind sie leicht zu fangen, da sie gar nicht scheu sind, sich mit einem Wasserstrahl betäuben und sogar mit dem Schmetterlingsgarn haschen lassen; auch pflegt man mit Sand nach ihnen zu schießen. Ihre Heimat ist Amerika und zwar das Gebiet vom Orinoko bis zum Wendekreis des Krebses, wo sie sich in den mit Lianen und Bignonien bekränzten Urwäldern finden. Die alten Mexikaner schmückten ihre Götzenbilder, wie auch die jungen Bräute mit den juwelenähnlichen Federn der Colibri, deren kleinere Arten noch jetzt in Amerika ausgestopft von Damen als Ohrschmuck getragen werden.

2. Die Pflanzenwelt.

Von den vielfachen Beziehungen, in welchen die Pflanzenwelt zu allen Gebieten der Schöpfung steht, treten einige so unmittelbar und deutlich hervor, daß jeder Mensch sie kennt und daß jedes Thier, welches nicht auf einer allzu niedern Stufe der Organisation steht, sie empfindet; andere dagegen konnten erst von der lichten Höhe der neueren Naturwissenschaft aus wahrgenommen, zusammengefaßt und dem Schatze unsrer Erkenntniß einverleibt werden; noch andere endlich sind bis jetzt kaum von unsicherem Tasten, von schwankender Vermuthung berührt worden, so daß noch immer auch von der Pflanzenwelt jenes Wort des Dichters gilt:

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet;
Schaffendes Leben auf's Neu' gibt die Vernunft ihr zurück.

Wenn man die Pflanzenwelt zunächst als einen ungetrennten und untrennbaren Theil unsers Planeten auffaßt, so zeigt sich sogleich, welche Dienste der Theil dem Ganzen zu leisten von der Natur bestimmt ist. Man denke nur an die allbekannte diätetische Erfahrung, daß reine Luft und Kühlung nicht in Steppen und Wüsten zu finden ist, sondern in dem Schatten des Waldes, daß die Luft des Lebens nicht in Stuben und Städten weht, sondern in Auen und Fluren, und man sieht sich darauf hingeführt, in welcher Weise die Pflanzenwelt für das Leben der Erde mitzuwirken hat. Sie ist bestimmt, viele der Urstoffe oder Elemente, welche in Form von Gasen und Dünsten die Atmosphäre erfüllen, in ewigem Wechselgange zu erhalten, sie bald zu binden, bald zu lösen, bald zu neuen Verbindungen zu leiten, die allgewaltige Kraft der Wärme und des Lichtes zu der mannigfaltigsten Entwicklung und Wirksamkeit zu bringen, die Vertheilung der Feuchtigkeit zu vermitteln und zu unterstützen.

Daß die Pflanzen viele Stoffe abgeben und ausscheiden, lehrt jedes gewöhnliche Verbrennen, jedes Verwelken und Verdorren derselben, denn wie äußerst dürftig ist der Rest, welcher bei allen diesen Auflösungen vom Pflanzenkörper als Asche oder Humusbestandtheil wahrnehmbar bleibt! —

Auch der Geschmack findet das welke Blatt des Herbstes fader und stoffarmer als das des Frühlings und Sommers, und sogar das Ohr unterscheidet beim Brechen der Pflanzenstengel deren Vollsaftigkeit oder Dürre d. h. Stoffverminderung.

Daß die Pflanzen dem Lichte in den zahlreichsten Abgrenzungen sich entgegenstellen, hängt mit der Vielgestaltung derselben zusammen und kommt zum Ausdruck in den fast eben so zahlreichen Beschattungen, die hiedurch entstehen, und wie viel würde die sonnige Wiese als bloße grüne Fläche, ohne die Myriaden kleiner Schatten der Grashalme, an ihrem wohlthuenden Eindrucke auf das Auge verlieren! Zu dem Abhalten der Lichtstrahlen kommt nun aber auch noch das weit mannigfaltigere Zurückwerfen und Brechen derselben und mit ihm eine Fülle von Farbenerscheinungen. Bedenkt man ferner und sucht sich zu vergegenwärtigen, daß jede Pflanze aus einer durch engsten Anschluß zu einem einzigen Körper verbundenen Menge unendlich kleiner Bläschen oder Zellen besteht, — daß diese Zellen theils in Schichten hintereinander liegen, theils selbst wieder aus Schichten bestehende Wände haben, — daß die verdickten Pflanzenzellen doppelt lichtbrechend sind und daß nicht nur die an der Außenfläche der Blätter befindlichen, sondern auch die weiter nach innen liegenden Schichten der Zellen, an der Aufnahme des Kampfes mit den Lichtstrahlen theilnehmen, die mit einer Geschwindigkeit oder Heftigkeit von 4000 Meilen in der Sekunde auf sie einstürmen, — ferner, daß das Licht, diese Wellenbewegung des das Universum erfüllenden Aethers, auf den festesten Körper, also auch auf den Erdkörper selbst einwirkt, — so erzeugt sich in unserem Geiste eine Fluth von Vorstellungen, welche den Verstand schwindeln macht und die Denkkraft zu zerstören droht.

Begreiflicher ist es, daß das Blatt des Baumes, welches uns im Sommer grün und im Herbste gelb erscheint, als ganzes Blatt eigentlich keine Farbe hat, sondern daß es nur zu der einen Zeit einen Stoff enthielt, der gewisse Lichtwellen zurückwarf, die dann in unser Auge gelangten, im Herbste dagegen einige Atome Sauerstoff abgibt und dieselben Wellen nun ungehindert durchgehen läßt, während andere zurückgeworfen werden.

Wie die Pflanzen durch ihre Beschattung einen weitreichenden Einfluß auf die Vertheilung der Wärme und auf den unmerklichen, aber reichlichen Niederschlag der Dünste ausüben, ist eine jedem Spaziergänger und jedem Landwirth bekannte Sache. Seltener ist dagegen die Erscheinung, daß die Pflanzen eigene Wärme merkbar ausstrahlen; sie kommt am stärksten bei den Blüthen der Aro-

iden vor, deren Temperatur bisweilen auf das Doppelte der sie umgebenden Luft steigen kann.

Die meisten der bisher genannten Erscheinungen aus dem Leben der Pflanzen sind indessen von so allgemeiner Art, daß es in einzelnen Fällen zweifelhaft bleiben kann, ob die Pflanzen dabei mehr Träger der Ursachen oder Träger der Wirkungen zu nennen seien. Entschiedener tritt die tellurische Bedeutsamkeit der Pflanzen in dem durch sie vermittelten Wechsel der Urstoffe auf.

Als Beweis, welche hochwichtige und umfassende Aufgabe der Pflanzenwelt in dieser Beziehung gestellt ist, möge hier nur eine einzige Berechnung angeführt werden, die auf die bekanntesten der bis jetzt entdeckten 62 Elemente Bezug nimmt.

Unsere Atmosphäre besteht aus ungefähr $^{1600}/_{2000}$ Theilen Stickstoff, $^{400}/_{2000}$ Th. Sauerstoff, $^{1}/_{2000}$ Th. Kohlensäure und aus Ammoniakgas in noch nicht bestimmter Menge. Da nun der Mensch beim Athmen für jeden Kubikzoll Sauerstoff, den er aufnimmt, einen Kubikzoll Kohlensäure aushaucht, und ganz derselbe Tausch auch bei den Verbrennungsprozessen stattfindet, also im Verlauf von nur 5000 Jahren wenigstens 12500 Kubikmeilen Kohlensäure in die Luft gehaucht worden sein müßten, so müßte auch schon längst die Kohlensäure in weit größerer Menge in der Atmosphäre vorhanden sein. Da dieses nun aber, nach der Genauigkeit der Methoden zur Bestimmung des Kohlensäuregehaltes der Luft, nicht der Fall ist, so muß es irgend einen anderen Prozeß geben, durch welchen der Atmosphäre die Kohlensäure wieder entzogen und in andere Verbindungen übergeführt wird. Diese Aufgabe hat die Pflanzenwelt zu lösen, indem sie folgenden Stoffwechsel in den drei Reichen der Natur vermittelt.

Die Verwesung und der Athmungsprozeß lösen alle Pflanzen- und Thierstoffe, indem der Sauerstoff der Atmosphäre vermindert wird, in Kohlensäure, Ammoniak und Wasser auf, welche sich in der Atmosphäre verbreiten. Dieser Stoffe bemächtigt sich die Pflanze wieder und bildet daraus unter beständiger Vermehrung des Sauerstoffs der Atmosphäre sowohl kohlenstoff- oder wasserstoffreiche und stickstofffreie Bestandtheile, nämlich Stärke, Gummi, Zucker und Fettarten, — als auch stickstoffreiche Bestandtheile, nämlich Eiweiß, Faserstoff und Käsestoff. Diese Bestandtheile führen die Pflanzen, als Nahrungsmittel dienend, wieder dem animalen Organismus zu, indem das Thier aus den letzteren, den stickstoffreichen, seinen Körper bauen und die ersteren im Respirationsprozesse zur Erhaltung der nöthigen Wärme sich verbinden lassen muß, um endlich durch seinen Tod neuen Grund zu erneutem Stoffwechsel zu legen.

So besteht das ganze Leben der Pflanzen eigentlich nur in steter Stoffumbildung, und wenn man sich nun wieder daran erinnert, daß jede Pflanze eine große Zellenverbindung ist, jede Zelle daher auch mit dieser Stoffumbildung erfüllt ist, so dürfte die Behauptung nicht zu gewagt sein, daß das stille Leben der Pflanzenwelt in dem Reiche der Urstoffe und Gase alljährlich eine größere Bewegung durchführt, als alle Winde und Stürme zusammengenommen.

Jedoch nicht nur die genannten Stoffe aus der Atmosphäre hat die Pflanzenwelt in sich aufzunehmen, sondern auch das Wasser, besonders in Dunstform. Und dieses geschieht wohl zu 99 Procenten durch die Wurzeln; die Wurzeln aber haften im Boden, und hierdurch ist die Pflanzenwelt genöthigt, in unmittelbarere Beziehungen zu der Erde als festem Körper zu treten, sich ihm auf das innigste anzuschmiegen und sich mehr und mehr nach seinen allgemeinen Beschaffenheiten und nach den Eigenthümlichkeiten seiner räumlichen Abgrenzungen zu richten.

Welch eine ungeheure Menge von Feuchtigkeit die Pflanzen als Nahrung dem Boden zu entnehmen haben, kann aus genauen Versuchen geschlossen werden, nach welchen z. B. eine Sonnenblume täglich 1¼ Pfund Wasser nöthig hat, — und ein Morgen Landes während der Sommermonate, wenn er mit Sonnenblumen gepflanzt war, 3,000,000 Pfund, mit Kohl bepflanzt 5 Millionen Pfund, mit Hopfen bepflanzt 6 bis 7 Millionen Pfund verbrauchte, während auf denselben Morgen in demselben Zeitraum nur 1,600,000 Pfund Regen fielen, von dem aber, nach Abzug des gleich in der Luft verdünsteten und des schnell weiter geflossenen Theiles, nur die Hälfte, also nur 800,000 Pfund für das Bedürfniß der Anpflanzung übrig blieben. Der Boden mußte also zu dem Regenwasser einen Zuschuß von 3 bis 6 Millionen Pfund liefern.

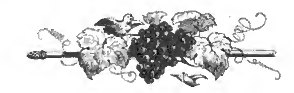
Hieraus wird nun sofort klar, daß Wärme und Feuchtigkeit zwar nicht die einzigen, aber doch die wichtigsten Bedingungen für das Auftreten der Pflanzen sind. Nicht weniger klar aber ist es auch, daß die Erde nicht an jedem Punkte ihrer Oberfläche die Wärme in gleichem Grade spenden, nicht an jeder Stelle die nöthige Menge von Feuchtigkeit gewähren, dagegen hier und da an anderen Bestandtheilen, z. B. an Salz, Kalk, Kieselerde rc. einen Ueberfluß haben, und denselben, in der Feuchtigkeit aufgelöst, den Pflanzen zuführen kann. — Es ist nun wohl denkbar, daß es Pflanzen von so einfacher, so nüchterner Natur geben könne, daß sie ihr Dasein nur mit dem geringen Maße dessen zu gründen und zu fristen hätten, was allen Pflanzen ohne Ausnahme nöthig ist. Ja, es gibt, oberflächlich betrachtet, eine sehr große Anzahl, für welche so geringe und karge Lebensbedingungen genügen. Die meisten Pflanzen aber werden sich dem Einflusse ihrer Oertlichkeit nicht entziehen können, und nur unter dieser Bedingung des engsten Anschlusses an die einmal vorhandenen Gaben der Erde ist das Pflanzenreich befähigt, die unendliche Fülle der Gestalten- oder Farbenpracht zu entfalten, durch welche es jedes andere Reich der Schöpfung übertrifft. Daraus folgt, daß die Vegetation nach Klima und Boden eine sehr verschiedene sein kann und muß. Die Pflanzenwelt wird desto ungefährdeter und vollkommener sich entwickeln und erhalten, je mehr sie sich allen den Eigenthümlichkeiten eng anzuschließen vermag, welche von der Stellung der Erdgürtel zu dem Urquell der Wärme, zur Sonne, — von der Vertheilung des festen Landes zwischen dem Weltmeere, von der Massenhaftigkeit und Erhöhung der Erdtheile oder von deren Reichthum an großen und kleinen Gewässern abhängen und in die Beschaffenheit des Bodens und Klima's übergehen.

Gleichwohl haben alle diese Thatsachen bis in unser 19. Jahrhundert auf ihre Verbindung zu einem wissenschaftlichen Ganzen harren müssen, und erst seit dem Jahr 1807, unter Humboldt's Vortritt, hat die Wissenschaft von der Befähigung der Pflanzenwelt, sich fast allen Eigenthüm-

lichkeiten der einzelnen Theile der Erdoberfläche eng anzuschließen und dem Erdenleben auch hier wieder durch Vermittlung des Allgemeinen mit dem Besonderen zu dienen, unter dem Namen Pflanzengeographie sich zu gestalten begonnen. Warum die Gründung einer so wichtigen Wissenschaft so spät erst erfolgte, warum diese Wissenschaft auch jetzt noch lange nicht sich selbst genügt, kann kaum gefragt werden, da sie theils auf einer schwer zu verbindenden Fülle und Genauigkeit der sinnlichen Anschauungen, ja auf einer fast vollständigen Untersuchung der Erdoberfläche und auf der Erforschung noch vieler unerkannter tellurischer Verhältnisse fußt, theils eine stete äußerst schwierige Trennung dessen, was die Natur, sich selbst überlassen, thun will, von dem, was das Menschengeschlecht durch die sogenannten Pflanzenkulturen seit Jahrtausenden ihr aufgenöthigt hat, beobachten muß. Dennoch ist der Ausbau der Pflanzengeographie bereits ein so reicher und vielseitiger, daß diese Abtheilung der Gewächskunde oder Botanik von nun an und für alle Zeiten den geeignetsten gemeinsamen Sprechsaal und Vereinigungspunkt aller Freunde der Pflanzenwelt, der Botaniker von Fach und der Laien, der Gärtner und der Landwirthe abgeben wird.

Hören und lesen wir endlich, wie der Pflanzengeograph, gestützt auf die Erforschung der gleichen mittlern Temperatur verschiedener Orte um den ganzen Erdball herum oder der Isothermen, der gleichen mittleren Sommertemperatur oder der Isotheren, und der gleichen mittleren Wintertemperatur oder der Isochimenen, für die Ausbreitung gewisser Pflanzenarten ziemlich sichere Grenzen nachweist, wie die Pflanzen der Urwelt und der historischen Zeit, die Pflanzen der nördlichen und südlichen, der östlichen und westlichen Erdhalbkugel, die Pflanzen der Polarzonen, der Alpen und der Aequatorialzone, die 25 geographischen Pflanzenreiche und die Gebiete der Kulturpflanzen einander entgegengesetzt werden, wie Wanderpflanzen, gesellig und einsam lebende, wie Luft-, Erd-, Wasser- und Schmarotzerpflanzen, Süßwasser- und Meerespflanzen, Alkali-, Kalk-, Kiesel- und Phosphorpflanzen sich von einander sondern, wie einige Pflanzen nur im Schutze der Laubwälder gedeihen, andere nur in Schatten und Feuchtigkeit der Gesträuche, wieder andere, die Haidepflanzen, oft den ganzen Boden allein bedecken, noch andere am liebsten auf dem nackten Felsen, oder im freien Felde, auf Weiden oder Wiesen, in Sumpf und Torf, auf dem Acker oder im Humus der Gärten, ja einige auf Werken der Menschenhände wachsen, so liegt das lebendige Zeugniß vor uns, daß der Erdkörper in der Pflanzenwelt sich auch hier sein eigenthümliches Kleid webt.

Die Beziehungen weiter zu verfolgen, in welchen die Gewächse zu einander und zu den übrigen Lebenskreisen stehen, verbietet uns der Raum, aber wir wollen nicht unterlassen, den Lesern und Leserinnen dieser Blätter die Beschäftigung mit der Pflanzenkunde aufs wärmste zu empfehlen. Wie reizend und lohnend ist es, die Geheimnisse kennen zu lernen, welche das Entstehen, Wachsen und Vergehen der Pflanzen, ihre Bedeutung für die Menschen- und Thierwelt, ihren Einfluß auf die Gestalt und auf den Lebensprozeß des Erdballs so tausendfältig begleiten! Scientia amabilis heißt die Botanik mit Recht, denn sie steht dem menschlichen Gemüthe näher, als jeder andere Zweig der Naturkunde.



Sonette.

Von **Feodor Löwe.**

1.

Schon oft hat mich bei Nacht gar wundereigen
Ein leises Kichern aus dem Schlaf geweckt,
Ein Lispeln mir in's Ohr; emporgeschreckt
Lauscht' ich umher, doch rings war dunkles Schweigen.

Und wenn ich sinnend ging auf Waldessteigen,
Versteckte Pfade, dicht von Laub bedeckt,
Ward ich durch hellen Zuruf oft geneckt
Und durch ein Lachen in den höchsten Zweigen.

Ein Kobold ist's, der, keck und vielgestaltet,
Mit steter Lockung meinen Sinn bethört
Und immer neuen Spuk um mich entfaltet;

Der meine Schritte kreuzt, mein Denken stört,
Mit meinen Tag' und Nächten leichthin schaltet —
Und dem mein Herz zu eigen doch gehört!

2.

O nenne mir den Klang, der dich erfreut,
Damit ich nicht den rechten Ton verfehle,
Wenn ich mit einem Lied aus tiefster Seele
Dir nahen will — und darf ich's ungescheut?

Ergeben thu' ich, wie dein Mund gebeut;
Und sprächest du: „Was dich bewegt, verhehle!"
Ein Lied, mit dem ich deine Zeit bestehle,
Ist ein Vergehen, das mich ewig reut.

Doch weißt du wohl: Den Dichtern ist's gegeben,
Im Sang zu feiern, was ihr Herz entzückt,
Und Träume in das Leben zu erheben.

Wenn sich mein Lied mit Deiner Schönheit schmückt,
Laß mir den holden Wahn, und denke eben:
Es ist sein Dichterrecht, das ihn beglückt!

3.

Ein Wandrer schritt einmal den Wald entlang;
Da sah er plötzlich, bis in's Herz erschrocken,
Den ganzen Wald erblüh'n in Blumenglocken,
Die alle gaben wunderbaren Klang.

Und von dem Duft, der ihnen sich entschwang,
Wollt' in der Brust ihm schier der Athem stocken;
Da schaut' er fern ein Weib mit goldnen Locken,
Das nach ihm rief mit sehnendem Gesang.

Er folgt' dem Ruf — nun war's um ihn geschehen. —
Im festen Netz der schönen Zauberin
Mußt' er auf ewig sich gefangen sehen.

Es sei ein Märchen — sag es immerhin! —
Wenn du nur willst, so kannst du es verstehen,
Doch willst du nicht, dann hat es keinen Sinn.

4.

Ich weiß, es wär' ein thörichtes Beginnen,
Wollt' ich zu dir ein Wort von Liebe sprechen;
Dein strenger Blick bestrafte mein Verbrechen
Und scheuchte mich für alle Zeit von hinnen.

Beschämung nur könnt' ich allein gewinnen
Und tiefe Reue über mein Erfrechen.
Mit einem Pfeil sich selbst in's Fleisch zu stechen,
Ist Narrenart! — Gottlob, ich bin bei Sinnen.

Doch zürnen darfst du nicht, wenn ich dir sage:
In meinem Herzen ist ein treu Verehren
Für dich erblüht, und lebt für alle Tage!

Und wollt' ich mich des holden Triebs erwehren —
Gleich würde mich mein Herz mit lautem Schlage,
Daß all' mein Müh'n vergeblich sei, belehren.

5.

Jüngst hörte ich mit weingelösten Zungen
Die Freunde froh von ihren Siegen prahlen;
Da hatte jeder schon in goldnen Schalen
Der süßen Früchte manche sich ersungen.

Den Lorbeer hatte Jeder sich errungen;
Viel holde Frauen, die voll Schönheit strahlen
Und mit der Liebe wärmsten Küssen zahlen
Die Lieder, die zu ihrem Preis erklungen.

Als forschend nach dem Glück, das ich gefunden,
Die Schaar der Freunde nun zu mir sich wandte,
Sprach ich: „Mir schlugen keine Liebesstunden!

Kein Kranz ward mein. Mir kam aus fernem Lande
Ein Veilchenstrauß von Lorbeerlaub umwunden —
Doch fremd ist mir die Hand noch, die ihn sandte."

6.

Welch' ernste Saiten hab' ich angeschlagen!
Vergessen hatt' ich ganz dein frohes Blut;
Du liebst den Scherz, den Heitern bist du gut,
Und lachst der Thoren, die nach Grillen jagen.

Dein ganzes Leben ist ein Kreis von Tagen,
Darauf der hellste Sonnenschimmer ruht;
An allen Klippen hat die günst'ge Fluth
Das Schifflein Deines Glücks vorbeigetragen.

Mir wurde früh der sehnsuchtsvolle Hang,
Die Wirklichkeit mit Träumen zu durchweben,
Und Schwermuth meistens athmet mein Gesang.

Nun zieht von fernher in dein sonnig Leben
Als leiser Schatten meines Liedes Klang,
Sich aus der Dämmerung in's Licht zu heben.

7.

Der Neugier spott' ich, die mir kluge Schlingen
In Fragen stellt und mich zu fangen strebt;
Den Namen, der mir tief im Herzen lebt,
Will sie mir listig auf die Lippe zwingen.

Verlorne Müh'! Nie wird es ihr gelingen,
Daß sie mit loser Hand den Schleier hebt,
Der meiner Lieb' Geheimniß hold umwebt,
Es vor die Augen dann der Welt zu bringen.

Gesichert ruht es auf verborgnem Grund.
Denn ach, ich weiß, daß es auf immer schiede,
Würd' nur ein Theilchen seines Wesens kund.

Drum wahr' ich's wohl und nenn' es leis: mein Friede!
Voreil'ger du! ein Siegel auf den Mund!
Denn halb verriethest du dich schon im Liede.

8.

Mit dir zu kämpfen ist kein leichter Krieg.
Der Gott des Scherzes steht an deiner Seite,
Sein Rüstzeug leiht er dir zu jedem Streite
Und hilft dir immer zum gewissen Sieg.

Er ruft dem Pfeile, den du sendest: „flieg!"
Daß ihn zum Ziel sein Götterwort geleite.
Er war es auch, der deine Augen weihte
Zum Waffenspiel, wenn deine Lippe schwieg.

Vermessen wär's, wollt' ich noch weiter wagen
Vergebnen Kampf, und frei gesteh' ich ein:
Du hast das Schwert mir aus der Hand geschlagen.

In deiner Macht bin ich, der Sieg ist dein,
Und deiner Herrschaft Zeichen muß ich tragen —
O laß es eine Rosenkette sein!

Erlebtes und Bewährtes.

Empfindlichkeit. — Eine Menge bitterer Erfahrungen entspringt für uns bei dem Verkehr mit Anderen daraus, daß man der Warnung des Dichters vergißt: „nicht will die Welt Gemüth, sie will nur Höflichkeit", und daß man, was hiemit genau zusammenhängt, in seinem Urtheil und seiner Stimmung gegenüber von unserer Umgebung sich so gerne durch Unterlassungen von Seiten der Andern und das daraus entspringende Gefühl des Verletztseins bestimmen läßt. Wo keine vertraute Erörterung möglich ist, also Allen gegenüber, die nicht ganz enge mit uns verbunden sind, bleibe man bei dem stehen, was uns wirklich positiv Gutes oder aber Uebles widerfährt. Was dagegen uns nicht geschieht, was gegen uns gefehlt wird durch ein vielleicht unerwartetes Unterlassen von Dem oder Jenem, das suche man nach Kräften als nicht geschehen zu betrachten, grüble und gräme sich nicht darüber. Selbst sein Urtheil bilde man sich weit mehr nach dem, was geschieht, als auf Grund dessen, was nicht geschieht. Auf einer gewissen Lebensstufe ist man jedoch viel eher geneigt zum Gegentheil.

Größe in der Beschränkung. — Die Größe und der Reichthum der Schöpfung tritt uns besonders auch in der Wahrnehmung entgegen, daß selbst der todte Stein Leben und individuelle Gestaltung nach festbestimmten Gesetzen hat. Er stirbt nicht, wächst vielmehr in's Unendliche. Dieses erscheint auf den ersten Anblick sogar als Vollkommenheit gegenüber von Anderem, was der Vergangenheit anheimfällt und dessen Wachsthum in sichern Grenzen eingeschlossen ist. Es ist aber natürlich nur scheinbar, daß das Steinreich höher stehen soll, als Pflanzen und Thiere. Also nicht Wachsthum in's Unendliche, nicht Unbeschränktheit und volle Freiheit, sondern vielmehr individuellste Beschränkung ist das Größeste. So sind auch nicht die Vierhänder, sondern die Zweihänder die Krone der Schöpfung, und — Bildung ist Entsagung.

Schafe und Böcke. — Die Menschen sind nicht so gut, als sie dir in guter, und nicht so schlimm, als sie dir in schlimmer Stimmung erscheinen. Die völligen Extreme im Guten und Schlechten sind äußerst selten. Auch im Besten schlummern die Giftkeime. Dennoch bleibts dabei, daß es feste Grenzscheiden gibt, von denen links die Böcke, rechts die Schafe stehen. Eine der sichersten Grenzen bildet der Unterschied zwischen denen, welchen es nur um den Schein zu thun ist, und denen, die vor der Wahrheit allezeit die Kniee beugen und immerdar das Wesen und die Sache im Auge haben.

Luthers Humor. — Was ist Humor? Auf diese Frage hat man viele gelehrte Antworten. Ein schlichtes Exempel macht's vielleicht klarer als viele Worte. Als Luther im Jahr 1520 die aus seinem tiefsten Gemüth und Geist quellende Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung schrieb, war er, wie jeder Zeile anzuspüren ist, vom heiligsten Ernste und Eifer für seine Aufgabe erfüllt, war er sich auf's Bestimmteste bewußt, einem gottgewirkten Drange zu folgen. Und doch, wie spricht er im Vorwort? „Ich bedenke wohl, daß mir's nicht wird unverwiesen bleiben, als vermesse ich mich zu hoch, daß ich verachteter, begebener Mensch solche hohe und große Stände darf anreden in so trefflichen großen Sachen, als wäre sonst Niemand in der Welt, denn Doktor Luther, der sich des christlichen Standes annehme und so hochverständigen Leuten Rath gebe. Ich lasse meine Entschuldigung anstehen, verweise mir's, wer da will; ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Thorheit schuldig; die habe ich mir jetzt vorgenommen, so mir's gelingen mag, redlich zu bezahlen und auch einmal Hofnarr zu werden. Gelinget mir's nicht, so habe ich doch einen Vortheil, darf mir Niemand eine Kappen kaufen noch den Kampf bescheeren. Es gilt aber, wer dem Andern die Schellen anknüpft." Das ist Humor.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Princeton University Library
32101 064079823